Völkerkunde.

Charakteristik und Physiologie der Völker

von

Dr. M. L. Frankenheim,
ordentlichem Professor an der Universität von Breslau.

Breslau,
Verlag von Trewendt & Granier.
1852.

Völkerkunde.

Völkerkunde.

Charakteristik und Physiologie

der Völker

von

Dr. M. L. Frankenheim,
ordentlichem Professor an der Universität von Breslau.

Breslau,
Verlag von Trewendt & Granier.
1852.

Inhalt.

Zweiter Theil.

Dritter Theil.

Erster Abschnitt.

Zweiter Abschnitt.

Einleitung.

Die zwölf bis dreizehn hundert Millionen Menschen, welche in einer großen Anzahl von Völkern über die Oberfläche der Erde verbreitet sind, bieten sowohl körperlich als geistig die größte Mannigfaltigkeit dar.

Es giebt Völker, hoch und schlank gewachsen, mit langem blondem Haar, blauen Augen und einer von dem durchschimmernden Blute gerötheten Haut, nach unserm Gefühle die schönsten des ganzen Menschengeschlechts, und in ihrer Nähe andre Völker, von kleinem, schmächtigem Wuchse, mit schwarzem, wolligem Haare und einer schmutzig gelben Gesichtsfarbe, in deren Zügen wir keine Spur von dem Adel und der Schönheit finden, die wir bei ihren Nachbarn zu sehen glauben.

Nicht minder groß sind die Unterschiede in der Bildung des Geistes. Unter den Völkern, welche man an den öden Gestaden entlegner Inseln und in den Urwäldern der Kontinente vorgefunden hat, stehen einige auf einer so niedrigen Stufe der Bildung, daß der Europäer sie kaum für Wesen gleicher Art halten mag. Die Befriedigung der körperlichen Bedürfnisse ist ihr einziges Ziel, und selbst dieses wird nur auf die roheste Weise verfolgt. Ihre Nahrungsmittel sind fast ebenso einfach und ihre Wohnungen fast noch weniger bequem und schön geformt, wie die der Thiere in ihrer Nähe. Es giebt bei ihnen kein Recht, als das der Gewalt, und auch zwischen dem Manne und seinem Weibe herrscht, wie es scheint, keine andre Kraft, als die körperliche Stärke. Welche Kluft zwischen diesen Völkern und den gebildeten Bewohnern Europa's, die zu ihrer Nahrung, ihrer Woh-

nung, die Thätigkeit von Millionen Menschen und die Erzeugnisse der entferntesten Zonen in Anspruch nehmen, und deren geistiges Leben alle Zeiten und alle Räume durchdringt!

Diese großen Unterschiede in dem körperlichen und geistigen Zustande der Menschen sind entweder eine Folge der Erziehung, d. h. der Einwirkung der Natur und andrer Menschen, oder sie rühren von Eigenschaften her, die von der Erziehung unabhängig, die dem Menschen angeboren sind.

Die Völker von Europa, die das Glück haben, an der Spitze der Civilisation zu stehen, zögern nicht, sich für die letzte der beiden Ursachen zu erklären. Sie sind, nach ihrer Meinung, nicht nur die am meisten fortgeschrittenen, sondern auch die am meisten begabten Völker. Wie ihr Körper am edelsten geformt sei, so enthalte auch ihr Geist die edelsten Anlagen. Nur ihnen werde es daher möglich, die höchste Stufe der Bildung zu ersteigen. Den übrigen Völkern, von der Natur weniger reich begabt, sei vom Ursprunge an eine geistige Knechtschaft auferlegt, welche der Entwicklung ihres Geistes enge, selbst unter den günstigsten Natur-Verhältnissen nicht zu ersteigende Schranken setze.

Aber dieses hohe Bewußtsein von der Stellung des eignen Volkes zur Menschheit ist nicht nur den hochgebildeten Völkern von Europa eigen. Denn so elend und roh uns auch ein Volk erscheinen mag, so hält es dennoch, so gut wie wir, seine Gestalt für die schönste, seinen Geist für den begabtesten unter den Völkern. Und wenn dieses Gefühl auch durch den Verkehr mit andern Völkern, deren Ueberlegenheit in Industrie und Kenntnissen es anerkennen muß, etwas herabgestimmt wird, so hält sich das Volk doch niemals für weniger fähig, sondern nur für weniger unterrichtet und geübt, und zweifelt niemals an seinem Vermögen, den Mangel bald beseitigen, und sich dadurch dem von ihm am höchsten geachteten Volke an die Seite stellen zu können.

So seltsam uns auch dieses hohe Selbstgefühl eines barbarischen Volkes erscheinen mag, so müssen wir ihm doch auf eine andre Weise zu begegnen suchen, als durch ein ähnliches Gefühl von unsrer Seite. Aber diese Aufgabe ist nicht leicht. Denn um den Preis in der Schönheit des Körpers zu bestimmen, fehlt uns jeder zuverläßige Maßstab,

und was den Geist betrifft, so besitzen wir zwar Mittel genug, um ihm die Stellung anzuweisen, die er in seiner Entwicklung bereits erreicht hat; aber wer, der blos den gegenwärtigen Zustand eines rohen Volkes, der blos die Keime der Bildung sieht, vermöchte die Früchte zu bestimmen, die einst unter günstigen Umständen zur Reife kommen können? Wie zuweilen Brüder einander geistig fremder werden, wie Menschen aus ganz verschiednen Stämmen, so ist es auch mit den Völkern. Der rohe Lappländer und Ostjake ist der Stammes-Verwandte des gebildeten Ungarn; das Volk der slavischen Goralen in den Karpathen ist ungeachtet seiner nahen Verwandtschaft mit den Böhmen und Polen unter den rohen Gebirgsvölkern von Europa eines der rohesten, und die Ahnen der meisten gebildeten Völker von Europa waren noch zur Zeit der Griechen in keiner Beziehung den mongolischen und kurdischen Völkern überlegen. Einige von ihnen, wie die alten Kelten, wurden auf den Sklavenmärkten der römischen Städte verkauft, und waren, wie die Neger jetzt, die geistesarmen, verachteten Sklaven hochmüthiger Herren. Sie standen in den Sitten sogar den rohesten Negern nach, da ihnen mit dem ächten Familienleben auch jede Möglichkeit der Gesittung zu fehlen schien.

Aber diese niedrige Bildungsstufe verhinderte ihre Nachkommen in Schottland und Irland und die ihnen nahe verwandten Franzosen nicht, sich unter dem Einflusse der Natur und der Völker, mit denen sie friedlich und feindlich verkehrten, zu einer Civilisation zu erheben, die an Umfang und Regsamkeit keiner andern nachsteht. Und warum sollten die Nachkommen der Neger und Mongolen, welche in den Völkern des neuern Europa weit gebildetere und menschlichere Lehrer haben, als die alten Römer und Griechen waren, weniger glücklich sein, wie die Stämme der Britten und Gallier?

Denn die ärmsten und unwissendsten Völker der Erde stehen den gebildetsten nur in der Summe des Erfaßten, nicht in der Fähigkeit des Erfassens nach. Abkömmlinge der rohesten Völker sind zuweilen von ihrer Kindheit an in der Mitte der am höchsten civilisirten Völker erzogen worden, und andrerseits sind Kinder von Engländern oder Franzosen in der Mitte eines nordamericanischen Jägerstammes auf-

gewachsen. Aber der zum Jüngling herangewachsene Knabe unterschied sich von den mit ihm erzogenen Söhnen fremden Stammes nicht mehr, wie die Kinder eines Elternpaares. Wie die Einzelnen, so werden ganze Völker erzogen und diese Einwirkung der Natur und der andren Völker, diese Erziehung des Menschengeistes ist es, die wir hier, von der Geschichte und der Erdkunde geleitet, näher untersuchen wollen.

Unsre Aufgabe besteht daher in drei Theilen. Wir werden erstlich die Natur betrachten müssen, nicht blos als Schauplatz der Thätigkeit des Menschengeistes, sondern auch als eine mächtig in sein Leben eingreifende Kraft; zweitens, den Menschen nach den geistigen und körperlichen Anlagen, die er schon durch die Abstammung, unabhängig von der Erziehung, besitzt; drittens, die Völker unter dem Einflusse dieser Erziehung.

Unsre Abtheilungen sind also:

1. die Natur.
2. die Volksstämme.
3. die Völker.

Erster Theil.

Die Natur.

Der Mensch, nebst den Thieren und Pflanzen, an deren Dasein er gebunden ist, lebt auf der Oberfläche des Landes. Ueber ihm erhebt sich die Atmosphäre, die Vereinigung aller luftförmigen Stoffe, welche theils hier entstanden waren, theils die Erdrinde durchbrechen konnten. Am dichtesten in der Nähe der Erdfläche, wird die Atmosphäre um so dünner, je weiter sie sich von ihr entfernt, bis sie endlich unfähig wird, irgend eine von der Erde aus sichtbare Erscheinung hervorzubringen.

Neben dem Lande und über die tieferen Stellen der Erdfläche breiten sich über den größten Theil der Erde der Ocean und kleinere, mehr an das Land gebundene Gewässer aus, welche alle von dem Lande ablösbare Theile in sich aufgenommen und sich dadurch zu einem von dem reinen Wasser verschiedenen Stoffe umgebildet haben. Auf der Fläche des Wassers erscheint der Mensch nur als Wanderer; in die Atmosphäre vermag er sich nur auf Augenblicke zu erheben. Aber dennoch ist er nicht blos von dem festen Lande abhängig, sondern auch von der Atmosphäre und den Gewässern.

Denn auf der Oberfläche der Erde begegnen sich die Wirkungen, welche aus dem Widerstreite der drei Hauptbestandtheile der Erde, des

Landes, des Gewässers und der Atmosphäre und aus den Einflüssen der fremden Weltkörper hervorgehen; und der Mensch, der auf ihr lebt, wird von ihnen theils unmittelbar betroffen, theils empfindet er ihren Einfluß durch die Veränderungen, welche sie in der Erdfläche und der Atmosphäre, aus denen er alle seine geistige und physische Nahrung zieht, hervorbringen.

Wir wollen zuerst die Einflüsse der Himmelskörper betrachten, dann die Wirkungen der aus der Erde selbst hervorgehenden Kräfte.

I. Die Einflüsse der Himmelskörper.

Diese wirken mit Ausnahme der Sonne und des Mondes nur durch ihr Licht, d. h. vielleicht nur durch die Vorstellungen, welche die Gestalten, zu denen sie sich gruppiren und die Veränderungen, die sie in Stellung und Glanz erleiden, in dem menschlichen Geiste erwecken.

Der Mond zeigt diesen Wechsel von Ort, Gestalt und Glanz in weit höherem Maße als die Sonne. Er bringt auch kleine Veränderungen in der Atmosphäre und etwas größere im Ocean hervor, den er aufregt und an einigen Stellen in beträchtliche Strömungen versetzt. Aber auch sein Einfluß ist mehr geistig als materiell.

In diesem Sinne wirkt nur die Sonne kräftig auf die Erde ein. Dringt ihr Einfluß auch nur wenige Fuß tief in die Rinde der Erde, so ist er doch von entscheidender Macht auf alles, was sich an ihrer Oberfläche befindet, auf die Gewässer und die Atmosphäre. Ohne das Licht der Sonne würden die Pflanzen keine kräftigen Stängel und Blätter, keine farbigen Blüthen treiben; ohne ihre Wärme würden weder Pflanzen noch Thiere leben können; der Ocean würde zu Eis und die jetzt durch ihren Wassergehalt bildsame Erde zu lockerem Staube oder zum harten Felsen werden. Durch die Sonne wird die Erde von ihrer Starrheit gelöst, Luft und Wasser in Bewegung gesetzt, Pflanzen und Thiere zum Leben erweckt. Aber obgleich die Sonne immer fast gleichförmig wirkt, so ist die Erde doch nicht in allen Orten und Zeiten für ihren bleibenden Einfluß gleich empfänglich. Es entstehen die Unterschiede der Jahreszeiten und der Klimate.

Unter dem Klima eines Ortes begreift man die Gesammtheit seiner atmosphärischen Erscheinungen. Diese sind ungeachtet ihrer Mannigfaltigkeit fast ausschließlich die Wirkung der Sonnenstralen, theils derjenigen, welche den Ort unmittelbar treffen, theils Nachwirkungen der auf andre Theile der Erde gefallenen Stralen.

1. Die Temperatur.

Die Stralen der Sonne wirken um so stärker auf die Erdoberfläche ein, je weniger ihre Richtung von der senkrechten abweicht. Mit ihrer Neigung zum Horizonte steigt der Verlust, den sie in der Luft und an der Erde selbst erleiden, in raschem Verhältnisse. Unter übrigens gleichen Umständen ist daher der Einfluß der Sonne um so kleiner, je weiter der Ort vom Aequator entfernt ist, und man kann die Erdfläche durch Kreise, die dem Aequator parallel sind, in Zonen theilen, die eine nach den Polen hin abnehmende Temperatur besitzen.

In den oberen Regionen der Atmosphäre, auch wenn das Land so hoch hinauf ragt, ist die Luft kühler. Zwar ist die unmittelbare Wirkung der Sonne, die hier noch weniger an Kraft verloren hat, etwas größer, als in der Tiefe. Aber in der dünnen Luft zerstreut sich die Wärme bald wieder, und die aus den Niederungen aufsteigende wärmere Luft kühlt sich ab, wenn sie sich in dem oberen Raume ausdehnen muß. Daher ist das Klima einer hochgelegenen Gegend um so niedriger, je größer ihre Höhe ist, so daß man beim Ersteigen derselben einen ähnlichen Wechsel der Temperatur erfährt, wie bei einer Wanderung nach einem dem Pole näher gelegenen Lande.

Die Wirkung der Sonne hängt aber nicht bloß von der Neigung des Bodens gegen ihre Stralen, sondern auch von der Beschaffenheit desselben ab. Besteht er aus trockner Erde oder aus Stein, so wird er durch die Stralen stark erwärmt; aber diese Wärme dringt nicht tief in das Innere ein, und so leicht sie entstanden war, so schnell vergeht sie wieder, wenn die Sonne untergeht oder durch Nebel oder Wolken bedeckt wird.

Das Wasser wird dagegen an seiner Oberfläche von der Sonne weit schwächer erhitzt; die Wärme dringt von den im Wasser nie fehlenden Strömungen geleitet in das Innere ein und erwärmt dieses

bis in beträchtliche Tiefen. Auch verwandelt sie einen Theil des Wassers in Dampf, der wie ein Wärmebehälter die Wärme, wenn sie stark ist, aufnimmt und bewahrt, und beim Sinken der Temperatur durch die Rückkehr in den flüssigen Zustand wieder zurückgiebt. Das Wasser nimmt daher unter dem Einflusse der Sonne keine so hohe Temperatur an als das Land; es kühlt sich aber auch, wenn es von der Sonne nicht mehr beschienen wird, weniger ab. Land und Wasser, wenn sie auch der Sonne auf gleiche Weise ausgesetzt sind, bringen daher in ihrer Atmosphäre sehr verschiedene Klimate hervor.

2. Die Winde.

Wo zwischen zwei in gleicher Höhe liegenden benachbarten Orten eine Verschiedenheit in der Temperatur stattfindet, da entsteht auch eine Strömung in der Luft, ein Wind. In den niederen, der Erdfläche nahen Schichten strömt die Luft aus der kälteren in die wärmere Gegend, in den oberen Schichten kehrt sie in die kältere zurück, und dieser doppelte Wind, von denen zwar der obere nur selten beobachtet werden kann, der untere aber sehr fühlbar ist, dauert so lange, als die Temperaturen noch nicht vollständig ausgeglichen sind.

Durch diesen Wind wird der Unterschied zwischen der Temperatur des Wassers und des Landes wiederum vermindert; das Klima des Ufers wird in den heißeren Zeiten des Jahres und des Tages minder heiß und in der Nacht und im Winter minder kalt, als in den vom Wasser entfernteren Theilen des Landes.

Diese Winde wechseln schon, als tägliche Land- und Seewinde, an jeder Küste regelmäßig mit einander ab. Sie gewinnen aber an Kraft und Dauer, wo nicht blos die Temperaturen von Tag und Nacht, sondern auch die der Jahreszeiten gegen einander ausgeglichen werden sollen, und steigen in den Meeren zwischen Neuholland, Südasien und Africa bis zu den mit gewaltigen Orkanen eintretenden, regelmäßigen Monsuns welche die Luftmasse je nach der Jahreszeit und der Lage des Landes in entgegengesetzte Richtungen führen.

Eine ähnliche Wirkung bringen die Unterschiede zwischen den Temperaturen der Zonen am Aequator und den Polen hervor. In der Nähe der Erdfläche strömt die Luft ursprünglich dem heißeren Aequator

zu, und in den höheren Schichten vom Aequator ab. Aber durch den Einfluß der Achsendrehung der Erde wird, wie man annimmt, der untere Wind zwischen den Wendekreisen zum Ostwinde, dem Passat, und der obere Wind steigt in den zwischen den Wende- und Polarkreisen liegenden Erdgürteln als Westwind zur Oberfläche der Erde herab.

Diese Winde sind jedem Seefahrer wohl bekannt; denn wer im Oceane von Osten nach Westen schiffen will, sucht so viel als möglich in den Bereich des Passates zu kommen, der in den Meeren am Aequator mit verhältnißmäßig unbedeutenden Schwankungen beständig in derselben Richtung weht, und die Fahrt vom südlichen Europa und von Africa nach dem mittleren America und von da nach dem südlichen Asien sehr erleichtert. Die Westwinde der mehr von dem Aequator entfernteren Zonen stehen zwar dem Passat an Stärke und Gleichförmigkeit weit nach, aber auch sie bewirken, daß die Fahrt von Europa nach dem nördlichen Theile von America länger und beschwerlicher wird als der Rückweg.

Beide Winde sind nur auf dem Ocean und der Küste herrschend. In dem Inneren der Festländer werden sie sehr unregelmäßig oder auch gänzlich aufgehoben, weil sie entweder ihrem Ursprunge nach an das Meer gewiesen sind, oder weil die Ungleichförmigkeit der Erdfläche jede regelmäßige Bewegung der Luft zerstört.

Aber auf dem Ocean wird der Einfluß der Winde noch durch die Strömungen erweitert, welche ein jeder einige Tage hindurch streichende Wind im Wasser hervorbringt. Zu dem fast ununterbrochen nach Osten wehenden Passate gesellt sich daher in den Aequatoreal-Ländern eine ihm gleichlaufende Strömung des Oceans, so daß hier alle großen Naturmächte, Sonne, Luft und Meer von Osten nach Westen gehen.

Wo der Ocean sich am weitesten ausbreitet, und die wenigsten Unterbrechungen erfährt, da strömen auch Meer und Wind mit der größten Regelmäßigkeit, und der Schiffer durchschneidet den Ocean fast ohne an den Segeln und dem Steuer zu rücken. Aber so wie man sich den Festländern nähert wird der Gang des Meeres gehemmt, und aus dem gleichförmigen Fortschreiten eines hunderte von Meilen

breiten Meeres wird das stürmische Eilen eines schmalen, an den Küsten hinbrausenden, durch jede Oeffnung sich drängenden Stromes.

Zu gleicher Zeit entwickelt sich der Kampf auch in der Luft. Lokale Winde, von den Temperatur-Differenzen der sich berührenden Meere und Länder erzeugt, erheben sich und kämpfen mit den großen Ost- und Westwinden der Erde. Bald siegt der normale, bald der lokale Wind, bald halten beide einander das Gleichgewicht, und es tritt eine völlige Windstille und mit ihr die drückendste Schwüle auf Stunden oder Tage ein, bis sich endlich die gefesselten Lüfte zu einem furchtbaren Orkane befreien, in welchem die sich fortwälzenden Luftsäulen innerhalb weniger Meilen und weniger Stunden die stärksten Wechsel in ihrer Richtung und ihrer Geschwindigkeit erleiden. Die Stätten, wo der Passat an die Westwinde grenzt, sind daher die Heimat der Orkane und in den Regionen der Monsune wird die Zeit, in der ihre Richtung wechselt, durch Gewitter und Stürme bezeichnet.

3. Die extremen und die milden Klimate.

Durch die Winde werden die Temperaturen der Luftschichten, durch die Meerströmungen die des Oceans ausgeglichen und durch beides die Temperaturen aller Zonen gemäßigt. In der Atmosphäre des Oceans, wo beide Arten von Strömungen sich in ihrer Wirkung vereinigen, und die Winde weit regelmäßiger und kräftiger sind, als auf dem Festlande, ist auch ihr Einfluß stärker und das Klima in jeder Beziehung milder.

Daraus entspringt der für das Klima der Länder und der gesammten organischen Welt sehr wichtige Unterschied der oceanischen und der kontinentalen Klimate. Die Küsten selbst theilen beinahe das Klima der Meere; sie sind in den heißeren Zonen weniger heiß, in den kälteren weniger kalt, und in beiden sind die Unterschiede zwischen den Jahreszeiten kleiner als im Inneren der Länder. Diese Wirkung ist nicht auf die Küstensäume beschränkt, sondern erstreckt sich, von den Winden getragen, oft weit in das Innere, hauptsächlich derjenigen Länder, denen der herrschende Wind die Atmosphäre des Meeres zuführt.

Aus diesem Grunde haben zwischen den Wendekreisen die dem herr-

schenden Passatwinde ausgesetzten Ostküsten von America und Neuholland und die Inselgruppen im Ocean zwischen America und Asien eine mildere Temperatur als das Innere und die Westküsten der Kontinente.

Noch bedeutender als am Aequator ist der Einfluß der oceanischen Atmosphäre auf die Länder innerhalb der gemäßigten und kalten Zonen der nördlichen Halbkugel. Der westliche Theil von Europa und die Nordwestküste von America haben eine weit höhere mittlere Temperatur und einen geringeren Unterschied in den Temperaturen der Jahreszeiten als die östlich gelegenen Länder, als Kamtschatka, als Canada und die nördlichen Staaten der americanischen Union. Je weiter man sich von dem Meere entfernt, desto mehr entfernt sich der Charakter des Klimas von dem oceanischen, desto mehr sinkt die mittlere Temperatur, desto weiter treten die Temperaturen der Sommer- und Wintermonate auseinander. Aber der Einfluß des Meeres bleibt noch Hunderte von Meilen von der Küste bemerklich, und nur allmälig geht das Klima in das durch die Extreme sowohl der Kälte als der Wärme ausgezeichnete kontinentale über.

In der südlichen Erdhälfte liegen nur wenige Länder außerhalb der tropischen Zone, und diese sind, das noch unbekannte Innere des südlichen Neuhollands ausgenommen, dem Meere sehr nah. Nach ihrer Lage müssen diese Inseln und Küsten ein Küstenklima haben, und dieses ist auch bei allen südlichen Ländern, deren Klima man kennt, insofern der Fall, als die Temperatur im Laufe des Jahres weit kleinere Veränderungen erfährt, als in den ähnlich gelegenen Ländern Europa's. Was die mittlere Temperatur des Jahres betrifft, so steht die südliche Halbkugel den europäischen Küstenländern gleicher Breite vielleicht etwas nach; sie ist aber den Ländern im Innern und im Osten von Asien und America weit überlegen.

4. Der Kreislauf der Gewässer.

Eine mittelbare Wirkung der Sonnenwärme ist die Verdampfung, ein für die Bildung der Thier- und Pflanzenwelt entscheidender Prozeß. Aus allen Gewässern der Erde, der süßen, wie der salzigen, steigen in Gas oder Dampf verwandelte Wassertheile empor und breiten sich

in der Atmosphäre aus. Schon im Eise und in sehr kaltem Wasser ist diese Entwickelung deutlich; aber die Menge des Dampfes, die ein Raum enthalten kann, steigt in raschem Verhältnisse mit der Temperatur, wenn auch die Menge, welche er wirklich enthält, noch von seinem Umfange und der Größe der verdampfenden Wasserfläche abhängt. Wenn nun der mit Wasserdampf fast gesättigte Raum durch irgend eine Ursache, etwa die Vermischung mit einer kälteren Luft, abgekühlt wird, so kehrt der Dampf in seinen früheren Zustand zurück und verwandelt sich in Tröpfchen, die eine Zeitlang wie feine Staubtheilchen in der Luft schweben, Nebel oder Wolken bilden und später, oft nach mehrmaligem Wechsel zwischen den Zuständen des Dampfes und des Dunstes, endlich wieder zur Erde zurückkehren.

So vollendet das Wasser seinen Kreislauf, indem es vom Oceane und den übrigen Gewässern aufgestiegen, als Dampf oder Dunst von den Winden ergriffen und fortgeführt wird, alsdann in Ländern, die vom Meere oft weit entfernt sind, als Thau, Regen oder Schnee niederfällt, in die Spalten der Erde dringt und zuletzt als Quell hervorsprudelt, dessen Gewässer als Bach, Fluß oder Strom wieder nach dem Meere zurückgehen.

An diesem Kreislaufe haben die verschiedenen Länder der Erde einen sehr ungleichen Antheil erlangt. Zuweilen ist das Klima so heiß, Höhen und Tiefen so gelagert, daß kein Regen herabfällt, kein Quell sich bilden kann, und das Land zur pflanzenlosen Wüste wird. Zuweilen verdankt das Land die Fähigkeit Thiere und Pflanzen zu ernähren nur einem unter günstigeren Naturverhältnissen entstandenen Flusse, der auch einen kleinen Strich an seinen Ufern mit Wasser durchzieht.

Nicht aller Dampf kommt aus dem Meere; auch die Gewässer im Lande und die feuchte Erde tragen zur Bildung der Wolken und des Regens bei. Aber die Hauptquelle bleibt das Meer, und die Länder, deren Atmosphäre die oceanischen Zuflüsse in größter Menge empfängt, werden in der Regel auch das feuchteste Klima haben.

Also dieselben Bedingungen, welche die Temperatur eines Landes mäßigen, machen auch das Klima feuchter und ein kontinentales Klima

wird sich von dem oceanischen und Küstenklima in der Regel auch durch größere Trockenheit unterscheiden.

Hiervon machen jedoch die hochgelegenen Länder eine Ausnahme, deren Klima kühler, gleichmäßiger, aber zugleich auch beträchtlich trockener ist, als das Klima der Niederungen.

Wir haben also als Wirkung der Sonnenwärme drei Hauptklimate.

1. das oceanische, feucht und gleichmäßig,
2. das kontinentale, trocken und extrem,
3. das der Hochländer, trocken und gleichmäßig.

II. Die Kräfte der Erde.

Die Oberfläche der Erde ist sowohl was ihre Zusammensetzung als ihre Höhe betrifft, sehr ungleichförmig. Den größten Theil bedeckt eine zusammenhängende Wassermasse, der Ocean, dessen Spiegel überall bis auf wenige Fuß dieselbe Höhe hat, und also nur sehr wenig von einer horizontalen Fläche abweicht. Außerdem giebt es einige ebenfalls mit Wasser bedeckte Landschaften, deren Spiegel zwar horizontal, aber bald höher, bald tiefer liegt, als der Ocean. Auf dem kleineren, etwa dem dritten Theil der Erdfläche gleichen Lande ist die Oberfläche in der Regel weit höher gelegen als der Ocean oder die benachbarten Binnenseen; aber in der Art dieser Abweichung finden sich die größten Unterschiede, bald sind Tausende von Quadratmeilen von gleichem oder nur wenige hundert Fuß verschiedenem Spiegel, bald sind innerhalb weniger Meilen die größten Unterschiede neben einander gedrängt.

Das letzte ist jetzt nur auf einem sehr kleinen Theil der Erde wahrzunehmen. Der überwiegend größte Theil der Festländer bietet eine fast ebene, sich über das Meer wenig erhebende Oberfläche dar. Aber wenn man die mitten aus der unergründlichen Tiefe des Meeres aufsteigenden Felsen und Inselgruppen betrachtet, oder in den Festländern einige hundert Fuß weit durch die äußere Bedeckung der Erde in die tieferen Schichten ihrer Rinde eindringt, so erkennt man, daß die Kraft, welche die Gebirge hervorgebracht hat, fast an allen Orten auf

eine ähnliche Weise gewirkt hat, und daß die Gleichförmigkeit der gegenwärtigen Erdfläche nur eine Folge von der Auflagerung des Wassers selbst, oder der vom Wasser gebildeten Erdschichten ist.

In der That verdankt die Erdoberfläche ihre gegenwärtige Gestalt den zwei großen Naturkräften des Feuers und des Wassers, oder den vulkanischen und neptunischen Kräften.

1. Die Wirkungen der vulkanischen Kräfte.

Das Feuer hat seinen Sitz tief unter der Oberfläche der Erde. Dort, weit entfernt von dem Bereiche der unmittelbaren Beobachtung, bildet es neue Stoffe, dehnt es andere aus, schmelzt die starren und vergaset die flüssigen. An der Oberfläche der Erde nehmen wir blos die entfernteren Wirkungen jener mächtigen Ursachen wahr. Auch diese sind sehr mannigfaltig. Schon die Kraft selbst ist von sehr ungleicher Stärke; die Hitze hat verschiedene Grade; die dem Feuer unmittelbar ausgesetzten Stoffe sind an Masse, an Eigenschaften sehr mannigfaltig. Aber die Wirkung die der Mensch wahrnehmen kann, hängt überdies von der Beschaffenheit der Erdrinde ab, welche den Heerd des unterirdischen Feuers bedeckt und der schmelzenden und hebenden Kraft bald widerstehen kann, bald nach längerem oder kürzerem Kampfe weichen muß.

Man kann die Wirkung der vulkanischen Kraft in drei Klassen theilen:

erstlich in Schwankungen des Erdbodens,
zweitens in Veränderungen des Spiegels,
drittens in vulkanische Ausbrüche.

Die Schwankungen des Erdbodens oder die Erdbeben sind die einfachsten und zugleich am schnellsten vorübergehenden Wirkungen der vulkanischen Kräfte. Sie erstrecken sich zwar oft über viele tausend Quadratmeilen, und kein Land bleibt ganz von ihnen verschont; aber ihre Wirkung besteht hauptsächlich in einem Schwanken, das nach einigen Sekunden spurlos verschwunden ist.

Blos in dem beschränkten Raume, den man als den Kern des Erdbebens ansehen kann, sind die Schwankungen zuweilen stark genug, um ein dauerndes Resultat zurückzulassen, und hier ist die Erscheinung oft

in hohem Grade großartig. Die starre Erdrinde wird gewaltsam aufgeregt, sie wallt wie ein vom Winde bewegtes Meer in hohen Wellen auf und ab und erregt in dem Menschen dieselben Empfindungen, wie ein Schiff auf unruhigem Meere. Alles Bewegliche wird von seiner Stelle gerückt, alles Feste kommt in ein heftiges Schwanken, die Häuser, die Felsen spalten sich und stürzen ein. In der Erde entstehen weite Klüfte, in welche Flüsse fallen und verschwinden. An andern Stellen wird die Erde zusammengedrückt und alles zermalmt, was in dem Bereiche des Druckes liegt, und die Flüsse durch neu entstandene Höhen in ihrem Laufe gehemmt, suchen sich verheerend neue Betten zu graben.

Noch mannigfaltiger werden die Erscheinungen da, wo das Meer an den Sitz des Erdbebens grenzt. Denn durch die gewaltigen Stöße aus seiner Ruhe gebracht, zieht es sich erst vom Ufer zurück und legt weite Strecken seines Grundes bloß; dann aber erhebt es sich wieder, stürzt mit ungeheurer Gewalt auf das Ufer, läßt Schiffe und Seethiere tief in dem Lande zurück, führt dafür alles bewegliche mit sich fort und begräbt oft Tausende von Menschen in seinen Fluthen.

Oft reichen wenige Sekunden hin, um alle diese Wirkungen hervorzubringen; zuweilen wiederholen sich die Stöße nach Pausen von einigen Stunden oder Tagen mehrere Male. Dann hat sich aber auch die Kraft erschöpft; der Boden tritt wieder in seine Ruhe zurück und zeigt oft durch Jahrzehnde und Jahrhunderte nicht die geringste Bewegung mehr. Aber seine Oberfläche hat sich gänzlich umgewandelt. Berge sind zerklüftet und eingestürzt, Thäler verschüttet, die Schichten der Erdrinde verworfen. Die Flüsse haben sich neue Betten gegraben, das Meer hat sich neue Ufer gebildet, und die Gestaltung des Bodens giebt ein unvergängliches Zeugniß von der Gewalt der vulkanischen Kräfte, deren ursprüngliche Wirkung hier nur in einem Schwanken der Erdfläche bestanden hatte.

Weit durchgreifender als durch Erdbeben wird der Erdboden durch die vulkanischen Kräfte *zweiter Klasse* verändert, welche entweder durch die Bildung eines umfangreichen Stoffes, etwa eines Gases, einen starken Druck von Innen nach Außen erzeugen, oder die umgekehrt durch die Zerstörung desselben einen leeren Raum hervorbringen,

in den die höher liegenden Schichten der Erdrinde herabstürzen. Man hat solche Hebungen und Senkungen am häufigsten am Meeresufer wahrgenommen, wo man in dem Spiegel des Wassers ein unveränderliches Maaß und in den Schiffern und Fischern sehr theilnehmende und kundige Beobachter fand. Aber da das Meer an sich keinen Theil an dieser Wirkung hat, so findet sie unstreitig nicht minder häufig im Innern der Länder statt, wenn sie auch hier selten beobachtet wird. Aber oft sind diese Veränderungen so gewaltig, daß man keiner künstlichen Beobachtungsmittel bedarf.

Aus dem Grunde des Meeres, wo der Schiffer oft nicht einmal eine Untiefe kannte, steigt plötzlich eine Insel auf, die binnen wenigen Tagen weit über den Spiegel des Meeres hervorragt. Oder mitten im Lande, wo die Bewohner bisher ruhig ihren Arbeiten oblagen, schwillt auf einmal der Boden an und erhebt sich an einigen Stellen mehrere hundert Fuß über seine frühere Lage.

Oft ist die Wirkung eine entgegengesetzte. Eine Insel, die man für eben so fest hielt, wie die übrigen, sinkt in das Meer zurück und ist bald spurlos verschwunden. Zuweilen stürzt ein Berg ein und bedeckt entweder die ganze Umgebung mit seinen Trümmern, oder er sinkt zusammen und läßt, da wo er stand, einen tiefen See zurück.

Diese und ähnliche Erscheinungen sind gewöhnlich mit Erdbeben verbunden; aber so bedeutend diese auch sein mögen, sie sinken hier zu einem bloßen Symptome der größern Naturmacht herab.

Aber stärker und einflußreicher auf die Gestalt der Erdoberfläche ist die dritte Klasse von Wirkungen der vulkanischen Kraft, nämlich die vulkanischen Ausbrüche. Es drängen sich nämlich aus den Höhlungen und Spalten, welche sich bei diesen Erschütterungen in der Erdrinde bilden, neue Stoffe hervor, die tief unter der Erdoberfläche, dem Heerde des unterirdischen Feuers näher standen. Unter diesen nehmen ihrem Umfange und Gewichte nach die gasförmigen Stoffe den ersten Rang ein, und sie sind es wahrscheinlich auch, welche an der Entstehung der weiterverbreiteten Erdbeben und den Veränderungen des Erdspiegels den größten Antheil haben. Aber die Gase verbreiten sich schnell in der Atmosphäre und lassen an dem Sitze der

vulkanischen Thätigkeit nur wenige Spuren zurück. Auch das Wasser, welches zuweilen aus den Vulkanen, theils rein, theils mit erdigen Theilen gemischt, als Schlamm hervorsprudelt, fließt bald ab, und es bleibt fast nur eine Schlammdecke als dauernde Wirkung übrig.

Wichtiger als diese Ströme von Gas und Wasser sind die von ganz oder halb geschmolzenen Steinmassen, von Lava. Sie steht zwar den Gasen an Menge weit nach, strömt auch niemals so ununterbrochen hervor, wie diese, sondern nur in Pausen von Jahren oder selbst Jahrhunderten; aber wenn sie hervorkommt, so geschieht es unter den großartigsten Erscheinungen, welche die Erdfläche kennt, und ihre Wirkungen sind allen andern Aeußerungen der irdischen Mächte an Größe und Dauer weit überlegen.

Die Lava bricht niemals aus einem ganz ebenen Boden, sondern stets aus Anhöhen, zuweilen aus hohen Bergen hervor, die auf ihrem Scheitel eine weite kreisförmige Oeffnung, einen Krater haben, der vielleicht mit dem Berge selbst von gleichem Alter ist, indem die sich zum Berge erhebende Masse zuerst an ihrem höchsten und dünnsten Theile wieder einstürzte, oder von den elastischen Gasen durchbrochen wurde. In hohen Bergen ist der Krater gewöhnlich verstopft, oder dient nur den leichten Gasen und Dämpfen zum Ausgange.

Aber die Lava schafft sich in dem Krater selbst, oder an dem Abhange des Berges einen Ausgang; aus diesem steigt die feurige Masse des Innern hervor, wälzt sich in breiten, zähen Steinströmen in die Tiefe und ruht nicht eher, als bis sie erkaltet ist, oder ein Bergrücken ihre Bewegung gehemmt hat. Aber ehe dieses Ziel erreicht ist, hat die Lava mit ihrem feurigen Strome zuweilen ganze Landschaften bedeckt, Thäler ausgefüllt, die Ströme in ihrem Laufe gedämmt und Vorgebirge weit in das Meer hineingebaut.

Dieses Hervorbrechen ungeheurer Massen von Gas und feurigem Gesteine aus dem Innern der Erde bleibt nicht ohne Folgen auf die Atmosphäre, welche bei den übrigen Erscheinungen der vulkanischen Kräfte, bei Erdbeben und selbst bei der Entstehung oder dem Untergange von Bergen eine fast gleichgültige Zuschauerin bleibt. In der Nähe des Vulkanes bilden sich heftige Gewitter, welche die nachts von

den glühenden Steinmassen erleuchteten Rauchsäulen mit ihren Blitzen durchzucken, und das Tosen des Donners wetteifert mit dem der Felsstücke, welche aus dem Krater in die Höhe geschleudert, auf die Abhänge des Vulkanes herabstürzen.

Einen schauerlichen Kontrast gegen das Feuer, welches die Umgebung des Kraters oder der Lavaspalten erleuchtet, bildet die Dunkelheit, welche die vulkanische Eruption in einiger Entfernung hervorbringt. Denn dort senken sich, von den heftigen Winden in der Nähe des Ausbruches Meilen weit fortgeführt, die feinen, aus dem Vulkane gestiegenen Rauch-ähnlichen Steintheile, wie eine Asche nieder, und mit dem Wasser, das dem Vulkane als Dampf entstiegen ist und als Regen herabstürzt, begräbt diese Lava-Asche, die keine anderen Bestandtheile hat als die Lava selbst, große Landschaften, Städte und Felder und breitet dadurch die Zerstörung auf Gegenden aus, welche die Lavaströme selbst nicht erreichen konnten.

Mit diesen Ausbrüchen von Lava sind gewöhnlich auch Erdbeben und örtliche Hebungen und Senkungen des Bodens verbunden; aber sie werden da, wo Lava strömt, nur als untergeordnete Erscheinungen angesehen.

An diese drei Arten von vulkanischen Veränderungen der Erdoberfläche reiht sich eine vierte, nämlich die allmälige Hebung oder Senkung des Bodens. Sie konnte, weil sie in einem Jahrhunderte nur einen bis drei Fuß beträgt, bis jetzt nur an wenigen, zur Beobachtung besonders günstigen Orten wahrgenommen werden; aber durch ihre lange Dauer und die weite Ausdehnung der Länder, über die sie sich erstreckt, übertrifft sie vielleicht noch an Bedeutung die Wirkungen der Erdbeben und der Vulkane. Die Beobachtung dieser Erscheinung ist noch zu neu, und ihr Mittelpunkt, da sie ganze Länder umfaßt, so tief unter der Erdfläche, daß man ihre Ursache nicht mit Sicherheit angeben kann. Jedoch ist auch sie wahrscheinlich eine Folge des Feuers oder der mit ihm verbundenen chemischen Kräfte.

Vulkanische Veränderungen der Erdfläche und Ausbrüche sind immer nur auf sehr enge Räume beschränkt, und auch die Erdbeben, so ausgedehnt die von ihnen erschütterte Oberfläche sein mag, lassen

nur an kleinen Bezirken dauernde Wirkungen zurück. Aber es giebt keinen Tag, an dem nicht an irgend einem Orte der Erde eine der vulkanischen Kräfte wirksam wäre. In einigen Ländern scheinen sie sogar niemals ganz zu feiern, indem sie bald an diesem, bald an jenem Orte, bald in der Gestalt zerstörender Erdbeben, bald in der von vulkanischen Flächen-Veränderungen und Ausbrüchen auftreten. An andern Orten sind die Wirkungen kleiner, an vielen scheint die Kraft sogar erloschen und jede historische Nachricht von einer vulkanischen Thätigkeit ist verschwunden. Aber die Beschaffenheit des Bodens spricht so entschieden als nur Augenzeugen es könnten, für das frühere Dasein vulkanischer Kräfte.

An andern Orten sieht man zahlreiche Gruppen von Bergen von der Form der Vulkane, mit Kratern und Spalten, die mit krystallinischen, den vulkanischen vollkommen gleichen Stoffen besetzt sind, umgeben von erstarrten Lavaströmen, so daß man sich auf dem Gebiete eines noch vor wenigen Monaten thätigen Vulkanes zu befinden glaubt. Aber die vulkanische Kraft war hier vielleicht schon zur Zeit der Bildung des Menschengeschlechts erloschen, die Bäche haben Zeit gehabt, ihre Betten tief in die harte Lava-Masse einzugraben, die Berge selbst sind zum Theile verwittert und bieten ihr Inneres dem Auge dar und das Meer, in das sich die Lava, wie ihre Gestaltung ergiebt, einst ergossen haben muß, ist jetzt viele Meilen davon entfernt.

Neben diesen deutlichen Vulkanen findet man in sehr großer Anzahl andre Berge, die sich zwar in einigen Punkten von den noch thätigen Vulkanen unterscheiden, ihnen aber der Gestalt und den Bestandtheilen nach, so ähnlich sind, daß man an ihrer Verwandtschaft nicht zweifeln kann. Man hat sie plutonisch genannt.

Aber das größte Zeugniß von der Kraft des Feuers und der chemischen Kräfte bieten diejenigen alten Schichten dar, welche einst in ungeheuerer Ausdehnung, in fast horizontaler Fläche verbreitet sein mußten, aber jetzt geneigt, gebogen, gebrochen und mit breiten Spalten durchzogen sind; die lange nachdem ihre Bildung vollendet zu sein schien, durch den Einfluß einer höheren Temperatur eine gänzliche Veränderung in ihrem Gefüge erlitten haben, indem ihre Bestandtheile

statt wie Thonschiefer oder Sandstein gestaltet und verbunden zu sein, ein krystallinisches Gefüge angenommen haben.

Diese und die vermuthlich bis in unbegrenzte Tiefen reichenden, wild über einander gethürmten Massen von Granit und ähnlichem Gestein, geben den Beweis, daß der Einfluß dieser Kräfte auf die Gestaltung der Erdfläche, so groß er auch in unseren Tagen ist, doch derjenigen weit nachsteht, welcher der Erde in früheren Perioden ihres Daseins Bewegung und Leben verliehen hat.

2. Die Wirkungen der neptunischen Kräfte.

Von dem Sitze des Feuers in dem Inneren der Erde ist das Wasser der Erdoberfläche durch eine dicke, die Wärme schlecht leitende Erdschicht so vollständig getrennt, daß seine Temperatur ausschließlich von der Wirkung der Sonne abhängt. Ohne die Sonne würde es die starren Theile der Erdrinde um eine neue Felsart vermehren; aber durch die Sonne geschmolzen und theils als Wasser, theils als Dampf in Bewegung gesetzt, entwickelt es eine Kraft, welche für die Gestaltung der Erdoberfläche von nicht geringerer Bedeutung ist, als das Feuer, aber von einem gänzlich verschiedenen Charakter.

Durch das Feuer erlangen die Länder der Erde ihre wechselnde Gestalt, ihre Höhen und Tiefen; unter seinem Einflusse bilden sich im Inneren der Erdrinde chemisch neue Körper in den ihnen eigenthümlichen Krystallformen. Das Wasser hingegen hat da, wo es nicht von einer starken Wärme unterstützt wird, nur einen sehr geringen Einfluß auf die chemische Zusammensetzung der Erdrinde, und auf ihre Gestalt nur einen zerstörenden, indem es jede bestimmte Form aufzuheben und alles in einen Haufen gleichgestalteter, rundlicher Körner zu verwandeln sucht, der, wie das Wasser selbst, nur dann in Ruhe bleiben kann, wenn seine Oberfläche nahe horizontal ist.

Dieses Ziel erreicht das Wasser auf verschiedene Weise. Das Innere der Berge wird von den Regentropfen in zahllosen Kanälen durchzogen, die alles aufnehmen, was sie an lösbaren Stoffen auf ihrem Wege finden. Aehnlich wirken die Flüsse, die Seen und der Ocean selbst, der in dem Laufe der Jahrtausende ganze Salz- und

Gypsgebirge aufgelöst und an andren Stellen in flachen Schichten abgelagert hat.

Weit wichtiger noch als das Auflösen ist die Kraft des bewegten Gewässers unauflösliche Stoffe mit sich fortzuführen. Das Meer ist in keinem Punkte der Erde vollkommen in Ruhe und daher auch in keinem Punkte ohne Thätigkeit. Bald schlemmt es den weichen Boden der Strandgegenden mit sich fort, bald nagt es an seinen Felsen-Ufern und führt mit jedem Stoße einige Steinkörner weg, und so gering auch diese Ausbeute zu sein scheint, nach Jahrhunderten sind schon Felsen unterwaschen und eingestürzt, blühende Ortschaften und Felder fortgeschwemmt und die Gestalt der Küstenlinie verändert. Was das Meer auf diese Weise empfängt, das setzt es an anderen Ufern wieder ab, so daß der Stoff, der dort eine hohe Felsküste war, hier durch die Kraft des Wassers zu einem flachen Küstensaume gestaltet wird.

In den Gebirgen wirken keine so großen Wassermassen, wie an der Küste, dagegen sind die Gewässer zahlreich und reißend und arbeiten ununterbrochen an der Erniedrigung der Höhen und der Erhöhung der Tiefen. Zwar sind die Gebirgswässer auf die Thäler beschränkt, aber in den Höhen arbeiten die Atmosphäre, das Regenwasser, die Vegetation und selbst das starre Eis der Gletscher unaufhörlich an der Zertrümmerung der Gesteine. Bald stürzen einzelne Felsblöcke, bald gleiten ganze Berglehnen plötzlich herab und langen zertrümmert in der Tiefe an. Hier kommen sie in den Bereich der reißenden Flüsse, welche das Werk der Zerstörung vollenden, die Steine an einander reiben, sie abrunden und ihnen so die charakterlose Form geben, die allem beiwohnt, was in die Gewalt des selbst formlosen Wassers gefallen ist.

So werden die Steine, welche einst die Gipfel der Berge krönten, im Laufe der Jahrhunderte verkleinert und in immer tiefere Regionen herabgeführt, bis sie endlich in die größeren Ströme gelangen. Von diesen werden sie entweder in ihrem eigenen Bette oder an ihren Ufern in niedrigen Schichten abgelagert, oder dem Ocean übergeben, der sie zu seinen flachen, sich über seinen Spiegel kaum erhebenden Bauten verwendet.

An einigen Stellen, sowohl an dem Ufer, als in dem Grunde des Meeres, vereinigt sich das zusammengeschwemmte, lockere Haufwerk abgerundeter Körner, mit Hilfe eines dem Wasser beigemischten Mörtels zu einer fest zusammenhängenden, steinartigen Masse. Aber auch diese Steinlage bleibt ihrem Ursprunge treu. Sie ist, wenn nicht das Feuer später gestaltend darauf einwirkt, von unkrystallinischem, erdigem oder körnigem Gefüge und besteht aus deutlich übereinandergelagerten und wagerechten Schichten.

Wasser und Feuer sind auf der Erde in ewigem Kampfe. Das Feuer strebt alles individuell zu gestalten, den Bestandtheilen der Erdrinde, wie ihrer Oberfläche, neue mannigfaltige Formen zu geben. Das Wasser steht jeder Individualität feindlich entgegen. Es löst, wenn es vermag, die festen Körper auf, zermalmt die übrigen, und sucht allem seine eigne tropfenähnliche Gestalt zu geben. Es zieht den Scheitel der Berge herab, erhöht damit die Tiefen und überträgt die Armuth seiner eigenen Formen auf die Erdrinde selbst. Aber ihm wirkt das Feuer entgegen und hebt oft binnen wenigen Sekunden die Gleichförmigkeit wieder auf, die das Wasser durch die Arbeit von Jahrhunderten hervorgebracht hatte.

So vermag keine der beiden großen Naturkräfte, weder die im Tumulte wirkende, gestaltgebende des Feuers, noch die langsam, aber ununterbrochen fortschreitende, gestaltraubende Kraft des Wassers unumschränkt auf der Erdfläche zu herrschen.

Die Gestaltung der Erdfläche.

Die gegenwärtige Oberfläche der Erde ist das Produkt der beiden Kräfte des Wassers und Feuers. Sie ist, wo man sie beobachten kann, in hohem Grade ungleichförmig. Höhen und Tiefen wechseln in der mannigfaltigsten Ausdehnung. Aber nur der kleinere Theil der Erde liegt unsrer Beobachtung offen; den größeren Theil überlagert eine hohe Schicht Wasser, deren untere Fläche sich allen Formen anschmiegt, welche die neptunischen oder vulkanischen Kräfte dem Boden gegeben haben, deren obere aber eine Gleichförmigkeit darbietet, wie sie auf Erden nur im Wasser selbst vorkommen kann. Der trocken gebliebene Theil der Erde hat daher eine zwiefache Begrenzung: die Contouren gegen das Meer hin und das Relief gegen die Atmosphäre.

I. Die Contouren des Landes.

Wie alles luftförmige auf Erden in die Höhe steigt und sich mit der Atmosphäre mischt, so sinkt das Flüssige an allen Orten, wo es durch atmosphärische oder geologische Prozesse entstanden sein mag, herab, und kommt nicht eher zur Ruhe, als bis es die niedrigste, ihm zugängliche Stelle der Erdrinde erreicht hat. So strömt ein Theil der Erdgewässer in zahllosen Kanälen der Tiefe zu, ein andrer hat eine Menge kleiner vom Lande umgebener Niederungen angefüllt; aber die Hauptmasse des Gewässers hat sich in dem Ocean angesammelt, der über zwei Drittheile der Erde mit einer ununterbrochenen, hohen Wasserschicht bedeckt.

In einer früheren Periode der Erde war die Vertheilung der Gewässer eine andere. Es füllte viele Becken aus, die sich noch nicht zu einem Ganzen verbunden hatten. Jedes dieser Binnenmeere hatte seine eigene Spiegelhöhe, seine eigenthümliche Zusammensetzung; die Flüsse, die keine so ausgedehnten Flächen zu durchschneiden hatten, wie jetzt, waren kürzer und rascher. Aber jetzt sind von jenen Binnenmeeren, deren Wirkung wir noch an vielen Orten beobachten, nur wenige übrig, die in einiger Entfernung vom Ocean, bald höher, bald tiefer gelegen, als er, ihre Eigenthümlichkeit behauptet haben. Bei den meisten alten Seen wurden die einschließenden Dämme, theils durch vulkanische Kräfte, theils durch den Druck des Wassers selbst durchbrochen, hochliegende Wasserbecken haben sich dadurch entleert, tief liegende ihre Ufer weit überfluthet, die Bestandtheile ihrer Gewässer gegen einander ausgetauscht, bis alle Unterschiede, so weit es sein konnte, ausgeglichen waren und die Meere ihren gegenwärtigen Zustand angenommen hatten.

Jetzt ist der Ocean, so weit er sich auch ausdehnt, ein Ganzes; in seinem Wasser sind überall dieselben Salze in fast gleichen Verhältnissen aufgelöst und nur der Grad der Verdünnung ist von örtlichen Umständen abhängig, weil er durch Verdampfung vermindert und durch einströmendes süßes Wasser vermehrt wird. Auch in dem Spiegel sind die Unterschiede zwischen den verschiedenen Theilen des Oceans nur unbedeutend. Denn wenn ein großer Fluß einen Theil desselben zu erhöhen, wenn eine starke Verdampfung einen andern zu erniedrigen sucht, so entsteht sogleich ein Meeresstrom, der die örtliche Veränderung über die ganze Oberfläche des Oceans zu verbreiten und das Gleichgewicht wieder herzustellen strebt. Die Unterschiede in dem Spiegel des Oceans an den zur Bildung und Erhaltung derselben günstigen Orten sind daher nur gering. Sie betragen an den gegenüberliegenden Küsten der Landengen von Suez und Panama nur wenige Fuß.

Der Spiegel des Oceans bildet daher über die ganze Erde hin eine beinahe gleichförmige und zur Messung der Höhen und Tiefen des Landes wohl geeignete Basis.

1. Die Vertheilung von Land und Wasser.

Land und Wasser sind auf der Erde sehr ungleichförmig verbreitet. Theilt man die Erdfläche durch den Aequator und den Meridian der Canarischen Inseln in vier gleiche Theile, so findet sich allein mehr als die Hälfte des sämmtlichen Landes in dem Viertheil vereinigt, welches Asien und Europa und den größten Theil von Africa enthält, und dieses Viertheil ist auch das einzige, in welchem das Land eine größere Fläche bedeckt, als das Wasser. Der Ueberrest des Landes ist unter die übrigen drei Viertheile vertheilt, jedoch so, daß das dem landreichsten entgegengesetzte Viertheil am wenigsten Land enthält. Ueberhaupt ist die nördliche Halbkugel reicher an Land als die südliche. Um den Nordpol selbst scheint zwar Meer zu liegen, aber um dieses Meer lagern sich Asien, America und Europa so dicht aneinander, daß zwischen ihnen und den übrigen Hauptheilen des Oceans nur schmale Kanäle übrig bleiben. Die Länder erlangen in der nördlichen gemäßigten Zone ihre größte Breite; je weiter nach Süden hin, desto mehr ziehen sie sich zusammen, so daß von den drei großen Welttheilen, Asien, Africa und America nur wenige und verhältnißmäßig schmale Landzungen in die südliche Halbkugel hineinragen.

Im Süden breitet sich dafür der Ocean aus. Er nimmt den größten Theil der tropischen Zone ein und läßt in der südlichen gemäßigten Zone nur einen kleinen Raum unbedeckt. Erst tiefer im Süden, der Region ungefähr entsprechend, wo im Norden das Land aufhört, scheint sich mitten im Ocean ein großes südliches Festland zu erheben; aber dieses starrt zugleich von Gletschern und von Vulkanen, trägt weder edlere Pflanzen, noch Thiere, noch Menschen und würde für diese gar nicht vorhanden sein, wenn nicht die Eisberge, die sich von seinen Gletschern lösen, weit über die Grenzen jenes Australlandes hinaus, die südlichen Meere mit ihren beweglichen Klippen anfüllten.

Wenn man diejenigen Halbkugeln der Erde aufsucht, von denen die eine so viel Land, die andre so viel Wasser enthält, wie möglich: so findet man England ungefähr in der Mitte der ersten, und Neuseeland nicht ferne von der Mitte der letzten Halbkugel. Aber wie man auch die Erdoberfläche durch eine Kreislinie in zwei Hälften thei-

len mag, man wird in jeder Halbkugel mehr Wasser als Land, in jeder aber auch ausgedehnte Kontinente finden.

2. Die Gestalt der Küsten des Oceans.

In der That kreuzen sich Land und Wasser auf eine höchst mannigfaltige Weise. Bald ist ihre Grenze eine fast gerade, leicht gebogene Linie; bald ist sie höchst unregelmäßig und macht häufige und tiefe Einschnitte sowohl in das Land als in das Meer. Jenes herrscht in den südlichen Welttheilen, in Südamerica, Africa und Neuholland vor, wo Land und Meer sich in möglichst wenigen Punkten berühren, und jede der beiden Hauptformen der Erde in sich abgeschlossen ist.

Im Norden der Erde sind dagegen die Grenzen äußerst verwickelt. Das Meer dringt tief ins Land, bildet Inseln und Halbinseln, die dem Festlande wie ein breiter Saum vorliegen. Land und Wasser kommen in einer sehr langen Linie in Berührung und ihre Atmosphären sind in beständiger Wechselwirkung. Besonders reich ist Europa auf den drei Seiten gegliedert, mit denen es ans Meer stößt. Auch den Küsten von Asien und America liegen Inseln und Halbinseln in Menge vor; aber diese Küstenlandschaften verschwinden gegen den Hauptstamm der Welttheile, deren kontinentale Natur durch diese Gliederung viel weniger verändert wird, als bei dem kleinen Europa, in dessen westlichem Theile kein Ort dem Einflusse des Meeres entzogen ist.

Dieser Einfluß ist sehr beträchtlich. Pflanzen, Thiere, Menschen werden in ihren Wanderungen durch das Meer gehemmt, es erschwert die Verbindung der Länder und erlaubt und gebietet den Ländern, die es ganz oder theilweise umgiebt, eine eigenthümliche, von der des Festlandes mehr oder weniger unabhängige Entwickelung. Das Meer überträgt ferner sein milderes Klima auf die ihm benachbarten Länder und greift dadurch tief in die Bildung der Thier- und Pflanzenwelt ein.

Dieser Einfluß ist meistens heilsam. Durch die Nähe des Meeres werden die Extreme der jährlichen Temperatur gemäßigt und sowohl die Hitze der Aequatoreal-, als die Kälte der Polar-Regionen gemindert. Das Meer giebt den Ländern die Feuchtigkeit, nächst der Wärme

die wichtigste Bedingung zum Gedeihen des organischen Lebens, und führt einige Länder in den Bereich der menschlichen Thätigkeit ein, die ihr, wenn sie einen Theil des Innern eines Festlandes gebildet hätten, durch das rauhe, trockene Klima verschlossen geblieben wäre.

Auf eine ähnliche, jedoch minder kräftige Weise wirken auch die größeren Binnenmeere ein. Sie trennen zwar die Länder, tragen aber auch einen Theil der Vorzüge, welche die Nachbarschaft des Meeres gewährt, auf das Innere der Kontinente über.

So wirken Meere und Seen bald hemmend, bald fördernd, das Letzte jedoch in weit höherem Maße, so daß die Länder, welche ohne der Nähe der Kontinente ganz entzogen zu sein, den Einfluß der Gewässer in möglichst vielen Punkten aufnehmen können, nach vielen Richtungen hin einer höheren Entwickelung fähig sind.

II. Das Relief des Landes.

Ein Drittheil der Erde ist von Wasser frei und zeigt sich uns in der Gestalt, welche ihm die vereinigte Thätigkeit von Wasser und Feuer gegeben hat. Aber das Gleichgewicht, in welchem die Kräfte auf der Erde im Allgemeinen stehen, schließt bei der Bildung der einzelnen Landschaften nicht ein Uebergewicht der einen oder der andern Kraft aus. Die zackigen Alpenhörner und die Dome von Trachyt haben oft kaum eine Spur von der ausgleichenden Thätigkeit des Wassers aufzuweisen und an andren Orten zeugen die in großer Ausdehnung über einander aufgelagerten Schichten unkrystallinischer Stoffe von einer durch viele Jahrtausende ungestört gebliebenen Thätigkeit des Wassers, und verrathen das Dasein einer uralten vulkanischen Kraft blos in den kleinen Stein- und Erdtheilen, aus denen die Schichten selbst zusammengesetzt sind.

Man kann daher auf der Oberfläche des festen Landes, je nachdem bei der Bildung ihres gegenwärtigen Zustandes, das Feuer oder das Wasser vorherrschend thätig war, folgende drei Formen unterscheiden.

1. das Gebirgsland,
2. das Flachland,
3. das Höhenland.

Das Gebirgsland ist das Produkt der individualisirenden Kraft des Feuers, das Flachland der nivellirenden des Wassers; in dem Höhenlande war keine dieser Kräfte überwiegend.

1. Das Gebirgsland.

Das Gebirgsland ist keine Gebirgskette, die sich in langen Linien hinzieht und blos aus einigen Höhenzügen und Thälern besteht; auch nicht ein Gebirgsstock, das heißt ein Berg oder eine Gruppe weniger Berge, die sich plötzlich aus der Tiefe erheben. Beide verdienen nicht den Namen eines Landes. Unter einem Lande verstehen wir auf dem Standpunkte der Ethnologie einen Raum von solcher Größe, daß er einem Volke gestattet, sich zu einer gewissen Unabhängigkeit von den übrigen Völkern zu bilden und zu erhalten. Es ist unmöglich durch genaue Zahlen die Größe eines Erdstriches zu bestimmen, welcher auf den Namen eines Landes Anspruch machen kann, oder die Anzahl und die Höhe der Berge, welche zu einem Gebirgslande nothwendig sind. Denn es giebt keine scharfen Abgrenzungen dieser Art auf der Erde. Zwar ist es leicht zu sagen, daß so viel hundert Quadratmeilen zu einem Lande, so viel tausend Fuß Höhe zu einem Gebirge, einem Hochgebirge, einem Alpengebirge nothwendig seien; aber durch solche ganz willkürliche Bestimmungen wird die Anschauung nicht gefördert. Dieses hebt jedoch den Nutzen einer Eintheilung nicht auf. Denn mit dem geographischen Charakter der Oberfläche ist das physische Verhalten einer Erdform, ist der Zustand der Thier- und Pflanzenwelt und des Menschen selbst innig verbunden. Und gehen auch alle Charaktere allmälig in einander über; in demselben Maße als ein geographischer Charakter entwickelt ist, werden die von ihm abhängigen Eigenthümlichkeiten sich auch in der organischen Welt um bei den Völkern schärfer ausbilden können.

Ein Gebirgsland ist ein ausgedehntes mit hohen Bergen und tiefen Einsenkungen bedecktes Land, in welchem weder die Höhen, noch die Tiefen ein zusammenhängendes Ganze bilden, sondern einander kreuzen und zertheilen und eine Menge scharf von einander gesonderter Landschaften hervorbringen.

Nichts kann verschiedener sein als die Natur der Bergscheitel und der Thäler. Jene endigen hoch in den Lüften in gewölbten Kuppen oder scharfen Spitzen und Graten. Ihr Klima ist kalt, trocken und stürmisch und je höher sie sind, desto trockener und rauher ist die Luft in ihrer Nähe. In den Thälern dagegen ist die Luft feucht und warm, beides in höherem Grade, als in einem Flachlande von gleicher Höhe über dem Meere. Der Boden des Thales, der ursprünglich wahrscheinlich ebenso ungleichförmig war, wie der der Höhen, ist durch die herabstürzenden Gesteine und den Fluß, der ihn gewöhnlich durchströmt, etwas geebnet und mit einer reichen Vegetation bedeckt.

Die Abhänge der Berge, welche die Gipfel und Thalschlünde räumlich vermitteln, sind weit entfernt, sie auch in allen ihren Eigenschaften allmälig in einander überzuführen. In dem Gebirge stehen vielmehr Orte von den verschiedensten Eigenschaften dicht neben einander. Wo Quellen hervorkommen und der Boden locker und feucht wird, bedeckt er sich mit üppigem Pflanzenwuchs, oder er wird zum Morast, wenn der Abfluß verhindert ist, während dicht daneben der kahle Fels hervorbricht und kaum der dürren Flechte einen Anhaltspunkt gewährt.

Beim Ansteigen der Berge wird zwar das Klima allmälig trockener und kühler; denn die Atmosphäre duldet keine schroffen Uebergänge; aber auch hier sind sie weit rascher als in der Fläche. Denn ein Ansteigen von 1000 Fuß bringt in unsrer Zone einen eben so großen Unterschied in der Temperatur hervor, wie eine Wanderung von 50 deutschen Meilen von Süden nach Norden.

Das Gebirgsland ist das Land der Kontraste, und es ist eigentlich nur die Uebereinstimmung in diesem Charakter, welche die räumlich benachbarten, aber in ihrer Eigenschaft unterschiedenen und durch Naturgrenzen von einander gesonderten Theile zu einem Ganzen verbindet.

In den Gebirgsländern sind die Gipfel der Berge immer mehrere tausend Fuß höher, als die tieferen Thäler. Aber diese selbst sind von sehr ungleicher Höhe; bald liegen sie so hoch, daß sie, von dem Meere aus gesehen als hohe Gebirge erscheinen würden, bald sind sie so niedrig, daß sie von einem Arme des Meeres bedeckt werden.

Die kontinentalen und die oceanischen Gebirgsländer.

Diese zwei Bildungen nehmen auf der Erde eine sehr verschiedene Stellung ein. Die erstbezeichnete, welche wir die kontinentale nennen wollen, trägt den Charakter des Gebirgslandes am entschiedensten. Alle Theile des Landes, selbst die niedrigsten sind weit über dem Meere erhoben und der Ocean, wenn er auch ihren Fuß bespült, kann nur einen geringen Einfluß üben. Oft findet sich zwischen dem kontinentalen Gebirgslande und dem Meere noch ein niedriger Küstensaum, gewöhnlich ein noch junges und anwachsendes Produkt des Meeres, welcher das Gebirgsland scheinbar mit dem Meere verbindet. Aber auch dieses ist durch seine Lage vom Gebirgslande scharf getrennt. So sind in Europa die Karpathen und Alpen, in Asien der Himalaya und der Kaukasus kontinentale Gebirgsländer, die dem Meere, sie mögen es berühren oder durch weite Räume von ihm getrennt sein, stets innerlich fern stehen.

Mannigfaltiger ist die Natur der oceanischen Gebirgsländer gestaltet. Das ganze Gebirge, seine Höhen und seine Tiefen sind herabgesunken; die Thäler sind zum Theil mit Meer gefüllt, die Höhen ragen wie Inseln und Halbinseln daraus hervor und es bleiben nur noch einige Hochthäler von dem Meereswasser frei. Sie werden nicht selten von einem jener Küstensäume begrenzt, die das Meer überall zu bilden strebt, wenn es nicht in entgegengesetzter Richtung, durch Zerstörung der Ufer thätig sein kann. Aber diese Säume bleiben nicht, wie dem kontinentalen Gebirgslande, ein fremdartiger Zusatz, sondern sie erscheinen als Fortsetzung der Thäler und geben dem niedrigen, für die Pflanzenwelt und den Menschen wichtigsten Theile des Landes eine größere Ausdehnung. An andern Stellen grenzen die steilen Gebirgslehnen unmittelbar ans Meer und bilden hier und da geräumige, vor den Winden und Wellen geschützte Buchten, die der Mensch zu seinen Seefahrten wohl zu benützen weiß.

Zu diesen oceanischen Gebirgen und Gebirgsländern gehört ein großer Theil der Inselgruppen im Stillen Meere, die Japanischen und Philippinischen Inseln, die Sunda und Molucken an der Ost- und Südostseite von Asien, die Antillischen Inseln in Westindien und viele

andre mehr. Alle diese Länder haben einen weit milderen Charakter, als die kontinentalen Gebirgsländer in gleicher Lage zum Aequator, ihre Höhen sind im Durchschnitte weit weniger hoch über der Meeresfläche, ihre Thäler, so weit sie nicht von dem Meere bedeckt werden, sind durch die Arbeit desselben geebnet und verlängert, und das Meer selbst, das von keinem Punkte weit entfernt ist, breitet seinen wohlthätigen Einfluß über das ganze Land aus und mildert die Schroffheit der Gegensätze und der Isolirung, welche das eigentliche Alpenland charakterisiren.

An vielen Gebirgsländern liegen beide Bildungen neben einander. An der einen Seite des Hauptzuges der Gebirge ragen die Thäler hoch über das Meer hervor und haben das Klima der wahren Gebirgslandschaften; an der andern Seite sinken sie herab, füllen sich zum Theile mit Wasser, zum Theile bleiben sie trocken, aber allen Einflüssen des Meeres offen, in das sie auch allmälig übergehen. Ihr Klima ist mild und feucht und ihr Boden fruchtbar.

Zu diesen halb oceanischen Gebirgsländern gehören mehrere der schönsten Länder der Erde, z. B. Skandinavien, das an seiner oceanischen Seite fast ganz in Inseln und Klippen aufgelöst ein milderes Klima genießt, als irgend ein anderes Land von gleicher Breite auf der Erde, nach dem Innern hin aber eine vollkommene Gebirgsnatur annimmt. So ist's auch mit Griechenland, das nach Norden hin ein kontinentales Gebirgsland, sich im Süden zu einer Gruppe kleiner Landschaften gestaltet, die zwar durch die Meere und die Gebirge räumlich von einander gesondert, aber durch den gemeinsamen Charakter und die leicht zu befahrenden Meerstraßen wieder zu einem Ganzen vereinigt sind. Beide Länder, Skandinavien wie Griechenland, haben eine für ihre Lage reiche physische Ausbildung; aber Skandinavien liegt hoch im rauhen Norden und seine Gebirge tragen den schroffen Charakter eines großen Landes, während die weicheren abgeglätteten Formen und das milde Klima des Südens das oceanische Gebirgsland von Griechenland zu dem hohen Berufe befähigten, den es in der Weltgeschichte zu erfüllen hatte.

Vom Gebirgslande bis zum bloßen Gebirge ist der Ueber-

gang allmälig. Die Kräfte, denen dieses seine Bildung verdankt, sind dieselben; aber der Schauplatz ist enger. Die Berge können eben so hoch sein, aber die Thäler sind kleiner und weniger zahlreich, und statt von einem mächtigen Gebirgsvolke wird es gewöhnlich nur von einer Anzahl von der Niederung abhängiger Familien bewohnt.

Aber das Gebirge behält den Charakter der Sonderung bei; es scheidet Land vom Lande und setzt den Wanderungen der Pflanzen, wie der Menschen und Thiere, ein schwer übersteigliches Hinderniß entgegen. Nächst dem Ocean ist das Gebirge die wichtigste Naturgrenze. Das Gebirgsland aber ist eine Anhäufung von Naturgrenzen im engen Raume; es scheidet schärfer noch als das Meer.

2. Das Flachland.

Im entschiedensten Gegensatze zu den Gebirgsländern stehen die Flachländer. Ihr Boden ist wagerecht oder nur schwach gewölbt, und ihr Inneres besteht aus zahlreichen, über einander gelagerten Schichten, der Frucht einer langdauernden, wenig unterbrochenen Thätigkeit neptunischer Kräfte. Zwar ist auch das Flachland nicht ganz frei von den Spuren der vulkanischen Thätigkeit. Die Schichten sind zuweilen geneigt oder stark gebogen; hin und wieder sind sie sogar von Lava und Basalt-ähnlichen Massen durchbrochen. Aber alle diese Abweichungen sind nur selten und auf kleine Räume beschränkt und gewöhnlich werden die vulkanischen Produkte mit einer so tiefen Lage neptunischer Schichten bedeckt, daß sie auf der Oberfläche nur unbedeutende Anschwellungen des Bodens zurücklassen.

Flache Landschaften von geringer Ausdehnung finden sich in jeder Höhe; denn wenige Theile der Erde liegen so hoch, daß sie nicht einst die Wirkung des Oceans oder eines Binnenmeeres erfahren hätten. Aber die großen Flachländer, diejenigen, in denen sich die Eigenthümlichkeit dieses Erdgebildes am entschiedensten ausspricht, grenzen sämmtlich an das Meer und erheben sich an keinem Punkte beträchtlich über dessen Spiegel. An seinem niedrigsten Theile erscheint das Flachland als die Fortsetzung des Meeresbodens selbst und je nachdem das Meer Sand oder Schlamm zuführt oder fortschwemmt, wird die Grenze allmälig tiefer in das Land oder in das Meer hineingerückt,

so daß sich zwischen dem Land- und dem Meeresboden, oder dem eben aus dem Meere entstandenen Lande und dem älteren Theile des Flachlandes nirgends eine scharfe Grenze entdecken läßt. Selbst die Dünenreihen, welche sich durch die vereinigte Kraft der Wellen und der Winde an sandigen Gestaden zu erheben pflegen, tragen wenig zur Abgrenzung des Bodens bei, da sie vielfach durchbrochen sind, und der lockere Sand, aus dem diese Hügel bestehen, immer ein Spiel der Winde bleibt.

Von dem Meere aus steigt das Flachland allmälig an, bis es sich entweder an ein Gebirge oder ein Höhenland lehnt, oder bis es, nachdem es seinen Scheitelpunkt erreicht hat, wieder nach einem andren Meere herabsinkt. Dieses Auf- und Absteigen ist so unbedeutend, daß man seine Richtung und Stärke nur an dem Gefälle der Flüsse wahrnehmen kann; denn obgleich diese, von dem Punkte, wo sie das Flachland erreichen, bis zu ihrer Mündung in das Meer, zuweilen noch mehrere hundert Meilen zurückzulegen haben: so beträgt doch, von einigen vereinzelten Anhöhen abgesehen, die größte Erhebung des flachen Landes selten über ein bis zwei tausend Fuß. Die Flachländer können daher auch Tiefländer genannt werden.

An einem Orte der Erdfläche sinkt ein Tiefland sogar unter die Oberfläche des Oceans herab, nämlich an dem Kaspischen See, dessen Spiegel 70—80 Fuß unter dem des Meeres liegt, und dessen flache Küstenländer daher ebenfalls innerhalb einer großen Ausdehnung tiefer liegen, als die Meeresfläche. Unter dem Spiegel des Oceans liegen auch einige andre Binnenseen mit einem Theile der Länder an ihren Ufern, z. B. das Todte Meer nebst dem Jordan Thale, der Spiegel des Sees sogar gegen 1400 Fuß tief. Allein diese Seen sind nicht Theile eines Tieflandes, sondern plutonische Senkungen die durch hohe Landrücken vor dem Eindringen des Meeres geschützt sind.

Die ausgedehnten Tiefländer haben natürlich ein sehr ungleichförmiges Klima. Das große europäisch- asiatische Tiefland steigt so weit nach Norden hinauf, daß der Boden an einigen Orten nur noch Pflanzen der niedrigsten Art hervorbringen kann und selbst noch hundert Meilen südlicher, in Jakutsk, im höchsten Sommer nur an der

Oberfläche aufthauet, aber in der Tiefe von einigen Fuß ewig gefroren bleibt. Im Süden desselben Tieflandes gedeihen dagegen der Weinstock und andre Früchte einer warmen Zone. Noch größer ist der Unterschied in dem Nordamericanischen Tieflande, das im Norden den Polarkreis überschreitet und im Süden beinahe den Wendekreis erreicht.

Nicht geringer, wie in der Temperatur, sind die Unterschiede in dem Grade der Trockenheit; denn die Niederlande am Ufer des deutschen Meers, die sich nur wenig über den Ocean erheben, und ein entschieden oceanisches Klima haben, liegen mit den Ländern am nördlichen und westlichen Fuße des Sibirischen Altai, deren Klima ein sehr trockenes, kontinentales ist, in einem und demselben Tieflande.

Von der Temperatur und der Feuchtigkeit hängt das Gedeihen der Thier- und Pflanzenwelt ab, und diese sind daher in dem weiten Raume der Tiefländer, sowohl was die Menge des Pflanzenstoffes, als die der Pflanzen-Arten betrifft, sehr ungleichförmig vertheilt. Es fehlt also auch den Tiefländern keinesweges an Mannichfaltigkeit der Bildung. Aber während die Gebirgsländer reich an vielfacher Abwechselung, an schroffen Uebergängen sind, finden sich in den Tiefländern gar keine scharfen Grenzen. Die Temperatur steigt zwar von dem Polar- zu dem Wendekreise, aber sie steigt allmälig, und eben so allmälig ändern sich die Feuchtigkeit und alle Produkte des Bodens. Im Flachlande gehen alle Charaktere allmälig in einander über; wie die Bewegungen der Atmosphäre, so werden auch die Wanderungen der Pflanzen, Thiere und Menschen durch keine Naturgrenzen gehindert. Die Grenzen, welche der Mensch für seine Zwecke gezogen hat, und die im Gebirgslande mit denen der Natur übereinstimmen, beruhen im Flachlande auf leichten Veränderungen in den Beschaffenheiten des Bodens, oder in der Lage der Flüsse, oft aber nur auf Ursachen, die dem Boden selbst gänzlich fremd sind.

3. Das Höhenland.

Bei der Entstehung dieser dritten und edelsten Bildungsform der Erdfläche haben die plutonischen Kräfte, welche bei der rauhen, starren Form der Gebirgsländer vorwalten, und die neptunischen, welche die

einförmigen und nur durch ihre Ausdehnung bedeutenden Flachländer hervorgebracht haben, sich vereinigt und einander gemäßigt. Die Berge senken sich herab und erlangen sanftere Formen, die Thäler werden breiter und Berg und Thal haben entweder die Gestalt eines verjüngten, aber in allen Theilen abgeflachten Gebirges, oder sie werden zu Flächen, die für sich betrachtet, alle Eigenschaften eines Flachlandes zeigen, aber so klein sind, daß sie nur in ihrer Vereinigung mit den übrigen Theilen des Höhenlandes ein Ganzes bilden können.

So zerfällt das Höhenland in eine Menge von halbgetrennten, halbverbundenen Gliedern von ungleicher Höhe und Ausdehnung, die sich aber von denen des Gebirgslandes dadurch unterscheiden, daß ihre Unterschiede kleiner, die Uebergänge leichter sind und daß sie der Bewegung der Luft und dem Wandern der Pflanzen, Thiere und Menschen keine schwer überwindlichen Hindernisse entgegenstellen. Das Höhenland bildet daher ein Ganzes, nicht blos durch die Aehnlichkeit in den Charakteren der einzelnen Glieder, sondern auch durch den Zusammenhang derselben.

Ein großer Theil der Erde gehört dieser Bildung an, die minder scharf ausgeprägt ist, und eine größere Mannigfaltigkeit von Formen zuläßt, als die beiden übrigen. Sie nehmen daher je nach ihrer Höhe über dem Spiegel des Meeres, der Beschaffenheit ihrer Höhen und Tiefen und ihrer Begrenzung sehr verschiedene Stellungen auf der Erde ein.

Das Hochland.

Wenn das Höhenland sich so weit über das Tiefland oder das Meer erhebt, daß selbst seine Einsenkungen einige tausend Fuß über dem Spiegel des Meeres liegen, so wird das Höhenland zum Hochlande. Keine der hochgelegenen Landschaften von einiger Ausdehnung hat einen so flachen Boden, wie man ihn bei Tiefländern findet; fast alle hochgelegenen Länder, wenn sie nicht Gebirgsländer sind, sind daher Höhenländer.

Die Hochländer sind gegen das Meer und gegen das Tiefland hin scharf begrenzt, die Atmosphäre der Meere und die übrigen Wirkungen des Oceans pflanzen sich nur sehr unvollständig nach dem weit

höher gelegenen Hochlande hin, dieses hat daher eine wahrhaft kontinentale Natur. Es hat ein trockenes und zugleich wegen seiner Höhe über dem Meere, im Verhältniß zur geographischen Breite, kaltes Klima.

Im hohen Norden, wo das Klima sogar in den niedrigsten Gegenden nur wenige Pflanzen zuläßt, werden die Hochländer zu unwegsamen, der Entwickelung der Pflanzen und Menschen beinahe unfähigen Bildungen. So ist's in einem Theile von Skandinavien und Sibirien, so scheint es auch an dem neu entdeckten Kontinente der südlichen Polarzone zu sein. Auch in der gemäßigten Zone sind die Hochländer stets arm an Pflanzen und Menschen. Die Gobi in Asien ist eine Wüste, die den nordwestlichen Theil von China schärfer abgrenzt, wie ein Ocean es könnte.

Aber diese im Norden der Erde dem organischen Leben so feindlichen Hochländer, werden in der Nähe des Aequators zu den schönsten Ländern der Erde. Die tieferen Regionen der tropischen Festländer sind sehr heiß, bald wüstenähnlich trocken, bald sumpfähnlich feucht und durch das üppige Wuchern der Vegetation nur schwer zugänglich für die Menschen. In den Höhen ist die Temperatur eben so gleichförmig, wie in den Tiefen, aber weit kühler, milder und daher im ganzen Jahre oft der schönsten Frühlingswärme gleich. Die Trockenheit wird durch die starken tropischen Regengüsse und die in den Hochländern häufigen Seen sehr gemäßigt, und der in seiner Höhe mannigfaltige Boden, der in seinen Niederungen die Früchte der tropischen Zone hervorbringt, bedeckt sich auf den Höhen mit den edelsten Produkten der gemäßigten Zone.

Diese von der Außenwelt scharf getrennten Hochländer zeigen in ihrem Innern den Charakter des Höhenlandes in seiner größten Reinheit. Ueberall ist Mannigfaltigkeit der Formen; aber mit Ausnahme der Landschaften, auf denen sich Gebirge erheben, sind die Gegensätze zwar stark genug um den einzelnen Gebieten ein individuelles Gepräge zu verleihen, aber niemals so schroff, daß sie der Verbreitung der Pflanzen, Thiere und Menschen auf die Dauer widerstehen können. Hochländer dieser Art sind Mejico, Bogota, Peru in America, Per-

sien, Arabien und Decan in Asien, und alle sind der Sitz einer reichen Entfaltung der organischen Welt und der Menschen geworden.

Wenn diese Hochländer ursprünglich an das Meer grenzten, so hat sich zwischen ihnen und dem Meere gewöhnlich ein stets wachsender, flacher *Küstensaum* gebildet, der gleich dem Strande der Tiefländer allmälig in den Meeresboden ausläuft, aber von dem Hochlande scharf getrennt und nur durch einige Pässe mit ihm verbunden ist. Diese Säume sind bald Sandwüsten mit wenigen fruchtbaren Oasen, bald werden sie durch die von dem Abhange des Hochlandes nach dem Meere abfließenden Gewässer zu höchst fruchtbaren, oder durch ihre Feuchtigkeit und die Ueberfüllung mit Pflanzen und schädlichen Thieren oft schwer zugänglichen Landstrichen. Sie haben an einigen Orten nur die Breite und die Gestalt eines Gebirgsthales das von den Vorsprüngen des Hochlandes vielfach unterbrochen wird; an andren werden sie zu einem mehrere Meilen breiten Lande, das sich längs der Küste hinzieht und fast als Tiefland gelten könnte.

Die letzte Form herrscht an vielen Theilen von Africa, an der westlichen Küste von Arabien und der östlichen von Indien vor. Die schmale Form des Strandes dagegen an den größten Theilen der Küsten von Mejico und Chile und an der westlichen Küste von Indien.

Diese vom Meer und Hochland eingeschlossenen Uferlandschaften führen keine engere Verbindung zwischen ihnen herbei, sie schließen das Hochland vielmehr dadurch noch schroffer vom Meere ab, daß der Bewohner des Hochlandes, ehe er an das Meer gelangt, einen ihm fremden und oft nachtheiligen Boden durchwandern muß. Dennoch sind sie zu klein, um sich selbstständig zu gestalten, und in allen physischen und ethnologischen Beziehungen vom Hochlande abhängig, nehmen sie eine von allen andern Ländern der Erde verschiedene Physiognomie an.

Aber nicht alle Höhenländer steigen so hoch hinauf, daß ihr Klima und ihre Produkte von denen des Tieflandes beträchtlich verschieden wären. Bei den meisten erheben sich die Einsenkungen nur wenig über den Spiegel des Meeres und der Tiefländer und sind da, wo sie mit ihnen zusammentreffen, nicht stärker von ihnen getrennt als von

andren Theilen des Höhenlandes selbst. Einige dieser Höhenländer bilden einen breiten Gürtel um die Gebirgsländer, der diese sowohl von den Tiefländern als von dem Meere trennt. Andere, und dieses ist in dem mittleren im südlichen Theile von Deutschland der Fall, werden an der einen Seite von Gebirgszügen, an der andern von Gebirgsländern begrenzt und an einigen Stellen von kleinen Gebirgen unterbrochen. Alle diese Höhenländer nehmen in dem Maße an den Eigenschaften des Tieflandes Theil, als ihr Boden ebener und ihr Inneres zugänglicher wird; sie vermitteln die beiden extremen Gebilde des Gebirges und Flachlandes fast in allen Zwischenstufen.

Das oceanische Höhenland.

Eine durch ihre Eigenschaften und ihr häufiges Vorkommen sehr merkwürdige Art dieser Landformen sind die oceanischen Höhenländer. Es sind Höhenländer vom Meere umgeben, gegen dessen Boden sie schroff abfallen, über dessen Oberfläche sie aber nur wenig aufsteigen. Das Meer verändert beständig ihre Gestalt, indem es entweder die Gesteine unterwühlt und mit ihren Trümmern Böschungen hervorbringt, welche die Verbindung zwischen dem Meere und dem Lande erleichtern, oder es vergrößert die Niederungen des Landes durch Anschwemmung von Schlamm oder Sand.

Die Küste ist daher bei diesen Hochländern gewöhnlich flach, wo das Meer an die Niederungen grenzt, steiler in der Nähe der Höhen, und hier bilden sich auch immer viele geschützte, den Anwohnern als Häfen nützliche Buchten. In ihrem Innern sind die oceanischen Höhenländer den kontinentalen gleich. Sie zerfallen in Gauen, die ohne durch schwer übersteigliche Grenzen geschieden zu sein, doch eine gewisse Selbstständigkeit bewahren. Nach Außen hin sind diese Hochländer von andern Ländern ganz oder zum Theile durch das Meer getrennt, das die Individualität eines Landes schützt, ohne es gänzlich zu isoliren.

Diese Art von Hochländern verhält sich zu den kontinentalenwie die oceanischen zu den kontinentalen Gebirgsländern, sie vereinigen die Vorzüge ihres Baues mit denen, welche das Meer gewährt. Zu ihnen gehören daher einige der schönsten Länder der Erde, z. B.

Kleinasien, die Pyrenäische Halbinsel, Chile, die sich mehr der Gebirgsform zuneigen, Frankreich das einem Tieflande näher steht. Am reinsten spricht sich die Form des oceanischen Höhenlandes in England und einem Theile des nördlichen America aus.

III. Die Gewässer im Lande.

Die Gewässer im Lande nehmen keinen Theil an der großartigen Einfachheit des Oceans; sie haben vielmehr den Charakter des Landes und bestehen wie dieses, aus einer großen Anzahl in Gestalt und Beschaffenheit verschiedener Einzelwesen. Bald sammeln sie sich in große Seen, welche durch die Beständigkeit aller ihrer Eigenschaften dem Meere ähnlich sind. Bald vermischt sich das Wasser mit dem Lande und bildet die Zwischenform der Sümpfe, deren Ausdehnung und deren Dasein sogar von der Jahreszeit abhängt. Der wichtigste Theil der Landgewässer strömt jedoch in den Bächen und Flüssen, und vollendet hier den großen Kreislauf, den es als Dampf und Wolke begonnen hat.

In allen diesen Zuständen verdanken die Gewässer ihre Fortdauer fast ausschließlich dem Regenwasser, das bald in das Innere der Erdrinde einsickert und in den Quellen wieder zu Tage tritt, bald unmittelbar an der Oberfläche der Erde fortfließt. Die Quellen, deren Gewässer Wochen und Monate lang im Innern der Erde verweilen mußte, führen verschiedene Stoffe an die Oberfläche, zum Theil mehr als die Bäche mit ihrem erkalteten oder chemisch veränderten Wasser forttragen können und lagern daher zuweilen kalkige und kieslige Gesteine ab, nähren eigenthümliche Pflanzen und Thiere und bringen auch auf den Menschen Wirkungen hervor, die er zu seinem Nutzen leiten kann.

Die Quellen finden gewöhnlich ihren Abfluß nach der Tiefe hin. Aber zuweilen ist der Boden flach oder muldenförmig und zu hart, als daß das ruhige Gewässer der Quellen sich darin ein Bette graben und einen Abfluß eröffnen könnte. Dann entstehen die Quell-Seen oder Sümpfe, beide zuweilen dicht neben einander, eine nicht nur für die Hochflächen der Gebirge, sondern auch für die flachen Regio-

nen in der Nähe der Hochpunkte der Tiefländer charakteristische Erscheinung.

Aus den Quellen und den Quellseen und Sümpfen entstehen die ersten Riesel und Bäche, durch deren Vereinigung die Flüsse, welche durch neue Zuflüsse allmälig wachsen und sich zuletzt als Ströme in das Meer zu ergießen pflegen. Die Flüsse haben aber nur ihren Anfang in den Quellen; ihre Hauptnahrung ziehen sie aus dem Regenwasser, das ohne erst in die Erde zu dringen, unmittelbar den Flüssen zuströmt. Je weiter sich der Fluß von seinen Quellen entfernt, desto unabhängiger wird er von ihnen. Die festen Stoffe, welche der Quell aus der Erde mitbrachte, werden immer mehr verdünnt und zuletzt enthält der Fluß außer dem, was er mechanisch fortreißen kann, fast nur noch reines Wasser.

1. Die Gewässer des Gebirgslandes.

Der Regen ist in allen Ländern sehr ungleichförmig über die Jahreszeiten vertheilt, und da er nur eine kurze Zeit gebraucht, um in den Fluß zu gelangen, so schwillt dieser an, um so stärker, je ausgedehnter und abschüssiger der Boden ist, aus dem der Zufluß stattfindet, und je kleiner der Fluß selbst. Das Anschwellen der Flüsse und die Geschwindigkeit, die sie dadurch erlangen, ist daher in Gebirgsländern viel stärker als im Flachlande, und alle Wirkungen der Flüsse sind tumultarischer. Sie überfluthen ihre Ufer, reißen Menschen, Thiere und Pflanzen mit sich fort, und führen selbst große Steine weg, die dann an der Stelle liegen bleiben, wo das Bette breiter, die Bewegung langsamer wird. Alle diese so heftigen Wirkungen sind jedoch nur auf einen kleinen Raum beschränkt; denn wenige Schritte den abschüssigen Boden des Thales hinan, ist alles vor den Fluthen des Wassers vollkommen geschützt.

In dem Gebirgslande, dem Lande der Kontraste, finden sich auch im Wasser die schärfsten Gegensätze dicht neben einander. In den oberen Theile der Gebirge lagern sich Schnee und Eis ab, jener in einer Höhe, die auch ohne seine Anwesenheit jedem organischen Leben fremd bleiben würde; dieses bildet die Gletscher, die sich von der

Grenze des ewigen Schnees so tief in die Thäler herabziehen, daß sie zuweilen Dörfer mit Wiesen und Aeckern zerstören.

Denn das Wasser ist in keinem Zustande, auch nicht in dem des Gletscher-Eises vollkommen in Ruhe. Es schmilzt an der Oberfläche des Gletschers, dringt in die Spalten und Fugen desselben ein und erstarrt hier von Neuem; dabei dehnt es sich aus und zerklüftet den Gletscher und drückt ihn nach allen Seiten hin. Dieser wird dadurch zugleich höher und nach dem Ausgange des Thales fortgeschoben und würde einen immer größern Umfang erlangen, wenn nicht die Sonne ihn an seinem Thalende, wie an seiner Oberfläche beständig abschmelzte. Bald siegt die ausdehnende, bald die ihn zerstörende Kraft, der Gletscher schreitet vor in's Thal oder er zieht sich zurück, aber stets bleibt ihm eine rege Thätigkeit, die sich der Alpenbewohner nur durch eine, nach bestimmten Instinkten und Absichten handelnde Seele erklären kann.

In der That ist das Wasser im Eise der Gletscher vielleicht noch kräftiger als im Flusse. Es vermag die härtesten Gesteine zu glätten oder zu zermalmen, die höchsten Felsmassen, an die kein Wasser gelangen kann, zu zersprengen und aus ihren Trümmern binnen wenigen Jahren große Steinwälle an dem Ausgange der Gletscher anzuhäufen.

In den tiefern Regionen der Gebirgsländer, theils noch in ihrem Innern, theils an ihrem Fuße, wo die Alpennatur schon mit dem Flachlande kämpft, entstehen die Alpenseen. In dem unebenen Boden des Gebirgslandes öffnen sich nicht alle Thäler an ihrem niedrigsten Punkte nach dem Tieflande oder dem Meere hin; viele sind durch Querjoche geschlossen und halten das von den Höhen herabstürzende Wasser zurück. Dieses sammelt sich in der Tiefe an, füllt sie aus und fließt erst dann ab, wenn es bis zu dem niedrigsten Punkte des einschließenden Walles angestiegen ist. Das Thal wird zu einem See, dem die Gebirgsbäche von allen Seiten zufallen, und aus dem gewöhnlich ein Fluß das überfluthende Wasser abführt. Oft muß dieser Fluß noch an einer zweiten und dritten Stelle zur Bildung eines Sees beitragen, ehe er ein Höhenland oder Tiefland erreichen kann.

In diesen Seen ruht zwar das im Gebirge sonst so stürmische Wasser; aber gerade diese Ruhe ist es, welche die größten Veränderungen veranlaßt. Denn nur das starkbewegte Wasser kann schwere Körper tragen; die von den Gebirgen herabstürzenden Gewässer, die immer eine Menge von Steintrümmern in den See führen, klären sich daher in dem ruhigen Wasser ab; sie lassen ihre Geschiebe in der Nähe ihrer Mündung in den See fallen und machen dadurch den Grund desselben immer höher. Zu gleicher Zeit gräbt sich der ausmündende Fluß immer tiefer in den Kanal ein, durch den er seinen Ausgang findet. Der Wasserstand des Sees erniedrigt sich allmälig. Von Zeit zu Zeit stürzt auch wohl ein Theil des Walles, der den See umgiebt, durch ein Erdbeben oder durch den Druck des Wassers ein, und die befreiten Gewässer wälzen sich mit der Geschwindigkeit eines Sturzbaches fort und führen große Massen von Steingetrümmer in die tiefern Landschaften hinab.

So wird ein Theil des Bettes nach dem andern ausgefüllt und vom Wasser entblößt. Es bildet sich am See eine fast wagerechte Ebene, die sich mit jedem Jahrhunderte erweitert und die Stelle des Sees einzunehmen sucht. An vielen Stellen ist dieser Prozeß schon vollendet, und man sieht mitten im Gebirgslande eine verhältnißmäßig ausgedehnte fast ebene Hochfläche, deren Boden ganz aus Gesteinen besteht, die nur in einem See abgelagert sein können.

In dem bloßen Gebirge kommen weder Seen noch Gletscher vor. Statt der Gletscher sieht man unbedeutende Schneegruben, statt der Seen kleine Teiche und statt der mächtigen Ströme die aus den Alpenseen hervorzubrechen pflegen, findet man nur Bäche, die an einigen Orten prächtige Wasserfälle bilden, und zuweilen, wenn sie vom Regenwasser geschwellt sind, Zerstörungen an ihren Ufern hervorbringen können, deren Tiefe aber gewöhnlich kaum die Höhe der Steine erreicht, mit denen ihr Boden besäet ist.

Aber für die Gebirgsländer gehören die Seen und Gletscher und die rasch dahin eilenden Flüsse zu den wichtigsten Charakteren, und die Umgegend eines Alpensees mit der harmonischen Vereinigung sonst weit getrennter Erdformen, der Ebene und der Felsgehänge, der Gieß-

bäche mit ihren Wasserfällen und der spiegelklaren Fläche des Sees, der Schneelager und der Gletscher hoch in den Lüften und der dichten Ansiedelung der Menschen unten am See bieten einen Anblick dar, dem sich an Schönheit und Mannigfaltigkeit kein andrer auf der Erde an die Seite stellen kann.

2. Die Gewässer des Höhenlandes.

So wie der Fluß aus dem Gebirgslande tritt, ändert sich seine Natur; denn in dem Flusse spiegelt sich immer der Charakter des Bodens, in dem er fließt, am treusten wieder. Von den Wasserfällen und Stromschnellen behält er nach kurzem Laufe keine Spur mehr in seiner Geschwindigkeit bei und der Fluß, der eben noch rauschend einherstürzte, setzt seinen Gang eben so träge fort, als wäre er in dem Tieflande entsprungen.

In dem Höhenlande, welches die Ströme nach ihrem Austritte aus dem Gebirgslande gewöhnlich durchfließen, ist ihr gegenwärtiges Bette nur die Folge einer durch Jahrtausende fortgesetzten Arbeit des Stromes auf die ursprünglich sehr unebene Oberfläche des Landes. Die geschlossenen Einsenkungen, die einem solchen Boden niemals fehlen, müssen von dem Strome ausgefüllt sein, ehe er über die niedrigsten der ihn umgebenden Höhen abfließen kann. Bei seinem Austritt aus diesen Seen wird er in der Regel sehr rasch unter Stromschnellen und Wasserfällen fortstürzen, bis er in einem zweiten See wiederum einige Ruhe findet, und erst nach manchem Wechsel von Ruhe und stürmischer Bewegung in einen Boden gelangen, der ihm einen gleichförmigen Lauf gestattet. Der Lauf der Gewässer des Höhenlandes ist daher anfangs dem des Gebirgslandes gleich gewesen. Wie dieser bestand er in einem Wechsel von Seen und kurzen, aber rasch strömenden Flüssen, und unterschied sich von ihm nur durch die geringere Höhe und Steilheit der Wasserstürze, und die weit größere Ausdehnung der Seen und Flüsse.

Ein so ungleichförmiges Bette steht jedoch mit der Natur eines fließenden Gewässers im Widerspruch. Wie ein stehendes Wasser nicht eher in Ruhe kommt, als es eine wagerechte Oberfläche erlangt hat, so arbeitet auch der Strom unablässig an der Ausgleichung seiner

Ufer und der Ebenung seines Bettes, und wird dabei durch die große Masse seines Gewässers und die starke Geschwindigkeit, die er immer noch in einigen Theilen seines Laufes behält, sehr unterstützt.

Die Seen werden durch die Gerölle oder den Steinschutt, den der Strom mit sich führt, allmälig ausgefüllt. An ihre Stelle tritt eine ausgedehnte flache Landschaft, rund von Anhöhen umgeben, die nur an den Stellen sich öffnen, wo Flüsse einströmen, und wo der Fluß, der alle in die weite Thalfläche fallenden Gewässer vereinigt, seinen Ausgang findet. Zu gleicher Zeit arbeitet er an seinem die Seeflächen verbindenden Bette; die Bergrücken, über die er in Wasserfällen stürzen mußte, werden mit der Zeit zerstört, aus dem Falle wird ein blos beschleunigter Lauf, aus den Stromschnellen verschwinden die einengenden Felsen, und so werden allmälig alle schroffen Uebergänge in dem Laufe des Stromes geebnet.

Die Gewässer der Felsplatten-Länder.

Aber zu diesem Werke gehören Jahrtausende, und an vielen Stellen ist es von seiner Vollendung noch weit entfernt. Wo der Felsen, den der Strom zu bearbeiten hat, sehr hart ist, da wird seine Zertrümmerung nur langsam fortschreiten, und es werden nur wenige Geschiebe in die Seen geführt. In solchen Höhenländern bleiben die Wasserfälle hoch, die Seen tief und beide können sich noch Jahrtausende erhalten, nachdem sie in andern Ländern verschwunden sind.

Das großartigste Beispiel einer solchen Erdbildung bietet Nordamerica in dem mittleren Laufe des Lorenz-Stromes und anderer großen Flüsse dar, wo See an See grenzt und Wassermengen, welche sich mit denjenigen der größten europäischen Flüsse messen können, bald zwischen Felsen eingeengt, mit pfeilähnlicher Geschwindigkeit forteilen, bald in Kaskaden von einer hohen Stufe des Landes in eine niedere herabstürzen. Der Theil Nordamerica's, in welchem die Flußbetten diese Gestalt haben, kann ein Tiefland heißen, wenn man blos die Oberfläche betrachtet, welche nirgends beträchtlich höher steht als der Spiegel des Meeres. Aber denkt man sich die Gewässer, welche alle Tiefen ausgefüllt haben, weg, so zeigt das Land an vielen Orten so beträchtliche Unterschiede des Niveaus, daß man es den Höhenländern

zuzählen müßte. Genau dieselbe Felsplatten-Form und daher auch dieselbe Art des Wasserlaufes haben, nur in einem kleineren Maßstabe, die Gewässer in einem Theile der russisch-deutschen Ostseeprovinzen, in Finnland und Schweden. Die schönen Seen der Lombardei, der vom Rheine durchflossene Bodensee mit den Wasserfällen in seiner Nähe sind ebenfalls mehr als Seen des Höhenlandes, denn des Alpenlandes zu betrachten.

An andern Stellen der Erde ist die Umwandlung schon viel weiter vorgeschritten. Die weicheren Stoffe, aus denen die Gesteine des Höhenlandes bestehen, könnten dem Andrange eines raschen Stromes nicht lange Widerstand leisten, und mit den Trümmern der Gesteine wurden die Seen ausgefüllt, welche einst den Lauf der Donau und des Rheins im Höhenlande unterbrochen haben. Man erkennt noch die Pforten, an denen die Hauptströme ein- und austräten; aber an der Stelle der Seen sind weite, der hügeligen Umgebung scharf entgegengesetzte Flächen getreten.

Indessen ist es den Flüssen im Höhenlande, so wirksam ihre Arbeit auch gewesen sein mag, noch niemals vollständig gelungen, alle Unterschiede auszugleichen. Sie behalten auch da, wo ihr Lauf durch keinen See mehr unterbrochen ist, immer noch eine gewisse Ungleichförmigkeit bei. Der Boden bleibt terrassenartig. Jede an die Stelle eines Sees getretene Fläche bildet eine Stufe, wo der Strom langsam in unsichern Ufern, wie im Tieflande, dahinfließt. Dann eilt er gewöhnlich durch einen scharf gezeichneten Kanal fast so rasch wie ein Gebirgswasser, nach einer niedrigeren Stufe hinab und so fort, bis er endlich in dem Tieflande selbst oder an dem Ufer des Meeres die letzte Stufe erreicht hat.

3. Die Gewässer des Flachlandes.

Mit dem Eintritt in das Flachland, besonders in diejenige Art desselben, welche zugleich Tiefland ist, ändert sich die Natur der Ströme gänzlich um. Statt der starren Felsen findet der Strom an seinen Ufern blos Erde oder leicht zerstörbare Schichten eines lockeren Gesteins. Die Gleichförmigkeit des Laufes, der im Höhenlande durch die Arbeit von Jahrtausenden nicht zu erringen war, wird im Tieflande leicht

erlangt. Tiefe Seen sind selten. Flache Seen und Sümpfe sind für die Gestalt des Bettes ohne große Bedeutung, und der Strom, der jetzt die Quellen und Regenwasser eines weiten Landes mit sich führt, und nur mit kleinen Hindernissen zu kämpfen hat, erlangt eine Gewalt, welche das ganze Tiefland beherrscht.

Im Tieflande ist das Gefälle kleiner, aber die große Wassermenge des Stromes, welche von der Reibung am Ufer, wie am Bette, weit unabhängiger ist, als die kleine eines Baches, hält seine Geschwindigkeit so weit aufrecht, daß er Sand und Erde in Menge mit sich fortführen und dadurch ganz trübe erscheinen kann. Wo seine Geschwindigkeit abnimmt, läßt er einen Theil jener Stoffe fallen, und erhöht damit sein Bette so sehr, daß es in einigen Gegenden, wie im Po oder im Rheine, wo das Wasser durch Kunst in seinen Ufern zurückgehalten wird, eine größere Höhe erreicht, als die benachbarte Niederung.

Ein solcher Zustand kann bei den sich frei im Tieflande bewegenden Flüssen nicht eintreten. Wenn ihr Bette sich erhöht, so suchen sie sich durch Andringen an die Ufer einen neuen Weg zu eröffnen, und indem sie hier das Ufer untergraben, setzen sie dort den gewonnenen Boden wieder ab. So bleibt zwar der Fluß immer an der tiefsten Stelle des Bodens, aber diese selbst wird von ihm allmälig verrückt. Dieser Prozeß dauert Jahrtausende lang, ohne eine andere Unterbrechung fort, als daß der Strom zuweilen bei starker Ueberschwemmung die Wassermasse eines Meeresarmes mit der Geschwindigkeit eines Gebirgsbaches vereiniget und binnen wenigen Stunden oder Tagen Veränderungen hervorbringt, die er sonst in mehreren Jahren nicht bewirken würde.

So wandelt der Fluß in dem weiten Raume des Tieflandes hin und her, so weit es ihm die auch hier nie ganz fehlenden Anschwellungen des Bodens erlauben. Aber jenseit der Anschwellung ist gewöhnlich ein anderer Fluß, der sein Bette auf ähnliche Weise verändert, so daß beinahe jeder Punkt des Flachlandes einmal Bette eines Stromes war und in der Nähe seiner Oberfläche noch viele Ueberreste von Pflanzen, Thieren und Gesteinen enthält, die der Strom einst mit sich fortgeführt hat.

4. Das Mündungsgebiet der Flüsse.

Je näher der Fluß dem Meere kommt, desto größer wird gewöhnlich seine Wassermasse, und desto breiter und tiefer sein Bette. Der wagerecht gelagerte schlammige Boden leistet fast gar keinen Widerstand mehr, und sobald irgend eine Ursache seine Wassermenge vermehrt, bahnt er sich einen neuen Weg, ohne darum immer den alten zu verlassen, und strömt so in vielen, aber beständig wechselnden Armen dem Meere zu. In diesem Gebiete herrscht der Strom fast unumschränkt. Einige kleinere Flußarme vermag der Mensch zuweilen durch große Anstrengung in ihren Ufern zu erhalten; aber über die gewaltigen Ströme der tropischen Zone hat der Mensch keine Macht: da wird das Land in der Nähe der Mündung zum Spiele des Gewässers, das keine feste Grenze duldet und mit jedem Jahre Veränderungen erzeugt, denen die kräftigsten Vulkane kaum gleich große an die Seite stellen können.

In der unmittelbaren Nähe des Meeres, wo der Strom in Berührung und in Kampf mit dem Meere kommt, treten neue Erscheinungen auf. Er erreicht nämlich das Meer immer noch mit einer gewissen Geschwindigkeit und drängt dasselbe auch etwas zurück; aber früher oder später ist seine Kraft erschöpft, er mischt sich mit dem Meere und läßt alle festen Stoffe, die er noch mit sich führte, zu Boden fallen. Bei einigen Strömen, bei der kleinen Themse, wie bei den gewaltigsten Strömen von Südamerica, dem Marannon und Laplata, hat das Meer selbst eine so starke Bewegung, daß es einen großen Theil der angeschwemmten Stoffe fortreißen und an entfernten Küsten absetzen kann. Aber dieses ist der seltenere Fall. Gewöhnlich erhebt sich auf dem Boden des Wassers an der Grenze von Fluß und Meer ein flacher aus der trübenden Beimischung des Flusses aufgeworfener Hügel, der sich mit seinem Scheitel aus der Oberfläche des Wassers erhebt, und eine oft viele Meilen bedeckende Barre bildet, welche dem Flusse nur wenige seichte Kanäle offen läßt. Die Flüsse bilden die Hauptstraße für den Verkehr der Völker, aber durch diese Barren wird der Nutzen derselben sehr vermindert, die Schifffahrt erschwert oder ganz gehemmt und das Innere der Länder vom Meere getrennt. So gering aber die

fortschreitende Bewegung des Meeres auch gewöhnlich ist, so beibt es doch an der Küste niemals in Ruhe, und mag seine Bewegung von Meerströmen oder von Wind und Wellen herrühren, so ist es in beständiger Arbeit und führt alle leicht bewegliche Stoffe bald von den Küsten weg, bald ihnen zu. Der herbeigeführte Schlamm wird bald zu einer morastigen Fortsetzung des Landes selbst.

Mannigfaltiger sind die Produkte des herbeigeschwemmten Sandes. Durch ihn wird die Gestalt der Küste durchgehends verändert. So wie der Sand trocknet, wird er ein Spiel der Winde, diese führen ihn tiefer in das Land hinein und häufen ihn zu hohen Dünen auf, die sich der Küste in mehreren Reihen vorlagern. Zwischen diesen Dünen sammelt sich Wasser zu langen und schmalen Seen, bald salziges aus dem Meere, bald süßes aus den Flüssen, bald, wenn die Wassermenge des Flusses und die Gestalt der Ufer sich verändert, beides mit einander wechselnd.

So entstehen an der Mündung der Ströme Bildungen, die denen an ihrem Ursprunge ähnlich sind; aber diese Höhen und Tiefen, diese Sümpfe und Seen, die man an den Mündungen vieler Ströme, des Ganges und des Nil, wie der Weichsel und der Wolga vorfindet, bleiben den Bodenformen an ihren Quellen nur äußerlich verwandt. Dort ist alles in festen Grenzen eingeschlossen, aber an der Mündung der Flüsse sind die Produkte der vereinigten Thätigkeit der Wellen und des Windes so veränderlich wie die Bewegungen des Wassers und der Luft selbst, und ein Sturm, der das Meer zu hohen Wellen aufthürmt und die Gewässer des Stromes anstaucht, eine Ueberschwemmung reicht gewöhnlich hin, um die Gestalt einer Küste beträchtlich zu verändern.

Zuweilen wird eine mit Dünen besetzte Gegend durch plutonische Kräfte gehoben. Ein Theil des benachbarten Meeresbodens steigt zugleich mit dem Ufer über die Oberfläche des Meeres hinauf und gelangt aus der Uferregion in das Innere des Tieflandes, wo die Winde weniger heftig sind und die Sandhügel durch die Zeit selbst und den Einfluß der Vegetation eine größere Festigkeit erlangen. Dann werden sie den Anhöhen plutonischen Ursprungs im Aeußeren

ähnlich und vereinigen sich mit diesen, um der eintönigen Landschaft mehr Abwechselung zu geben und die Flüsse in enge Grenzen einzuschließen. Aber zuweilen, wenn sie sich in einer weiten, regenlosen, sturmbewegten Ebene befinden, erlangen sie diese Festigkeit nie; ihr Gefüge bleibt locker, der Sand bleibt ein Spiel der Winde, wendet sich, von diesen getragen, von Ort zu Ort und vermehrt die Gefahren, mit denen die Wüste die Karavanen bedroht, noch durch die Schrecken eines Sandorkanes.

5. Die Strom- und Quellgebiete.

Verfolgt man den Strom in der seinem Laufe entgegengesetzten Richtung, so gleicht er auf seiner ersten Stufe einem Geäder, welches in mehreren sich verbindenden Wurzeln aus dem Meere hervortritt und sich an dem inneren Ende des Mündungsgebietes zu einem starken Stamme vereiniget.

In der zweiten Stufe des Stromes, in dem Tieflande selbst, ist der Strom seiner Hauptmasse nach in einem Kanale vereiniget und nur auf kurze Strecken spaltet er sich und bildet Strom-Inseln, deren Größe und Gestalt vielfachem Wechsel unterliegt. Aber hin und wieder sendet er auf beiden Seiten nach oben hin Aeste aus, die sich immer wieder verzweigen und immer kleiner werden.

Wenn ein solcher Ast oder der nun sehr geschwächte Hauptstrom selbst, das Höhenland erreicht, und damit seine dritte Stufe betritt, so wird sein Lauf rascher, sein Bette enger, vorübergehende Spaltungen des Stammes werden seltener, aber die Abzweigungen häufiger, und endlich gelangt er in seine vierte Stufe, in das Gebirgsland, wo er in den höchsten Quellen sein Ende findet.

Der oft viele tausend Quadratmeilen große Raum, der die sämmtlichen Verzweigungen eines beträchtlichen Stromes einschließt, ist das Quellgebiet; die Enden der Aeste sind über die ganze Fläche dieses Gebietes verbreitet, und es giebt daher keinen größern Strom, von dem nicht einige Aeste im Gebirgslande, andere im Höhen- und Flachlande entspringen und zuweilen wird sogar ein beträchtliches Gebirge von den Aesten eines Stromes ganz eingeschlossen. Sogar im Mündungsgebiete fehlt es nicht an Quellen.

Von dem Umfange des Quellgebietes hängt auch zum Theil die Größe des Stromes ab. Die Entfernung der äußersten Quellen von der Mündung, oder ihre Höhe über dem Meere sind aber eben so untergeordnete Punkte als die Namen, welche den unteren Theilen der Ströme beigelegt werden, und die selten mit denen des stärksten Zweiges übereinkommen.

Das Stromgebiet umfaßt den ganzen Raum, aus welchem die Gewässer nach irgend einem Zweige des Stromes ihren Abfluß finden, also jeden Punkt, den man vom Flusse aus erreichen kann, ohne jemals herabzusteigen; es hat daher einen nur wenig größeren Umfang als das Quellgebiet. Die Linie, welche das Stromgebiet einschließt, heißt die Stromscheide. Diese zieht sich zuweilen über die Kämme der hohen Gebirge fort und ist dann auch eine Naturgrenze; aber sie senkt sich auch in die Tiefe, selbst in das Tiefland hinein und bildet dann oft den Scheitel einer Erhöhung, deren Dasein sich ohne die Richtung der Bäche kaum wahrnehmen ließe. Durch einen Erdaufwurf von ein paar Fuß Höhe kann z. B. ein Bach in Südamerica, der in das stille Meer abfließt, in das Atlantische Meer abgeleitet werden. Bei den Flüssen ist also weder in ihrer Stromlinie noch in ihrer Stromscheide eine Naturgrenze zu finden.

6. Die Wassermenge der Flüsse.

Wenn ein Fluß weder durch Regengüsse an Fülle gewönne, noch durch Verdampfung und Einsickerung verlöre, so würde er an jedem Punkte ebenso viel Wasser führen, als alle seine oberhalb fließenden Zweige zusammengenommen. Aber diese Bedingungen werden niemals erfüllt. Verlust und Gewinn sind je nach der Beschaffenheit des Klimas sehr beträchtlich und von wechselnder Größe.

In der Regel wachsen die Flüsse mit der Entfernung von ihren Quellen. Ihr Verlust durch die Luft und den Boden wird reichlich ersetzt durch den Zufluß des Regenwassers, so daß sie an ihrer Mündung eine größere Menge Wassers führen, als an irgend einem oberhalb gelegenen Punkte. Aber dieses erleidet auch, namentlich bei den Flüssen der heißen Zone, häufige Ausnahmen.

In Aegypten und Nubien z. B. regnet es sehr wenig und der

Verlust, den der Nil durch Verdampfung und Einsickerung erleidet, wird, nachdem er seinen letzten Zufluß gegen 200 Meilen von seiner Mündung aufgenommen hat, durch nichts mehr ersetzt. Indessen erreicht er das Meer zu jeder Jahreszeit noch als ein mächtiger Strom. Aber viele Ströme in dem trocknen Klima des südlichen Africa und Arabien verlieren sich in der trocknen Jahreszeit gänzlich in dem Sande oder in flachen Seen und Sümpfen, und in Neuholland ist bis jetzt noch kein Strom bekannt, welcher dem Meere zu jeder Zeit eine starke Wassermenge zuführte.

Fast alle Flüsse der Erde sind in hohem Grade von der Jahreszeit abhängig. In den nördlichen Gegenden, wo die Zuflüsse im Winter unbedeutend sind und der während dieser Zeit in dem ganzen Stromgebiete angesammelte Vorrath von Schnee und Eis schnell wegschmilzt, schwellen alle Ströme im Frühlinge an, und dieses würde noch regelmäßiger und stärker sein, wenn sich nicht die Schmelzung bei der großen Ungleichheit der Temperatur in den verschiedenen Theilen des Stromgebietes, auf einen längeren Zeitraum vertheilte.

Auch in den wärmeren Theilen der gemäßigten Zone, wo die Ströme ihr Wasser bald durch den Regen allein, bald auch durch die ziemlich gleichförmig schmelzenden Schnee- und Gletscherlagen erhalten, fehlt es nicht an großen Wechseln in dem Stande der Flüsse. Sie treten zuweilen verheerend aus ihren Ufern, oder sie werden so seicht, daß man sie leicht durchwaten kann. Aber diese Wirkungen sind auf ihr Bette oder ihre Ufer beschränkt und zu unregelmäßig und vorübergehend, um einen mehr als zufälligen Einfluß zu üben.

Weit wichtiger für den Zustand der Erdoberfläche und as Leben alles Organischen ist dagegen der von der Jahreszeit abhängige Wechsel in dem Stande der Flüsse der tropischen Zone; hier können die Flüsse die große Wassermenge, welche ihnen die Regenzeit regelmäßig zuführt, nicht fassen; sie treten aus, bedecken einen großen Theil ihres Ufergebietes und üben dadurch nicht nur auf die Thier- und Pflanzenwelt, sondern auch auf die Lebensweise der Menschen, die an ihren Ufern wohnen, einen entscheidenden Einfluß aus. Durch diese Flüsse werden die heilsamen Wirkungen des tropischen Regens auch nach

Ländern verpflanzt, auf die kein Regen fällt, und das Wasser nur vermittels der Ströme gelangen kann. Das bekannteste, aber keineswegs einzige Beispiel eines solchen Flußlandes ist der Nil. Aegypten würde eben so sehr eine Wüste sein, wie viele andere Einsenkungen in der Felsfläche des nordöstlichen Africa, wenn nicht der Nil ihm aus weiter Ferne das Wasser des periodischen Tropen-Regens zuführte. Der Nil wird dadurch zur Lebensader des Landes, und auf ihm beruht nicht nur die Thier- und Pflanzenwelt, sondern auch der Mensch in Aegypten ist mit allen seinen physischen und geistigen Elementen mit dem Flusse verbunden.

Die Pflanzenwelt.

In der Erde wurzelnd, die Zweige in der Atmosphäre ausbreitend und von ihrer Luft und ihrem Wasser genährt, bedecken die Pflanzen, die von dem Wasser vorbereitete Oberfläche des Landes. Nur das heiße, eben durch vulkanische Kräfte über die Oberfläche der Erde gehobene Gestein ist ganz von Vegetation entblößt. Aber sobald die Temperatur gesunken ist, und das Wasser die Oberfläche aufgelockert hat, setzen Pflanzen sich an und tragen kräftig dazu bei, das Werk der Zerstörung zu vollenden. Wenn eine Generation von Pflanzen ihre Kräfte erschöpft hat, folgt eine neue, die sich auf dem von ihrer Vorgängerin bearbeiteten Boden stärker entwickelt und ihre Wurzeln tiefer in die Spalten des Bodens treibt, bis dieser endlich zermalmt ist, und der Ausbreitung höherer Pflanzen kein Hinderniß mehr entgegenstellen kann.

Aber die Vegetation hat eine höhere Aufgabe zu erfüllen, als das Wasser blos in dem Werke des Nivellirens zu unterstützen. Sie hat auch neu zu gestalten, auf dem durch das Wasser gleichförmig gewordenen Boden eine Menge neuer Bildungen hervorzubringen und obgleich diese von kurzer Lebensdauer sind, so werden sie doch stets durch neue ersetzt, und der Oberfläche der Erde dadurch eine Hülle gegeben, welche in dem Reichthum der Formen und der Höhe der Organisation die mannigfaltigen Gebilde des Feuers weit übertrifft.

I. Der Einfluß des Klimas und des Bodens auf die Vegetation.

Man kennt jetzt schon gegen 80,000 verschiedene Arten von Pflanzen und wird, wenn einst das Innere von Africa und Neuholland ebenso genau durchforscht sein wird, wie das Innere von Deutschland mindestens dreimal soviel Arten kennen. Von diesen leben einige schwimmend im Wasser; andere bedürfen nur eines festen Punktes, an den sie sich lehnen können, und schöpfen ihre Nahrung aus der Luft und dem Regenwasser. Aber die überwiegende Mehrzahl der Pflanzen bedarf zu ihrem Gedeihen sehr bestimmter Bedingungen. Sie verlangen einen Boden, der gewisse Bestandtheile enthält, die sie zu ihrer Ernährung bedürfen, und andere, die schaden können, müssen fehlen; Licht, Wärme, Feuchtigkeit und der Druck der Luft müssen von einer gewissen Stärke sein, wenn sie ihre volle Entwickelung erlangen sollen; aber das Maaß dieser Stärke ist für jede Pflanze verschieden.

1. Der Einfluß der Temperatur auf die Vegetation.

Am wichtigsten ist der Einfluß der Wärme und zwar der von der Sonne ausgehenden, da das Feuer im Innern der Erdrinde ohne merklichen Einfluß auf die Temperatur der Oberfläche und das Wachsthum der Pflanze ist. Nun gehört zwar eine jede der mittleren Jahres-Temperaturen nie mehr als zwei Linien an, die rund um die Erde gehen, eine in der nördlichen und eine in der südlichen Halbkugel, und auf diese Linien wäre eine Pflanze beschränkt, wenn sie nur bei einer mittleren Temperatur gedeihen könnte. Aber so zart ist keine Pflanze gebaut, daß sie sich nicht den äußern Umständen bis zu einer gewissen Grenze anschmiegen könnte. Sie blüht und reift, auch wenn die Temperatur von der ihr angemessensten etwas abweicht, zwar einige Tage oder Wochen früher oder später, sie entwickelt sich weniger üppig, aber sie gedeiht doch in einem Raume, der von Nord nach Süd stets viele Meilen Breite hat.

Die Erde zerfällt daher für jede Pflanze in der Regel in fünf Zonen, von denen zwei die Regionen ihres Gedeihens sind, eine dritte zwischen ihnen ist zu heiß, und zwei andere um die Pole sind zu kalt für sie. Nur für die Pflanzen unter dem Aequator, denen keine Zone

zu heiß ist, und für die an den Polen, denen keine zu kalt ist, bleiben nur drei Zonen übrig. Die Zone, in welcher die Pflanze gedeiht, hat eine Aequatoreal- und eine Polargrenze, welche, wenn die Erde eine gleichförmige mit Land bedeckte Kugel wäre; dem Aequator parallel gehen würden. Aber da die Erde diesen Bedingungen nicht genügt und die Temperatur eines Ortes keinesweges blos von der geographischen Breite abhängig ist: so sind jene beiden Linien weit entfernt, eine regelmäßige Gestalt zu haben.

Es kommt hierbei vornehmlich auf zwei Punkte an, auf die mittlere Temperatur des Jahres und die des Sommers allein. Die meisten Pflanzen leben eigentlich nur im Sommer; im Winter bleiben blos Samen oder Früchte oder Wurzeln zurück, die theils von der Erde bedeckt, theils durch ihren zähen Bau geschützt, die Kälte des Winters wenig zu fürchten haben. Das Gedeihen dieser Pflanzen wird also nur von der Temperatur des Sommers abhängig sein, und da die Länder mit kontinentalem Klima eine höhere Sommerwärme haben, als die Länder von einer gleichen Mitteltemperatur bei oceanischem Klima: so werden sie dem Gedeihen jener Pflanzen günstiger sein, wie diese. Die übrigen Pflanzen müssen auch den Winter ertragen können. Zwar verlieren sie gewöhnlich ihre empfindlicheren Organe, ihre Blüthen, Blätter und Früchte, und es bleibt blos ein Holzskelet übrig, dessen Leben im Winter ruht. Aber in diesem Skelet sind Säfte, welche ohne Zerstörung nicht unter eine gewisse Temperatur abgekühlt werden dürfen. Diese Pflanzen sind also auch von dem Klima des Winters abhängig.

Die Wärme hängt eben so sehr von der Höhe eines Ortes über dem Ocean als von seiner geographischen Breite ab. Man gelangt bei dem Ansteigen eines Berges oder Hochlandes in ein immer kühleres Klima und beobachtet daher auch in der Vegetation ähnliche Veränderungen, wie bei einer Wanderung von Süden nach Norden, nur daß man hier 100 Meilen zu wandern hat, ehe man eine eben so große Veränderung erfährt, wie bei einem Ansteigen von 1,500 bis 2000 Fuß. Die Vegetation wird in allen Beziehungen der nordischen ähnlicher und zuletzt in großer Höhe, am Rande des ewigen Eises,

bleiben nur wenige dürftige, den polaren nahe verwandte Pflanzen übrig.

Je mehr ein Gebirge oder ein Hochland vom Aequator entfernt ist, desto kleiner ist die Höhe, welche man von dem Meeresspiegel aus zu ersteigen hat, um die Grenze des ewigen Schnees zu erreichen, d. h. die Region, wo alles Pflanzenleben aufhört, und also auch der Mensch seinen Aufenthalt nicht mehr nehmen kann. Im südlichen Scandinavien beträgt sie etwa 5000 Fuß, in den Alpen etwa 8000 Fuß. Aber schon einige tausend Fuß unterhalb dieser Grenze ist das Klima zu kalt und rauh als daß der Mensch dort den Winter zubringen möchte.

Je näher man dem Aequator rückt, desto größer wird die Mannigfaltigkeit der Pflanzenformen, die man, von dem Spiegel des Meeres bis an die äußerste Grenze der Vegetation ansteigend, nach und nach beobachten kann. Am Fuße des Aetna und der Schneegebirge Spaniens und der Türkei wachsen die Südfrüchte Europas in ihrer ganzen Fülle. Allmälig verschwinden sie und räumen den Pflanzen des mittlern und nördlichen Europa ihre Stelle ein. Zuletzt, nachdem man Wälder mit skandinavischen Bäumen durchwandert zu haben glaubt, hört aller Baumwuchs auf und es wachsen nur noch einige niedere Pflanzen, die sich unter dem Schnee, welcher die Scheitel der Berge bedeckt, nach und nach verlieren. Noch größer ist der Unterschied an dem Gebirge des Aequators selbst, wo man, um von der Zone der Kokosnüsse und des Zuckerrohres bis zu der des ewigen Eises zu gelangen nur eine Höhe von etwa 15,000 Fuß zu ersteigen hat. Aber in dem Hochgebirge des tropischen America wird die Vegetation schon bis 10—12000 Fuß so dürftig, daß die Ansiedelungen der Menschen diese Höhe nur selten erreichen.

2. Der Einfluß der Feuchtigkeit auf die Vegetation.

Neben der Wärme hat die Feuchtigkeit den größten Einfluß auf das Gedeihen der Pflanzen. In einer dampfleeren Luft kann keine Pflanze gedeihen, die meisten müssen von Zeit zu Zeit mit Wasser genetzt werden, viele entwickeln sich sogar nur dann, wenn sie zum Theil mit Wasser bedeckt sind. Jede Pflanze bedarf wie ein gewisses

Maaß Wärme, so auch ein gewisses Maaß Feuchtigkeit, die nach keiner Seite hin stark überschritten werden darf, ohne ihrem Gedeihen zu schaden.

Die Feuchtigkeit ist daher schon in unsern Klimaten, wo die Jahreszeit ausschließlich von der Temperatur abhängig ist, von großer Bedeutung. In den Ländern zwischen den Wendekreisen, wo die Wärme wenig wechselt, wird die Feuchtigkeit der entscheidende Grund, nach welchem die Jahreszeiten und mit ihnen die Vegetationsperioden bestimmt werden. Sommer und Winter, durch die Temperatur kaum unterschieden, beruhen fast ausschließlich auf der Regenmenge, und an dem Aequator selbst, wo die Sonnenbahn zweimal den Zenith durchschneidet und das Jahr in zwei völlig gleiche Hälften theilt, besteht ein jedes Halbjahr aus einer trocknen und einer nassen Jahreszeit.

Die Feuchtigkeit ist auf der Erde noch weit ungleichförmiger vertheilt als die Wärme. Sie hängt theils von dem Oceane ab, als Hauptquelle alles in der Atmosphäre verbreiteten Dampfes, theils von der Lage der Gebirgs- und Hochländer; denn diese wirken nicht nur innerhalb ihres eigenen Gebietes, sie bilden nicht nur ihre feuchten Thäler und trocknen Gebirgsrücken, sondern üben auch auf die an ihrem Fuße liegenden flachen Landschaften einen beträchtlichen Einfluß aus, da es von ihrer Lage abhängt, ob der in der Luft befindliche und in den Bereich ihrer Atmosphäre kommende Dampf weiter fortgeführt werden, oder sich schon hier in fruchtbaren Regengüssen niederschlagen soll. Aber beide, der Ocean wie die Höhen sind ungleichförmig vertheilt, und geben daher dem Klima und mit ihm auch der Vegetation einen von der Oertlichkeit in hohem Maaße abhängigen Charakter.

Für eine jede Zone der Erde giebt es einen gewissen die Vegetation am meisten förderndes Grad von Feuchtigkeit. Zu wenig Wasser macht den Boden zur W ü s t e, zu viel macht ihn zum M o r a s t und beide sind der Vegetation höchst nachtheilige Zustände. Aber in den wärmern Gegenden der Erde ist das Wasser selten in einer zu großen Menge vorhanden. In den nassen Monaten fällt allerdings eine Regenmenge, die oft an einem Tage so stark ist, wie bei uns im ganzen Jahre; der Boden wird zum Sumpf, die Flüsse schwellen an und

treten aus ihren Ufern. Aber dem Wasserzufluß tritt eine ebenfalls sehr starke Verdampfung entgegen und entzieht während der trocknen Monate dem Boden seinen Wasser-Vorrath oft so vollständig, daß er bei dem Eintritte der neuen Regenzeit gänzlich ausgetrocknet ist.

In den von dem Aequator entferntern Zonen ist der Wassermangel sehr selten so groß, daß die Vegetation dadurch beträchtlich gestört würde. Die Entstehung eines Regengusses hängt von zufälligen Umständen ab, und selten bleibt eine Jahreszeit ganz ohne Regen. Obgleich daher keine Zone von dem Nachtheil der beiden Extreme ganz verschont bleibt, so ist doch in den kühleren Ländern der Erde mehr der Wasser-Ueberfluß, in den wärmeren mehr der Wasser-Mangel zu fürchten. Dort sind Moräste, hier sind Wüsten häufiger.

Man kann dabei drei Stufen unterscheiden: einen zu hohen Grad von Feuchtigkeit, einen zu hohen Grad von Trockenheit und endlich einen mittleren von beiden Extremen gleich weit entfernten Grad.

Die Wüste und der Morast.

Die Wüste ist die allem Organischen feindseligste Bildung der Erdoberfläche. In der wahren Wüste gedeiht keine Pflanze; die Thiere, die sich in sie verirren, kommen um, und der Mensch vermag sie nur dann zu durchziehen, wenn er alle seine Bedürfnisse, selbst das Wasser auf mehrere Tage mit sich führen kann. Die Wüste ist weit unwegsamer als das schroffste Gebirge, als der Ocean selbst und zwei durch eine große Wüste getrennte Länder können niemals in eine nahe Verbindung treten.

Aber glücklicher Weise sind die meisten Wüsten von Einsenkungen oder Höhen unterbrochen, welche zuweilen die Entstehung von Quellen möglich machen. So gering auch die Menge ihres Wassers ist, so reicht sie doch hin die Gestalt des Landes gänzlich umzuwandeln. Der Boden bedeckt sich mit Pflanzen, selbst einige Bäume erheben sich mitten in der Wüste und der Reisende, dessen Auge Tage lang durch den Anblick der unermeßlichen Oede ermüdet war, beschreibt die Fruchtbarkeit dieser Oasen, die in einer anderen Gegend vielleicht ziemlich arm erscheinen würden, mit den glühendsten Farben. Aber so unbedeutend auch der Raum und der Pflanzenwuchs der Oase sein mag,

hier in der Mitte der Wüste erlangt sie eine Bedeutung, welche diejenige irgend einer andern Landschaft von gleicher Größe, selbst die einer oceanischen Insel weit übertrifft. Denn die Insel ist ohne großen Einfluß auf die Wanderung der Thiere und der Pflanzen und der Mensch kann sie leicht umschiffen. Aber eine Wüsten-Insel ist oft das einzige Mittelglied für den Verkehr entfernter Länder; sie wird von den Thieren, wie von den Pflanzen bei ihrer Verbreitung benutzt und auch der Mensch kann sie durch kein Hilfsmittel seiner Kunst ersetzen.

Sehr nachtheilig für die Vegetation sind ferner die schlammigen Seen und die Moräste, die oft in der schönsten Gegend der Erde jede Ansiedelung unmöglich machen. Ihre Nachtheile sind jedoch weit geringer als die der Wüste. Sie bedecken einen weit kleineren Raum; sie sind, wenn auch lang gedehnt, doch nie über wenige Meilen breit und sie enthalten immer einige trockene für Menschen und Vieh gangbare Stellen. Ihrer Bedeutung als Naturgrenzen nach, gleichen sie mehr einem von vielen Pässen durchschnittenen Gebirgszuge, als einem Gebirgslande; sie sondern zwar die Länder, trennen sie aber nicht gänzlich von einander ab.

Die Waldregion.

Der die Vegetation am meisten fördernde Grad von Feuchtigkeit ist von der des Morastes wie der Wüste gleich weit entfernt, er reicht hin den Boden zu tränken, aber nicht, ihn zu ersäufen. Dieser bedeckt sich alsdann mit einem so dichten Pflanzenwuchs, als die Temperatur und seine Zusammensetzung erlauben. Selbst unter dem Polarkreise entsteht zuweilen ein Wald mit hochstämmigen Bäumen; aber erst in wärmeren Klimaten entwickelt sich die Vegetation, unter dem Einflusse der Feuchtigkeit in ihrer ganzen Kraft.

In der Nähe der Wendekreise stellt sich der Reichthum an Wasser auf zweifache Weise dar. In einigen Gegenden ist er auf die Regenzeit beschränkt, indem sich die tropischen Regen in ihrer ganzen Stärke ergießen; aber in dem größten Theile des Jahres ist die Luft trocken und der Boden nährt sich von der angesammelten Feuchtigkeit; oder trocknet ganz aus. In anderen Gegenden ist der Regen, wenn auch im Ganzen nicht immer in größerer Menge, doch über das ganze Jahr

vertheilt, und wenn der Regen fehlt, so wird er durch Quellen, Flüsse oder Seen ersetzt, so daß der Boden in keiner Jahreszeit ohne Feuchtigkeit bleibt.

Diese letzte Region ist die der tropischen Waldungen, die reichste an Pflanzenwuchs, die es auf der Erde giebt. Dort sind die größten Bäume der Erde in dichten, unermeßliche Räume füllenden Wäldern vereiniget; zwischen den Bäumen erhebt sich eine üppige Vegetation niedriger Gewächse und eine Menge von Pflanzen, denen der Boden fehlt, in dem sie wurzeln könnten, für die aber die ewig feuchte und warme Luft noch immer Nahrung übrig hat, rankt sich an den Bäumen in die Höhe, schlingt sich von Baum zu Baum und macht den Wald zu einer hohen, fast undurchdringlichen Pflanzenschicht. In diesen heißen, feuchten Wäldern wird der Unterschied der Jahreszeit kaum noch bemerkt. Die Pflanzenwelt hat nicht, wie in kühlern oder trockneren Gegenden, einen Wechsel von Tod und Leben, von Wachen und Schlafen. Neben einer hinwelkenden Pflanze erhebt sich eine andere in voller Lebenskraft und die Zweige der Bäume tragen Blüthen und Früchte zu gleicher Zeit.

Alle diese schönen Waldungen der tropischen, so wie die der gemäßigten Zonen gehen ihrem Untergange entgegen, da die Völker sie als die fruchtbarsten Theile der Erde zu ihrem Wohnsitze auserwählt haben. Die edlen Bäume werden gefällt und an ihre Stelle die unschönen dünnen Gräser und Gesträuche gepflanzt, die der Mensch zu seiner Nahrung bedarf. In Europa und Asien sind die meisten Waldstellen gelichtet, von den übrigen nur wenige von der Hand des Menschen unberührt geblieben und nur noch in Africa und einem Theile von America kann man die Wälder beobachten, die einst den größten Theil von Europa und alle jetzt stark bevölkerten und civilisirten Flußlandschaften von Asien bedeckt haben.

Die Pampa's.

Gegen diese mit dem dichtesten Pflanzenwuchse erfüllten Räume stehen diejenigen Länder im schroffsten Gegensatz, die zwar auch einen Ueberfluß von Regen, aber diesen nur in einer gewissen Jahreszeit besitzen und wo kein Fluß vorhanden ist, der durch seine Ausdünstung

und Ueberschwemmung das ganze Jahr hindurch ein feuchtes Klima hervorbringen könnte. Sie finden sich in den heißeren Theilen der Kontinente von Neuholland und Südafrica und von America, überall, wo die Länder sich in einiger Entfernung von den großen Strömen in weiten Ebenen ausbreiten. Am ausgedehntesten sind sie in America, und nach dem Namen, den sie in den Laplata Staaten und Paraguay führen, wollen wir sie Pampa's nennen.

Diese Pampa's sind baumlose Flächen, in denen sich mit dem Beginn der Regenzeit eine überaus kräftige Vegetation entwickelt. Die Pflanzen, Gräser und Röhricht-Arten, zu Familien gehörend, die bei uns nur dünne, niedrige Stengel haben, erheben sich dort binnen wenigen Wochen zu einer Höhe, die den Reiter auf seinem Pferde überragt und mit so starken, dicht gedrängten, zuweilen stachlichten Stämmen, daß die Reisenden sich nur mit großer Mühe einen Weg hindurch bahnen können.

So lange der Regen währt, schreitet die Vegetation fort und zeigt einen Reichthum an Pflanzenstoffen, der sich selbst in den tropischen Wäldern in derselben Zeit nicht in gleicher Mächtigkeit entwickeln kann. Aber mit dem Regen hört auch die Ernährung der Pflanzen auf. Sie verwelken, sterben allmälig ab, verwandeln sich in Staub und die Erde, durch keine Pflanzendecke mehr vor den Stralen der Sonne geschützt, dorrt gänzlich aus und wird je nach ihrer Zusammensetzung, entweder in einen leichten Staub verwandelt, wie der feinste Sand der westafricanischen Wüste, oder in einen sehr harten von der Sonne gebrannten Lehm, welcher ohne die zahlreichen Sprünge von denen er durchzogen wird, einem Felsen ähnlich sehen würde.

Nur einige Oasen-ähnliche, von Quellen bewässerte Stellen bewahren ihren Pflanzenwuchs auch in der trocknen Jahreszeit. Hier und da durchzieht auch ein nicht versiegender Fluß die Ebene und umgiebt sich mit einem Saume von Bäumen, der um so breiter und waldähnlicher wird, je wasserreicher der Fluß ist.

Aber die Hauptfläche der Pampa ist in der trockenen Jahreszeit eine Wüste in der man weder Thiere noch Pflanzen erblickt. Denn die Thiere sind ausgewandert, oder in der Erde versteckt, die

Pflanzen sind verwest und ihre Samenkörner liegen in der Erde verborgen.

Mit dem ersten Regen ersteht die organische Welt von Neuem. Die ausgewanderten Thiere kehren zurück, die schlummernden werden erweckt und kommen aus ihren Erdlöchern hervor; die Samenkörner keimen auf und die Wüste verwandelt sich wieder in den üppigsten Pflanzenboden.

In denselben Zustand gelangt in diesen Ländern auch der Boden der Waldungen, wenn der Mensch ihn entholzt und mit Gräsern und anderen jährigen Pflanzen besetzt hat. Auch dieser nimmt, wenn der Regen aufgehört hat, oder der überschwemmende und befruchtende Strom von seinem Ufer zurückgetreten ist, die Gestalt einer Wüste an, die sich erst mit der Rückkehr des Wassers wieder mit Pflanzen bedeckt. Sobald aber die Thätigkeit der Menschen aufgehört hat, und der Boden ungehindert die ihm von der Natur dargebotenen Pflanzen aufnehmen kann, kehrt er wieder in einen seinem ursprünglichen ähnlichen Zustand zurück, die Bäume wachsen an den früheren Stellen wieder auf und nach einigen Jahren ist der tropische Wald, wenn auch zuweilen mit etwas veränderten Pflanzen, von Neuem an die Stelle der Felder getreten.

3. Der Einfluß des Erdreichs auf die Vegetation.

Wärme und Feuchtigkeit sind nicht die einzigen Bedingungen für das Gedeihen der Pflanzen. Auch das Erdreich muß mehreren Anforderungen genügen. Es muß locker sein, und in seiner Mischung gewisse Stoffe enthalten, von denen einige jeder Vegetation fast so nothwendig sind, wie die Feuchtigkeit selbst; Andre die für gewisse Pflanzen unentbehrlich sind, sind für andere schädlich und es giebt Boden-Arten, welche das Entstehen einiger wenigen Pflanzen so sehr begünstigen, daß diese alle übrigen verdrängen.

Bei der Unbeweglichkeit des Landes können die verschiedensten Bodenarten dicht neben einander bestehen, und in der That sieht man auch oft innerhalb weniger Quadratmeilen Stellen von der höchsten Fruchtbarkeit, welche eine Menge verschiedener Pflanzen tragen, neben anderen, auf denen nur sehr wenige und bald diese bald jene ihr

Gedeihen finden können. Es giebt aber auch einige sehr ausgedehnte Landschaften, deren chemische Beschaffenheit so gleichförmig ist, daß ihre Vegetation mit geringen Unterbrechungen einen gleichförmigen Charakter trägt. Mit dieser Einförmigkeit, die stets ein Zeichen mangelhafter Mischung des Bodens ist, ist auch immer ein Mangel an Pflanzenstoff verbunden. Dieses ist z. B. der Fall bei den meisten Nadelwäldern in den flachen Regionen des mittlern und nördlichen Europa, die blos einige wenige Arten von Bäumen enthalten, keine edleren Zwischengewächse haben und hunderte von Quadratmeilen mit einer eben so dürftigen als eintönigen Pflanzenschicht bedecken.

In dem Tieflande am Kaspischen See in Asien und in der Nähe fast aller salzreichen Binnenseen ist der Boden so sehr mit Salz geschwängert, daß er nur wenige Arten von Salzkräutern tragen kann. Diese bilden daher die fast ausschließliche Vegetation der sehr ausgebreiteten Salzsteppen.

Der arme trockene, wie man sagt, saure Boden der Haiden im nördlichen Deutschland, wie im südlichen Africa, ist mit Haidekräutern (Erica) bedeckt, welche nur in der Nähe von Quellen und Bächen, welche den Boden ausgelaugt und anders gemischt haben, durch eine reichere Vegetation ersetzt werden.

Minder ausgedehnt als die Haiden, aber noch unfruchtbarer sind die Torfmoore, die unter andern in Irland große Strecken füllen, und selbst ausgetrocknet unergiebig bleiben.

Die Nadelwälder, Salzsteppen, Haiden und Moore sind fast eben so wüst, wie diejenigen Landschaften, die es aus Mangel oder Ueberfluß an Wasser sind. Aber da ihre Pflanzen-Armuth nur eine Folge des Bodens ist, dessen Zusammensetzung nie vollkommen gleichförmig bleibt, so sind sie von geringerem Umfange, als die wasserleeren Wüsten, ihre fruchtbaren Oasen sind zahlreicher, und sie nehmen daher eine weniger nachtheilige Stellung auf der Erde ein, als jene.

Die Grasfluren.

Es giebt zwischen dieser halbwüsten und der fruchtbaren Waldregion noch eine Mittelstufe, welche durch ihre Verbreitung einen beträchtlichen Einfluß auf das Leben der Menschen und Thiere erlangt.

Es sind dieses die **Grasfluren**, die besonders in America, dem an allen Formen des Tieflandes reichsten Welttheile eine große Ausdehnung erlangen.

In seinem Norden bis zum Polarkreise hin hat Nordamerica jene eigenthümliche Zerlegung der Stromläufe in Seen und Schnellen, die wir oben beschrieben haben (S. 43). Das südlichste dieser See-artigen Stromgebiete ist das des Lorenzflusses. Weiter nach Süden besteht Nord-America aus einem großen, von den beiden Meeren im Osten und Westen durch Gebirgs- und Höhenländer getrennten Tieflande, das im Norden eine stetige Fortsetzung jener Flußgebiete ist, im Süden aber in die Flachküste des Mejicanischen Meerbusens ausgeht. Der östliche den Einwirkungen des Missisippi und des Alleghanny-Gebirges ausgesetzte Theil, war, ehe er von den Europäern besetzt wurde, mit Urwald bedeckt, der mit seiner Annäherung an die Wendekreise den Charakter der tropischen Wälder annahm.

Zwischen diesen Wäldern und dem westlichen Gebirgslande ist aber ein sehr weiter Raum, der den Namen der **Prairie** führt, und das für Nord-America ist, was die Pampa's im Süden sind; nur daß dort die Beschaffenheit der Vegetation vornehmlich von der Vertheilung der Feuchtigkeit in der Atmosphäre abhängt, hier im Norden dagegen neben dieser auch die Mischung des Bodens von beträchtlichem Einflusse ist.

In den Niederungen der Flüsse bildet sich, wie in den Pampa's, ein Saum von Bäumen, die an den Ufern des Missuri und anderer großen Ströme zu schmalen Wäldern werden, welche wie eine lange gewundene Linie die Grasebene durchziehen. Auch an den Quellen erhebt sich hier und da ein Baum; aber die allgemeine Oberfläche des Landes ist trotz des häufig fallenden Regens, trotz der nahen Flüsse ganz baumlos und mit nichts bewachsen, als mit wenigen Arten von Gräsern, die, wenn man nach Norden fortschreitet, allmälig von anderen ersetzt werden.

Was in America die Prairie ist, das heißt in Süd-Africa **Karro**, nur ist ihre Vegetation dem Charakter des Welttheils gemäß noch weniger kräftig, der Boden weit dürrer als dort. Was die Reisenden

in Nord-Africa und Süd-Asien Sahara nennen, ist auch oft keineswegs pflanzenlos, sondern nur eine mehr oder weniger dürre Prairie. In allen diesen Arten der Ebenen sind die beiden Haupt-Ursachen der Unfruchtbarkeit, der Mangel an Wasser und die ungünstige Mischung des Erdreichs, in jedem Grade miteinander verbunden.

Das südliche Rußland, bis weit in Asien hinein, besteht aus baumlosen Steppen, die sich bis auf die niedrigere Temperatur und den großen Umfang der Salzflächen, die in ihnen enthalten sind, ganz wie die nordamericanischen Prairien verhalten. Auch hier haben die feuchten Einsenkungen an den Strömen eine weit stärkere Vegetation. Aber statt der Waldbäume America's haben sie nur ein Rohrdickicht, das die tiefern Thäler und die Abhänge der Ströme bekleidet, aber weil sie weniger hoch sind, oder den obern Rand der Schlucht nicht erreichen, der weiten Ebene nicht einmal den Grad von Abwechselung geben, den die Prairie besitzt.

Diese Ebenen, in denen sich die Atmosphäre ungehemmt bewegen kann, sind, wie das Meer und die Wüste, die Heimat sehr ausgedehnter Orkane, die den Erdboden, je nachdem er mit Schnee oder mit Sand bedeckt ist, zu einem Sand- oder Schneesturme aufwühlen, die zwar die Gleichmäßigkeit des Klima's etwas vermindern, und Pflanzen und Thiere weiter verbreiten; aber den Vorzug der Wegsamkeit, den diese kahlen Flächen zu besitzen pflegen, etwas beeinträchtigen.

4. Der Einfluß der Gestaltung der Erdfläche auf die Vegetation.

Die Masse des Pflanzenstoffes hängt hauptsächlich von einem günstigen Verhältnisse zwischen dem Boden, der Wärme und der Feuchtigkeit ab. Die Mannigfaltigkeit der Pflanzen aber ist die Folge von einer Abwechselung in der Beschaffenheit des Bodens und der Luft, und diese hängt wiederum zum Theile von der Gestaltung der Oberfläche des Landes ab.

In dem Gebirgslande, dem Lande der Kontraste, spricht sich dieser Charakter auch bei den Pflanzen aus. In den feuchten, warmen Thälern bildet sich ein hochstämmiger Wald, der die Berglehnen hinanzieht und an der Stelle, wo ein Quell hervorkommt, sich zu

noch größerer Pflanzenfülle verdichtet. Aber mitten im Walde finden sich kahle Felsen, die kaum einige Flechten und Moose tragen können, und die trockene Hochfläche des Gebirges selbst ist nur mit Gräsern und anderen jährigen Gewächsen bedeckt. Die Wälder sind mit den verschiedenartigsten Bäumen gefüllt, und die Wiesen zeichnen sich nicht nur durch die Menge, sondern auch durch die Mannigfaltigkeit ihrer Blumen aus. Mit dem größten Reichthume an geographischen Formen verbindet sich daher im Gebirge auch die größte Abwechselung in den Formen der Vegetation.

In dem Flachlande ist die Mannigfaltigkeit der Pflanzen unter übrigens gleichen Umständen am kleinsten. Hunderte von Quadratmeilen sind ununterbrochen mit Wäldern bedeckt. Aber die Bäume und die zwischen ihnen wachsenden Gewächse, obgleich viele Millionen von einzelnen Pflanzen, gehören zu einer kleinen Anzahl von Arten. Noch ärmer an Arten sind die waldlosen Flächen der Pampa's, der Prairieen und Steppen. Eine Art, oder wenige Arten bedecken den Boden, der viele Meilen weit dasselbe Klima, denselben Grad von Feuchtigkeit und dieselbe Zusammensetzung behält, also auch denselben Pflanzen günstig oder feindlich ist.

Selbst die tropischen Wälder des Tieflandes, welche eine größere Masse von Pflanzenstoff tragen, als irgend ein anderer Raum von gleicher Größe auf der Erde, haben eine im Verhältniß zu dieser Masse nur kleine Zahl von Arten.

Das Höhenland, das in seiner geographischen Entwickelung zwischen dem Gebirgs- und Flachlande steht, nimmt auch in seiner Vegetation dieselbe Stellung ein. Die kontinentalen Hochländer sind, wie das Hochgebirge, größtentheils trocken, sie gleichen auf ihrer Hochfläche den Prairien der gemäßigten, oder den Pampa's der wärmeren Zonen, und nur in den zahlreichen, feuchteren Einsenkungen bilden sich hochstämmige Waldungen, die den tropischen Wäldern in der Menge des Pflanzenstoffs wenig nachstehen, an Reichthum der Formen weit überlegen sind.

Das feuchte Klima der oceanischen Höhenländer ist dagegen dem Pflanzenreiche höchst günstig und bringt überall eine dichte und

zugleich sehr mannigfaltige Vegetation hervor. So spricht sich die Eigenthümlichkeit der geographischen Formen auch in der Vegetation aus.

II. Die Vertheilung der Pflanzen über die Erde.

Man nennt die Summe sämmtlicher in einer Landschaft vorkommender Pflanzenarten die Flora derselben. Sie enthält in einem jeden Gebiete von einigen Quadratmeilen nur einen sehr kleinen Theil der bekannten Pflanzenwelt; der größere Theil der fehlenden Pflanzen würde auch die zu seinem Gedeihen nothwendigen Bedingungen nicht vorgefunden haben. Aber es bleibt immer noch eine der Anzahl der wirklich beobachteten Pflanzen weit überlegene Menge von Arten übrig, denen Klima und Boden günstig sind, und von denen einige, welche zufällig oder durch Menschen eingeführt wurden, auch in der That ebenso gedeihen, wie die einheimischen Pflanzen selbst. Aber über die Ursache dieser Auswahl unter den Pflanzen ist man fast eben so sehr im Dunkeln, als über die Entstehung derselben.

Es hat sich zuweilen vor den Augen der Menschen eine Insel aus dem Meere erhoben oder ein Festland durch Anschwemmungen erweitert. Anfangs war das neugebildete Land ganz von Pflanzen entblößt. Allmälig bedeckte es sich mit Moosen und Flechten aber immer nur mit solchen, die auch in benachbarten Ländern vorkamen, und deren Same durch den Wind oder durch die Vögel herbeigetragen sein konnte. Dasselbe gilt auch von den später entstandenen höheren Pflanzen, die einen schon mehr vorbereiteten Boden bedurften, und niemals ist eine Art zum Vorschein gekommen, von der es erwiesen war, daß sie von keinem benachbarten Lande eingeführt sein konnte.

Wenig besser als über den Ursprung der Pflanzen ist man über ihre Vertheilung unterrichtet. Jeder Ort hat seine Flora und ein Verzeichniß derselben enthält, mit Ausnahme der polaren Zone und einiger anderer sehr armer Gegenden, für jede Quadratmeile immer einige hundert verschiedene Arten. Aber die Pflanzen einer solchen Flora sind selten auf diese Meile beschränkt, sondern breiten sich gewöhnlich über ausgedehnte Länder, zuweilen über Tiefländer von mehreren

hunderttausend Quadratmeilen aus. Größere Landschaften haben natürlich ein stärkeres Verzeichniß von Pflanzen, aber der Umfang desselben ist weit entfernt mit der Größe des Landes in gleichem Verhältnisse zu steigen. In dem Verzeichnisse einer Flora hat eine nur in wenigen Exemplaren an irgend einer günstigen Stelle vorkommende Pflanze dasselbe Recht, wie eine andere, die in Millionen von Exemplaren ganze Wälder und Haiden bildet, und einem ausgedehnten Bezirke den Charakter aufdrückt. Um die Physiognomie in der Vegetation zu erlangen, müßte man jede Pflanzenart noch mit der Anzahl und dem Umfange der Individuen multipliciren.

Dieser Umstand ist wichtig. Er macht die Untersuchung einfacher, indem er den Einfluß der Feuchtigkeit und des Bodens auf die Flora, der selten stark genug ist, um das Vorkommen einer Pflanze gänzlich zu verhindern, wenn nicht aufhebt, doch sehr vermindert. Nur die Temperatur behält ihren entscheidenden Einfluß.

1. Die Floren-Reiche.

Zwischen den Floren benachbarter Orte sind immer einige Unterschiede; hier fehlen einige Arten, die dort vorhanden sind; aber die Anzahl dieser Arten ist, so lange die Lage und die Beschaffenheit der Orte nicht sehr verschieden ist, nur klein. Zwischen den Floren ganzer Länder werden die Unterschiede größer und steigen in der Regel um so mehr, je weiter ihre Mittelpunkte von einander entfernt sind. Indessen behalten die Floren aller zu einer und derselben Erdform gehörigen Länder noch viel gemeinsames bei. Von Frankreich und England bis an die Küsten der Balkasch- und Baikal-Seen im Innern Asiens, die größte Entfernung, welche es in einem ununterbrochenen Tieflande, oder leicht zugänglichem Höhenlande von Westen nach Osten giebt, erleidet die Flora nur verhältnißmäßig geringe und stets allmälig eintretende Veränderungen. Einige Arten verbreiten sich über den ganzen Raum, andere weichen, nachdem sie auf einem großen Theile desselben einheimisch waren, einer anderen oft nahe verwandten Pflanze, so daß sich in diesem weiten Ländergebiete nirgends eine scharfe Grenze ziehen läßt. Erst am Altai und den Gebirgen, welche die Provinzen von Ochotsk u. s. w. von dem übrigen Sibirien trennen, hört diese

Uebereinstimmung auf, und die Vegetation nimmt dann plötzlich eine neue Physiognomie an.

Aehnliche Erscheinungen finden sich in dem großen nordamericanischen Tief- oder flachen Höhenlande, das sich von den Küsten des Eismeeres bis an die fast tropische Nordküste des Mejicanischen Meerbusens hinzieht. Die Flora verändert sich natürlich nach Maßgabe der Temperatur von Norden nach Süden und besteht zuletzt aus ganz anderen Pflanzen als im Norden. Aber diese Veränderung ist so allmälig, daß es unmöglich ist eine Grenzlinie zu ziehen; denn eine jede Linie würde nur eine Trennung zwischen zwei miteinander nahe verwandten Landschaften hervorbringen.

Dasselbe gilt und in noch höherem Maße für die Richtung von Osten nach Westen, wo der ganze Raum zwischen der Küste und dem Küstengebirge der Alleghanny bis zu dem Fuße des Gebirgslandes der Rocky-Mountains, ungeachtet des diesen Raum theilenden großen Mississippi-Stromes, fast dieselben Pflanzenarten enthält. Aber innerhalb dieses Gebirgslandes selbst treten andere Pflanzen auf, und jenseit desselben in den Höhenländern am Stillen Meere hat die Vegetation mit der des Mississippi-Thales unter gleicher Temperatur keine größere Uebereinstimmung als mit der des fernen Europa und Asien.

Aus demselben Grunde geht in Süd-Amerika die Vegetation des heißen Brasiliens und Paraguays allmälig in die von Buenos-Ayres, einem Lande von gemäßigtem Klima über. Aber Chile, das durch die hohen Andes-Gebirge von den Laplata-Staaten getrennt ist, hat wieder eine ganz abweichende Flora.

Man kann daher die Erde in mehrere Floren-Reiche theilen, von denen ein jedes von dem benachbarten so scharf getrennt ist, daß ihnen nur wenige Pflanzen-Arten gemeinschaftlich sind. Diese Gebiete sind von sehr ungleichem Umfange, indem kleine Inseln oder Halbinseln, wie das Vorgebirge der guten Hoffnung, Madagascar, ja selbst St. Helena dasselbe Recht haben, als Hauptabtheilungen zu gelten, wie Tiefländer von 100,000 Quadrat-Meilen Fläche. Die kleinern unterscheiden sich jedoch von den größeren durch die geringere Anzahl ihrer Pflanzen-Arten, die sogar derjenigen eines gleich großen Stückes

eines größeren Floren-Reiches weit nachsteht. Aber alle diese Gebiete, die größten, wie die kleinsten, haben das mit einander gemein, daß sie überall von natürlichen Grenzen eingeschlossen sind, also keine andren Grenzen haben, wie die gegenwärtigen Erdformen selbst, d. h. Meere, Gebirge und Wüsten.

2. Das Vaterland der Pflanzen.

Jede Pflanze hat eine Heimat, in der sie ohne menschlichen Schutz gedeihen kann. Ihr Umfang in von der Fähigkeit der Pflanze sich zu verbreiten und der Beschaffenheit und der Gestalt des Bodens abhängig. Ihre Grenzen stimmen zwar oft mit denen der Florenreiche überein; aber sehr häufig weichen sie auch davon ab, indem die Pflanze sie bald überschreitet und sich über zwei oder mehrere dieser Reiche ausdehnt, bald aber die Grenze nicht erreicht und sich von einem Flusse, einem Gebirgszuge oder anderen für den Charakter der gesammten Vegetation minder wichtigen Hindernissen aufhalten läßt.

Oft greift auch der Mensch in das Leben der Pflanzen ein, rottet einige Arten, soweit er vermag aus, oder beschränkt ihre Heimat auf enge Grenzen, führt andre Pflanzen in neue oft sehr entfernte Länder und giebt ihnen die Gelegenheit sich, wenn Klima und Boden ihnen zusagen, von der Anpflanzung aus zu verbreiten und in dem neuen Wohnsitze vollkommen einheimisch zu machen. Viele schützt er vor den Unbilden des Klima's und dem Ueberwuchern anderer Pflanzen und macht dadurch das Gedeihen vieler Kulturpflanzen auch in solchen Gegenden möglich, wo sie bald absterben würden, wenn sie sich selbst überlassen blieben.

Wir finden die Knlturpflanzen über Länder verbreitet, wo sie theils immer Fremdlinge bleiben, theils zwar einheimisch geworden sind, aber nicht ohne den Beistand des Menschen eingewandert wären. Unter dem Vaterlande einer Pflanze wollen wir jedoch nur das Gebiet bezeichnen, über welches sie sich ohne menschliche Hilfe verbreitet hat.

Die Kulturpflanzen.

Die Kulturpflanzen machen zwar einen nur sehr kleinen Theil der Flora eines Landes aus; allein sie bedecken in den civilisirten Ländern einen größern Raum, als alle übrigen Pflanzen zusammengenom-

men und geben oft dem ganzen Lande seinen Charakter. Aber das Vaterland dieser Pflanzen, wo der Mensch sie zuerst wildwachsend antraf, sie gewissermaßen zähmte und von wo aus er sie auf allen seinen Zügen mit sich führte, ist oft sehr schwer aufzufinden. Bei denen, welche in dem neuen Klima blos unter der Pflege des Menschen fortkommen, ist das Vaterland schwer zu entdecken, weil sie sich durch die Kultur selbst sehr verändert haben. Die Früchte sind größer und schmackhafter geworden, und wenn die Bedürfnisse des Menschen es verlangten, sogar die Wurzeln, Blätter und Blüthen so veredelt, daß die wilde Pflanze, selbst wenn man sie findet, für eine von der angebauten wesentlich verschiedene Art gehalten werden könnte. Aber oft ist die wilde Pflanze in ihrem Vaterlande selbst durch den Anbau verdrängt, und gleich mehreren gezähmten Thierarten nirgends mehr im natürlichen Zustande vorhanden.

Ist das Vaterland einiger Kulturpflanzen nicht mehr anzugeben, weil sie gar nicht mehr im wilden Zustande gefunden werden konnten: so liegt die Schwierigkeit bei anderen, sich der umgebenden Natur leichter anschmiegenden Pflanzen in der Verwilderung derselben, die zum Theil aus der vorhistorischen Zeit stammt, zum Theil vor unseren Augen statt findet und ihnen eine Heimat giebt, welche über die Grenzen ihres Vaterlandes weit hinausgeht.

In der folgenden Angaben über das Vaterland der Kulturpflanzen ist daher einiges noch ungewiß, und bei anderen ließ sich nur der Welttheil angeben; bei den meisten dieser Pflanzen läßt sich jedoch das Vaterland, theils nach historischen, theils nach naturgeschichtlichen Gründen mit ziemlicher Sicherheit nachweisen.

In dem Theile der gemäßigten Zonen, in welchem die reichsten und kultivirtesten Länder der Gegenwart liegen, im mittleren und selbst im südlichen Europa, ist keine einzige als Hauptnahrungsmittel dienende Pflanze einheimisch. Die hier angebauten Pflanzen dieser Art, stammen sämmtlich aus wärmeren Gegenden her, haben sich daher ungeachtet sie Jahrtausende gebaut werden, nicht einheimisch machen können, und gehen mit wenigen Ausnahmen ein, sobald ihnen der Mensch seinen Schutz entzieht.

Unter den wichtigeren Getreidearten hat der Roggen die nördlichste Heimat. Er stammt aus der Niederung am nördlichen Fuße des Kaukasus und mit ihm ist wahrscheinlich der Hafer nach Westen eingewandert. Weitzen, Spelz und Gerste kommen dagegen aus einem ganz anderen Florenreiche, das sich südlich vom Kaukasus über Armenien und Persien erstreckt.

Die gemeinen Linsen und Bohnen haben vermuthlich ein Vaterland mit dem Weitzen, der Buchweitzen mit dem Roggen. Unser Hirse stammt aus Nipal. Andere Hülsenfrüchte und Hirsearten wachsen wild und werden gebaut in allen Ländern vom südlichen Europa bis zu dem Himalaya- und dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Von den Baumfrüchten dieser Zone kommen Aepfel- und Birnbäume mit holziger Frucht in unsern Wäldern vor. Aber unser edleres Obst, wenn es auch derselben botanischen Art angehören sollte, stammt gewiß nicht davon ab, sondern kommt wahrscheinlich aus Georgien oder Armenien. In demselben Florenreiche haben vermuthlich auch Wallnüsse, Pfirsichen, Feigen, Mandeln, Granatäpfel und Citronen ihr Vaterland. Der Weinstock rankt sich am üppigsten an den Bäumen der kaukasischen Wälder empor. Die Dattel, eine Hauptnahrung in Nordafrica, Arabien und dem alten Syrien scheint in den trocknen Gegenden zwischen dem oberen Euphrat und dem Mittelländischen Meere einheimisch zu sein. Die Apfelsine und die Pomeranze stammen dagegen aus China.

Diesen edlen Früchten gegenüber hat Mitteleuropa nur einige Beeren und Nüsse und Südeuropa nur die Kastanie und die eßbaren Früchte gewisser Eichen- und Pinienarten, die aber an Wohlgeschmack den asiatischen Früchten weit nachstehen und jetzt blos in der Noth als Nahrung dienen können.

Nicht reicher an eßbaren Pflanzen als Europa ist Africa und America und die ganze gemäßigte Zone der südlichen Halbkugel der Erde hat den zahlreichen Pflanzen, welche ihr von der nördlichen zugeführt wurden, nur eine einzige Nahrungspflanze entgegenzustellen; aber diese ist die Kartoffel, deren Vaterland im südlichen und den Hochthälern des nördlichen Chile liegt.

Die Kulturpflanzen der heißen Zone haben eine größere Verbreitung als die der gemäßigten Zone, und einige von ihnen werden fast in allen Welttheilen angebaut, ohne daß man im Stande wäre einen von ihnen mit Sicherheit als ihr Vaterland zu bezeichnen.

Die in Asien sehr häufigen Yams- und Tarro-Wurzeln und der Brotfruchtbaum wurden auf den australischen Inseln und in America schon zur Zeit ihrer Entdeckung angebaut. Der Reiß ist ein ursprünglich asiatisches und der Mais ein americanisches Gewächs, deren Kulturbezirke sich aber aus der tropischen Heimat weit in die gemäßigte Zone hineinstrecken. Auch das tropische Africa hat eine ihm eigenthümliche Getreideart, das Negerkorn oder Durrha. Aber von keiner dieser drei Getreidearten, die vermuthlich für mehr als die Hälfte des Menschengeschlechts das Hauptnahrungsmittel bilden, läßt sich das Vaterland genauer als nach dem Welttheil angeben.

Dasselbe gilt von den Bataten und von den Maniok-Arten, die aus dem tropischen America zu stammen scheinen. Die das Meer liebende Kokospalme ist einheimisch in Ceylan und den benachbarten Küsten und Inseln an der Westseite von Ostindien. Aber sie war auch schon zur Zeit der Entdeckung als Kulturpflanze über fast alle Inseln des Stillen Meeres verbreitet. Aus derselben Gegend scheint die Banane oder der Pisang zu stammen, die aber eine noch größere Verbreitung hat wie der Kokosbaum, da sie sogar in America schon vor der Ankunft der Europäer angebaut war. Im wilden Zustande ist sie noch nicht gefunden worden.

Von den mehr dem Luxus als der Nothwendigkeit dienenden Pflanzen, stammt der Kaffe aus den Gebirgsländern südlich von Abessinien; der Thee aus China und der Kakao aus dem nördlichen Theile von Südamerica.

Der Zucker wird aus mehreren Pflanzen gewonnen, dem nordamericanischen Ahorn, der europäischen Runkelrübe und vor allem aus dem Zuckerrohr, das in mehreren Arten in Südasien und Polynesien vorkommt. Zahlreicher noch als die Nahrungspflanzen, sind die zur Bekleidung und zu anderen Zwecken dienenden Gewächse, die

überall bald angebaut, bald im wilden Zustande verwendet werden. Die in Europa angebauten Pflanzen dieser Art sind jedoch meistentheils fremden Ursprunges.

Der im Süden von Europa jetzt auch wild vorkommende Oelbaum ist der Sage nach durch Hercules aus dem Lande der Hyperboräer, also vom Auslande eingeführt. Er stammt vielleicht aus Kabul, wo er noch wild vorkommt, und ist in Europa blos verwildert. Unser Flachs kommt wahrscheinlich aus dem Haupt-Vaterlande der Nahrungspflanzen, aus den Süd-Kaukasus-Ländern; er wird jedoch schon seit den ältesten historischen Zeiten in Aegypten angebaut. Der Flachs der Chinesen ist eine andere Art. Der Hanf scheint aus Mittel-Asien zu stammen und von den vielen Arten der so nützlichen Baumwolle ist in jedem Lande zwischen den Wendekreisen, wenigstens eine einheimisch.

Die wichtigsten Kulturgewächse, die Hauptnahrungsmittel ganzer Völker, sind also nicht, wie man früher annahm, das Produkt eines einzigen Landes, ihre Vaterlande sind vielmehr über die ganze Erde zerstreut. Aber diese Verbreitung ist nicht gleichförmig. Am reichsten an eßbaren Pflanzen sind die Tropenländer aller Welttheile. Sie besitzen sämmtlich mehrere Früchte, die nach einer geringen Zubereitung eine köstliche Nahrung geben, und andere, die sogar nur gepflückt zu werden brauchen. Den Polarländern fehlt jede eßbare Pflanze, und auch die nördlichen Theile der gemäßigten Zone haben nur eine sehr dürftige vegetabilische Nahrung. Besser ist ihr südlicher Theil, aber in den verschiedenen Welttheilen sehr ungleich ausgestattet. Während die meisten und besten Getreide- und Obstarten dieser Zone aus dem mittlern Asien stammen, haben Neuholland und Südafrica keine einzige eßbare Pflanze, welche der europäische Kolonist in sein Vaterland einführen möchte. Auch Nordamerica hat sehr wenig einheimische Pflanzen, die des Anbaues werth wären.

Die Natur hat also einige Länder mit ihren Gaben überschüttet, ihnen viel mehr gegeben, als sie bedürfen. Anderen Ländern hat sie einige wenige Früchte gegeben, die erst durch eine geeignete Zubereitung genießbar werden. Einige hat sie gänzlich vernachläßiget. Sollte dieses

auf die Schicksale des Menschen, der sich von den Producten dieser Länder ernähren mußte, ohne Einfluß geblieben sein?

3. Die Ausbreitung der Pflanzen.

Die Kulturpflanzen sind nicht die einzigen, auf deren Ausbreitung der Mensch Einfluß geübt hat, zugleich mit ihnen und oft sehr gegen seinen Willen, hat er eine Menge von Gewächsen mitgeführt, die er zwar überall als Unkraut verfolgt, aber dennoch nicht vernichten kann. Sie haben sich zuweilen aus den Getreidefeldern in die Umgegend verbreitet und sind vollkommen einheimisch geworden. Sogar einige aus sehr entfernten Ländern, wie Japan und Neuholland stammende Pflanzen, die in botanischen Gärten kultivirt wurden, oder deren Samen den Produkten jener Länder zufällig beigemengt war, sind jetzt völlig verwildert.

So sind viele Pflanzen, welche niemals Meere durchschwimmen oder Berge überschreiten konnten, in fremde Länder gelangt. Aber die Natur ist reich an Mitteln die Ausbreitung der Pflanzen auch ohne Hilfe des Menschen zu bewirken. Kein Landstück, das dem Flusse oder dem Meere abgewonnen wurde, oder durch irgend einen Zufall seine Pflanzen verloren hatte, ist lange Zeit ohne Pflanzen geblieben, die sich zwar, so weit die Beobachtungen reichen, niemals neu erzeugt haben, aber von allen Seiten herbeikamen und den Boden bedeckten.

Denn so sehr auch die Pflanze an den Boden gefesselt ist, ihre Früchte und Samen streut sie weit umher und übergiebt sie den Winden, zuweilen auch den Wellen und selbst den Thieren, die sie über einen weiten Umkreis zerstreuen. Wo nun der Samen ein ihm günstiges Klima und Erdreich vorfindet, und nicht schon eine andere Pflanze so üppig wächst, daß sie die neue Pflanze im Keime erstickt, da entwickelt sich diese und breitet ihr Gebiet immer weiter aus. Ein Fluß, ein Meeresarm ist selten breit genug, um diese Verpflanzung dauernd zu hindern. Wenn die gewöhnlichen Winde nicht hinreichen, so findet sich von Zeit zu Zeit ein Orkan, der den Samen der Pflanzen in große Entfernungen forttragen kann, und sogar die Vögel führen an ihren Flügeln und in ihrem Magen manches Korn unversehrt über das Meer und bereiten der Pflanze dadurch eine neue Heimat.

Weite Oceane sind für die Verbreitung der Pflanzen kein unüberwindliches Hinderniß. Kokosnüsse und andere hartschalige Früchte können in dem Meere schwimmen und von der Strömung weit fortgeführt werden, ehe sie ihre Keimkraft verlieren. Landet nun eine solche Frucht an einer ihr günstigen Küste, so faßt sie Wurzel und macht den edlen Baum auf dem sonst öde gebliebenen Boden einheimisch.

Indessen haben nur wenige Pflanzen einen Bau, der ihrem Samen erlaubt, große Räume ohne Nachtheil zurückzulegen. Gewöhnlich ist der Fortschritt ganz allmälig und wird von jedem ernsten Hindernisse eine Zeitlang aufgehalten. Diese bestehen theils in Naturgrenzen, theils in anderen dem Erdreich mehr zusagenden Pflanzen. Je zäher aber das Leben einer Pflanze ist, und je leichter sie sich jedem Boden anschmiegt, desto leichter wird dieses Hinderniß; je beweglicher ihr Same, desto leichter wird jenes besiegt, und so bringt dieselbe Naturgrenze auf verschiedene Pflanzen sehr ungleiche Wirkungen hervor. Ein Gebirge oder ein Meeresarm, die eine Pflanzenart scharf begrenzen, setzen einer andern kein ernstes Hinderniß entgegen, und diese wird erst durch höhere Gebirge und weitere Meere eingeschlossen. Für einige Pflanzen endlich scheint es gar keine Naturgrenzen zu geben. Die feinen Samen einiger Moose und Flechten werden von den Winden über alle Berge und alle Meere eben so leicht fortgetragen, wie die Wassertheile einer Wolke, und haben daher keine andere, als klimatische Grenzen.

4. Die Urheimat der Pflanzen.

Die großen Verbreitungsbezirke, die wir jetzt bei einigen Pflanzen finden, sind also ein langsames Produkt der elementaren Kräfte, der Thiere und des Menschen selbst. Wenn es möglich wäre, die Thätigkeit dieser mannigfaltigen Kräfte zu berechnen und die Pflanze auf ihrer Wanderung rückwärts zu verfolgen, so würde man die Urheimat der Pflanze entdecken, den Ort, von dem ihre erste Wanderung ausging. Viele zum Wandern wohl geeignete Pflanzen sind jetzt auf ihre Urheimat beschränkt, wenn diese ein kleines, von Naturgrenzen umschlossenes Land, ein isolirtes Eiland oder Gebirgsthal ist. Viele

andere Pflanzen, die zu ihrem Gedeihen ein eigenthümlich zusammengesetztes Erdreich verlangen, haben oft, obgleich mitten im Tieflande gelegen, keine größere Verbreitung erlangt, als die Gewächse der Inseln, und unstreitig verdanken die übrigen Pflanzen ihre größere Verbreitung nur der Gunst der Umgebung und ihrer eigenen Fügsamkeit.

Die Urheimat einer jeden Pflanze ist daher wahrscheinlich ein eng begrenzter, im Allgemeinen innerhalb ihrer gegenwärtigen Heimat liegender Raum. Dort sind sie in jener frühen Zeit entstanden, als die Erde noch Pflanzen gebären konnte. Jetzt, wo auch ein neu entstandener Boden seine Pflanzen von andern Ländern entlehnen muß, ist diese Kraft entschwunden. Von dieser Urheimat ging die Pflanze aus und suchte allmälig an jeden Ort zu gelangen, dessen Klima und Erdreich ihr Gedeihen erlaubte. Aber so ausgedehnt auch ihre Heimat und so groß die Anzahl der einzelnen Pflanzen einer Art werden mag: so bleiben sie doch sämmtlich die Abkömmlinge weniger, in der Urheimat entstandenen Individuen. Und diese Urheimatlande selbst waren nicht ein Berg oder eine Fläche, sondern sie waren über die ganze Erde zerstreut und boten die Mannigfaltigkeit von Bedingungen dar, welche die verschiedenen Pflanzenwesen zu ihrer Entstehung bedurften.

Die Thierwelt.

Das Thier unterscheidet sich von der Pflanze durch seinen inneren Bau, durch die Befreiung von den Fesseln des Bodens, durch die Fähigkeit, sich seine Nahrung und seine Wohnung zu wählen.

I. Die Lebensweise der Thiere.

1. Die Wohnung und Nahrung derselben.

Das Thier ist nicht, wie die Pflanze genöthiget, alle Unbilden des Klimas und Bodens zu ertragen, oder umzukommen; es vermag sich ihnen zu entziehen, indem es sich entweder eine natürliche Wohnung sucht, oder eine künstliche selbst erbaut. Bei dieser Arbeit verfahren die Thiere mit einer Zweckmäßigkeit, welche sich der Mensch nur nach einer langen Erfahrung und vielen misglückten Versuchen aneignen kann, und da man den Thieren ein Beobachtungsvermögen nicht zutrauen mag, so schreibt man ihnen dafür eine neue räthselhafte Kraft, den Instinkt zu, und nimmt sogar, jedoch ohne genügende Beweise an, daß ganz junge Thiere, die niemals eine ähnliche Arbeit gesehen, eben so gut bauen würden, wie ihre Eltern. Dieser Instinkt, welcher die Thiere in den Stand setzt, sich und ihre Jungen vor Nässe, Frost und selbst vor ihren Feinden unter den Thieren zu schützen, findet sich bei allen Thierklassen, von den in der Reihe der organischen Wesen niedrig stehenden Insekten, von der Ameise und der Biene an, bis zu dem Maulwurf und dem Biber hinauf, ohne daß man in der zu dem Bau solcher Werke nothwendigen geistigen Kraft irgend einen Unterschied wahrnehmen könnte.

Dieser Instinkt fehlt zwar den Raubthieren und vielen Thieren anderer Klassen, deren kräftiger, dem Klima sich leicht anschmiegender Körper keines Bautriebes bedürfen. Aber dafür zeigt sich bei ihnen der Instinkt auf eine ausgezeichnete Weise in der Wahl ihrer Nahrung.

Die Thiere nähren sich nämlich zwar alle von vegetabilischen Stoffen; aber einige genießen die Pflanzen nicht unmittelbar, sondern erst dann, wenn sie bereits von anderen Thieren vorbereitet sind. Es sind dieses die Fleisch fressenden Thiere. Sie sind, vielleicht weil sie zur Verdauung weniger Organe und weniger Zeit bedürfen, in der Regel schlanker und kräftiger gebaut, als die Pflanzenfressenden und mehr geeignet, als diese, ihre Nahrung auf dem mühsamen Wege der Verfolgung nnd des Kampfes zu erwerben. Andere Thiere dieser Abtheilung suchen ihren Zweck mehr durch List als durch Gewalt zu erreichen, und der Instinkt, mit dem die Spinne ihre Netze spannt, der Fuchs, der Hund, die Katze, ihrer Beute auflauern, kommt nur derjenigen gleich, mit welcher sich die verfolgten Thiere der Gefahr zu entziehen suchen.

Die Thiere sind jedoch auf keine bestimmte Nahrung beschränkt, und nicht nur, daß ihnen die Auswahl unter vielen Pflanzen oder Thieren bleibt, auch in der Wahl des Naturreiches selbst sind sie keinem Zwange unterworfen, und bald die Noth, bald die Kunst des Menschen hat fleischfressende Thiere an Pflanzen und die gewöhnlich von Pflanzen sich nährenden Thiere an thierische Speisen gewöhnt. Die Hunde, die im natürlichen Zustande nur Fleisch von Säugethieren verzehren, erhalten in Kamschatka fast blos Fische und auf den Inseln des Stillen Meeres blos Vegetabilien. Dagegen kann das pflanzenfressende Pferd an Fleisch gewöhnt werden, und der Bär genießt sogar im wilden Zustande, was sich ihm darbietet, Pflanzen und Thierstoffe.

Durch diese Fähigkeit, sich an verschiedene Arten von Nahrung zu gewöhnen und die Strenge des Klimas zu überwinden, kann das Thier viele Schwierigkeiten besiegen, denen die Pflanze erliegen muß. Wenn diese in dem gefrornen oder ausgetrockneten Boden keine Nahrung mehr findet, so stirbt sie entweder ab und muß sich aus den Samen oder Knollen neu erzeugen, oder sie schrumpft zu einem Holz-

skelet zusammen, das die schlimme Jahreszeit fast ohne Nahrung überdauern kann. Die niederen Thiere bis zur Klasse der Insekten hinauf, theilen bis zu einem gewissen Grade das Schicksal der Pflanzen. Sie bestehen in der schlechten Jahreszeit oft nur als Eier oder Puppen, deren Lebensprozesse entweder ganz ruhen, wie in den Samen, oder so langsam fortschreiten, wie in den holzigen Gewächsen.

Aber die höhern Thiere sind an Mitteln reicher. Bei den meisten ist die Organisation elastisch genug, um große Unterschiede in der Temperatur und in der Menge der Nahrungsstoffe zu ertragen und ihre Kraft und ihr Instinkt reichen hin, um sich das zu erwerben, was ihnen an Nahrung und Schutzmitteln unentbehrlich ist. Wo dieses aber wegen der Kälte unmöglich ist, da wandern sie aus, oder sie fallen, wie die Pflanzen, in eine Art von Winterschlaf. Sobald die Thiere ihre gewöhnliche Lebensweise nicht mehr fortsetzen können, ziehen sie sich in ihr Lager zurück, verstopfen alle Oeffnungen, bilden sich so eine von der freien Luft sehr verschiedene Atmosphäre und bringen den Winter in einer Art Erstarrung hin, wo die Körperwärme sehr niedrig und die zur Erhaltung des Lebens nothwendige Nahrung sehr unbedeutend ist. Diese aber haben die Thiere bereits als Fett oder ähnliche Stoffe in hinlänglicher Menge in ihrem eigenen Körper abgelagert.

Ganz ebenso verfahren einige Thiere, besonders Eidechsen und Schlangen in demjenigen Theile der heißen Zone, welche wie die Pampa's, in der trockenen Jahreszeit keine Nahrungsmittel enthalten. Sie verkriechen sich in die Erde, schützen sich dadurch vor den brennenden Stralen der Sonne und schlummern, bis die Feuchtigkeit sie von Neuem erweckt.

Diese Zustände weichen von dem der Pflanzen darin wesentlich ab, daß die höheren Thiere, die Amphibien, die Vögel, die Säugethiere keines ihrer Organe verlieren, sie schlummern nur und sind jeden Augenblick bereit zu erwachen, wenn dem polaren Thiere wieder Wärme, dem tropischen wieder Feuchtigkeit dargeboten wird. Ja bei einigen hängt der Schlaf ganz von der Nahrungsmenge und der Temperatur ab. Der Bär, welcher im Norden schläft, zieht in südlicheren Gegenden das ganze Jahr hindurch seiner Nahrung nach.

2. Die periodischen Wanderungen der Thiere.

Was für diese Thiere der Winter- oder Sommerschlaf ist, das sind für viele andere Thiere die periodischen Wanderungen, und viele werden dazu auch durch die Sorge für ihre Jungen genöthigt. Es sind diese wie natürlich hauptsächlich die beweglicheren Thiere, die Vögel und die Fische; aber auch Amphibien und Säugethiere suchen sich dadurch einen behaglicheren Aufenthalt zu verschaffen. Bald erstreckt sich die Wanderung nur auf kurze Strecken; im nordischen Winter vom Walde in die Stadt, von den gefrornen Ufern der Flüsse an die offene See. In der tropischen Zone von den ausgedörrten Ebenen der Pampas an die Ufer der Flüsse oder von dem Innern an das Meer. Aber zuweilen dehnen sich die Wanderungen über viele Grade der Breite aus und man kann die Heimat einiger Thiere mit fast gleichem Rechte nach dem Polarkreise oder der Berberei, nach dem mittleren Europa oder Bengalen verlegen. Ein Vogel fliegt sehr oft durch 6—800 Meilen, und auch die Fische legen große Strecken zurück, bald von einer Stelle des Oceans in eine andere, bald vom Meere in die Flüsse und zurück.

Diese von dem Wechsel der Jahreszeiten abhängigen Wanderungen sind gewöhnlich so regelmäßig als diese selbst. So begeben sich die Vögel und Fische zu bestimmten Zeiten auf ihre weiten Wanderungen, so verlassen Säugethiere und Amphibien eine Gegend, in der sie keine Nahrung mehr finden und kehren zu bestimmten Zeiten wieder zurück, und nur der Mensch hat zuweilen durch die Verfolgung der Thiere störend in diese Perioden eingegriffen.

Es giebt aber auch Wanderungen von Thieren, welche wie ein Resultat der Willkür erscheinen, und keine dem Thiere heilsame Wirkung hervorbringen können. Insekten, wie Säugethiere, Heuschrecken und Mäuse wandern oft in unermeßlicher Anzahl, die einen quer durchs Land, die anderen in gerader Linie durch die Luft, unaufhaltsam fort, nur zuweilen durch das Bedürfniß der Ernährung aufgehalten, bis endlich die gesammte Schaar theils im Wasser, theils durch Wüsten, theils durch die zahlreichen sie verfolgenden Thiere ihren Untergang gefunden hat.

Aber auch für diejenigen Thiere, denen der Wandertrieb zur Erhaltung nothwendig ist, ist er keineswegs immer ein sichrer Führer auf der langen Reise; denn wenn auch die Mehrzahl das Ziel erreicht, so verfehlen auch unzählige den Weg, sie verirren sich auf Wüsten und Meere und kommen dort vor Mangel und Erschöpfung um.

3. Die Geselligkeit der Thiere.

Bei diesen Wanderungen sieht man die Thiere jederzeit in großer Anzahl vereinigt. Da dieselbe Ursache sie treibt, so ist es natürlich, daß sie alle auch fast gleichzeitig von ihren Lagern aufbrechen. Aber was man bei absichtslos handelnden Wesen nicht erwarten sollte, sie verfahren dabei mit einem Anschein von Planmäßigkeit; sie haben Sammelplätze, wo sie einander erwarten und sich zu einem großen Heere vereinigen, in welchem sie ihr Ziel mit größerer Sicherheit erreichen und sich besser gegen die zahlreichen, sie verfolgenden Feinde vertheidigen können.

Diese Geselligkeit schützt die Thiere überhaupt vor vielen Gefahren. Man sagt, daß die Vögel bei ihren Wanderungen eine gewisse Regelmäßigkeit beobachten, daß einige wie eine Vorhut vorausfliegen und die Gegend untersuchen, ehe sie das Hauptheer nachfolgen lassen. Dasselbe wird auch von vielen anderen Thieren, besonders den Affen erzählt. Bei den Beutezügen, die sie aus ihren Waldungen auf die Reisfelder machen, sollen einige von ihnen als Späher auf hohen Bäumen oder Dächern ihren Sitz nehmen und ihre Genossen warnen, sobald ihnen ein Mensch oder ein großes Thier zu nahe kommt.

In diesen Erzählungen mag manches übertrieben sein. Aber wunderbarer sind sie nicht, als daß Schafe, Rinder oder Pferde, bei denen der Instinkt sonst in keinem Punkte sehr entwickelt ist, einem Führer aus ihrer Mitte folgen, oder wenn ein Feind herannaht, dem sie einzeln nicht widerstehen können, sich in einen Kreis stellen, und dem Feinde ihren bewehrtesten Theil, die Rinder ihre Hörner, die Pferde ihre Hufe entgegen halten, während sie bei dem Herankommen eines furchtbareren Thieres, z. B. eines Löwen, ihr Heil in der Flucht suchen.

Auf die merkwürdigste Weise zeigt sich aber der Trieb der Geselligkeit bei den gemeinschaftlich wohnenden Thieren. Man beobachtet

alsdann ein Ineinander-Greifen der Arbeit, die schon in Erstaunen setzt, wenn ein Schwalbenpaar sein Nest baut, aber ganz unerklärlich wird, wenn viele Thiere sich vereinigen, wie die Biber, die zu ihrem Bau Bäume fällen müssen, oder Ameisen und Bienen, die in der Erde oder in hohlen Bäumen ihre kunstvollen Gebäude aufführen.

Wie bei der Vertheidigung, so vereinigen sich viele Thiere auch zum Angriff und erreichen dadurch einen Zweck, der ihnen entgehen würde, wenn ein jedes seine Beute einzeln verfolgen wollte. Am bekanntesten ist dieser Instinkt bei dem zahmen Hunde auf der Jagd. Aber in ganz gleichem Maße findet er sich auch bei Thieren, welche wie die wilden Hunde und Wölfe niemals den bildenden Einfluß des Menschen erfahren haben, und selbst Katzen-artige Thiere ziehen oft in ganzen Meuten auf die Jagd aus. Nur die größeren, auf ihre eigene Kraft und Schnelligkeit bauenden Raubthiere sind in der Regel ungesellig, theils weil ihre Familien sehr klein sind, theils weil sie bei ihrer Jagd keiner Hilfe bedürfen. Es scheint daher die Geselligkeit der Thiere nicht sowohl ein gewisser eigenthümlicher Trieb, als eine Folge äußerer Ursachen zu sein. Hin und wieder wirkt der Geschlechtstrieb auf die Geselligkeit ein, und einige männliche Thiere, durch stärkere Männchen aus der Heerde verjagt, streifen einsam umher; aber gewöhnlich ist die Hauptursache, sowohl von der Trennung als der Vereinigung der Thiere, das Bedürfniß nach Nahrung. Wo Ueberfluß herrscht, da bleibt die Familie beisammen und es gesellen sich selbst Fremde hinzu, und unter günstigen Umständen kann die Anzahl der gemeinsam weidenden und jagenden Thiere auf viele Hunderte und Tausende steigen. Wo es aber an Nahrung fehlt, da überwacht nicht nur jeder Haufe seinen Bezirk und vertreibt jedes fremde Thier mit Gewalt, sondern die Familien sind auch weniger zahlreich und zerstreuen sich leicht, um Nahrung zu suchen. Dann streifen selbst Schafe und Rinder einsam umher, und Wölfe und Schakale, die sich sonst zu Hunderten vereinigen, lassen ihr Geheul einsam durch die Ebene erschallen.

Daher sind auch gewöhnlich die weiten, gleichförmig bewachsenen Ebenen der Flachländer die Heimat der Heerden größerer Thiere, sowohl der pflanzenfressenden, als ihrer Feinde unter den Raubthieren.

In der Hochfläche des südlichen Africa giebt es große Heerden von Elephanten, Gazellen und Zebra's, und selbst der Löwe, der nebst anderen Raubthieren von diesen Thieren lebt, ist hier geselliger als in andern Ländern. In den baumlosen Prairien Nord-Americas weidet der dort einheimische Bison in Heerden von vielen tausend Individuen und die Pampa's von Süd-America sind jetzt von Hunderttausenden von Vicunnas und verwilderten Pferden und Rindern bevölkert. In den Wäldern, die den größeren Säugethieren weniger zugänglich sind, giebt es dafür Affen und Vögel in unzählbarer Menge, und selbst die wüsten, zur Ansiedelung der Menschen nur an einigen wenigen Stellen brauchbaren Steppen Asiens und Africa's enthalten gesellige Thiere jeder Art in großer Anzahl.

Je gebirgiger dagegen ein Land, desto weniger ist es zu dem Aufenthalte großer geselliger Thiere geeignet. Sie finden nicht den Raum, sich auszubreiten, treffen bei ihren Wanderungen von einem Weideplatze zum anderen überall auf Hindernisse, die sie nicht überwinden können, sie zerstreuen sich oder gehen unter. Sogar die Gemsen und die Steinböcke, die sonst sehr geselligen Thiergeschlechtern angehören, leben vereinzelt, und von den Vögeln horsten nur einsame Adler und Geier in den Höhlungen der Felsen.

Die in ihrer Bildung einförmigen Länder, deren Vegetation wir arm an Formen gefunden haben, besitzen also auch in den Arten der Thierwelt nur wenig Mannigfaltigkeit. Die geographische Ausbildung hält überall mit der thierischen und vegetabilischen gleichen Schritt.

II. Die Verbreitung der Thiere.

Das Thier dauert viel leichter als die Pflanze in verschiedenen Theilen der Erdfläche aus. Diese erliegt bald den Einflüssen eines feindlichen Klimas und Bodens oder dem Uebergewichte anderer Pflanzen. Aber das Thier sucht sich seine Nahrung, schützt sich vor dem Klima, vertheidigt sich durch seine Waffen oder seine Schnelligkeit, oder auch nur durch seine Anzahl, und erhält sich dadurch auf einem Boden, welcher von dem seines ursprünglichen Vaterlandes weit verschieden ist. So leben die Nachkommen europäischer Kanin-

chen, Ziegen und Rinder sowohl in dem rauhen Klima der Falklands-Inseln unter dem 52sten Grade der südlichen Breite, als unter dem Aequator. Verwilderte Pferde nähren sich ohne Hilfe des Menschen in den Prairien von Nord-America und in den heißen Gegenden von Columbien, und Katzen, Hunde und viele kleinere Thiere haben den Menschen bald mit seinem Willen, bald aller Anstrengung sie zurückzuhalten unerachtet, nach jedem Orte hin begleitet, und sind zuweilen die einzigen lebendigen Zeugen seiner Anwesenheit geblieben.

Aber alle diese Thiere sind nur mit der Hilfe des Menschen verpflanzt; wo seine Mitwirkung fehlt, wird es ihnen trotz der Leichtigkeit, mit der sie ihre Lebensweise dem Klima und dem Boden anpassen können, im Allgemeinen schwerer, sich zu verbreiten, als den Pflanzen. Denn sind diese auch an ihren Ort gebunden, so werden ihre Früchte und Samen doch von dem Winde und den Wellen widerstandslos über einen großen Theil der Erde fortgeführt, und sie fassen da Wurzel, wo Klima und Boden ihnen zusagen. Aber die Thiere bedienen sich der ihnen von der Natur verliehenen Macht, um den elementären Kräften zu widerstehen, ihre Heimat zu behaupten oder sie wieder aufzusuchen, wenn sie sie verloren haben. Wenige Arten ausgenommen, welche auf der Jagd, verfolgend oder verfolgt, verscheucht wurden, und durch ihre schmiegsame oder kräftige Organisation in den verschiedensten Ländern ausdauern konnten, haben alle Thiere einen engen von Naturgrenzen eingeschlossenen Verbreitungsbezirk.

1. Die Fauna eines Landes.

Was für die Pflanzen die Flora, das ist für die Thiere die Fauna, nämlich die Summe der in einer Landschaft vorkommenden Thier-Arten, und es läßt sich alles, was von der Flora gilt, mit wenigen Abänderungen auch auf die Fauna übertragen. Zwei Länder, die wie die verschiedenen Theile eines Tieflandes durch keine Naturgrenze geschieden sind, sind sich in ihrer Fauna beinahe gleich. Aber wenn sie durch Wüsten, Gebirgshöhen oder Meeresarme getrennt sind, dann steigt die Verschiedenheit der Fauna in gleichem Verhältnisse mit der Bedeutung dieser Naturgrenze.

In den nördlichen Polarländern der drei Welttheile, die einander

sehr nahe stehen und auch zuweilen durch festes oder schwimmendes Eis verbunden sind, stimmt die Thierwelt fast gänzlich überein; aber je weiter nach Süden, desto mehr weichen die Thierformen von einander ab. Die Faunen der gemäßigten Zonen der alten und der neuen Welt haben nur äußerst wenige Arten gemeinsam, und diese gehören vielleicht auch noch dem Norden an; bei den Faunen der Tropenländer hört jede Uebereinstimmung auf. Das hohe Gebirgsland der Felsgebirge, welches Nordamerica in zwei ungleiche Hälften theilt, und die Floren der an seinem Gehänge sich ausbreitenden Tief- und Höhenländer so gänzlich scheidet, trennt auch die Faunen von einander. Im Osten, in den unermeßlichen Prairien des Missuri-Gebietes weidet der Bison in ungeheurer Menge, aber nicht ein einziges Thier befand sich auf der westlichen Seite im Oregon, bis vor einigen Jahren eine Bisonheerde durch die Jäger gedrängt, in die Einsenkung des Gebirgs an die Quellen des Saskawatschan gelangte und hier, wo auch einige Pflanzen das Gebirge überschreiten konnten, einen leichten Uebergang in das Oregon-Gebiet fand und benutzte.

Ebenso wie das Felsgebirge in America wirkt in der alten Welt der Himalaya; zwar ist auch er von dem bengalischen Tiger überschritten und dieser ist sogar weit im Norden, noch nördlich vom Altai beobachtet, wo er mit dem nordischen Bären, ja mit dem Rennthiere zusammentrifft. Aber dieses war nur einem so starken und behenden Thiere möglich. Für die übrigen indischen Thiere ist das Gebirgsland eine fast unübersteigliche Grenze.

Aber mehr noch als durch Gebirge wird die Verbreitung der Thiere durch Meeresarme gehemmt, und diese scheiden daher die Faunen noch schärfer von einander ab, als die Floren. Das große, dem thierreichen Africa so nahe Madagascar hat kein einziges Amphibium, keines der größeren Säugethiere mit Africa gemein, und dasselbe gilt von allen anderen africanischen Inseln, die nicht dicht am Lande liegen. Die Inseln von Hinterindien haben viele Pflanzen mit dem benachbarten Festlande gemein, aber nur sehr wenige Arten von höheren Thieren. In dem fruchtbaren Java fehlt der indische Elephant und sogar der größte Theil der großen durch das ganze Festland

von Indien verbreiteten Amphibien; und Neuholland, das mit Indien durch eine Reihe einander nahestehender Inseln verbunden ist, hat eine von der indischen gänzlich verschiedene Thierwelt.

Auf allen Inseln herrscht daher eine sehr große Armuth, sowohl von Thier= als Pflanzenarten, und die wenigen, die sie besitzen, sind ihnen gewöhnlich eigenthümlich. So ist z. B. auf sämmtlichen Inseln des Stillen Meeres nur eine Art von Land=Amphibien bekannt und diese ist ausschließlich auf Taheite. Von Säugethieren haben die Europäer, außer den im Meere lebenden Arten und einer Fledermaus, bei ihrer Ankunft nur zwei Arten vorgefunden, das Schwein und der Hund, aber beide nur gezähmt und nebst einigen Kulturpflanzen wahrscheinlich von den ersten Ansiedlern eingeführt, so daß vielleicht der größte Theil dieser Inseln ursprünglich nicht ein einziges vierfüßiges Landthier besaß.

2. Das Vaterland der Thiere.

Die Thiere haben wie die Pflanzen eine Heimat und ein Vaterland. Jene umfaßt alle Länder, in denen sie gedeihen, dieses die Länder in denen sie lebten, ehe der Mensch auf ihre Verbreitung einwirkte. Aber dieser bald förderliche bald zerstörende Einfluß des Menschen hat oft jede Spur ihres Vaterlandes verwischt; denn der Mensch, von dem Grundsatze ausgehend, daß die Erde nur für ihn geschaffen sei, theilt egoistisch alle Thiere in zwei Klassen, in ihm nützliche und ihm schädliche; denn gleichgültige giebts nicht, da die Thiere die ihm nicht unmittelbar schädlich sind, es dadurch werden, daß sie den nützlichen die Nahrung entziehen.

Diese aber sucht er vor aller Gefahr zu schützen und ihre Anzahl zu vermehren. Er führt sie auf allen seinen Wanderungen mit sich fort und bemüht sich sie in allen Ländern, wo er sich niederläßt, und wäre es auch nur durch eine ununterbrochene Pflege zu erhalten. Die übrigen Thiere verfolgt er mit aller seiner Macht und sucht sie von dem Erdboden zu vertilgen.

Dieses ist ihm auch überall, wo sich eine dichte Bevölkerung gebildet hat, so weit gelungen, daß alle Thiere, die sich ihm nicht durch ihren geringen Umfang oder ihre Anzahl entziehen, entweder getödtet

oder auf einige unzugängliche Orte beschränkt sind. An die Stelle der ihm nutzlosen oder schädlichen Thiere sind die nützlichen Arten getreten, und auch von diesen, so weit der Mensch es vermochte, nur die gezähmten Individuen, so daß von den wichtigsten Kultur-Thierarten nur noch zahme Thiere, oder ihre verwilderten Abkömmlinge übrig geblieben sind.

Die gezähmten Thiere.

Aber das Zähmen eines größeren wilden Thieres ist gewöhnlich eine mühsame Arbeit, der sich der Mensch ohne die Aussicht auf einen beträchtlichen Nutzen nicht leicht unterzieht; leichter ist es die Heerden zahmer Thiere zu vermehren. Die Anzahl der gezähmten Thierarten ist daher nur klein, viel kleiner, als die der gebauten Pflanzen; aber sie sind dafür oft sehr weit verbreitet und haben sich unter günstigen Umständen von den Menschen befreit und sich eine von ihm unabhängige Heimat geschaffen, wo sie wieder so frei umherstreifen, daß es unmöglich sein würde, das Vaterland vieler Thiere anzugeben, wenn uns nicht einige historische Zeugnisse zu Hilfe kämen.

Wir wollen es versuchen, das Vaterland der wichtigsten gezähmten Thiere anzugeben.

Von den Insekten, unter denen es so viele dem Menschen schädliche Arten giebt, ist nur eine Gattung, die Biene nützlich und wird in mehreren Arten als Hausthier gezogen. Unsere gewöhnliche Biene ist wahrscheinlich asiatischer Abkunft, aber auch nach America eingeführt und dort verwildert.

Die Fische und andere Wasserthiere sind an allen Flüssen und Seen und an allen Küsten zahlreich, wenn sie nicht zu sehr verfolgt werden. Mit sehr wenigen Ausnahmen sind sie und die Amphibien niemals Gegenstand einer eigentlichen Zucht gewesen.

Desto wichtiger ist die Zähmung der Säugethiere für die ganze Lebensweise des Menschen geworden. Unter diesen Thieren ist der Hund der am meisten verbreitete und treueste Begleiter des Menschen. Wilde Hunde sind in mehreren Arten über alle Theile der Erde verbreitet und in Nord- und Südamerica, am Vorgebirge der guten Hoffnung und in Neuholland, in China und Indien hat man eine den

einheimischen Hunde nah verwandte Art gezähmt und ihn theils zur Speise, theils zur Huth des Hauses und der Heerde, theils zur Jagd benutzt. Ob der einheimische Hund gezähmt, oder der zahm eingeführte verwildert ist, läßt sich nicht überall entscheiden. Auch das Vaterland unserer europäischen Hunderaßen ist noch nicht mit Sicherheit bekannt. Ein unserem Windspiel ähnliches Thier ist jedoch in Ostindien unter Umständen beobachtet, die keinen Zweifel an seinem ursprünglichen wilden Zustande übrig zu lassen scheinen.

Die Katze kommt in vielen Gegenden der alten Welt wild vor. Es ist jedoch unmöglich die ursprünglich wilde von der verwilderten zu unterscheiden. Aber als Hausthier ist sie in Europa gewiß nicht einheimisch, und erst in den Zeiten des römischen Kaiserreiches nach dem Süden von Europa gekommen. Vielleicht ist sie aus Aegypten eingeführt, wo sie schon in den ältesten Zeiten der dort sehr alten Kultur gezähmt, und sogar der Fetisch einiger Städte war.

Von den Rindern sind mehrere Arten gezähmt. Der Büffel, der jetzt das vornehmste Ackerthier in einem großen Theil von Asien und Südeuropa ist, stammt aus Ostindien, wo er nebst einigen verwandten, dort ebenfalls gezähmten Rinderarten auch wild vorkommt. Der bei uns gewöhnliche Ochs findet sich ebenfalls in Indien in einem dem Anscheine nach ursprünglich wilden Zustande; aber dieses Thier verwildert sehr leicht und bildet in verschiedenen Theilen von Südamerica, wohin es aus Spanien eingeführt wurde, sehr große Heerden. Das Rind der Kaffern und Hottentotten soll eine von der europäischen verschiedene Art sein. Die Ziege ist in Persien und Indien wild. Aber sie verwildert überall, wohin Europäer sie gebracht haben, in den verschiedensten Ländern, auf den Falklands Inseln, wie in Juan Fernandez und den Galapago-Inseln, sobald sie eine Zeitlang sich selbst überlassen wird. Das Schaaf ist nach der griechischen Sage von Herkules aus Aegypten eingeführt, also gewiß nicht europäisch; aber auch ägyptisch ist es nicht. Das gezähmte Schaf ist wohl ursprünglich ein Nachbar der Ziege.

Das Rennthier vertritt im hohen Norden die Stelle unserer Rinder, Pferde und Kamele. Es ist, wie alle hochnordischen Thiere

in allen drei nordischen Welttheilen einheimisch; aber als Zuchtthier nur in Europa und Asien.

Das Schwein ist noch jetzt im wilden Zustande über einen großen Theil von Europa bis nach Babylonien hin verbreitet; aber das gezähmte Thier stammt wahrscheinlich aus den wärmern Ebenen von Mesopotamien. Auch die Chinesen haben ein Schwein als Hausthier; es gehört aber einer andern Art an. Das Schwein der Polynesier soll mit dem chinesischen übereinkommen.

Unter den Lastthieren ist der Elephant das größte und für die Länder in denen es vorkommt, wichtigste Thier, aber es findet sich jetzt nur in Ostindien; denn der einst im nordwestlichen Theile von Africa einheimische und im Kriege wie im Frieden vielfach benutzte Elephant ist jetzt ausgestorben, ein Schicksal, das auch den ostindischen bedroht, wenn man fortfährt, alle Thiere die man gebrauchen will, zu fangen und zu zähmen, statt sie sich, wie andere Hausthiere, selbst zu erziehen. Der in Süd- und Mittelafrica noch sehr zahlreiche Elephant ist nie gezähmt. Man behauptet, aber ohne Grund, er sei nicht zähmbar.

Das Pferd ist jetzt über die ganze Erde verbreitet. Es weiß sich in allen Zonen, im hohen Norden, wie unter dem Aequator, ohne Hilfe des Menschen zu erhalten und ist in fast allen schwach bewohnten Ebenen der gemäßigten und heißen Zone in ungeheuren Schwärmen verwildert. Seine schönste Form hat es zwar jetzt in Arabien und Syrien; es ist hier aber dennoch erst in einer verhältnißmäßig späten Zeit eingeführt. Denn die Patriarchen der Israeliten und die alten Völkerschaften von Arabien und Persien hatten keine Pferde und noch Jahrhunderte später mußten die phönizischen und palästinischen Fürsten sie aus Aegypten beziehen. Hier wurde es schon seit den ältesten geschichtlichen Zeiten gezogen und zum Reiten und Fahren benutzt. Aber auch in den Hochebenen von Armenien ist das Pferd seit den ältesten Zeiten vorhanden und da es südlich von Aegypten nur spärlich und nirgends in Africa wild oder verwildert gefunden wird, auch keiner der dem Pferde verwandte Einhufer in dem nördlichen Theile von Africa einheimisch ist, so ist dieses edle Thier wahrscheinlich asiatischer Abkunft.

Der Esel ist noch jetzt in Persien wild. Er hat sich durch die Zähmung eben so sehr verschlechtert, als das Pferd, wenn man annimmt, daß das ursprünglich wilde dem verwilderten gleich ist, sich durch die Zähmung veredelt hat.

Die Kamele haben ihr Vaterland in Asien. Das einhöckrige, das ein heißes Klima und einen ebenen Boden liebt, stammt wahrscheinlich aus Arabien; das zweihöckrige, das jenem an Mäßigkeit und Ausdauer ähnlich ist, aber ein viel kühleres Klima und einen rauheren Boden verträgt, aus den Steppen der Gobi im Nordwesten von China.

Eine beschränktere Verbreitung haben das Lama und das ihm verwandte Vicunna. Das Lama kommt nicht außerhalb der Hochfläche von Peru vor. Das Vicunna streift auch über die Pampa's von Buenos Ayres bis nach dem Feuerlande hin. In Peru waren beide Thiere schon zu den Zeiten der Inca sowohl gezähmt als wild in großen Heerden verbreitet, und werden auch jetzt noch sowohl zum Lasttragen als zur Bekleidung und Ernährung viel benutzt. Sie haben sich aber nicht einmal nach den klimatisch verwandten Hochflächen von Bogota oder Mexico verpflanzt.

Eine weit geringere Wichtigkeit als die Säugethiere besitzen die Vögel für den Menschen. Ihre geringe Größe und die Sorgfalt, welche ihre Bewachung kostet, machen sie mehr zu einem Gegenstande des Luxus als des Nutzens. Es sind ihrer sehr viele Arten gezähmt und mit Ausnahme des gewöhnlichen Haushuhns kommen alle Hausvögel auch noch im wilden Zustande vor.

Von den Hühnern ist das Vaterland nicht bekannt. Man weiß nur, daß sie erst im sechsten oder siebenten Jahrhundert vor Christus in Griechenland eingeführt wurden. Vielleicht stammen sie wie die Pfauen aus Ostindien. Das Perlhuhn stammt aus Africa, der Truthahn aus Nordamerica.

Gänse und Enten sind vielleicht zuerst im mittlern Europa gezähmt, denn schon im Alterthume werden sie in Deutschland in großer Menge gezogen. Beide kommen hier und in dem nördlichen Theile von Europa und Asien in großen Zügen auch im wilden Zustande als Wandervögel vor.

Jeder Welttheil hat daher seinen Beitrag zur Zähmung der Thiere gegeben, nur mit der zweifelhaften Ausnahme des Hundes, Neuholland nicht. Es hat sonst kein einziges Thier, dessen Zähmung leicht und lohnend wäre; denn die Känguru-Arten bieten im Vergleich zu den aus Europa eingeführten Rindern und Schafen nur wenig Nutzen dar. Neuholland ist an Naturprodukten, die den Menschen nützlich wären, überhaupt sehr arm; sogar von nützlichen Mineralien ist es mehr entblößt, als irgend ein anders Land von gleicher Größe. America und Africa sind schon weit günstiger bedacht, aber auch ihnen ist Asien als das Vaterland der edelsten Thiere, wie der edelsten Pflanzen, weit überlegen. Auch in Asien selbst haben nicht alle Theile denselben Reichthum aufzuweisen. Der Norden und die hohen kalten Steppen und Gebirge Mittelasiens sind Anfangs vermuthlich ebenso arm an nützlichen Thier- und Pflanzenarten gewesen, als Europa und Nordamerica. Aber zwischen den übrigen Ländern Asiens können wir keinen Unterschied angeben. China, Indien, Persien, die Länder südlich vom Kaukasus und auch die fruchtbaren Gebiete am schwarzen Meere haben sämmtlich ihren reichen Beitrag zu dem Vorrathe von kultivirten Pflanzen und gezähmten Thieren geliefert.

Aber welches Land sie auch ursprünglich haben mochte, kein Volk das sie einmal besaß, gab sie wieder auf. Ein Volk entlehnte sie von dem andern und pflanzte und hegte sie, wo nur das Klima es erlaubte. Endlich hat der Europäer, der Erbe der Kultur aller Länder, auch die in den verschiedensten Ländern gezogenen Thiere und Pflanzen gesammelt und nach allen Ländern hin verbreitet, wohin seine vielen Wanderungen ihn führten, und jedes von Europäern besuchte Land, theilt jetzt, soweit sein Klima und Boden es gestatten, die Produkte aller Welttheile und aller Zonen, auch dann, wenn ihm ursprünglich kein einziges großes Thier und keine edle nutzbare Pflanze eigen war.

3. Die Urheimat der Thiere.

Wenn wir in die Urzeit der Thiere zurückgehen könnten, ehe die die Menschen ihren mächtigen Einfluß übten, und ehe die Thiere selbst sich über den ganzen Raum verbreiten konnten, von dem sie nicht

durch unüberwindliche Naturgrenzen getrennt waren: so würden wir zu demselben Resultate gelangen, wie bei den Pflanzen. Wie diese hat auch jedes Thier seine Urheimat und zwar jede Thierart nur eine, in welcher die Ahnen aller noch lebenden Thiere der Art auf einem sehr beschränktem Raume in geringer Anzahl vereiniget waren. Diese Urheimatorte waren über die ganze Erde ungleichförmig zerstreut, in einigen von der Natur besonders begünstigten Ländern, dicht gedrängt; in anderen sparsam vertheilt. Ein jeder dieser Orte war ein Mittelpunkt, von dem die Nachkommen der ersten Thiere ausgingen, um sich über den ganzen ihnen zugänglichen Theil der Erde zu verbreiten.

Aber sie hatten dieses Ziel noch lange nicht vollständig erreicht, als der zahlreich gewordene Mensch auf eine sehr kräftige Weise in die Verbreitung der Thiere einzugreifen begann. Wenige Arten ausgenommen, wurde die ganze Thierwelt von ihm verfolgt, und es begann ein Kampf, der zwar eine Zeitlang mit wechselndem Glücke geführt wurde, indem die Thiere, wenn die Kraft des Menschen erschlaffte, auf den ihnen genommenen Boden zurückkehrten, aber zuletzt siegte immer der Mensch. Viele Thiere und Pflanzen sind in den bevölkerten Ländern bereits ausgerottet, andere auf einige dem Menschen schwer zugängliche Räume beschränkt, die mit jedem Menschenalter in immer engere Grenzen eingeschlossen werden.

Zweiter Theil.

Die Volks-Stämme.

Der Mensch, der geistig dem Thiere so fern steht, wie dieses der Pflanze, ist seinem Körper nach vollständig Thier und zwar ein Thier aus der ersten Klasse, ein Säugethier. Aber die Klasse ist auch die einzige Abtheilung, die ihm und Thieren gemeinsam ist; denn innerhalb derselben bildet er eine Ordnung für sich, und so innig sind die Menschen den Thieren gegenüber mit einander verbunden, daß in jener Ordnung nur eine Familie, eine Gattung, ja selbst nur eine einzige Art aufgestellt werden kann.

Man hat zwar behauptet, daß die Gattung des Menschen, wie fast alle Gattungen der Naturkörper, aus mehreren Arten bestehe, also wesentliche Unterschiede enthalte, welche jede Einheit des Stammes ausschließen; aber wenn man den Charakter der Art, wie er bei Pflanzen und Thieren aufgefaßt wird, auch auf das Geschlecht des Menschen überträgt, so ist es unmöglich bei ihm mehr als eine Art aufzustellen. Die Abweichungen, welche die am meisten von einander entfernten Stämme in der äußern Gestalt, dem innern Bau und der Thätigkeit ihrer Organe machen, sind weit kleiner, als die zwischen nahe verwandten Thierarten. Wo Menschen aus verschiedenen Stämmen zusammentreffen, und wären sie einander so ungleich, wie die

blonden, hoch- und kräftig gebauten Holländer und die gelben, schwarz- und wollhaarigen, kleinen und schmächtigen Buschmänner, da entsteht allezeit ein Zwischengeschlecht, das die Raßen vermittelt. Bei den Thieren, wenn sie einander auch sehr nahe stehen, ist dieses der Fall nicht. Ihre Arten bleiben gesondert; die durch Zufall oder die Vermittelung des Menschen herbeigeführten Mischungen bleiben gewöhnlich ohne dauernde Folge, und neue Zwischenformen entstehen und erhalten sich fast nur da, wo die Verschiedenheit nicht auf der Art, sondern auf der Varietät beruht.

Aber so klein auch die Unterschiede bei dem Menschen sind, wenn man sich auf den Standpunkt des Zoologen stellt, so deutlich werden sie unserem Auge, wenn wir näher herantreten und die Gestalt des menschlichen Körpers und die Entwickelungsstufe seines Geistes an verschiedenen Orten der Erde mit einander vergleichen. Und verschwimmen alle Grenzen auch durch unzählige Zwischenglieder, so bleiben die Unterschiede der äußersten Stufen nicht minder groß und nöthigen uns die Gesichtspunkte aufzusuchen, nach denen sich die Menschen auf die angemessenste Weise gruppiren lassen.

Die Familie und der Stamm.

Eine Eintheilung nach Geschlecht und Alter ist nur für die Physiologie von Interesse, für uns wird die Familie die kleinste Abtheilung sein.

Die Familie hat keine scharfe Grenze. Ihren Umfang auf einen gewissen Grad von Verwandtschaft zu beschränken, wäre willkürlich. Es ist daher zweckmäßig den Begriff der Familie so weit auszudehnen, als sich das Bewußtsein der Verwandtschaft erstreckt. Im Allgemeinen sind die Familienbande, um so inniger, je ausschließlicher sie herrschen, je näher die Familienglieder einander in ihrem Wohnort, in Sitten und Gebräuchen stehen. Oft sind sie so schwach, daß sie die nächsten Grade der Bluts-Verwandtschaft nicht überschreiten; aber zuweilen, besonders bei minder civilisirten Menschen werden sie sogar nicht durch eine Trennung von mehreren Generationen zerrissen.

Wenn das Bewußtsein des Familienbandes soweit geschwächt ist, daß nur noch die unbestimmte Erinnerung an eine Verwandtschaft

vorhanden ist, aber nicht mehr die Kenntniß ihres Grades, so geht die Familie in den Stamm über. Im Stamme ist noch ein hoher Grad von Uebereinstimmung in der Bildung des Körpers und des Geistes, in der Sprache, der Sitte und im Interesse vorhanden, und so sehr auch die ursprüngliche Familien-Einheit des Stammes, theils durch die Zeit, theils durch die Aufnahme von Personen fremder Abkunft gelöst wird, so fühlen sich die Stammesglieder dennoch als Kinder eines gemeinsamen Vaters und vergessen ihre Spaltungen, sobald es gilt ihre Einheit einem fremden Stamme gegenüber zu behaupten.

Wie die Familie zum Stamme, so verhält sich dieser zu den Abtheilungen, welche mehrere Stämme umfassen. Aber je höher diese Stufen werden, desto schwächer wird die Erinnerung an die ursprüngliche Verwandtschaft, desto geringer die Kraft mit der sie den trennenden Einwirkungen der Menschen selbst und der äußern Natur widerstehen. Endlich sinkt die Erinnerung an die ursprüngliche Einheit zu einer bloßen Sage herab, bei der es zweifelhaft bleibt, ob sie wirklich ein schwacher Ueberrest des einst starken Familiengefühls sei, oder neueren Ursprungs, blos ein Versuch, oft unbewußt, um die nahe Uebereinstimmung in dem Bau des Körpers, in der Sprache und den Sitten, auf eine genügende Weise zu erklären.

Der Volksstamm.

Wenn bei mehreren Familien oder Stämmen die Erinnerung an eine gemeinsame Abkunft verschwunden, der Ausdruck Stamm also nicht mehr anwendbar ist, dagegen das Zeugniß der Geschichte oder die Uebereinstimmung in dem physischen und geistigen Zustande es erweisen, daß ihre Voreltern einst einem Stamme angehört haben, so werden sie zum Volksstamm.

Der Begriff des Volksstammes ist also unabhängig von der Zeit und dem Raume. Die Juden aller Zeiten und Welttheile, die Zigeuner, die Armenier bilden ungeachtet ihrer Zerstreuung immer nur einen Volksstamm. Es läßt sich zwar die Gemeinsamkeit der Abkunft in der Wirklichkeit nicht in aller Strenge festhalten; denn schon in der Familie kommen zu allen Zeiten, selbst bei sehr rohen Völkern, Adoptionen vor; einem Stamme und noch mehr einem

Volksstamme gesellen sich fremde Personen zu, deren Nachkommen niemals ohne einige Spuren ihre Beimischung zurückzulassen in dem fremden Volksstamme aufgehen.

Indessen steht diese mit der Größe des fremden Elementes in gradem Verhältnisse und bleibt, wo nicht ganze Stämme sich verbinden, ohne beträchtlichen Einfluß. Die Individuen des Volksstammes, der ja nur eine erweiterte Familie ist, behalten daher eine gewisse Familien-Aehnlichkeit bei, ihre Unterschiede sind nicht viel größer als die, welche sich zuweilen auch innerhalb derselben Familie finden, und es wird möglich die Volksstämme als Ganze mit einander zu vergleichen.

Die Eigenthümlichkeit, durch welche sich die verschiedenen Volksstämme von einander unterscheiden, sind nun entweder körperlich oder geistig.

Die Volksstämme körperlich betrachtet.

I. Die Raße.

In Allem, was den Körper betrifft, gehorchen Menschen und Thiere einem Gesetze. Bei den Thieren sind die Jungen den Eltern ähnlich. In allen Punkten, in denen die beiden Eltern einander gleich sind, gleicht ihnen auch das Junge, und worin sie verschieden sind, darin steht das Junge zwischen ihnen, bald fast in der Mitte, bald indem es in einigen Eigenschaften dem Vater, in anderen der Mutter ähnlich ist. Dieses zeigt sich in der Beschaffenheit der Haut und des Haares, in der Form der Knochen des Schädels und des Beckens, in den Umrissen der fleischigen Theile des Kopfes und in dem Bau der inneren Organe, sofern sich diese in der Anlage zu gewissen Krankheiten und einigen anderen Erscheinungen erkennen läßt.

Jede Familie und jeder Stamm hat daher in der Körperbildung manches Eigenthümliche, welches von der zufälligen natürlichen Bildung der Einzelnen und von den durch die Erziehung erlangten Eigenschaften unabhängig ist. Alle Individuen, welchen gewisse dieser erblichen Charaktere gemeinsam sind, bilden eine Raße. Es giebt Raßen bei Menschen, Thieren und Pflanzen.

1. Die Raße bei den Thieren.

Die Raßen sind einander in der Zeit ihrer Entstehung, in ihrem Umfange und in der Wichtigkeit ihrer Charaktere sehr ungleich. Man kann darin drei Stufen unterscheiden.

Die Entstehung der Raßen erster Stufe ist älter als jede historische Ueberlieferung. Der Mensch hat keine Macht über sie, niemals sind sie durch Zufall vor den Augen der Menschen entstanden, und niemals sind sie, es wäre denn durch Ausrottung oder allmäliges Absterben der Individuen, wieder verschwunden. Wir wollen sie daher die **ursprünglichen** oder **Hauptraßen** nennen.

Jünger ist der Ursprung der Raßen **zweiter** Stufe, der **Zuchtraßen**. Eine von der gewöhnlichen abweichende Nahrung und Lebensweise übt zwar zunächst ihren Einfluß nur auf die Individuen aus. Aber einige Generationen hindurch fortgesetzt, bringt sie Veränderungen in dem ganzen Geschlechte hervor, die sich auch dann noch eine Zeitlang bei den Nachkommen erhalten, wenn diese an der Zucht selbst keinen unmittelbaren Antheil genommen haben.

Eine reichliche und gesunde Nahrung macht die Thiere stark und groß, vielgebrauchte Muskeln werden kräftiger, durch eine zweckmäßige Zucht wird das Thier geeigneter zum Laufen oder Tragen. Es scheint sogar, daß bei einigen Thieren die Schärfe der Sinne, das Gehör, das Gesicht, der Geruch durch die Zucht verändert werden können. Diese Veränderungen treten auch ohne Hilfe des Menschen ein. Bei Thieren, die über große Landstriche verbreitet, sich an verschiedene Arten von Klima und Nahrung gewöhnen mußten, treten in der Größe und Gestalt des Körpers Unterschiede hervor, die man bei einer und derselben Art kaum für möglich halten würde, wenn die Verbreitung der Thierart nicht geschichtlich erwiesen wäre.

Indessen sind die Zuchtraßen nur bei gezähmten Thieren häufig. Denn in seinem wilden Zustande gedeiht das Thier in der Regel nur in seiner ursprünglichen Heimat, oder in Ländern, die in ihrem Naturverhältnisse damit übereinkommen. In andere Gegenden verschlagen, zu einer von der gewöhnlichen abweichenden Lebensweise gezwungen, wird es schwächer und erliegt entweder dem Klima oder wird eine Beute anderer Thiere. Die gezähmten Thiere dagegen, welche durch den Menschen vor Hunger, Kälte und den Angriffen anderer Thiere geschützt werden, können auch unter sehr abweichenden Naturverhältnissen ausdauern und dort, ohne unterzugehen, neue Zuchtraßen

bilden. Aber was die Zucht hervorgebracht hat, geht nach dem Aufhören derselben wieder unter. Nach einigen Generationen ist fast jede Spur derselben verschwunden, und diejenigen Eigenthümlichkeiten werden am frühesten unterliegen, deren Bildung am schnellsten von Statten ging.

Drittens giebt es Abweichungen in der Gestalt der Thierarten, die durch uns unbekannte Ursachen zuweilen vor den Augen des Menschen, aber ohne sein Zuthun entstehen, und zwar gewöhnlich mit dem Thiere selbst untergehen, zuweilen aber ebenfalls forterben und dann neue Raßen hervorbringen können. Man kann sie die zufälligen oder abnormen Raßen nennen. So wird z. B. in einigen Thierarten das Haar bald seidenartig, bald mehr oder weniger wollig; es bekommen die Schafe breite Fettschwänze oder kurze, fast otternartige Füße. Die Pferde, Hunde, Rinder erhalten Färbungen besonderer Art. Alle diese ungewöhnlichen Bildungen sind erblich, aber sie bleiben bei dem wilden Thiere gewöhnlich ohne Folge, weil das abweichend gebaute Thier sich entweder wieder mit den übrigen vermischt, oder von den übrigen gemieden ohne Nachkommen untergeht. Aber dem Menschen sind einige dieser ohne seinen Willen entstandenen Thierraßen willkommen. Er braucht ihr Haar, ihr Fett, er liebt ihre Farbe, er schützt und pflegt sie und bewahrt sie dadurch vor dem Untergange.

Die Zuchtraßen sowohl als die zufälligen Raßen haben daher theils eine geringere Dauer als die Hauptraßen, theils werden sie nur unter dem Einflusse des Menschen und bei gezähmten Thieren erhalten. So wie der Mensch seine schützende Hand abziehen wollte, würde der größte Theil dieser Raßen wieder absterben. Und so sehen wir große Heerden verwilderter Hunde, Pferde, Schweine, Rinder und Ziegen, Nachkommen der im Zustande der Zähmung an Zeichnung und Größe mannigfaltiger Thiere, über große Landstrecken hin so gleichförmig gestaltet, wie eine ungezähmte Schakal- oder Antilopenart.

2. Die Raße bei den Menschen.

Ganz ähnliche Erscheinungen bietet der Mensch dar, nur sind die Unterschiede der Raßen bei ihm weit kleiner als sie gewöhnlich bei den Hausthieren sind. Während bei dem Pferde die Längenmaße des Kör-

pers um das Zweifache, bei dem Hunde gar um das Vier- oder Fünffache schwanken, und das Gewicht zweier erwachsener Hunde verschiedener Raßen sich wie Eins zu Fünfzig verhalten kann, ist der größte Unterschied, der in der Höhe zweier Menschenraßen beobachtet wird, nur wie zwei zu drei und auch dann nur, wenn man die schwächsten, nur von den spärlichsten und ungesundesten Nahrungsmitteln lebender Völker, wie die südafricanischen Buschmänner mit den kräftigsten Völkern der Erde vergleicht. Dasselbe gilt auch von den Abweichungen in dem Bau der Knochen, in der Farbe und Beschaffenheit der Haut, welche bei den Raßen der Menschen niemals den Umfang erreichen, den man nicht selten bei den gezähmten Thieren wahrnimmt.

Aber der Ursprung der Raßen beobachtet bei dem Menschen dieselben Gesetze, wie bei den Thieren. Neben den schnell vorübergehenden individuellen Unterschieden giebt es auch bei ihm einige, welche erblich sind und zur Raße werden, und bei diesen ist der dreifache Ursprung, den wir bei den Thieren nachgewiesen haben, ebenfalls zu unterscheiden. Durch eine zufällige Misbildung entsteht jedoch nicht mehr leicht eine neue Raße. Zwar kommen abweichende, der Erblichkeit fähige Formen häufig genug vor, ja bei dem der Natur so sehr entfremdeten Leben der meisten Völker weit häufiger, als bei den Thieren. Aber diese Formen werden selten einige Generationen hindurch erhalten; denn entweder misfällt die Abweichung, und dann stirbt sie mit der Person aus, oder sie wird als gleichgültig angesehen, und dann geht sie durch Vermischung allmälig in die beim Volke gewöhnliche Form über.

Weit einflußreicher auf die Bildung erblicher Form-Unterschiede, als diese zufällig eintretenden Abweichungen ist die Erziehung und die Lebensweise, welche auch bei dem Menschen zahlreiche Zuchtraßen hervorbringt; und kommt auch hier das eigennützige Verfahren, durch welches der Mensch die ihm nützlichen oder angenehmen Thierformen zu erhalten sucht, nicht vor: so wird es durch den Einfluß, welchen die Menschen und die Natur auf die Erziehung üben, reichlich ersetzt. Aber wie bei den Thieren, so werden auch bei den Menschen die durch Erziehung hervorgebrachten, erblich gewordenen Abweichungen wieder

aufgehoben, wenn die Erziehung einige Generationen hindurch in einer andren Richtung wirkt.

Als dauernd können also nur die von der Lebensweise unabhängigen Merkmale angesehen werden, und da es gar keine von dem Einflusse einer künstlichen Erziehung und Lebensweise unabhängige Menschen mehr giebt, so bleibt, um die Charaktere einer ursprünglichen Raße zu erkennen, kein Mittel übrig, als von den erblich gewordenen Eigenthümlichkeiten des Körpers alles dasjenige auszusondern, was sich als Wirkung der Lebensweise und daher als das Resultat einer spätern, für die Bildung der ursprünglichen Raße zufälligen Ursachen nachweisen läßt.

Die Wirkung der Lebensweise auf den Körper.

Von den einer Raße wesentlichen Merkmalen muß zuvörderst die Höhe des Wuchses und die Kraft des Körpers ausgeschlossen werden, da sich hier zwischen den Gliedern eines Stammes und selbst einer Familie größere Unterschiede vorfinden, als zwischen verschiedenen Völkern. So sind z.B. die Hottentotten und einige der Buschmannstämme in ihrem Aeußern sehr ungleich; jene stehen dem Nord-Europäer an Größe und Kraft nur sehr wenig nach, während diese kleiner, schmächtiger, schwächer als irgend ein anderes Volk sind. Dennoch gehören beide entschieden einem Stamme zu. Aber bei dem freien Hottentotten, der durch seine Heerde oder seinen Dienst bei dem holländischen Bauern eine reichliche Nahrung, eine mäßige Arbeit und eine für seine Bedürfnisse ausreichende Wohnung hat, kann der Körper sich frei entwickeln. Bei dem Buschmann dagegen vereinigt sich Alles, um den Körper in seiner Entwickelung zurückzuhalten. Seine Heimat liegt in öden Steppen oder Bergen, seine Bewaffnung ist dürftig, seine Nahrung besteht in dem spärlichen Ertrage der Jagd und des Raubes. Er ist oft genöthigt, Tage lang zu fasten, oder sich von ungesunden Kräutern oder Thierresten zu ernähren und sucht sich dann, wenn er es vermag, auf eine dem Körper nicht minder nachtheilige Weise durch Schwelgerei zu entschädigen. Nimmt man einem kräftigen Hottentottenstamme sein Vieh, seine Waffen und jagt ihn in die an Pflanzen und Thieren arme Steppe, so sinkt er vor den Augen des europäischen

Ansiedlers binnen wenigen Generationen zum Buschmanne herab. Und umgekehrt erlangen die Kinder des letztern, wenn sie in die Dienste der Bauern genommen und an gesündere und gleichförmiger vertheilte Nahrung gewöhnt werden, allmälig einen höhern und kräftigern Körper.

Der Boer selbst stammt von Holländern und anderen, seit hundert und fünfzig Jahren eingewanderten Nord-Deutschen ab, aber in der gesunden Luft der neuen Heimat, bei einer reichlichen Nahrung und einer stetigen, aber nicht durch Uebermaß schwächenden Thätigkeit hat er eine Größe und eine Stärke des Körpers erlangt, die sich in Deutschland selbst nur an sehr wenigen Personen vorfindet. Aber es ist nicht zu bezweifeln, daß diese jetzt durch ihren fast riesenmäßigen Wuchs ausgezeichneten Familien, wenn sie nach Europa zurückkehrten und dort wieder die Lebensweise ihrer Vorfahren ergriffen, binnen wenigen Generationen wiederum auf den gewöhnlichen Körperbau der Norddeutschen zurückgehen würden. Derselbe Einfluß des Mangels und des Ueberflusses auf die Größe und die Kraft des Körpers ergiebt sich auch aus der Vergleichung des Tueltschen in Patagonien mit seinem Stammverwandten in einigen Gegenden des Feuerlandes, und selbst aus derjenigen des Ackerbau treibenden Finnen mit dem kleinen, von dem Ertrage seiner Rennthiere oder dem Fischfang lebenden Lappländer, die beide einem Stamme angehören, obgleich der geistig und physisch edler gebaute Finne jede Verwandtschaft mit dem misgestalteten Nachbaren abzulehnen sucht.

Auch der Wuchs, d. h. das Ebenmaß der Glieder, kann nicht als unterscheidender Charakter einer Haupt-Raße angesehen werden; denn alle Völker, deren Körper nicht durch starke Arbeiten oder durch naturwidrige Gewohnheiten zu unnatürlichen Lagen gezwungen wird, die in einem milden Klima bei mäßiger Anstrengung, viel in freier Luft leben, haben einen regelmäßigen Wuchs und eine edle, freie Haltung des Körpers. Die Neger und die Neuseeländer, die Eingebornen der americanischen Prairien und der süd-europäischen Höhenländer, so groß auch ihre Verschiedenheit in den Gesichtszügen und der Hautfarbe sein mag, stehen einander in dieser Beziehung vollkommen

gleich, und es bleiben nur einige, fast blos dem Auge des Anatomen bemerkliche Unterschiede in der Bildung des Skelettes übrig. Aber freilich, wo jene Bedingungen fehlen, da wird das Ebenmaß gestört. Menschen, die von früher Kindheit an den größten Theil des Tages auf dem Pferde zubringen, haben nicht den geraden Wuchs eines Volkes, das den Gebrauch der Pferde nicht kennt, oder ihn nur selten übt. Wenn ein Theil eines bisher nomadischen Hirtenvolkes an die Ufer der See oder eines Stromes gedrängt, zum Fischfange genöthiget wird, und die Männer Tage lang in gekrümmter Stellung in dem Winkel eines Kahnes oder einer niedrigen Hütte kauern müssen, und dieses sich Generationen hindurch fortsetzt, dann werden die Beine gekrümmt, die Körper breiter, stämmiger und weniger schön geformt, als bei den Stammgenossen, welche ihre wandernde Lebensweise beibehalten haben.

Bei einem Volke, in dessen Lebensweise keine große Mannigfaltigkeit stattfindet, wird auch der Körperbau der Individuen ziemlich gleichförmig bleiben, so sehr er auch von dem eines verwandten, aber anders lebenden Volke abweichen mag. Aber in dem Maße, als diese Gleichförmigkeit fehlt, entwickeln sich auch Unterschiede in dem Wuchse und in der Kraft des Körpers, und diese sind daher innerhalb keines Volkes so groß, als bei den Fabrik-Völkern des civilisirten Europa. Während die armen Weberfamilien in den dumpfesten Vierteln der englischen Hauptstädte zu den körperlich am meisten entarteten Menschen in Europa gehören, steht das englische Landvolk, welches von Jugend an keine der Gesundheit und den Kräften des Körpers nachtheilige Lebensweise zu führen pflegt, weder in der Höhe des Wuchses, noch in dem Ebenmaß der Glieder, noch in der Kraft der Muskeln den kräftigsten Völkern der Erde nach.

Wenn die Stände eines Volkes so schroff geschieden sind, daß sie zu Kasten werden, zwischen denen nicht einmal eine eheliche Verbindung stattfindet, so müssen sich diese körperlichen Verschiedenheiten in noch höherem Maße ausbilden, als bei den europäischen Völkern, wo die verschiedenen Stände immer auf mannigfaltige Weise in einander übergehen. Dort verhalten sich die Kasten in der That wie verschiedene nur durch den Wohnort mit einander verbundene Völker. Die

Braminen in Hindostan z. B. sind in der Regel heller, größer und ebenmäßiger gebaut, als die niedern Kasten der Sudra oder gar die verachteten und dürftigen Paria.

Etwas Aehnliches wird auch auf den polynesischen Inseln beobachtet, wo der Adel, der seinen Kindern oft mehrere Ammen giebt, um sie recht kräftig zu machen, diesen Zweck in so hohem Grade erreicht, daß er in der That in der Größe und der Kraft des Körpers dem niederen Volke oft so sehr überlegen zu sein pflegt, daß ihn Reisende zuweilen für einen verschiedenen Volksstamm gehalten haben. Aber in allen diesen Fällen ist es gewiß nur die Erziehung, welche diese Abweichungen hervorgerufen und erblich gemacht hat, nicht ein ursprünglicher Unterschied der Raße.

Man führt auch die Schärfe der Sinne und die Geschmeidigkeit der Muskeln als eine Eigenthümlichkeit gewisser Menschenraßen an; aber mit Unrecht. Alle Sinne, die man übt, ohne sie durch Uebermaß der Arbeit zu schwächen, werden schärfer; die Muskeln, die man häufig anstrengt, werden geschmeidiger. Der eingeborne americanische Jäger wird mit Recht gerühmt wegen der Schärfe seines Auges und Ohres, der Ausdauer seiner Füße und wegen der Feinheit mit der er viele einem Europäer kaum sichtbaren Spuren zu benutzen weiß, um den Aufenthalt des Feindes oder des Wildes kennen zu lernen. Aber dasselbe Lob verdienen auch die ganz anderen Raßen angehörigen Hottentotten und Kaffern an der Südspitze von Africa und die Kalmücken und Kirgisen im mittleren Asien. Und ihnen gleichen in dieser Beziehung vollkommen die Abkömmlinge der Europäer an den Ufern des Ohio, wie an denen des Jenißei, welche von Jugend an, auf dieselbe Lebensweise gewiesen, wie die eingebornen Americaner und Asiaten, sich auch dieselbe Schärfe der Sinne und dieselbe Gewandtheit angeeignet haben.

Man hat zuweilen den bald sanften, bald rohen oder wilden Ausdruck des Gesichtes für den Charakter einer Raße gehalten. Aber man darf nur den wilden Buschmann mit dem, wie man sich ausdrückt, gezähmten, den Negersklaven der Baumwollen-Pflanzungen mit dem freien Neger in seiner Heimat, den noch ganz rohen Bauer mit dem

gebildeten Städter in mehreren Theilen von Deutschland vergleichen, um zu erkennen, daß sich in den Zügen nicht der Charakter der Raße, sondern nur das Resultat der Lebens- und Denkweise ausspricht. Vor einiger Zeit brachten englische Seefahrer einige der rohesten Bewohner des Feuerlandes nach Europa und legten ihrer Reisebeschreibung zwei Bildnisse desselben Mannes bei, das eine, als er zuerst mit Europäern in Verbindung trat, das andere, nachdem er ein paar Jahre hindurch die Pflege derselben genossen hatte. Beide Bildnisse besaßen einen so verschiedenen Ausdruck, daß man Mühe hatte, die Uebereinstimmung der Gesichtszüge zu erkennen.

Also ist es nicht die Stärke und Geschmeidigkeit der Glieder, nicht das Ebenmaß des Wuchses, nicht die Schärfe der Sinne, auch nicht der wilde oder gesittete Ausdruck der Züge, die man als Charaktere der ursprünglichen Raßen ansehen darf, man muß diese in andern, von dem Einflusse der Lebensweise weniger abhängigen Merkmalen suchen.

Die Form des Schädels.

Wir sind gewohnt, den Grad von Aehnlichkeit, der sich zwischen Menschen finden mag, an den Zügen des Gesichtes zu ermessen. In dem Innern von Deutschland kann man in der Regel jeden Juden, ja selbst jeden Franzosen und Engländer an seinen Gesichtszügen als Fremden erkennen, während man in allen andern Punkten zwischen den Gliedern einer Familie oft weit stärkere Unterschiede findet, als zwischen sehr verschiedenen Völkern, die man als Ganze mit einander vergleicht. Wir dürfen daher auch in den Zügen des Gesichtes und in der die Züge bestimmenden Form des Schädels die wichtigsten Charaktere zur Unterscheidung der erweiterten Familien, d. h. der Stämme und der Raßen zu finden hoffen.

Der Knochenbau des Kopfes ist reich organisirt. Man findet in ihm eine Menge von Theilen, die sich bald als rundliche Erhöhungen und Vertiefungen unterscheiden, bald als hohe Knochenzungen aus der Hauptmasse des Schädels heraussteigen. Diese können, ohne die Funktionen des Lebens zu beeinträchtigen, sowohl ihrer Größe als ihrer Lage nach, sehr verschieden gestaltet sein, obgleich sie, einmal

gebildet, den größten Veränderungen, welche der Einzelne in seiner Lebensweise treffen mag, mit großer Zähigkeit widerstehen.

Wir müssen hierbei die Knochenhülle des Gehirns selbst von den eigentlichen Gesichtsknochen unterscheiden, deren Aufgabe eine minder edle ist. Jene, von weichen Theilen nur leicht umkleidet, zeigt sich am lebenden Menschen fast eben so deutlich, als an den Knochen des Skelets. Diese dagegen dienen den Muskeln des Gesichts als Stütze und Unterlage.

Die Formen der Hirnschale und des Gehirnes selbst, das sein Innres größtentheils ausfüllt, unterscheiden sich bei verschiedenen Völkern vornehmlich durch die Länge des Schädels vom Hinterhaupte bis zur Stirn im Verhältniß zur Breite. Sie ist zwar immer größer wie diese, aber wenn man die Länge = 100 setzt, so schwankt die größte Breite des Schädels zwischen 74 und 94. Völker, deren Breiten-Verhältniß zwischen 74 und 84 ist, könnten langköpfig genannt werden, und kurzköpfig, bei denen es zwischen 84 und 94 ist. Die Ursache dieses Unterschiedes liegt vornehmlich in dem Hinterhaupte, dem Sitze des kleinen Gehirns, das in den langköpfigen Völkern länger und schmäler, in den kurzköpfigen breiter ist. Aber auf die Gewichts-Verhältnisse der verschiedenen Theile des Gehirns scheint diese Bildung gar keinen Einfluß zu haben.

Langköpfige Völker sind die Germanen, die Celten, aber auch die Chinesen und die Neger. Kurzköpfig sind dagegen die den Germanen sonst so nahe stehenden Slaven, die Finnen und die Kalmücken. Es werden also fernstehende Völker dadurch verbunden, benachbarte getrennt. Auch übt, ungeachtet der Festigkeit dieser Organe der Zufall oder die Willkür einen so bedeutenden Einfluß auf ihre Gestaltung aus, daß man dadurch in der Charakteristik leicht zu Irrthümern verleitet werden kann.

Einige Völker beider Amerika geben dem noch weichen Schädel der Kinder eine künstliche, bald weit längere, bald kürzere, uns sehr häßlich erscheinende Gestalt. Aehnliche Sitten hatten im Alterthume auch europäische Völker, und man kann aus der bloßen Untersuchung des Schädels nicht immer erkennen, ob die Form eine künstliche oder

natürliche ist. Bei den Osmanen soll die schöne runde Form des Kopfes ein Werk der Mütter und Wärterinnen sein. Die alten Aegypter, die auf dem geschornen Kopfe nur eine dünne Bedeckung trugen, sollen sehr dicke Schädelknochen gehabt haben und ihre Leichen sich noch nach langer Zeit von denen der Perser auf einem Schlachtfelde darin unterschieden haben, daß diese, welche wie die Orientalen aller Zeiten den Kopf sehr warm hielten, sehr dünne Schädelknochen hatten. Jedoch ist dieses vielleicht nur ein Mährchen, denn auch den Negern und sogar den Irländern werden ungewöhnlich dicke Schädel zugeschrieben, obgleich sich bei genauerer Untersuchung in dieser Beziehung keine stetigen Unterschiede ergaben.

Die Gesichtsknochen sind diesen Zufälligkeiten nicht unterworfen; sie entwickeln sich ohne Zuthun des Menschen auf mannigfache Weise aus. Die Joche und Nasenbeine und die Kinnladen sind bald mehr, bald weniger stark entwickelt; sie bestimmen zunächst die weichen sie bedeckenden Theile des Gesichts und durch diese wiederum die Gesichtszüge, welche nicht selten die Unterschiede, welche der Schädel nur den kundigen Anatomen lehren kann, in vergrößertem Maßstabe auch dem Auge des Laien vorführen.

Sie lassen sich auf zwei Merkmale zurückführen: auf die Form der Kinnlade und die der Augenspalte.

Bei den Völkern mit gerader Gesichtslinie berührt eine von der Stirne nach dem vorspringendsten Theile des Kinnes gezogene Linie auch den vordern Rand der Kinnladen. Jene Linie und die Zähne selbst stehen senkrecht, d. h. der Axe des Körpers parallel. Bei den Völkern mit geneigter Gesichtslinie ragt die Kinnlade mehr oder weniger über jene Linie hervor. Die Zähne sind gegen einander nach vorn hin geneigt.

Ein diesem ähnlicher Unterschied findet sich in der Lage der Augenspalten. Bei den geradäugigen Völkern ist es nur eine wagerechte Linie, welche durch alle Augenwinkel geht und die Nase an ihrer Wurzel schneidet. Bei den schiefäugigen werden durch das starke Hervortreten der Wangenbeine die äußern Augenwinkel nach oben gedrückt

und die durch die beiden Ecken eines Auges gezogenen Linien treffen an dem untern Theile der Nase in einem Winkel auf einander.

An diese drei Merkmale, die Länge der Hirnschale, die Gestalten der Gesichts- und der Augenlinien reihen sich noch mehrere andre, die ebenfalls auf der Bildung des Schädels beruhen, die wir aber übergehen können, da sie minder auffällig und bei der Eintheilung entbehrlich sind. Auch die Länge des Schädels im Verhältniß zur Breite, obgleich ein sehr wichtiges Merkmal, kann nicht füglich als Eintheilungsgrund für die Hauptraßen benutzt werden, weil die Beobachtungen, die das Auge eines geübten Anatomen verlangen, bis jetzt nur für wenige Völker und bei diesen zuweilen an einer so kleinen Anzahl von Schädeln angestellt sind, daß man sich noch keinen Schluß auf die Schädelform des Volkes erlauben darf. Vielleicht werden fortgesetzte Untersuchungen diesen Einwand beseitigen und eine bessere Eintheilung des Menschen in Raßen möglich machen, als wir hier geben können. Einstweilen aber müssen wir uns, was die Haupteintheilung betrifft, auf die beiden andern Charaktere des Schädels, die Gesichts- und die Augenlinie, beschränken.

Das System der Haut.

Eine zweite Klasse von Merkmalen beruht auf der Bildung des Hautsystems, d. h. der Farbe der Haut, und der Farbe und dem Gefüge des Haares. Denn dieses, obgleich von allen Organen des Körpers der Außenwelt am meisten ausgesetzt, besitzt in allen wichtigen Punkten einen sehr festen, von den Zufälligkeiten der Lebensweise und der Gestalt der Einzelnen sehr unabhängigen Charakter.

Die Oberhaut ist bei allen Menschen farblos und durchsichtig. Aber unter ihr liegt ein Zellgewebe, in dem sich bald farblose, bald mehr oder weniger undurchsichtige und gefärbte Stoffe ablagern, welche je nach ihrer Menge und Beschaffenheit der Haut eine Farbe geben, die vom Rabenschwarz, dem Kupferroth und Citronengelb durch jede Mitteltinte von grau, braun und gelblich bis fast zur Farblosigkeit herabsteigt.

Auf die dunklen Farben übt das Klima und die Lebensweise keinen Einfluß aus. Auf die hellern ist dieser zwar bedeutend, allein gewöhn-

lich bewegt er sich auch hier nur innerhalb enger Grenzen, welche den Unterschied der Farbe zwischen verschiednen Völkern nicht aufheben.

Zu dem Systeme der Haut gehört auch das Haar, das in dem Zellgewebe wurzelt, und wie die Haut selbst, bald schwarz, bald röthlich oder gelblich wird, jedoch mit stärkerer Neigung zu den dunklen Farben. Schwarz ist die bei weitem vorherrschende Farbe des Haares bei den Menschen; sogar die Völker mit farbloser oder gelblicher Haut haben in der Regel schwarzes Haar, und nur bei wenigen hat das Haar eine hellere Farbe.

Größer als in der Farbe des Haares ist die Mannigfaltigkeit in seinem Gefüge und seiner Länge. Das Haar ist bald so fein wie Seide, bald fast so grob wie Pferdehaar; bald ist es schlicht, bald so kraus wie Wolle. Bei einigen Völkern ist das Hauptthaar so lang, daß es bei den Frauen fast die Ferse erreicht, bei andern wird es nicht über ein paar Zoll lang. Das helle Haar ist fast immer fein, lang und etwas gelockt. Auch die Menge des Haares ist bei verschiednen Völkern ungleich, indem nur der Scheitel und einige andre Theile des Körpers bei allen Völkern einen starken Haarwuchs haben, Lippe und Kinn der Männer jedoch häufig nur sehr dünn mit Haaren besetzt sind.

Die Hauptraßen der Menschen.

Nach diesen Merkmalen wird man sowohl die Haupt- wie die Nebenraßen bestimmen; aber um alle Völker der Erde nach ihrer Körperform genau charakterisiren zu können, reichen die Beobachtungen noch lange nicht aus. Von den wenigen Männern, welche Gelegenheit gehabt haben, sehr verschiedne Völker in ihrer Heimat zu beobachten, hat sich bis jetzt keiner berufen gefühlt, eine Charakteristik sämmtlicher Hauptraßen der Menschen zu entwerfen. Wer nur ein oder ein paar Völker und außerdem nur einzelne, ihm durch Zufall zugeführte Personen einer fremden Raße gesehen hat, die übrigen Völker aber blos aus den Beschreibungen und Abbildungen der Reisenden kennt, der ist der Gefahr, individuelle Unterschiede für allgemeine zu halten, gar sehr unterworfen. Denn die Zeichnungen, welche die Reisebeschreibungen zu begleiten pflegen, geben nicht sowohl ein Abbild von der im Volke vorherrschenden Körperform als von seiner Tracht und

seinen Beschäftigungen und sehr selten mehr als die Bildnisse von Personen, welche die Aufmerksamkeit der Reisenden, entweder durch ihren Rang oder ihr Benehmen, oder gar nur durch eine ungewöhnliche Körperbildung auf sich gezogen haben. Erst in der neuesten Zeit ist es von Reisenden versucht worden, ihre Leser durch eine Menge von treuen Abbildungen in die Mitte des fremden Volkes zu versetzen.

Auch die anatomischen Beschreibungen des Knochenbaues der vornehmsten Raßen beruhen fast ausschließlich auf der Untersuchung weniger Skelette. Wir besitzen daher nur überall individuelle, sehr oft von einander abweichende Schilderungen des Körpers, so daß es denen, welchen die Mittel zu eigenen Beobachtungen nicht zu Gebote stehen, sehr schwer wird, sich eine bestimmte Anschauung über den Körperbau eines Volkes zu verschaffen.

Zwar fehlt es nicht an Versuchen das Menschengeschlecht in Raßen zu theilen, und einige sind auch ziemlich gelungen. Aber in der Regel wählte man die Charaktere zum Theil aus dem körperlichen, zum Theil aus den geistigen Eigenschaften der Völker, ohne zu berücksichtigen, daß die letzten durch eine Veränderung in dem politischen und religiösen Zustande der Völker gänzlich umgestaltet werden konnten. Man nahm ferner unter die körperlichen Charaktere der Raßen auch solche auf, welche, wie eine aufmerksame Beobachtung der Bewohner einer jeden europäischen Provinz lehren konnte, blos eine Folge der Nahrung und Lebensweise sind. Dazu traten noch Hypothesen über die Gottähnlichkeit der Europäer, d. h. der Raße, zu welcher die Beobachter gehörten, und das Thierische der übrigen Raßen, insbesondre der Neger, von denen einige Millionen das Unglück haben, die Sklaven europäischer Plantagenbesitzer zu sein. Solche Vorurtheile mußten natürlich den Standpunkt einer ruhigen Untersuchung, welche allein zu einer Kenntniß der Raßen führen kann, gänzlich verrücken.

Es müssen aber auch alle Versuche scheitern, so lange man nicht den wesentlichen Unterschied festhält, der zwischen den Begriffen der Abart oder Raße und der Art stattfindet. Die Arten sind von einander streng gesondert, ihre Merkmale scharf bestimmt, und diese müssen bei einem jeden Einzelwesen nachgewiesen werden können.

Bei der Abart oder Raße findet dagegen keine scharfe Trennung statt. Sie gehen stetig in einander über und es ist daher ohne Willkür unmöglich, eine Abart von der benachbarten durch scharfe Charaktere zu trennen. Der Abarten giebt es daher innerhalb einer jeden Art eigentlich unzählige, und will und muß man, um sich in die Form-Unterschiede zu finden, eine bestimmte Anzahl von Abarten aufstellen: so läßt sich dieses nur dadurch bewirken, daß man aus der Unendlichkeit der Formen die am deutlichsten zu erkennenden als Hauptraßen hervorhebt und ihre Merkmale aufstellt. Einer jeden dieser Hauptraßen werden diejenigen Abarten zugezählt, die ihr näher stehen, als den übrigen. Zwar stehen einige Völker der Mitte zwischen zwei Hauptstraßen so nah, daß man sie keiner mit Sicherheit zurechnen, sondern blos als Zwischenraßen aufstellen kann; aber dieser Mangel beruht nicht auf der Wahl der Charaktere, sondern auf dem Wesen der Abart selbst, bei welcher eine scharfe Grenzlinie nicht möglich ist. Die Anordnung wird auch nicht durch eine Vermehrung der Abtheilungen erleichtert, denn je größer ihre Zahl, desto größer ist auch die Anzahl der Punkte, bei denen es unmöglich ist, eine sichre Wahl zu treffen.

Die Mischraßen.

Eine zweite, die Anordnung sehr erschwerende Ursache liegt in den Mischraßen, einer von den Zwischenraßen wohl zu unterscheidenden Abtheilung. Beide haben zwar das mit einander gemein, daß sie zwei Raßen mit einander vermitteln; aber die Zwischenraßen haben denselben Ursprung wie die Hauptraßen selbst; sie verbinden zwei benachbarte Hauptraßen mit einander und helfen die Reihe schließen, die sich eigentlich ohne Unterbrechung von Raße zu Raße erstreckt. Die Mischraße geht dagegen unmittelbar aus der Vermischung zweier oft sehr ungleicher Raßen hervor und ist daher etwas Zusammengesetztes.

Die Anzahl dieser Mischraßen, die überall entstehen, wo Menschen aus verschiedenen Raßen zusammentreffen, ist beträchtlich. Zwar pflegen anfangs manche Vorurtheile die Verbindung der Raßen zu verhindern; denn da jede Raße sich für die am edelsten und schönsten gebildete zu halten pflegt, so erschienen ihr die andern als häßlich und

unedel. Da ferner eine der beiden Raßen gewöhnlich die herrschende oder angesehenere Volksklasse bildet, so treten auch die Standes-Unterschiede störend in den Verkehr der Raßen ein. Aber diese Vorurtheile schwinden gewöhnlich bald oder können doch die Bildung einer Mischraße niemals ganz verhindern.

Von vielen Mischraßen läßt sich der Ursprung historisch nachweisen. In andern Fällen verläßt uns die Geschichte, und man würde im Zweifel bleiben, ob man eine Zwischenraße oder eine Mischraße vor sich habe, wenn man nicht Mittel hätte, mit ziemlicher Sicherheit beide von einander zu unterscheiden. Bei den Gliedern eines aus der allmäligen Entwickelung der Familie hervorgegangenen Volkes ist nämlich in dem Körperbaue vieles gemeinsam. Bei den Gliedern einer Zwischenraße spricht sich daher eine gewisse Familien-Aehnlichkeit aus. Aber so ist es nicht bei den aus der Mischung zweier verschiedener Raßen entstandenen Völkern. Ein Kind, dessen Eltern einander sehr ungleich sind, steht zwar ungefähr in der Mitte zwischen ihnen, aber keineswegs so, daß es in einem jeden Merkmale grade die Mitte zwischen den Eltern hielte. Das Resultat ist vielmehr dem ähnlich, das wir auch in der Familie wahrnehmen, wo die Eltern einer Raße angehören. Das Kind gleicht in einigen Eigenschaften mehr dem Vater, in andern mehr der Mutter, und Geschwister werden einander dadurch zuweilen fast ebenso unähnlich wie die Eltern selbst. Dieses Verhältniß setzt sich auch auf die spätern Nachkommen fort, so daß auch diejenigen einander sehr ungleich sein können, in denen das Blut der beiden Stamm-Raßen in gleichem Verhältnisse gemischt ist. Ferner ist in einer Mischraße auch der Grad der Mischung ungleichförmig. Während einige Individuen fast ausschließlich einer der beiden Raßen angehören, stehen andre der Mitte näher, so daß in dem gemischten Volke der ganze weite Raum, der zwischen den beiden ursprünglichen Raßen liegt, durch eine große Mannigfaltigkeit von Formen ausgefüllt zu werden pflegt.

Fast alle Völker von höherer Kultur, haben eine große Anzahl von Menschen fremden Stammes aufgenommen, theils als Herren oder Knechte, theils als Anzügler. Man findet daher in den Gesichtszügen

fast aller dieser Völker, besonders in den höheren, einer solchen Vermischung mehr ausgesetzten Ständen, eine weit größere Mannigfaltigkeit als bei roheren Völkern. Man hat nicht verfehlt, in diesem gleichzeitigen Vorkommen der höhern Entwickelung des Geistes und der Mannigfaltigkeit, und wie man meinte, auch höheren Entfaltung der Körperformen, einen nothwendigen Zusammenhang zu suchen. Bei wilden Völkern, sagte man, seien alle Menschen geistig und körperlich einander ähnlich. Bei geistig entwickeltern Völkern dagegen verleihe die Vielseitigkeit der geistigen Bestrebungen auch den Zügen des Gesichtes ein ungleichartiges Gepräge.

Aber die Ursache dieser Mannigfaltigkeit, abgesehen von den Veränderungen, welche die Lebensweise schon für sich hervorbringt, ist ganz unabhängig von der geistigen Thätigkeit der Völker; sie findet sich überall, wo verschiedne Völker sich zu einem Volke vereinigt haben, bei civilisirten, wie bei den sogenannten wilden Völkern, und wenn sie bei diesen seltner ist als bei jenen, so rührt dieses nur von dem zwischen rohern Völkern geringeren Verkehre her. Zwischenheiraten sind seltner und nur der tödtliche Kampf und der Handel verbindet die verschiednen Völker. Aber in den verhältnißmäßig seltenen Fällen, wo die rohen Sieger sich mit der Unterjochung des schwächern Volkes begnügt haben, ist stets auch eine Mischraße entstanden, und mit ihr die größte Mannigfaltigkeit in der Bildung des Körpers. In den Staaten der Fellata des innern Afrika, wo sich die Sieger mit Negern, vermischt haben, in der Berberei, wo Araber mit Berbern und Negern, in der asiatischen Türkei, wo zahlreiche Völker turkmannischer Abkunft sich mit Griechen und Slaven zu einem Volke vereint haben, sind die Physiognomien eben so mannigfaltig wie in Deutschland und England, deren Bevölkerung von Germanen und andren minder hellfarbigen Völkern abstammt, und weit mannigfaltiger als in Norwegen und Schweden, wo sich der germanische Stamm fast unvermischt erhalten hat, aber ohne darum in seiner geistigen Entwickelung gegen andre europäische Völker im Geringsten zurückzubleiben.

Wo man daher bei einem Volke nicht einen Charakter, sondern eine große Mannigfaltigkeit von Formen wahrnimmt, da kann man

fast mit Sicherheit den Ursprung als gemischt ansehen, selbst wenn uns alle historischen Zeugnisse über die Mischung fehlen sollten.

II. Die Charaktere der Hauptraßen.

Von diesem Standpunkte ausgehend, halten wir die Eintheilung des Menschengeschlechts in vier Hauptraßen für die zweckmäßigste, nämlich in

1. die kaukasische Raße,
2. die mongolische Raße,
3. die Neger-Raße,
4. die Hottentotten-Raße.

Die letzte ausgenommen, haben alle diese Benennungen den Fehler, daß die Raßen einen ganz andern Umfang haben als die Völker, die man als Neger, Mongolen, Kaukasier bezeichnet, bald einen engern, bald einen weitern. Am fehlerhaftesten ist die Bezeichnung der kaukasischen Raße, welche auf der ganz willkürlichen Annahme beruht, daß der Kaukasus die Urheimat dieser Raße sei. Geographische Benennungen sind bei der Zersplitterung der Raßen über entlegene Länder niemals ganz passend und der Kaukasus enthält überdies in seinem Völker-Chaos auch mongolische Stämme. Indessen ist dieser Name seit fast einem Jahrhundert zur Bezeichnung dieser Raße im Gebrauch, und da wir ihn durch keinen fehlerfreien zu ersetzen wissen, so behalten wir ihn bei.

1. Die kaukasische Raße.

In dieser Raße haben die weichen, die Kinnlade und die Jochbeine bedeckenden Theile eine mit den übrigen Theilen des Gesichts durch sanfte Uebergänge verbundne Oberfläche. Es ragen also weder diese, noch die Kinnladen hervor, die vier Augenwinkel liegen in einer wagerechten Fläche, die Zähne stehen senkrecht und mit dem am meisten hervorstehenden Punkte der Stirn und des Kinnes in einer geraden, bei der aufrechten Stellung des Körpers senkrechten Linie. Die Völker dieser Raße haben also sowohl gerade Augen- als Gesichtslinien.

Das Haar ist mehr oder weniger weich und schlicht oder gekräuselt, aber niemals weder so straff noch so wollartig wie bei andern Raßen.

Nach dem Systeme der Haut kann man diese Raße in drei Abtheilungen bringen, in die weiße, die braune und die schwarze, die natürlich durch jedes Mittelglied verbunden sind.

Bei der weißen und braunen Unterraße ist die Haut an sich durchsichtig und farblos und erscheint daher nach den unter ihr liegenden Organen bald weiß, bald röthlich und bläulich. Aber in diesem Zustande erhält sich die Haut nur in einem milden Klima und in der Jugend unverändert. Unter dem Einflusse der heißen Sonne, des nordischen Winters, durch Sturm und Regen und selbst mit der Zeit allein lagern sich fremde Stoffe in ihr ab und machen sie undurchsichtig.

In der weißen Unterraße, zu welcher die ungemischten Abkömmlinge der alten Kelten und Germanen gehören, haben diese abgelagerten Stoffe keine eigne Farbe. Die Haut bleibt weiß und das Haar ist hell mit etwas gelber oder rother Färbung.

In der braunen Unterraße ist das Haar fast schwarz, die in der Haut abgelagerten Theile braun oder schwarz. Die Haut wird dunkel und kann unter dem Einfluß der heißen Sonne fast schwarz werden. Aber diese Schwärze ist nur vorübergehend. Das neugeborne Kind ist weiß, die der Sonne und der freien Luft weniger ausgesetzten Theile des Körpers behalten ihre helle Farbe bei, und wenn auch der einige Generationen hindurch fortgesetzte Einfluß der Sonne, die Neigung der Haut sich zu schwärzen, sehr vermehrt, so sind unter einem milden Himmel ebenfalls einige Generationen hinreichend, diese Neigung wiederum aufzuheben.

Die dritte Unterraße, zu welcher zahlreiche Völker am weißen Strome südwestlich von Abessinien gehören, ist fast schwarz; aber die Züge sind denen der hellfarbigen kaukasischen Völker vollkommen gleich, und das Haar ist lang und gelockt. Aehnliche, mehr oder weniger dunkelfarbige Völker finden sich vermuthlich auch in andern Theilen von Africa, die, wenn man den in dieser Beziehung noch sehr unvollständigen Beobachtungen trauen darf, sich außer der Farbe auch darin von der Mehrzahl der Völker kaukasischer Raße unterscheiden, daß Gesicht und Körper bei ihnen sehr wenig behaart sind.

Bei jeder der Unterraßen, der weißen und braunen, und vielleicht

auch der schwarzen, kommen Völker mit langem und kurzem Kopfe vor. Die blonden Germanen und Kelten, die braunen Araber, Berbern und Alt-Aegypter sind langköpfig, wogegen die blonden Slaven und die mehr roth- als blondhaarigen Finnen, die braunen Hellenen, und überhaupt die Südeuropäer kurzköpfig sind. Es ist jedoch schwer, die kaukasische Raße nach diesen beiden Merkmalen abzutheilen, denn man findet gar nicht selten mitten unter braunen Völkern blonde Familien und Stämme, z. B. bei den Spaniern in Quito, bei den Tscherkessen in mehreren Gauen des Kaukasus. Eben so oft kommen unter hochblonden einige braune Individuen und Familien vor, und bei einem Volke, das man mit Recht als ein im hohen Grade unvermischtes anzusehen pflegt, dem jüdischen, hat eine sehr zahlreiche Abtheilung, eine eben so weiße, durchsichtige Haut und eben so blondes oder rothes Haar und helle Augen wie die Finnen oder Deutschen, ohne daß zwischen ihnen und ihren schwarzhaarigen Brüdern weder in der Form des Kopfes noch in andern von dem Hautsysteme unabhängigen Beziehungen irgend ein Unterschied stattfände. Sie gehören sämmtlich zu der sehr entschieden kurz- oder fast rundköpfigen Abtheilung der kaukasischen Raße.

Dasselbe ist der Fall bei den blonden Stämmen des Auras-Gebirgs in Africa, die, so viel man weiß, in allen andern Punkten den übrigen Ureinwohnern Nordafricas gleichen. Auch im Hindukusch findet sich ein blondes und blauäugiges Volk. Daß es meistens Gebirge sind, in denen sich diese blonden Volksinseln unter braunen Völkern finden, ist nicht etwa die Folge der kühlen Temperatur der Gebirge; denn in den benachbarten Gebirgs-Thälern ist die Bevölkerung fast so braun wie am Meeresufer, sondern von dem Schutze, den Gebirge jeder geistigen oder physischen Eigenthümlichkeit gewähren, die sich unter ihrem Einflusse erhält, während sie an andern Orten von der Gewalt der Waffen vernichtet oder in der herrschenden Form aufgegangen sein würde.

Zu der kaukasischen Raße gehören die meisten civilisirten Völker der Erde. Sie ist daher sehr zahlreich und der von ihr fast ausschließlich bewohnte Raum ist größer als bei einer der übrigen Hauptraßen. Er

umfaßt nämlich ganz Europa und Westasien von dem schwarzen Meere bis an den bengalischen Meerbusen, und ist nur hier und da von einigen wenig zahlreichen Völkern mongolischer oder gemischter Abkunft unterbrochen. Denn auch die europäischen Türken und Tartaren, so wie die sogenannten Mongolen in Indien, deren Ahnen einst als Eroberer aus dem mongolischen Theile von Asien herabkamen, sind durch die Adoption eingeborener Knaben und die Verbindung mit Frauen der kaukasischen Raße ganz in diese übergegangen.

Ein von dem Hauptstamme der Kaukasier sehr entferntes Glied dieser Raße sind die Aino auf den Kurilischen Inseln, Jeddo und den Flach-Küsten und Inseln des benachbarten Kontinents. Ganz von Mongolen umgeben, läßt die Bildung ihres Schädels, ihrer Gesichtszüge und ihrer Augen keinen Zweifel über ihre Stellung zur kaukasischen Raße.

Zu dieser gehören ferner die Völker im Norden von Africa bis an die Südgrenze der großen Wüste und mit geringen Ausnahmen die Anwohner des Nils bis in die Abessinischen Gebirge, die Nubier, die Abessinier und die sehr zahlreichen Galla- und Bari-Völker, und man muß selbst einige Völker im Süden der Sahara, die Fulah oder Fellata und die Fungi, so weit sie sich mit den Negern noch nicht vermischt haben, zur kaukasischen Raße zählen. Außerdem bewohnt diese Raße theils ausschließlich, theils vorherrschend einen großen Theil der beiden America, das südliche Neuholland mit den benachbarten Inseln, das Südland von Africa und nach dem Gange der Bevölkerung ist es keinem Zweifel unterworfen, daß in allen diesen Ländern die einheimische Raße in wenigen Jahrzehnten beinahe verdrängt und die kaukasische Raße mit den Nachkommen der untergegangnen Eingebornen wenig gemischt, allein übrig geblieben sein wird.

Diese Raße ist mit geringen Unterbrechungen seit Jahrtausenden im beständigen Fortschreiten begriffen, indem sie von allen ihren Grenzen aus bald unbewohntes Land besetzt, bald die alten, zu einer andern Raße gehörenden Einwohner verjagt oder ausgerottet hat. In America, Südafrica und Neuholland ist diese Raße erst seit verhältnißmäßig neuer Zeit und zwar aus dem westlichen Europa eingewan-

dert. In dem nördlichen Asien werden die mit kaukasischen Stämmen gemischten Mongolen immer mehr durch Einwanderer aus dem östlichen Europa verdrängt.

In Europa selbst stammen nach Zeugnissen, die mehr ethnologischer als historischer Art sind, die gegenwärtigen Einwohner mit Ausnahme der wahrscheinlich von den alten Iberern abstammenden, aber ebenfalls kaukasischen Spanier und Wasken aus Asien, diese dagegen vielleicht aus Africa. In Nord-Africa und Südwest-Asien kennen wir seit den ältesten Zeiten nur Völker derselben Raße. Aber welcher Theil dieser ausgedehnten Länder der Ursitz der Raße war, oder ob sie überhaupt einen eigenthümlichen Ursitz gehabt hat, darüber fehlen alle historischen oder ethnologischen Beläge.

2. Die mongolische Raße.

In ihr sind die Backenknochen stark entwickelt, sie ragen über die allgemeine Fläche des Gesichts hervor und liegen zugleich höher und weiter auseinander, als bei der ersten Raße. Dadurch werden die Augen kleiner und die äußern Augenwinkel nach oben gedrückt, so daß die durch die beiden Winkel eines Auges gehenden Linien sich nicht mehr an der Grenze von Nase und Stirn, sondern weit tiefer herab in der Nähe der Nasenspitze treffen würden. Dadurch wird ferner die Nase, obgleich am obern Ende hoch und stark gebaut, am unteren Ende flacher, das Gesicht oben breiter, dreieckiger und der ganze Kopf runder als bei der ersten Raße. Die Mongolen sind also schiefäugige Völker.

Die Kinnladen stehen etwas über die von der Stirn nach dem Kinne gezogene Linie hervor; die Gesichtslinie ist also etwas gebrochen, aber in weit geringerem Grade als bei den beiden letzten Hauptraßen. Sie stehen vielmehr darin vielen zur ersten Raße gerechneten Völkern sehr nahe.

Die Haut ist ursprünglich eben so weiß und durchsichtig wie bei der kaukasischen Raße; aber nur ein sorgfältiger Schutz vor dem Einflusse der Luft und der Sonne, der blos bei dem weiblichen Geschlechte civilisirter Völker möglich ist, kann die Haut vor den Ablagerungen bewahren, welche sie undurchsichtig machen und ihr eine gelbliche oder röthliche Färbung geben. Diese bildet sich aber so leicht, daß die Farbe der

Haut weit unabhängiger vom Klima wird, als bei der ersten Raße. Wenn kein mongolisches Volk ganz weiß ist, so ist auch keines dunkelbraun oder schwarz.

Das Haupthaar ist dick, straff und schwarz; der Haarwuchs an Kinn und Lippen ist schwächer als bei der ersten Raße.

Auch die mongolische Raße enthält Unterabtheilungen, zwar nicht nach der Haut und dem Haar, da blonde Stämme mit mongolischen Gesichtszügen unbekannt sind, wohl aber nach der Form des Schädels. Turkomanen, Kalmücken und wahrscheinlich auch die eigentlichen Mongolen sind kurzköpfig, die Chinesen und Japanesen dagegen langköpfig.

Der östlichen Raße gehört beinahe die Hälfte aller Menschen zu, was hauptsächlich von der starken Bevölkerung des großen, von ihr ausschließlich bewohnten uralten Kulturlandes C h i n a herrührt; denn civilisirte Staaten, die keine der Vermehrung der Menschen allzu nachtheiligen Sitten haben, erlangen immer in kurzer Zeit eine zahlreiche, dem Umfange ihrer Wohnsitze angemessene Bevölkerung. Alle von diesen Raßen ausschließlich bewohnten Länder liegen östlich und nördlich von der Linie, welche von dem Bengalischen Meerbusen nach dem Kaspischen See gezogen wird; es gehören dazu außer China und dem chinesischen Hinterindien, das ganze Innere von Asien nebst Japan und dem größten Theile von Sibirien, wo jedoch neben der mongolischen auch einige der kaukasischen Raße angehörigen, finnischen Stämme einheimisch sind und viele Russen sich niedergelassen haben.

Völker der zweiten Raße haben sich zu verschiedenen Zeiten über große von andern Raßen bewohnte Länder verbreitet, aber mehr als Eroberer, denn als Ansiedler; daher sie sich fast überall mit der überwiegenden Anzahl der Unterjochten vermischt und ihrer eignen Raße entfremdet haben, wie z. B. die Osmanen in Europa und die Mongolen in Indien, welche keine Spur der turkomannischen Gesichtsbildung ihrer Ahnen behalten haben. In andern Ländern, wie Rußland, Persien sind sie in kleinen Volksstämmen zerstreut und verschwinden allmälig in der herrschenden, kaukasischen Raße.

Noch weiter ausgedehnt als das Gebiet der eigentlich mongolischen Raße ist die ursprüngliche Heimat der Völker, welche zwischen der

mongolischen und kaukasischen, bald dieser, bald jener Hauptraße näher stehen.

Die Americaner.

Zu diesen Zwischenraßen gehört, die rein mongolischen Eskimo im Norden ausgenommen, die gesammte einheimische Bevölkerung von America. Die Americaner gleichen den Mongolen durch ihr straffes, schwarzes Haupthaar und die Dürftigkeit ihres Haarwuchses an Kinn und Lippe. Nur bei einigen wenigen der zahllosen südamericanischen Stämme soll das Haar braun und lockig, wie das der Europäer sein. Die Farbe ihrer Haut ist meistens dunkler als bei der Mehrzahl der Mongolen Asiens, gelb oder braun, zuweilen aber auch so hell wie bei Südeuropäern und Chinesen. Das Kupferroth, das den Americanern zugeschrieben zu werden pflegt, ist nicht häufiger als bei mongolischen Völkern. Nur in den Zügen des Gesichts ist der Unterschied größer. Zwar findet sich bei einigen Stämmen die Schiefe der Augenlinien in demselben Grade wie bei den Mongolen vor; aber bei andern Stämmen haben die Augen die Form der europäischen. Auch die Form der Nase unterscheidet sich oft von der mongolischen, wo sie meistens breit und flach ist; sehr lange, gekrümmte Nasen sind bei einigen Stämmen gewöhnlich und gelten für so schön, daß man den Götterbildern ungeheuer lange Adlernasen gab. Indessen ist diese Form auch bei mongolischen Völkern nicht ohne Beispiel.

America umschließt also eine große Anzahl verschiedener Körperformen zwischen den europäischen und mongolischen Raßen; aber diese sind ohne Ordnung durch einander gestreut. Nord- und Süd-America, Hoch- und Tiefländer stehen einander bei aller Mannigfaltigkeit so nahe, daß es unmöglich ist, den einzelnen Formen eine auf der geographischen oder klimatischen Lage beruhende Heimat anzuweisen.

Nur in der Länge des Schädels macht man in dieser Beziehung eine Ausnahme, indem die Stämme auf den großen, America von Nord nach Süd durchziehenden Gebirgslande und am Westabhange desselben bis nach dem großen Ocean hin, fast ausschließlich kurzköpfig; die auf der Ostseite des Gebirges bis nach dem atlantischen Meere, im Norden sowohl als im Süden America's langköpfig sind. Blos in Peru

und einigen andern Gegenden haben sich beide Unterraßen vermischt. Jedoch gehören die alten Incas so wie die mexicanischen Azteken, die beiden civilisirtesten Stämme America's, der kurzköpfigen americanischen Raße zu.

Die americanische Raße ist zu ihrem Unglücke in zu innige Berührung mit der weit civilisirteren und dadurch lebenskräftigeren europäischen Raße getreten. Diese schreitet rasch vor und verstärkt sich stets durch Ansiedler aus Europa, während jene zurückweicht und an den meisten Orten ihrem Untergange entgegen geht. Viele americanischen Völker sind bereits vernichtet, einige werden binnen wenigen Jahrzehnten ein gleiches Schicksal erleiden und entweder ganz verschwinden oder nur in Mischraßen fortleben, deren Züge zwar noch eine Zeit lang an die einst alleinherrschende americanische Raße erinnern, die aber, wenn die Einwanderung von Europäern oder deren reinen Nachkommen fortdauert, immer mehr in der kaukasischen Raße aufgehen werden.

3. Die Neger-Raße.

In dieser Raße ist die Kinnlade so stark entwickelt, daß sie weit über die von der Stirn senkrecht herabgezogene Linie hervorragt, die Zähne sind vorgeschoben und nach vorn hin geneigt. Stirn und Kinn stehen zurück, das ganze Gesicht ist wie seitlich platt gedrückt, länger und schmäler wie bei den übrigen Raßen; also die Abweichung von der kaukasischen Bildung ist bei den Negern derjenigen der Mongolen entgegen gesetzt. Der Mund ist groß, die Lippen stark aufgeworfen, an der Nase ist der obere Theil kaum über die Gesichtsfläche erhöht, der untere in die Höhe gebogen und breit, so daß die Nasenflügel sich nach vorn öffnen.

Der Schädel scheint bei dieser Raße beträchtlich länger als breit zu sein, die Neger also zu den langköpfigen Völkern zu gehören; indessen ist die Beobachtung nicht ausgedehnt genug, um dieses für alle Negervölker festzustellen.

Nach dem Hauptsysteme zerfällt die Negerraße in zwei Unterraßen, die schwarze wollhaarige und die braune schlichtharige.

Die erste ist bei weitem verbreiteter. Die Haut ist schwarz, das

aus einer Menge kleiner Büschel bestehende Haar ist nur ein paar Zoll lang, wollartig und schwarz. Der Körper und das Gesicht sind ungefähr eben so schwach behaart, wie bei der mongolischen Raße.

In der zweiten Unterraße, zu welcher blos die Eingebornen von Neuholland gehören, ist die Hautfarbe grau oder braun, das Haar lang, lockig oder schlicht, dem der kaukasischen Raße ähnlich, dunkelfarbig, aber nicht immer schwarz. Auch sind Gesicht und Körper bei ihnen stärker behaart als bei den übrigen Negern.

Diese Raße ist über den ganzen Süden der Erde, von der Mündung des Senegal und Quorra an durch ganz Africa bis nach der Ostküste von Neuholland und den Fidji-Inseln verbreitet. Zu ihnen hat wahrscheinlich die Urbevölkerung von Ceylon und vielleicht selbst die der beiden indischen Halbinseln und sämmtlicher indischen Inseln bis nach Neuguinea hin gehört. Aber dieser weite Raum ist an mehren Stellen von Völkern andrer Raße durchbrochen; die Neger sind oft ganz ausgerottet oder nur noch in wenigen Familien vorhanden, indem sie mit andern durch günstige Umstände zu einer höhern Kultur erhobnen Völkern einen tödtlichen und in der Regel unglücklichen Kampf zu führen hatten. Nur in den beiden großen Festländern des Südens, Africa und Neuholland, und in einigen Inselgruppen von West-Australien bilden sie noch jetzt die Hauptmasse der Bevölkerung, die aber seit einem halben Jahrhunderte im Kampfe mit Europäern immer mehr Raum verliert und in einigen Jahrzehnten auch in Neuholland als selbstständige Raße verschwunden sein wird. Auch in Africa weicht sie an allen Grenzen immer mehr zurück, indem im Nordwesten die röthlichen Völker der Fellata mit kaukasischen Gesichtszügen und im Nordosten die den Arabern ähnlichen Galla ein Negervolk nach dem andern besiegen und entweder ausrotten oder sich mit ihm vermischen. Im Süden sind es Abkömmlinge der Europäer, welche immer weiter nach dem Innern vordringen und die Länder nicht nur zu beherrschen, sondern auch zu bevölkern suchen.

Die oben als Charaktere der Negerraße aufgestellten Merkmale sind jedoch in aller Schärfe nur bei wenigen Völkern dieser weit verbreiteten Raße vorhanden. In den Beschreibungen, welche die Rei-

senden von der Bevölkerung Africa's geben, finden wir so häufig die Bemerkung, daß das von ihnen besuchte Volk den Neger-Charakter lange nicht in so hohem Grade an sich trage wie andre Völker, sondern den europäischen ähnliche Züge habe, daß man einige Mühe hat, diejenigen Völker herauszufinden, die man als ächte Neger ansehen kann. Zu diesen gehören von den etwas civilisirteren und zahlreicheren Völkern Africa's in der That nur die Mandingo am Senegal und ein Theil der Einwohner der Küste von Guinea und außerdem im Innern von Africa noch einige heidnisch gebliebene, meistens sehr rohe Gebirgs-Stämme, die aber von ihren höher civilisirten muhamedanischen oder christlichen Nachbarn verfolgt werden und der Hauptgegenstand der Raubzüge sind, durch welche Aegypten und die Berberei, vor allem aber die europäischen Pflanzungen in Nordamerica und Westindien mit Sklaven versehen werden. Mit diesen Völkern haben die Europäer theils in Africa, theils in America am meisten verkehrt und sich nach ihrer Gestalt das Bild der Negerraße entworfen, welches dem Auge des Europäers allerdings sehr häßlich erscheint und noch durch diejenigen Merkmale entstellt wird, welche die Knechtschaft allen Völkern aufdrückt, die von diesem größten Fluche der Menschheit heimgesucht werden. Daher die seltsame Erscheinung, daß sich diese Merkmale bei der aus den verschiedensten Völkern zusammengeraubten Negerbevölkerung in den Antillischen Inseln und den Vereinigten Staten von Nord-America reiner finden, als in Africa selbst, denn hier in ihrem Vaterlande hat die überwiegende Mehrzahl der Völker weit mehr europäisches in den Zügen; Nase und Mund sind zwar breit und die Kinnlade steht etwas vor, aber lange nicht in dem Grade, wie es oft geschildert wird. Die Augen sind nicht rund und vorstehend, sondern nach europäischen Begriffen schön geformt, selbst die Hautfarbe ist nicht immer ganz schwarz und von allen Merkmalen bleibt beinahe nur das Haar jenem Neger-Charakter ganz getreu.

Dasselbe ist in Neuholland, Neuguinea und den übrigen australischen Inseln der Fall. Auch hier hat fast kein einziges Volk alle Neger-Charaktere so vollkommen ausgebildet, wie z. B. die Mandingo in Senegambien, sondern sie nähern sich sämmtlich der kaukasischen

Bildung mehr oder weniger. Bei einigen Stämmen sind es die Gesichtszüge, die das Negerartige verlieren, bei andern ist es das Haar, das nicht wollig, sondern lang und schön gelockt ist, während das Gesicht den Neger-Charakter beibehält, so daß der so groß erscheinende Zwischenraum der kaukasischen und der Neger-Raßen, auch abgesehen von den Mischraßen, durch eine Menge von Zwischengliedern vermittelt ist.

Die Malaien.

Als eine den Kaukasiern nahe stehende Zwischenraße der Mongolen und Neger, oder vielmehr als Vereinigung der Stämme, welche die drei genannten Hauptraßen mit einander verbinden und von allen dreien einige Merkmale in sich aufgenommen hat, sind die Malaien zu betrachten.

Keiner der Malaienstämme hat das wollige Haar der Neger, die schiefen Augenlinien der Mongolen oder die weiße Haut der Europäer. Das Haar ist gewöhnlich das straffe, grobe, schwarze Haar der Mongolen. Das Auge hat die Form des europäischen. Die Form des Mundes und der Nase hat etwas negerartiges; aber einige Stämme stehen den Mongolen nahe und andre unterscheiden sich von den Europäern nur durch eine um weniges flachere Nase und einen dickern Mund. Der Schädel ist bei mehreren Stämmen kaum von dem europäischen zu unterscheiden. In der That ist die Mannigfaltigkeit der Formen so groß, daß man die Malaien kaum für eine Raße halten würde, wenn nicht die geographische Lage, die Sprache und die sehr allmäligen Uebergänge sämmtlicher Merkmale jede Trennung unmöglich machten.

Die Malaien bewohnen ein Gebiet, das sich zwar an Flächeninhalt mit keinem Gebiete der drei genannten Hauptraßen, auch nicht mit den americanischen, messen kann, das aber über einen weit größeren Theil der Erde zerstreut ist als bei irgend einer andren Raße vor den Wanderungen der Europäer. Es erstreckt sich nämlich von den östlichsten Inseln Polynesiens, von der Osterinsel an durch mehr als 256 Längengrade bis nach Madagascar hin.

Einige der malaiischen Völker sind so zahlreich und schon so kulti-

virt, daß sie ihre Existenz den gebildetsten Völkern der Erde gegenüber behaupten und sich ihnen allmälig in der Kultur nähern werden. Andre, und zwar grade die den Europäern körperlich nächsten, die eigentlichen Polynesier, werden binnen wenig Jahrzehnten ihre Selbstständigkeit größtentheils verloren haben, und theils ganz untergegangen sein, theils mit den ihnen sehr nahe verwandten Europäern eine von diesen kaum zu unterscheidende Raße bilden.

4. Die Hottentotten-Raße.

Sie steht zwischen denen der Neger und Mongolen, in so fern sie Merkmale, in denen sich diese Raßen von den Kaukasiern unterscheiden, vereinigt. Sie hat den Schädelbau der Mongolen, die schiefe Lage der Augenlinie, die breiten Wangenknochen, das dadurch fast dreieckig werdende Gesicht. Sie sind alle langköpfig wie die Chinesen, aber die Form der Gesichtslinie ist die der Neger, die Kinnladen ragen vor, die Nase ist sehr flach und breit, die Hautfarbe ist schon bei den Neugebornen ein sehr dunkles Gelb, also weit dunkler wie die, welche der Mongole sogar erst durch den Einfluß der Luft erlangt. Das Haar ist wollartig wie bei den africanischen Negern. Man kann also diese Raße nicht als eine Zwischenraße von Mongolen und Negern ansehen, sondern als eine eigne, deren Entfernung von der kaukasischen größer ist, als die von den beiden andern Raßen.

Ihre Heimat ist jetzt auf den südlichsten Theil von Africa beschränkt. Sie bewohnte, als die Europäer sie kennen lernten, von allen Raßen den kleinsten Raum, und diesen nur als Hirtenvolk in weit von einander entfernten Lagern. Sie scheint aber früher eine größere Ausdehnung gehabt zu haben, bis tief ins Innere Africa's hinein und erst durch die vom Aequator aus nach Süden ziehenden zahlreicheren und kultivirteren Kaffern allmälig auf das halbwüste Gebiet im Süden des Festlandes, auf das Kapland beschränkt worden zu sein, wo die Hottentotten mit den noch weit gefährlichern Einwanderern aus Europa zusammentrafen. Die Raße ist im Erlöschen. Ein großer Theil kam durch die gewöhnlichen Folgen des Zusammentreffens mit mächtigern Völkern um, der Ueberrest vermischte sich mit den Siegern. Schon jetzt sind Hottentotten reiner Raße selten und auch die Mischlinge wer-

den sich wahrscheinlich in kurzer Zeit theils unter den Kaffern, theils unter den europäischen, sich durch Nachzügler vermehrenden Ansiedlern verlieren, ohne bedeutende Spuren ihrer Körperbildung zurückzulassen.

5. Die Mischung der Hauptraßen.

Ueberall, wo Hauptraßen sich berühren, sind Mischlinge entstanden und die Anzahl derselben vergrößert sich auf Kosten der Hauptraßen mit jedem Jahre mehr, bis sie sich zuletzt ganz an die Stelle derselben gesetzt haben werden. Wo die Bestandtheile an Zahl zu ungleich sind, geht die Körperform des kleineren in wenigen Generationen, ohne bedeutende Spuren zurückzulassen, unter. Der Enkel eines Mongolen oder Americaners, der Urenkel eines Negers hat, wenn seine übrigen Ahnen Europäer waren, vollkommen kaukasische Bildung, und nur das sehr geübte Auge eines auf die Reinheit seines europäischen Blutes eifersüchtigen Anglo-Americaners kann in dem Quarteron oder Quinteron, d. h. dem Enkel oder Urenkel einer Negerin ihren Antheil am Negerblute erkennen. Eine Raße, die nur $\frac{1}{4}$—$\frac{1}{8}$ der andern beträgt, wird daher mit der Zeit untergehen, indem die Körperform des aus der Mischung hervorgegangenen Volkes zu einer Abtheilung derjenigen Raße wird, welcher die Mehrheit angehörte, was jedoch eine Abweichung von der Gestalt andrer Völker dieser Raße keineswegs ausschließt. Indessen können, ehe dieses Ziel erreicht ist, und das Volk den formenreichen Charakter der Mischraße abgelegt hat, Jahrhunderte vorübergehen.

Wo das Zahlenverhältniß beider Raßen weniger ungleich ist, würde die Form auch nach vollständiger Mischung keiner ursprünglichen Raße entsprechen, sie würde vielmehr den Charakter einer Zwischenraße tragen und es ist möglich, daß mehrere der jetzt vorkommenden Zwischenraßen auf diese Weise entstanden sind. Allein bis jetzt ist noch kein aus der Mischung anderer Völker verschiedener Körperbildung geschichtlich hervorgegangnes Volk, wenn man von einigen kleinen von dem Verkehre mit andern Völkern abgeschnittenen Stämmen absieht, so gleichförmig geworden, daß man es als eine einfache Raße ansehen könnte. Die große Mannigfaltigkeit der zwischen ent-

fernten Grenzen schwankenden Form zeugt immer noch von der Ungleichförmigkeit des Ursprungs.

Solcher Mischvölker giebt es nun auf Erden viele. Die gegenwärtigen Einwohner von Mejico, Guatemala, Peru bestehen, eine kleine Zahl aristokratischer Familien ausgenommen, entweder aus reinen Abkömmlingen der Eingebornen, oder sie sind, wenn sie auch spanische Sprache und Sitten angenommen haben, und sich für Spanier halten, Mestizen, d. h. Mischlinge von Spaniern und Eingebornen. Ihre Hautfarbe ist dunkler als bei den Europäern, ihr Haar lang und schlicht, die Züge aber beinahe europäisch.

In dem südlichen Theile der Vereinigten Staaten und West-Indiens wohnen neben der reinen Raße die Mischlinge der Europäer und Neger, die Mulatten, die in der Farbe, in den Zügen und der Bildung des Haares fast die Mitte zwischen Europäern und Negern halten. Aber die Mulatten sind wieder mit Europäern und Negern gemischt und die Lücken aller Formen dieser weit aus einander stehenden Raßen werden dadurch vollständig ausgefüllt.

In Süd-America treten die sich ursprünglich nirgends berührenden Neger und Americaner in unmittelbare Verbindung. Die Nachkommen derselben, Mameluken oder Zambo genannt, haben nicht etwa die Züge der Hottentotten, sondern die Charaktere der Eltern sind gemildert, das Auge ist größer und weniger schief, die Kinnladen ragen weniger vor, aber eigenthümlich ist die Bildung des Haares; sie haben nämlich von den Americanern dessen Länge und Stärke, von den Negern das wollartige Gefüge aufgenommen. Beides vereinigt sich zu einem Haarwuchs, der wie eine umfangreiche Perücke den Kopf umgiebt. Genau dieselbe seltsame Bildung ist auch in Neuguinea beobachtet, wo die Raßen der Neger und Malaien sich berührten, und die Papua aus dieser Mischung hervorgegangen sind.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung sind die Bastard-Hottentotten, die Nachkommen blonder Nord-Europäer mit den ihnen so sehr, als es nur unter Menschen möglich ist, ungleichen Hottentotten. Sie haben sich seit ein paar Generationen von den Holländern sowohl als den noch reinen Hottentotten als besondres Völkchen abgesondert und

es wäre interessant, die Raße zu studiren, wenn die so abweichenden Bestandtheile sich vollständiger ausgeglichen haben werden.

Am mannigfaltigsten ist die Bildung der Menschenraßen in Brasilien, wo sich drei Hauptraßen in jedem Verhältnisse gekreuzt haben. Aber da die Einführung der Negersklaven die Zahl derselben rascher vermehrt als die der Europäer und der eingeborenen Americaner, so wird die Negerbevölkerung in Brasilien wahrscheinlich ein eben so entschiedenes Uebergewicht erlangen, wie es bereits in dem größten Theile von Westindien der Fall ist.

Der Gang des Völker-Verkehrs ist also der Erhaltung der reinen Raßen ungünstig. Jedes Schiff, das Auswanderer in die von einer andern Raße bewohnten Länder führt, trägt zur Ausgleichung der Raßen bei und es bereitet sich zwar langsam, aber sicher, wenn auch erst in Jahrtausenden eintretend, die gänzliche Vermischung aller menschlichen Raßen vor, wobei eine jede einen ihrer Anzahl entsprechenden Einfluß auf die Körperbildung des Menschengeschlechts üben wird.

III. Der Ursprung der Raßen.

Das endliche Schicksal der Raßen läßt sich oft mit einiger Sicherheit voraussehen; aber der Ursprung derselben bleibt in Dunkel gehüllt. Man kennt wol den Einfluß, den die Lebensweise auf die Größe und die Stärke des Körpers, auf die Schärfe der Sinne und die Kraft einiger Muskeln ausübt, aber die Ursachen, von denen die Gestalt des Körpers, so wie die Farbe und das Gefüge der Haut und des Haares abhängt, bleibt uns völlig unbekannt.

Auch die Beobachtungen der Hausthiere, bei denen Raßen-Unterschiede vor unsern Augen sich bilden und verschwinden, geben uns keinen Aufschluß. Das einzige, was der Mensch in dieser Beziehung bewirken kann, besteht in der Erhaltung derjenigen Formen, die der Zufall, d. h. eine uns unbekannte Ursache, hervorgebracht hat.

Durch eine sorgfältig geleitete Zucht der Hausthiere ist es gelungen, viele von der herrschenden abweichende Formen zu einer bleibenden Raße heranzubilden. Die natürliche Farbe des Pferdes, die

aller wilden oder verwilderten Pferde, ist braun. Aber die zahlreichen Pferdeheerden der Steppen-Bewohner des westlichen Theiles von Mittel-Asien bestehen jetzt, wie zu der Zeit Herodots, aus hellfarbenen Thieren, während diese Farbe bei uns nur einzelnen Thieren zukommt. Man erhält diese Raße, indem man die Füllen von andern Farben aus den Heerden sorgfältig ausscheidet. Auf dieselbe Weise, und durch eine zweckmäßige Ernährung und Wartung hat man die Heerden der feinwolligen Schaafe gezogen, welche eine Haupt-Grundlage unsrer ökonomischen Industrie ausmachen, und so hat man bei Rindern, Hunden und andern Zuchtthieren eine Menge von Raßen zu bilden gewußt, deren Eigenschaften in den Ländern, wo keine Sorgfalt auf ihre Erhaltung verwendet wird, sich nur bei einigen Individuen vorfinden.

Es giebt bei fast allen Säugethieren, vom Elephanten bis zum Kaninchen und der Maus herab, eine Abart, bei welcher die Haut beinahe keinen färbenden Stoff enthält. Sie ist weiß oder weiß gefleckt, das Haar sehr hellfarben, weiß oder roth, auch das Auge zuweilen etwas geröthet und gegen helles Licht empfindlich. Diese Thiere, die man Bleichthiere oder Albino's nennt, sind bis auf jene, nicht einmal mit den übrigen Eigenschaften nothwendig verbundene Schwäche der Augen, geistig und körperlich ganz gesund. Das Bleichthum ist erblich. Wo beide Eltern Bleichthiere sind, sind es in der Regel auch die Jungen. Bei Kaninchen und Mäusen und einigen andern sehr fruchtbaren Thieren hat sich dadurch sogar eine eigne Raße von Bleichthieren gebildet. Bei den meisten übrigen Thieren, den Hunden, Pferden, ist dieses zwar der Fall nicht, weil sich die Bleichthiere mit den übrigen verbinden; aber unter ihren Jungen giebt es dann immer einige bleiche, so daß die Abart nie ganz ausgeht.

So ist es auch bei den Menschen. Es giebt Albino's in allen Raßen, am häufigsten hat man sie aber bei den Negern getroffen, so daß ein Fürst von Aschanti ihrer mehrere Hunderte sammeln konnte. Indessen ist die verhältnißmäßige Häufigkeit des Bleichthums bei Negern wahrscheinlich nur scheinbar, indem bei einem Volke mit dunkler Haut und schwarzem Haar, ein Mensch mit weißer oder weiß-

fleckiger Haut und Sommersprossen und weißem oder rothem Haar, das übrigens sein wolliges Gefüge beibehält, weit mehr auffallen wird, als bei den Europäern, wo die mildere Art von Albinismus bekanntlich sehr gewöhnlich ist.

Diese bleiche Varietät ist jedoch, obgleich erblich, bei keinem Volke zur Raße geworden, weil die Albino's bis auf jene Empfindlichkeit der Augen, die auch nur bei sehr starker Ausbildung des Bleichthums auftritt, sich weder körperlich, noch geistig von den übrigen Menschen unterscheiden, keine Abneigung einflößen und daher auch mit regelmäßig gebildeten Menschen ohne Schwierigkeit Verbindungen eingehen. Sie ist deshalb auf einige Familien beschränkt, bei denen es immer einzelne Albino's zu geben pflegt.

So verhält es sich auch mit der bei Thieren nicht ganz selten vorkommenden Abart mit sechs Fingern oder Zehen. Bei Hunden soll sie zur festen Raße geworden sein. Unter den Nachkommen eines sechsfingerigen Menschen, die bei allen Raßen vorkommen, sind immer einige Beispiele dieser ungewöhnlichen Bildung vorhanden.

Ein anderes mit Recht berühmt gewordenes Beispiel einer erblichen Misbildung, das bis vor einigen Jahren bei mehreren Mitgliedern einer englischen Familie beobachtet wurde, bestand in zollgroßen, dicht neben einander stehenden hornartigen Auswüchsen der Haut, welche den größten Theil des Körpers bedeckten, und wie die Hörner vieler Thiere, periodisch abgeworfen und wieder erzeugt wurden. Der erste an dem sich diese Misbildung fand, war ein Sohn wohlgebildeter Eltern; aber die Kinder, welche er mit einer regelmäßig gebildeten Frau zeugte, hatten dieselbe Bildung fast in gleichem Grade, und diese hat sich, wenn auch etwas gemildert bis zu den Enkeln fortgepflanzt. Jetzt scheint sie untergegangen zu sein; aber sie würde, da die Stachelschwein-Menschen, wie man sie nannte, in jeder anderen Beziehung ganz gesund waren, sich unstreitig erhalten haben, wenn diese ungewöhnlich gebildeten Menschen von andren gemieden, auf die Verbindungen ihrer eigenen Familie beschränkt geblieben wären.

Bis jetzt ist zwar noch kein Fall bekannt, daß innerhalb einer Raße, z. B. der kaukasischen, ein Kind mit den ausgebildeten Charakteren einer

andren Raße geboren wäre. Aber nicht selten sieht man bei sonst weißen Menschen das Haar zwar blond oder braun, aber wie bei den Negern ganz kurz und wollig gebildet. Auch ist eine Ausdehnung der Kinnlade oder der Jochbeine, welche derjenigen vieler ächten Neger oder Mongolen durchaus nicht nachgiebt, bei Kindern europäischer Eltern keineswegs ohne Beispiel.

Wäre durch diese Abweichungen eine Raße entstanden, so hätten sich bei dieser wiederum einige von der ursprünglichen Raße noch weiter entfernte Formen bilden können, und so innerhalb eines Volkes kaukasischer Abkunft in mehr oder weniger Stufen die Charaktere der Neger- oder Mongolen-Raße vielleicht vollständig entwickelt.

Aber bei den gebildeteren Völkern wird gleich die erste zum Aufblühen einer neuen Raße nothwendige Bedingung nicht erfüllt; die abweichende Form sondert sich von den übrigen nicht ab, und sie stirbt entweder schon mit der ersten Generation aus oder geht allmälig in der herrschenden Form unter.

Bei minder civilisirten Völkern treten andere Ursachen hindernd ein. Bei diesen wird der Mord eines neugeborenen Kindes weder durch die Religion noch durch die Sitte verboten. Dieses Loos trifft natürlich hauptsächlich die misgestalteten oder den Eltern so erscheinenden Kinder, und so wird jede von der allgemeinen Gestalt des Volksstammes abweichende Bildung gewöhnlich gleich im Keime erstickt. Aber wenn sie sich erhält und unter Umständen fortpflanzt, welche die Trennung der Familien begünstigen, so wird die zufällige Misbildung zum Anfangspunkte einer neuen Abart.

Abnorme Menschen-Raßen.

In dem nördlichen mit Urwäldern bedeckten Theile von Brasilien besteht die eingeborene Bevölkerung in einer Menge kleiner isolirter, an Sprache und Gestalt oft sehr verschiedener Stämme. Einige derselben haben beinahe kaukasische Züge, andere werden durch die Stellung der Augen und der Wangenknochen den Kalmücken ähnlich; einige sind fast so weiß wie die eingewanderten Europäer, andere so dunkelbraun, wie die Malaien; einige hoch und schlank, andere untersetzt und muskulös. Unter diesen isolirten Stämmen findet sich auch eine

Misbildung der Haut, welche mit derjenigen der Stachelschwein-Menschen nahe übereinstimmt und hier in den Wäldern von Südamerica eine eigene kleine Raße bildet, die sich so lange erhalten wird, bis sie entweder das Schicksal fast aller eingeborenen Stämme theilt und ausstirbt, oder sich mit den übrigen Stämmen vermischt.

Eine ähnliche Mannigfaltigkeit von Formen findet sich auch bei andern in viele und kleine Stämme zertheilten Völkern vor, selbst da, wo die Uebereinstimmung der Lebensweise und der Sprache eine nahe Verwandtschaft erwarten ließ.

Aber zur Bildung einer Raße gehören selbst bei den rohesten Völkern ein längerer Zeitraum und viele fördernde Umstände, die sich je weiter die Kultur fortschreitet und je stärker die Erde bevölkert wird, um so seltener vereinigen. Man darf daher nicht hoffen, menschliche Raßen bei ihrer Entstehung und Entwickelung zu beobachten; aber man darf deshalb der Bildung derselben in einer früheren günstigeren Zeit nicht bezweifeln. Die Natur bietet Gelegenheit genug dar; aber die Umstände, in denen die Völker leben, geben der neu entstandenen Form selten die Mittel sich auch auf die Dauer zu erhalten und zur Grundlage größerer Abweichungen zu werden.

Man findet daher in der großen Verschiedenheit der menschlichen Raßen keine Veranlassung von dem Gesetze abzuweichen, das wir bei den Thieren aufgestellt haben. Es giebt, wie wir sahen, keine höhere Thier- oder Pflanzen-Art, so weit sie auch über die Erde zerstreut sein mag, bei welcher es unmöglich wäre, eine gemeinsame Abstammung anzunehmen. Sie haben bei der gegenwärtigen Gestaltung der Erde stets nach allen von ihnen bewohnten Ländern von einer Urheimat aus gelangen können. Auch bei den Menschen widerspricht weder die Mannigfaltigkeit des Wohnorte noch der Körperformen der Annahme einer gemeinsamen Abstammung.

Wir werden sehen, daß die Einheit des Menschengeschlechts bei den Eigenschaften des Menschengeistes in noch weit höherem Grade stattfindet, als bei denen des Körpers.

Die Volksstämme geistig betrachtet.

Bei den geistigen Eigenschaften des Menschen können wir uns nicht, wie bei den körperlichen auf die Beobachtung der Thierwelt stützen. Der Mensch steht hier auf einem ganz anderen Boden als das Thier und kann nur durch sich selbst erkannt werden. Hierzu bietet uns jedoch die Vergleichung der gesammten Völker, wie die einzelnen Menschen viele Mittel dar.

I. Die Verschiedenheit des geistigen Zustandes der Volksstämme.

Ueber das Dasein und den Umfang dieser Unterschiede findet kein kein Zweifel statt. Sie sind sogar dem Anscheine nach noch größer als bei den Formen des Körpers; denn vergleicht man den Geist eines hochgebildeten europäischen Volkes mit dem eines australischen oder africanischen, das seine Nahrung fast unzubereitet aus dem Thier- oder Pflanzenreiche aufnimmt, das keiner Kleidung bedarf, sich Hütten baut, die noch unvollkommener sind, als die Lager mancher Thiere, und dessen Bestrebungen sich nicht über die Befriedigung der niedrigsten Bedürfnisse erheben, so könnte man zweifeln, ob es möglich sei, daß beide *einer* Art angehören.

Nicht viel kleiner ist der Unterschied in dem Bilde, welches in dem südlichen Theile der vereinigten Staaten von den Herren europäischer Abkunft und den aus Africa stammenden Negersklaven entworfen zu werden pflegt. Beide sind auf demselben Boden geboren und bilden gewissermaßen nur *ein* Volk. Aber welch ein Abstand ist zwischen den

Herrn von feiner edler Haltung, unabhängigem etwas trotzigem Benehmen, der keinen Menschen für höher hält als sich, aber auch keinen Weißen für niedriger, der Wissenschaft und freie Künste liebt, gastfrei und freigebig ist, — und dem im höchsten Grade unwissenden und geistesstumpfen Neger, der gleichgültig gegen alles Schöne in der Natur und den Künsten, für nichts empfänglich ist als für niedrige Genüsse, gierig, geizig, tückisch, hartnäckig selbst gegen die auf sein Bestes gerichteten Vorschriften des Herren, durch nichts zu lenken, als durch die Furcht vor der Peitsche oder die Hoffnung auf ein leckeres Mahl, oder eine mit barbarischen Tänzen und Orgien zu durchschwärmende Nacht.

Mit der Raße, aus welcher solche Menschen hervorgehen konnten, weisen die Herren jede Verwandtschaft zurück. Die Negersklaven tragen, wie es heißt, ihr Schicksal mit Recht; denn wie das Rind zum Bauen der Felder, so sei der Neger schon von der Natur zu harter Dienstbarkeit unter der Herrschaft begabterer Menschen bestimmt. Als eine dem Thiere nahe stehende Raße, fügt man philantropisch hinzu, müßten sie zu ihrem eigenen Wohle in strenger Unterwürfigkeit erhalten werden; denn sich selbst überlassen, wären sie unfähig zu irgend einer nützlichen Beschäftigung, und würden sich statt der Arbeit nur viehischen Lüsten hingeben. Sogar in ihrer Heimat, wo kein strenger Herr sie zur Arbeit zwang, wo nichts sie gehindert hatte die Kultur zu erlangen, die andre Völker besitzen, sind sie arbeitsscheu, ohne Industrie, ausschließlich nur der Befriedigung ihrer sinnlichen Gelüste ergeben; sie sind, wie man sagt, auch dort nur willenlose Knechte despotischer Herren, von denen sie bei Hunderten ihren scheußlichen Götzen geopfert würden.

Aber diese Behauptungen muß man mit großer Vorsicht aufnehmen. Man muß untersuchen, was in America die Schuld der harten Sklaverei, was in Africa die des Klimas ist und sich in gleicher Weise bei Völkern andrer Raße findet. Man muß vor allen Dingen auch die Wahrheit der von den Besitzern der Sklaven ausgehenden Schilderungen prüfen, welche das größte Interesse haben, gegen sich selbst und andere ein Verfahren zu rechtfertigen, das auf so schroffe

Weise gegen alle Grundsätze des Christenthums und der Humanität verstößt.

In der That ist der geistige Zustand der Neger in Africa weit entfernt jenen parteiischen Schilderungen zu entsprechen. Wie die fabelhaften Zwerge und Riesen der alten Geographen, so weichen die kannibalischen, thierisch-rohen Völker, mit denen man das Innere von Africa bevölkert glaubte, immer weiter zurück, je tiefer man in dessen Inneres eindrang. Die Nachrichten, die man von ihnen hatte, beruhten blos auf der Leichtgläubigkeit oder der Verläumdung der ihnen feindlichen Küstenbewohner, denen, wie sich bei genauer Untersuchung ergab, die Völker des Innern an geistiger Bildung weit überlegen sind.

Die Länder, in denen den Manen der Verstorbenen oder den Göttern des Krieges wirklich Menschen in Menge geopfert werden, sind nur verhältnißmäßig kleine Räume in der Nähe der Küsten. Aber in dem größten Theile von Africa werden die Menschenopfer eben so sehr verabscheut, wie bei den gebildetern Völkern der übrigen Welttheile, und mehr als es bei den Ahnen der meisten jetzt in Europa lebenden Völkern der Fall war. Auch in Africa giebt es Länder wo der größte Theil der Bewohner aus Unfreien besteht, wie es noch vor wenigen Jahrzehenden auch in ganz Europa war. Aber sie werden, wie noch jetzt im Orient, milde behandelt, und wenn sie einmal einige Jahre in der Familie gelebt haben, fast als Verwandte betrachtet und nur sehr selten weiter verkauft. Als rechtlose Sache gelten sie in Africa nur da, wo Christen und Muhammedaner mit ihren für das arme Volk kostbaren Gaben bereit stehen, und auch die schändlichsten Mittel nicht scheuen, um sich Sklaven für ihre Kolonien oder ihre üppigen Palläste zu verschaffen. In ihrer Heimat sind die Neger andern unter ähnlichen Verhältnissen lebenden Volksstämmen vollkommen gleich. Sie sind theils Hirten, die von den Mongolen, oder den wandernden Arabern oder Galla in keinem Punkte geistig verschieden sind, oder thätige, dem bengalischen Landvolke ähnliche Ackerbauer. Rohe Jäger und Fischer, wie sie in America häufig waren, kommen in Africa fast gar nicht vor. Dagegen ist der Mandingo ungeachtet seiner sehr scharf

ausgesprochenen Neger-Züge ein fleißiger Landmann und Handwerker, ein schlauer Kaufmann, ein eifriger Missionär, der keine Gefahr scheut, wo es gilt seine Religion zu verbreiten, eben so erfahren im Koran, wie ein arabischer Mullah, also in allen Beziehungen einem ansässigen Mauren oder Araber gleich. Auch seine Sagen und Märchen sind ebenso hübsch gedichtet und werden in den Lagern der Negerhirten ebenso schön erzählt, wie in denen eines Araber- oder Maurenstammes.

Was den Charakter der Negersklaven betrifft, so sind es nicht blos die amerikanischen Herren, welche eine so düstere Schilderung von ihren Sklaven entwerfen, sondern auch die despotischen Herrn der leibeigenen Bauern in Rußland und Polen. Dieselbe Schilderung ihrer Leibeigenen hat man in früherer Zeit auch von den Herren der jetzt freien und ihrer Freiheit vollkommen würdigen Bauern deutscher Länder gehört, und mit denselben Worten haben die Despoten aller Zeiten ihre Herrschaft zu beschönigen gesucht, indem sie ihre Untergebenen für unfähig oder unreif erklärten die Freiheit zu genießen.

Wohl haben plötzlich befreite Sklaven ihre Freiheit anfangs selten gut zu benutzen gewußt; sie konnten dieses immer erst nach vielen Schwankungen und Misgriffen erlernen; denn Dienen ist leichter als herrschen. Aber ein Blick auf die Geschichte America's zeigt dieses für alle Völker in gleichem Maße gültig. Der Neger, der eingeborene Americaner, der Gaucho spanischer oder portugiesischer Abkunft, alle sind in gleichem Maße träg, gleich unruhig, gleich schwer an einen vernünftigen Gebrauch der Freiheit zu gewöhnen und wenn irgend ein Unterschied statt findet, so ist er zum Vortheile des ehemaligen Sklaven, der noch etwas besser, sowohl zu regieren, als zu gehorchen weiß, als die Abkömmlinge der Europäer.

In den englischen Kolonien, wo die Sklaven seit wenigen Jahren frei erklärt sind, haben sie sich bereits zu einem Bauernstande herangebildet, der durch seine Einsicht, seine Mäßigkeit und seinen Fleiß der besten europäischen Landbevölkerung vollkommen gleichsteht.

Wir haben zwei Raßen mit einander verglichen, welche nach der gewöhnlichen Meinung an den beiden äußersten Punkten der Stufenleiter der menschlichen Geistesbildung stehen und allerdings stehen die

Volksstämme der kaukasischen Raße im Allgemeinen am höchsten und die der Neger-Raße, wenn auch nicht gerade am niedrigsten, da die Americaner mindestens nicht höher stehen, doch weit niedriger als die Kaukasier. Indessen erstreckt sich dieses nicht auf sämmtliche Volksstämme, da es im Alterthume, wie in der Gegenwart stets eine Menge von kaukasischen Völkern gegeben hat, die weit tiefer stehen, als viele Negervölker, und die Verschiedenheit kann daher nicht aus der Raße hervorgehen. Wir wollen uns bemühen, die wahre Ursache derselben aufzufinden.

II. Die Geistes-Anlagen der Volks-Stämme.

Die Geistesbildung eines Volkes wie die eines einzelnen Menschen ist das Produkt zweier von einander sehr verschiedener Ursachen, nämlich der Anlagen selbst, die angeboren sind, und der Art, wie diese Anlagen entwickelt sind, oder der Erziehung. Ueber die Wirksamkeit der zweiten Ursache kann kein Zweifel sein; wir werden die Art, wie sie wirkt, in dem dritten Theile unseres Werkes näher betrachten. Hier wollen wir versuchen, die Frage zu entscheiden, ob die Völker wirklich verschiedene geistige Anlagen haben, und dadurch schon ihrem Ursprunge nach als verschiedene angesehen werden müssen, oder ob die Verschiedenheit, die sich in so vielen Richtungen zeigt, blos eine Folge der Erziehung sei.

Wir müssen also auf die Kräfte selbst zurückgehen, welche in dem Geiste des Menschen thätig sind, und diese lassen sich bekanntlich auf drei zurück führen, auf Empfinden, Wollen und Denken.

Aus dem Empfinden gehen die zahlreichen Formen der Geistesthätigkeit hervor, welche man, da er sich in ihnen mehr empfangend als handelnd zu verhalten scheint, als Zustände des Geistes anzusehen pflegt, nämlich Empfindung und Sinnlichkeit, Erinnerung und Phantasie, Neigung und Leidenschaft, und was sonst zum Temperamente gehört. Wir wollen daher das ganze Gebiet des Empfindens als Temperament bezeichnen.

Die Thätigkeit des menschlichen Geistes, so weit sie sich auf das Wollen zurückführen läßt, stimmt nahe mit dem überein, was man

Charakter zu nennen pflegt. Wir werden daher diesen Ausdruck für das ganze Gebiet des Wollens anwenden.

Zu dem Gebiete des Denkens rechnen wir außer dem, was auch der Sprachgebrauch damit zu verbinden pflegt, auch den bewußten Sinn für das, was der Geist als schön, als wahr und gut erkannt hat, den Kunstsinn und das Gewissen.

1. Die Temperamente und Charaktere der Volksstämme.

Das Temperament ist die dem Körper am meisten zugewendete Seite des Geistes, sie ist auch die einzige, welche das Thier mit dem Menschen gemein hat. Es zeigt sich bei dem Menschen vornehmlich in der Fähigkeit, die Eindrücke der Außenwelt in sich aufzunehmen oder ihnen zu widerstehen, und ist bei verschiedenen Menschen in sehr ungleichem Grade vorhanden. Bei dem einen gleicht die Seele einem Resonanzboden, den jeder in seiner Nähe angegebene Ton sogleich in entsprechenden Schwingungen versetzt, die aber auch eben so leicht verschwinden, als sie flüchtig entstanden sind. Bei dem anderen ist das Gefüge der Seele so wenig elastisch, daß die Töne der Außenwelt fast ohne Anklang vorübergehen. Bei einem dritten stellt sich das Temperament auf eine minder einfache Weise dar. Seine Seele ist zwar für die Eindrücke der Außenwelt in geringem Maße empfänglich, aber einmal angeregt, wird sie leicht zur Leidenschaft entflammt, die sich des ganzen geistigen Organismus bemächtigt.

Diese Unterschiede sprechen sich auch oft in dem Körperbau und in den Zügen des Gesichtes aus; sie sind angeboren und ändern sich auch mit dem Alter und den Schicksalen nur innerhalb gewisser enger Grenzen. Wenn daher ein der Raße ähnlicher Unterschied, wenn Erblichkeit bei irgend einer Seite des menschlichen Geistes stattfindet, so wird sie vornehmlich in dem Temperamente zu suchen sein.

Eine höhere Stellung als das Temperament nimmt der Charakter in dem Geiste des Menschen ein. Er ist weniger körperhaft und fehlt dem Thiere, das dem Antriebe des Temperamentes ohne Widerstand folgt. Aber so scharf beide Geisteskräfte der Idee nach von einander getrennt sind, so sind sie doch in einer jeden willkürlichen Handlung des Menschen innig verbunden und können daher auf dem Stand-

punkte der Ethnologie, ohne einen für unsere Aufgabe unnöthigen Zwang nicht von einander getrennt werden. Wir werden daher die Frage über die Erblichkeit des Temperamentes mit derjenigen über die Erblichkeit des Charakters verbinden.

Die Erblichkeit des Temperamentes und des Charakters.

Es giebt einige Familien, welche uns die Mittel zur Beantwortung dieser Frage darbieten, nämlich die politisch hochstehenden Geschlechter, deren Mitglieder eine solche Stellung einnehmen, daß sich ihre Temperamente und Charaktere mehrere Generationen hindurch verfolgen lassen. Das Resultat dieser Betrachtung ist entscheidend. So groß die Unterschiede zwischen den einzelnen Gliedern einer Familie sind, sie erstrecken sich niemals auf die Familien als Ganze. Bei keiner dieser Familien zeigt sich eine Spur von Erblichkeit in dieser Beziehung. Wir finden zwischen Brüdern, zwischen Eltern und Kindern keinen höhern Grad von Aehnlichkeit, als zwischen den Fürsten-Familien aus verschiedenen Volksstämmen. Bei einigen von ihnen, z. B. den Bourbonen und den Habsburgern, hat sich seit Jahrhunderten eine gewisse Aehnlichkeit in den Gesichtszügen erhalten; aber niemand vermag zwischen den Söhnen dieser Häuser auch nur eine Spur einer geistigen Familien-Aehnlichkeit zu entdecken, die sich nicht deutlich auf Anerlerntes, Anerzogenes zurückführen ließe.

Streift man alles, was nur die Folge einer abweichenden Erziehung ist, ab, so findet man unter den dieser Klasse angehörigen Personen der alten wie der neuern Zeit, sie mögen aus griechischem oder germanischem, chinesischem oder türkischem Blute stammen, keine Unterschiede, die sich nicht auch innerhalb einer und derselben Familie finden. Es bedarf sogar für dasjenige, was der ursprünglichen Geistesanlage fremd ist, nicht einmal einer sehr strengen Sonderung, denn ungeachtet der anscheinend großen Verschiedenheit in der Erziehung zeigen die Fürstenfamilien aller Völker, als Ganze genommen, eine weit größere Aehnlichkeit in ihren Charakteren und Temperamenten, als die Individuen innerhalb einer Familie.

Dasselbe Resultat ergiebt sich auch aus der Beobachtung der Stände, unter denen wir leben. Ueberall finden wir die Tempera-

mente und die Charaktere, und wir können schon hier hinzufügen, auch die Anlagen für poetische und wissenschaftliche Produktion, oft eben so verschieden zwischen Brüdern, als zwischen Menschen aus verschiedenen Raßen.

Die Verschiedenheit der Volkstemperamente.

Dieses widerspricht freilich der herrschenden Ansicht, welche jeder Raße, ja jedem einzelnen Volksstamme eigenthümliche Temperamente und Charaktere zuschreibt, die sich Jahrtausende hindurch unverändert vom Vater auf den Sohn fortpflanzen, den Stamm durch alle seine Schicksale begleiten und von jedem andern unterscheiden sollen. Aber vor einer genauen Beobachtung der Völker verschwindet diese Gleichförmigkeit, die sich unabhängig von Zeit und Raum erhalten soll. Die Unterschiede zwischen Völkern verschiedener Abkunft werden kleiner und bewähren sich, statt eine Eigenthümlichkeit der Raße zu sein, nur als Folge der Ungleichartigkeit der Einflüsse der Natur und anderer Völker.

Es bedarf in der That einer sehr sorgfältigen Beobachtung und der Vergrößerung, welche jeden, auch den kleinsten Unterschied sichtbar macht, wenn er bei einem ganzen Volke erscheint, um in dem Temperamente und dem Charakter der Völker einen Unterschied zu erkennen; und diese Unterschiede erben niemals von Geschlecht zu Geschlecht fort; sie pflanzen sich nur fort, in so fern die Gewohnheiten und die äußern Eindrücke sich gleich bleiben, und bringen auf einen Fremdling im Volksstamme genau dieselbe Wirkung hervor, wie auf ein Glied des Stammes selbst.

Bei einem Volke, dessen ganzes und oft erfolgloses Streben in dem mühsamen Erringen des täglichen Bedarfes besteht, wird sich eine heitere Gemüthsstimmung nicht so leicht entwickeln können, wie bei den Völkern in dem milden Klima fruchtbarer Länder, wo die Natur selbst der Sorge für tägliche Speise zuvorkommt. Eine Religion, die zu beständigen Andachtsübungen auffordert, und jeden heiteren Lebensgenuß verdammt, wird dem Trübsinn mehr Nahrung geben, wie der sinnliche Fetischdienst in Guinea oder in Neapel.

In Paraguay und Californien war es gelungen, einige der unabhängigsten Stämme der Erde in geistesarme Sklaven zu verwan-

deln. In Taheite haben die Methodisten dem sinnlichsten und lebensfrohesten Volke der Erde auf einige Zeit das Ansehen düsterer Schwärmer gegeben. Aber diese Wirkungen der Erziehung haben bei Völkern keine längere Dauer, als die Ursache, welche sie hervorgebracht hat. Nur bei dem Einzelnen wirkt sie lange nach und die Empfindungen des Greises sind noch die Folgen der Eindrücke seiner Jugend. Die Seelenstimmung eines Volkes ist dagegen von weit elastischerem Gefüge; sie beugt sich unter dem Drucke einer mächtigen äußeren Kraft nur so lange, als diese unmittelbar thätig ist. Nach ihrem Verschwinden springt die Seele in den Zustand zurück, der durch die Gesammtheit der sie umgebenden Natureindrücke bedingt wird, und von der früher ihr aufgelegten Stimmung bleiben nur wenige Spuren zurück. Es ist daher eine irrige Meinung, daß einige Völker von jeher leichtsinnig und aufbrausend gewesen seien, andere dagegen geduldig, schwer zu erregen, aber einmal erregt, zähe und hartnäckig; daß Rachsucht und Grausamkeit in der Natur des einen Volkes, Milde und Großmuth in der eines anderen liegen. Denn die Handlungen der Völker, welche zu dieser Annahme führen, beruhen weniger auf dem Temperamente oder dem Charakter, als auf den Naturzuständen, in denen sie sich befinden, und welche bald dieser, bald jener Seite ihrer Eigenthümlichkeit Gelegenheit geben, entschiedener und häufiger hervorzutreten.

Kein Volk wird als so grausam und rachsüchtig geschildert, wie die Eingeborenen von Nord-America. Aber war das Benehmen der gebildetsten Völker der alten Welt, der Griechen und Römer in ihren Kriegen, besonders in denen, wo die Leidenschaften sehr erregt waren, in geringerem Grade barbarisch? Sind die hochgebildeten Völker des modernen Europa in ihren Revolutionen, oder wenn sie einen hart bestrittenen Sieg errungen haben, weniger grausam, als die wildesten Indianer? Die Leidenschaft, dort durch die Erziehung und die Religion genährt, wird bei den christlichen Völkern durch dieselben Ursachen niedergehalten. Aber sobald Habgier oder Wollust oder Rachgefühl den Zwang der Gewohnheit lösen, da werden die Krieger der civilisirtesten Völker eben so habgierig und grausam, wie diejenigen, bei denen

die Erziehung die Entwickelung jene Leidenschaften begünstigt. In dem Kriege zwischen den Franzosen und den Irokesen in Kanada übten die Franzosen bald dieselbe Grausamkeit bei der Hinrichtung ihrer gefangenen Feinde und schonten Frauen und Kinder eben so wenig, wie die Irokesen selbst.

Und der Leichtsinn, kann er bei irgend einem Volke größer sein als bei den Soldaten und Matrosen unserer nordischen sonst so gesetzten Nationen oder der bevormundeten Bauern und Sklaven in allen Ländern der Erde. Ist die Trägheit des Lazaroni, der seine geringen Bedürfnisse befriediget hat, größer als die des guineischen Negers und kann das Haften an Vorurtheilen irgendwo zäher sein, als bei der so großen Anzahl von Europäern, welche ihre Meinungen in der Politik, in der Wissenschaft und besonders in der Religion allen Gründen der Vernunft und der Erfahrung zum Trotze hartnäckig festhalten.

Wir haben unsere Beispiele nur aus der dunklen Seite der Temperamente gewählt. Aber dieselbe Uebereinstimmung tritt auch bei der Licht-Seite derselben hervor und man nimmt Ernst und Ausdauer, in dem was für Recht gehalten wird, Edelmuth bei erlittenem Unrechte, Treue und Selbstverleugnung, bei allen Völkern den rohesten, wie den gebildetsten, und zwar, wenn die Umstände berücksichtiget werden, bei allen in gleichem Maße wahr.

Die Familienliebe.

So ist es auch bei der Familienliebe. Bei allen Völkern lieben die Eltern ihre Kinder auf gleiche Weise. Die Mittel, welche der arme Strandbewohner in Neuholland anwendet, um sein schreiendes Kind zu beruhigen, sind denen europäischer Eltern vollkommen gleich; bei allen Völkern legen sich die Eltern die größten Opfer für ihre Kinder auf und diese für jene. Aber es giebt Zeiten drückenden Mangels, wo diese Opfer sehr zahlreich und groß werden; dann ereignet es sich wohl, daß der alles überwiegende Trieb der Selbsterhaltung die Familienliebe überwindet und widernatürliche Gebräuche herrschend werden, denen sich zuweilen alle, Eltern und Kinder, auch dann noch unterwerfen, wenn die Zeit der drückenden Noth schon aufgehört hat.

Wenn der Neuholländer und Eskimo von einem Zwillingspaar

das eine tödtet; wenn er der gestorbenen Mutter den Säugling mit in's Grab legt, so handelt er beinahe wie der Soldat, der seinem zum Tode verurtheilten Freunde nach dem Herzen zielt, um ihm den Todeskampf zu ersparen. Es tödtet bei mehreren Völkern der Vater sein weibliches Kind, wenn er glaubt, daß seiner doch nur ein trauriges Schicksal wartet.

Weit barbarischer als diese Gebräuche war die mörderische, bei den sonst so hoch civilisirten Römern und Griechen sehr verbreitete Sitte nicht mehr als ein bis zwei Kinder groß zu ziehen. Sie ist auch eine der wichtigsten Ursachen von dem Verfalle ihrer Nationen geworden. Aber bei allen diesen Völkern wird das Kind von dem Vater getödtet oder ausgesetzt, ehe er es kennen gelernt hatte. Einmal wenige Tage alt geworden wird es erhalten und geliebt.

Der Mord der Eltern ist bei keinem Volke zur Sitte geworden. In den Zeiten der höchsten Noth, wo jeder Mann kaum für sich und seine Kinder die nothwendige Nahrung erlangen kann, zieht zuweilen der bejahrte und ganz hilflose Vater oder die Mutter den schnellen, selbst für ehrenvoll gehaltenen Tod dem langsamen Verschmachten vor und befiehlt dem Sohne die Tödtung zu vollziehen. Oder er zieht sich in die Einsamkeit zurück, läßt sich zum letzten Male etwas Speise und Trank reichen und erwartet dann gefaßt sein Ende. Diese Art des freiwilligen Todes ist sogar bei einigen Völkern zur Sitte geworden. Aber bei keinem Volke der Erde ist der Mord der Eltern ein Mittel, das der Sohn ergreift, um sich von der Last der Pflege zu befreien, er wendet vielmehr gewöhnlich alle seine Kräfte auf und opfert sogar sein eigenes Leben, um das der Eltern zu erhalten.

Schrecklich ist der Gebrauch, der einigen Völkern in Paraguay vielleicht mit Unrecht zugeschrieben wird, ihre Kinder zu tödten, so lange die Mutter noch nicht ein bestimmtes, vorgerücktes Alter erreicht hat, und von den später Geborenen nur eines zu erhalten. Auch bei den sonst so sanften Einwohnern der Gesellschafts-Inseln gab es eine aus dem Adel der Inseln bestehende Genossenschaft, bei welcher alle Kinder getödtet wurden, bis die Eltern in ein höheres Alter gelangt und der wollüstigen Lebensweise überdrüßig waren. Aber die Sucht

nach Vergnügungen und nach Macht hat auch in Europa oft genug alle Familienbande ertödtet. Die alten Fürstenhäuser im Reiche der Franken, in Skandinavien und der Lombardei, welche um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, den Mord des Vaters, des Sohnes und Bruders nicht mehr scheueten, als die orientalischen Dynasten-Familien in neuerer Zeit, stammten aus dem sonst so sittenreinen Volke der Germanen.

Und ist es nothwendig auf das Mittelalter zurückzugehen, um Beispiele solcher Verbrechen bei christlich gesitteten Völkern zu finden? Sind unsere Gesetze über Kinder- und Verwandtenmord nur leere, nie zur Ausführung kommende Phrasen. Leben ein König Richard und Franz Moor nur in dem Lande der Poesie?

Kein Volksstamm, so hoch oder so niedrig seine Bildung sei, hat das Recht einen anderen der Liebe zu Eltern, Kindern und Geschwistern für minder fähig zu halten, wie sich selbst. Dieses Gefühl ist zuweilen bei Einzelnen schwach; bei dem Drange der Noth oder der Sucht nach Gold oder Ansehen wird es bei vielen unterdrückt. Aber von der Natur haben alle Volksstämme den Sinn für Familienliebe in gleichem Maße erhalten, und üben sie auch fast auf gleiche Weise.

Dieses erstreckt sich auch auf das Verhältniß der Gatten, obgleich die verwickelten Ursachen, die hierbei obwalten, allerdings weit größere Unterschiede hervorbringen, als in dem Verhältnisse der Eltern, Kinder und Geschwister. Aber auch hier übt die Abstammung nicht den geringsten Einfluß aus.

Bei fast allen civilisirten Völkern der Erde und auch bei allen den minder civilisirten, denen Krieg und Sklaverei nur eine Ausnahme sind, hat der Mann in der Regel nur ein Weib und sein Verhältniß zu ihr ist dem, welches in der Volksmasse der christlichen Völker stattfindet vollkommen gleich. Aber in den höheren Stände vieler auch sehr civilisirten Völker ist, wie bekannt die Polygamie wenn nicht dem Worte, doch der That nach sehr verbreitet, und bei den Sklavenhaltenden Völkern haben die Herrn gewöhnlich mehrere Frauen, während ein Theil der Knechte ganz ohne Ehe bleiben muß. Auch leben die kriegerischen Völker die einen großen Theil ihrer jungen Mann-

schaft im Kriege verlieren in der Regel in der Polygamie. Bei diesen Völkern ist natürlich die Stellung des Mannes zur Frau weniger gemüthvoll als bei den Völkern, wo die Monogamie herrschend ist. Aber sie ist nur ein Produkt der Lebensweise, und wo diese sich verändert, setzt sich auch die Gesinnung bald mit der neuen Lebensweise in Einklang.

Von einigen anderen dem Gebiete der Empfindung zugehörigen Seelenkräften, dem Gedächtnisse, dem Sinne für Formen, dem sogenannten Orts- und Personensinne u. s. w. ist es unnöthig ausführlicher zu sprechen, weil ihnen, wie wir glauben, niemand die Fähigkeit zugeschrieben hat, sich zu vererben. Sie können geübt, namentlich auf gewisse Gegenstände gerichtet werden und dadurch in einigen Fällen eine ungewöhnlich große Schärfe erlangen. Bei den Jägern der nordamericanischen Wälder zeigen sie sich in der Kenntniß aller Merkmale, welche sich auf die Anwesenheit eines Feindes oder des Wildes beziehen; bei dem Schiffer, in der Kenntniß der Küstenformen; der Hirt kann aus Tausenden jedes einzelne Thier herausfinden; der Kaufmann sucht oder kostet die feinsten Unterschiede aus der Baumwolle, dem Thee, dem Wein heraus; der Mineraloge weiß die Gesteine an dem leisesten, jedem andern kaum sichtbaren Merkmale zu erkennen. Aber bei allen, dem Jäger, wie dem Naturforscher sind dieselben Kräfte thätig, und so ungleich sie auch bei den Einzelnen vertheilt sein mögen: so sind sie doch bei allen Völkern in gleichem Grade vorhanden und nur in ihrer Entwickelung oder Anwendung verschieden.

2. Die Denkkraft bei den Volksstämmen.

Die Denkkraft steht höher, ist freier von den Einflüssen des Körpers und leidet noch weniger von den Veränderungen, welche das Klima und die Naturverhältnisse in dem Körper hervorbringen als das Temperament. Ein Einfluß der Raßen-Unterschiede wird daher hier noch weniger wahrscheinlich, als bei den übrigen Eigenschaften der menschlichen Seele.

Aber dennoch ist es gerade in dem Gebiete des Wissens und der wissenschaftlichen und künstlerischen Produktionen, die man als die unmittelbarsten Resultate der Denkkraft anzusehen pflegt, bei denen

man die größten Unterschiede zwischen den Völkern wahrnimmt. Die einfachste Art diese Unterschiede zu erklären, besteht in der Annahme einer ursprünglichen Verschiedenheit in der Fähigkeit des Denkens selbst, und dieses ist daher auch die am meisten verbreitete Ansicht. Wir wollen sehen, wie sie sich bewährt.

Sie beruht größtentheils auf den Darstellungen vieler Europäer, die als Kolonisten oder mit wissenschaftlichen oder religiösen Zwecken, plötzlich in die Mitte uncivilisirter Stämme versetzt, von ihrer Zudringlichkeit oder Habsucht zu leiden hatten, oder statt der Hochachtung, die sie wegen ihrer Kenntnisse und ihrer Aufopferung zu verdienen glaubten, vielmehr Mistrauen oder Unempfänglichkeit für ihre Lehren fanden. Vornehmlich wird von Missionären, katholischen wie protestantischen Glaubens, die Meinung ausgesprochen, daß jene rohen Völker nicht nur unwissend seien, sondern auch unfähig die Wahrheit der christlichen Religion zu begreifen und die Segnungen der Civilisationen anzunehmen; daß sie niemals als mündig erkannt werden könnten, und daher beständig unter der Vormundschaft ihrer erleuchteten europäischen Lehrer bleiben müßten.

Es ist aber merkwürdig, daß Menschen zum Theil aus den untersten Schichten der europäischen Bevölkerung, die sich mit löblichem Eifer, aber sehr beschränkten Geistesgaben dem Geschäfte der Missionen oder der Sammlung von Naturalien widmen, den rohen Völkern jede höhere Geistesfähigkeit absprechen, während Männer von dem geistigen Range eines Cook, Forster, Humboldt, Lichtenstein von den wilden Völkern, die sie besucht haben, fast wie ihres Gleichen reden. Diese schildern sie als Menschen, die so roh und unwissend sie auch sein mögen, doch nur des Unterrichtes und des Beispiels bedürfen, und die in allen Dingen, die sie beobachten können, ebenso richtig urtheilen, sich das ihnen geistig fremde eben so leicht anzueignen wissen, wie die Menschen aus den gebildetsten Völkern Europa's.

In der That zeigen selbst die Berichte jener befangenen Reisenden, wenn man nur die von ihnen mitgetheilten Thatsachen, nicht ihre Urtheile berücksichtiget, daß nur die Gegenstände mit denen die Völker sich beschäftigen verschieden sind, daß aber sowohl Beobachtungsgabe

als Scharfsinn und Witz den rohesten Völkern der Erde in demselben Grade zukommen, wie den gebildetsten Völkern von Europa.

Man darf bei Völkern, so wenig wie bei Einzelnen, einen Mangel an Kenntnissen als ein sicheres Zeichen von Unfähigkeit zu begreifen, einen Mangel an Industrie als die Folge einer Unfähigkeit zu erfinden, ansehen. Denn das eine Volk benutzt die Erfahrungen und Versuche, welche die Völker eines ganzen Welttheiles in Jahrtausenden gemacht haben, während ein anderes, auf isolirten Inseln oder im Innern von Urwäldern lebend, auf die dürftigen Erfahrungen beschränkt ist, welche seine Väter auf dem engen Raume ihrer Heimat ansammeln konnten.

Wir haben hier die Völker als Ganze betrachtet; für die Unterschiede der Denkkraft bei den Einzelnen finden ganz dieselben Erscheinungen statt, die wie oben bei dem Temperamente und dem Charakter angeführt haben. Auch hier zeigt sich keine Spur von Erblichkeit und zwischen den nächsten Verwandten sind die Unterschiede ebenso groß, wie sie nur bei den verschiedensten Volksstämmen sein können. Man findet bei jedem Volke Menschen von beschränktem Verstande. Aber viele von denen, welche die Europäer aus der Mitte der rohesten Völker kennen gelernt haben, zeichneten sich durch Fassungskraft und Scharfsinn aus, und viele der von manchem Reisenden als Wilde geschilderten Männer waren, die erlernten Kenntnisse ausgenommen, in allen geistigen Beziehungen den Schilderern selbst so sehr überlegen, daß man geneigt sein könnte, den nicht civilisirten Völkern den Preis des Scharfsinns zuzuerkennen, wenn man nicht berücksichtigen müßte, daß sich der Geist bei dem von Jugend auf zur Anspannung aller seiner Kräfte genöthigten Menschen vollständiger entwickeln kann, als bei dem durch die Folge seines Volkslebens in der Regel nur sehr einseitig gebildeten Europäer.

III. Der Einfluß der Erziehung auf die Individuen.

Daß es aber in der That nur die Erfahrung ist, welche den Unterschied in der intellectuellen Entwickelung des Menschen hervorbringt, geht aus den zahlreichen Beispielen hervor, wo Abkömmlinge ganz

verschiedener Volksstämme dieselbe Erziehung erlangen. Nicht selten sind nämlich Kinder europäischer Eltern in früher Jugend in die Hände von Wilden gefallen und von diesen wie ihre eigenen Kinder erzogen worden. Aber nicht in einem einzigen Falle haben sie sich über die Kinder ihrer Pflege=Väter erhoben. Sie wurden diesen in Religion und Sitten, in Tugend und Lastern so vollkommen gleich, daß man sie niemals hätte unterscheiden können, wenn nicht der Schnitt ihrer Züge, die Farbe ihrer Haut sie als Fremdlinge bezeichnet hätte. Und doch waren sie ihrer Heimat gewöhnlich in einem Alter entrissen worden, wo sie schon viele Eindrücke gebildeter Völker aufgenommen und die Sprache derselben erlernt hatten. Allein dieses schmälerte den Einfluß der Erziehung nicht, welche bei ihnen dieselbe Wirkung hervorbrachte, wie bei den ächten Kindern der Wilden selbst.

Man findet ferner bei vielen rohen Völkern von America und Australien einzelne Europäer, die sich ihnen schon als erwachsene Männer angeschlossen haben. Diese hatten fast ohne Ausnahme die Lebensweise, die Sitten, und sogar die Vorurtheile der Eingebornen in kurzer Zeit beinahe vollständig angenommen.

Andererseits sind Wilde als Kinder in die Häuser gebildeter Europäer gebracht und mit den Kindern derselben auf europäische Weise erzogen worden. Niemals hat man bei ihnen in irgend einer Beziehung weniger Anlagen gefunden als bei den Kindern der Europäer selbst. Vielmehr waren sie in der Regel von dem Gefühl ihrer abhängigen Lage angeregt, aufmerksamer und fleißiger wie diese, und ihre Fortschritte schneller. Das Einzige was an ihren Ursprung erinnerte, war eine Art Heimweh, die Wehmuth mit der sie, vornehmlich wenn sie mit ihrem Stamme in Verbindung geblieben waren, des beschwerlichen aber freien Lebens in ihren Wäldern oder Steppen gedachten, und die sie zuweilen, wenn sich die Gelegenheit fand, bewog die Kleider und Sitten des gebildeten Lebens abzuwerfen und zu der rohen Lebensweise ihrer Verwandten zurückzukehren. Sie glichen darin den Schweizern, die, nachdem sie Europa durchzogen, gegen den Abend ihres Lebens in die rauhen Thäler ihrer Heimat zurückwandern, um dort die Früchte ihrer Arbeit zu genießen. Indessen sind solche Fälle

im Ganzen sehr selten. In der Regel wurden sie in jeder Stellung, zu der man sie erzogen hatte, vollkommen so brauchbar, wie die Europäer selbst.

Als man vor einigen Jahren die Emancipation der Sklaven in den englischen Kolonien vorbereitete, und die Gegner derselben sie durch die Behauptung zu verhindern suchten, daß die Neger ein niedrig geborenes, zur Freiheit unfähiges Geschlecht seien, ließ die englische Regierung die genaueste Untersuchung über die Bildungsfähigkeit dieser Neger anstellen. Kein Land konnte dazu geeigneter sein als Westindien, wo die Nachkommen der rohesten Negervölker mit denen der gebildetsten Europäer zusammenlebten. Aber es ergab sich zwischen den Kindern der Neger und der Britten nicht der geringste geistige Unterschied. Die Zeiten der körperlichen wie der geistigen Reife waren bei beiden Volksstämmen ganz übereinstimmend und von denselben Umständen begleitet. Wo die Sklaverei sich noch nicht des ganzen Menschen bemächtigt und seinem Geiste die Charaktere aufgedrückt hatte, welche ihre unzertrennlichen Begleiter bei jeder Raße sind, da zeigte sich auch der Geist des Negers in seinem Empfinden, Wollen, Denken dem des freigeborenen Europäers vollkommen gleich.

Dasselbe Resultat ergiebt sich auch bei der Untersuchung der Personen aus anderen Raßen, die man mit Europäern vergleicht. Bei gleicher Erziehung und Lebensweise treffen alle Unterschiede nur einzelnen Personen und sind an Umfang und Beschaffenheit denen ähnlich, die man auch zwischen den Kindern eines Elternpaares findet.

Der Untergang roher Völker durch ihre Berührung mit civilisirten.

Es giebt eine traurige Thatsache in der Geschichte der sehr niedrig stehenden Völker, welche man nicht verfehlt hat, als einen Beweis für die untergeordneten Geistesanlagen derselben anzuführen; nämlich, daß da, wo zwei Völker von sehr verschiedener Bildung auf einander stoßen, das rohere Volk, unfähig die Bildung, welche ihm dargeboten wird, aufzunehmen, an Zahl abzunehmen und in kurzer Zeit auszusterben pflegt. Die Einwohner von Neuholland und Nord-America haben durch die Berührung mit den civilisirtesten Völkern

der Erde nichts gewonnen; sie wirkt vielmehr, wie man sagt, gleich einem Zauber auf die rohen Kinder der Natur; diese weichen zurück, zehren ab, und nach einigen Generationen zeugen nur einige Gräber und Skelette oder einige in Museen aufbewahrte Geräthe von dem Dasein des einst zahlreichen und mächtigen Volkes.

Aber das Zurückweichen oder Aussterben eines rohen Volkes ist keineswegs die Folge einer blos geistigen Berührung der Civilisation mit der Barbarei; sie rührt vielmehr von der Ueberlegenheit in der Politik, der Kriegserfahrung und der Waffen her. Denn ungeachtet der, den civilisirten Völkern durch die Gesetze der Religion wie des Staates gebotenen Gerechtigkeit und Humanität, hat sich bis jetzt noch niemals ein Volk gescheut, sich seiner Ueberlegenheit auf die ungerechteste Weise zu bedienen. So kam ein Stück Land nach dem andern in den Besitz des civilisirteren Volkes, und das rohere, durch die Waffen besiegte und durch den Mangel und die Seuchen, welche ihm gebracht wurden, erschöpfte Volk starb entweder aus, oder war gezwungen auszuwandern und sein Land den Siegern Preis zu geben, oder es wurde, wenn es dieses nicht wollte, unterjocht und vermischte sich allmälig mit dem siegenden Volke.

Die Mittel, durch welche die Urbewohner von America und Neuholland ausgerottet wurden, sind sehr materieller Art, nämlich Eisen und Blei, Hungersnoth und Pest.

Diese verderblichen Wirkungen treten auch keinesweges blos dann ein, wenn das rohe Volk mit einem civilisirten in Berührung tritt. Denn weit wirksamer noch als in den Händen der Engländer oder Anglo-Americaner, haben diese Mittel des Verderbens in den Händen der rohen, durch keine kräftige Regierung gezügelten spanischen und portugisischen Eroberer gewirkt, und schneller noch als bei diesen, sind ganze Völkerschaften durch die Siege anderer Barbaren in den Staub getreten. Denn wo rohe Völker im entscheidenden Kampfe auf einander stoßen, da wird der besiegte Theil dem Untergange geweiht; jeder wehrhafte Mann wird getödtet, die Weiber, Kinder und Greise kommen theils durch die Waffen, theils durch Mangel oder Seuchen um, und die Ueberlebenden sinken als Sklaven oder besitzlose Flücht-

linge tief unter ihren früheren Zustand herab. So sind in Nord-America weit mehr Völkerschaften durch die Waffen andrer Eingebornen untergegangen, als durch die der Europäer. Im südlichen Africa, wo vor Kurzem die Zula-Kaffern als Eroberer auftraten, ist binnen wenigen Jahren eine größere Anzahl von Menschen durch ihr Schwert oder nach der Niederlage durch Mangel umgekommen, als durch die europäischen Kolonisten in anderthalb Jahrhunderten.

Also weit entfernt, daß der Kampf mit überlegenen Völkern schneller zum Untergange führte, wenn diese eine höhere Civilisation besitzen, trägt die Humanität, welche die Civilisation, wenn auch oft nur in geringem Maße, zu begleiten pflegt, zur Milderung der Kriegsübel bei. Vertilgt oder verjagt werden alsdann nur die weniger zahlreichen und ihre Freiheit bis zum Untergange vertheidigenden Völker; bei den übrigen besteht das Resultat des Kampfes nur in der Unterwerfung unter den Willen des Siegers, der zu unserer Zeit wenigstens weder die persönliche Freiheit noch das Eigenthum anzutasten pflegt. In den älteren Zeiten war das Loos der Besiegten weit drückender: sie wurden ihres Eigenthums beraubt, zuweilen geknechtet, gemordet, und eine große Anzahl der edelsten Völker des alten Europa ist bei ihrem Zusammentreffen mit den Römern ebenso vollständig und noch rascher untergegangen, als die americanischen Völker durch die Kolonisten aus Europa; aber andere haben allmälig einiges von der Kultur der Sieger angenommen und auf ihre frei gebliebenen Stammesgenossen übertragen. Dasselbe ist auch in America der Fall, und mehrere bald von Eingebornen, bald von Negersklaven abstammende Völker haben sich den neben ihnen wohnenden Nachkommen der Spanier, Portugisen und Franzosen so sehr genähert, daß sie sich zu ihnen blos wie die niederen Stände eines Volkes zu den höheren verhalten. Und selbst dieser Unterschied hat an einigen Stellen ganz aufgehört und die Nachkommen der Sieger und der Besiegten, der Herren und der Sklaven sind zu einem Volke geworden.

Denn kein Volk, das mit einem höher gebildeten in einen friedlichen oder feindlichen Verkehr tritt, bleibt unberührt von der höheren Kultur. Zuerst wird dasjenige entlehnt, dessen Nutzen einleuch-

tend ist, oder was den Sinnen schmeichelt. Die Aexte und die übrigen schneidenden Werkzeuge von Stein, von Knochen wurden schnell gegen die zweckmäßigeren Geräthe von Eisen und Kupfer vertauscht, die Kleider von Fellen und Pelzwerk gegen die bequemern von Wolle oder Baumwolle. Die Schleudern, Bogen und Pfeile wurden verworfen, der Gebrauch der Feuergewehre wurde bei allen neuern Völkern allgemein, und Pulver und Flinten, wenn die Stoffe vorhanden sind, oft selbst fabricirt.

Allmälig folgen der Aufnahme dieser gewerblichen Entdeckungen der Fremden auch die Fortschritte im Gebiete des Geistes. Die Religion und die Sitten nähern sich denen des civilisirten Volkes. Aber diese Umwandlung bedarf einer weit längeren Zeit, als die bloße Erlernung einiger nützlichen Künste. Viele Völker gehen, ehe sie die Zeit hatten, dieses Ziel zu erreichen, durch Krieg, Pest oder Sklaverei unter. Die Deutschen, in steter Berührung mit Römern, haben Jahrhunderte lang nichts von ihnen entlehnt, als Kleidungsstücke, Waffen und einige Geräthe, und wir dürfen daher die roheren Völker unserer Zeit nicht deshalb für der Bildung unfähig halten, weil sie langsam fortschreiten und nicht in wenigen Jahrzehnden eine Civilisation erlangen, zu der unsere gewiß sehr befähigten Vorfahren Jahrhunderte gebraucht haben.

Die Fähigkeit der Volksstämme zur geistigen Produktion.

Wenn man nun auch genöthigt ist, allen Volksstämmen der Erde dieselben Anlagen im Temperament und Charakter zuzugestehen; wenn man ferner überall denselben Grad von Scharfsinn und Beobachtungsgabe findet; wenn man kein Volk für unfähig erklären kann, die Kultur eines höher gebildeten Volkes aufzunehmen: so sind doch alle civilisirten Völker geneigt, gewissen Völkern, besonders dem eigenen, mehrere Vorzüge in der höchsten Stufe der menschlichen Geistesthätigkeit zuzuschreiben. Die alten Hindu und Aegypter, die Griechen und Römer, die Chinesen und Neu-Europäer halten alle anderen Nationen sich gegenüber für Barbaren. Die europäischen Nationen schreiben nur sich eine unbeschränkte Produktionskraft in den Künsten und Wissenschaften zu. Eine jede weiß sich aber auch von den übrigen durch

einige Vorzüge zu unterscheiden, so daß ein jedes der größeren Völker von Europa, die Deutschen, Engländer, Franzosen, Italiener, ja sogar die Russen sich berechtigt glauben, sich selbst zu dem geistig ersten Volk der Erde zu erklären.

Aber hierbei folgen die Völker demselben Instinkte, welcher der Astronomie, der Geographie und der Ethnologie selbst so nachtheilig gewesen ist, nämlich dem egoistischen Streben, sich selbst, seine Familie, sein Volk, seinen Planeten in den Mittelpunkt des Ganzen zu setzen. Die Unterschiede zwischen den gebildeteren europäischen Völkern, namentlich den Deutschen, den Engländern und den Romanen sind im Vergleiche zu den Unterschieden, die zwischen den Völkern überhaupt vorkommen, sehr unerheblich. Ein jedes derselben hatte seine Zeit der Produktion in der Philosophie, der Naturwissenschaft, in der Kunst, und seine längere Zeit der Ruhe, wo es sich begnügen mußte, die früher erworbenen Schätze zu genießen, oder an dem Gewinne anderer Völker Theil zu nehmen. Und wenn auch die Lebensweise, das Klima, und in einigen Gegenständen z. B. der Musik, vielleicht selbst den Bau der körperlichen Organe, die produktiven Fähigkeiten nicht in allen Punkten gleichförmig vertheilt hat, so ist doch keines dieser Völker so arm an Geistesprodukten gewesen, daß man es für minder begabt halten dürfte, als ein anderes.

Dasselbe gilt auch von der Ueberlegenheit, welche sich die Europäer über die gebildeten asiatischen Völker, besonders über die Chinesen und Japaner zuschreiben. Diese Völker hätten zwar, wie man sagt, manche technischen Kenntnisse erworben, in gewissen Richtungen der Kunst, der Literatur und des Statslebens, sogar zu einer Art Reife gelangen können; aber diese sei längst erreicht, und die Völker, die keine neuen Ideen mehr erzeugen, die höchstens nur noch nachahmen können, sterben allmälig ab und weichen dem geistig fortschreitenden Europäer. Die Ursachen dieses Stillstandes liegen nicht etwa in der jedem Fortschritte feindlich entgegentretenden Religion und Verfassung, auch nicht in dem Mangel an aller Anregung von Außen, sondern in der Raße, die geistig niedriger stehe als die unsrige, und der die höhere Entwickelung in allen Zweigen der geistigen Bildung unerreichbar sei.

Es ist allerdings wahr, daß die Chinesen, deren Verfassung und Lebensweise die europäischen Missionäre vor zwei bis drei Jahrhunderten mit Staunen erfüllten, jetzt so tief unter uns stehen, als sie damals höher zu stehen schienen. Aber es ist ein Irrthum, zu glauben, daß sie seitdem keine Fortschritte gemacht hätten. Ihre Fortschritte kamen zwar denen der europäischen Völker nicht gleich; aber in der Industrie und in der Politik haben sie sehr vieles gelernt. Als in dem Kriege mit den Engländern die Statsgewalt in China, die sonst alle Neuerungen niederzuhalten pflegt, selbst zur Thätigkeit aufmunterte, wurden in jedem neuen Feldzuge neue Fortschritte in der Kriegskunst und in der Bewaffnung sichtbar. Vieles war von den Europäern entlehnt, aber vieles war auch das Produkt der einheimischen geistigen Thätigkeit. Denn in China wie in Europa besteht das gesammte Thun der geistesträgen Masse blos im Nachahmen. Erfindungsgabe in Künsten und Wissenschaften ist immer nur sehr wenigen verliehen und selbst bei diesen schlummert sie, wenn sie nicht eine mächtige Anregung von Außen erfährt.

Daß ein langwährender geistiger Stillstand keinesweges eine Folge der Raße ist, zeigt auf das Anschaulichste das griechische Volk, das man mit Recht als die Blüthe der antiken Welt betrachtet. Denn niemals hatte ein Volk in der kurzen Zeit eines Jahrhunderts und innerhalb eines so kleinen Landes, wie das alte Griechenland war, Männer hervorgebracht, die wie Phidias und Praxiteles, Sophokles und Thukydides, Sokrates, Plato und Aristoteles, Perikles und Demosthenes in den verschiedensten Zweigen der menschlichen Bestrebungen überall die höchste Stufe erreicht haben, welche die Zeit erreichen ließ. Aber unmittelbar nach jenem großen Jahrhundert begann der Verfall und nahm mit so reißender Geschwindigkeit zu, daß die Erben des Namens und der Sprache der Griechen in den weiten von griechischer Kultur beseelten Ländern während eines ganzen Jahrtausends kaum ein paar gute Mathematiker und Astronomen hervorgebracht haben; aber keinen einzigen Maler, Bildhauer und Baumeister, keinen Philosophen und Historiker, keinen Redner und Dichter, ja kaum einen Statsmann und Feldherrn, der nicht tief unter denen der

goldenen Zeit gestanden hätte. Und in dem zweiten Jahrtausend, wo die Sprache der Griechen noch immer in ausgedehnten Ländern herrschte, war ungeachtet der vielfachen Thätigkeit, zu welcher das Volk der Neugriechen durch die Romanen im Westen, sowie durch die Araber und Türken im Osten angeregt wurde, jede Produktivität, ja sogar jedes Verständniß der Produktionen einer bessern Zeit zu einer Stufe hinabgesunken, von der man in China und Indien noch weit entfernt ist.

Weder die geistige Dürre, noch die geniale Thätigkeit, sind also an bestimmte Raßen gebunden. Jene wird natürlich häufiger beobachtet; denn der Tod ist dauernder als das Leben. Diese setzt eigenthümliche Bedingungen voraus, die nur innerhalb zeitlich und örtlich sehr begrenzter Räume erfüllt werden. Aber dieselben Völker, die eine kurze Zeit hindurch das Glück hatten, die Organe jener Thätigkeit zu sein, haben eben durch die Vergänglichkeit derselben gezeigt, wie schnell die reichste Lebenskraft unter dem Einflusse ungünstiger Umstände in einen todesähnlichen Schlummer versinken kann.

Es fehlt einer Zeit, einem Volke niemals an Männern; denn alle Zeiten und Völker bringen gleiche Menschen hervor. Aber den Männern fehlt die Zeit und der Raum. Wie ein Raphael ohne Hände, ein Newton ohne Unterricht in der Mathematik, ein Napoleon, ein paar Jahrzehnde früher oder später geboren, keines ihrer unsterblichen Werke hätten hervorbringen können, so bedarf auch der Geist der Völker des Unterrichtes, der Nahrung und des Schutzes, um verheerenden Stürmen in der Natur- und Völkerwelt zu widerstehen, seine Macht zu entwickeln und sich aus den Banden zu befreien, mit der die Natur seine Kindheit umschlingt.

Ob ein Volk sich erheben und zur höchsten Staffel der menschlichen Bildung hinansteigen, oder ob es Jahrtausende auf der niedrigsten verharren und zuletzt bei dem Herannahen eines gebildeteren Volkes von dem Erdboden verschwinden soll; das hängt von der Natur ab, in der das Volk erwächst, nicht von den Individuen, aus denen es besteht; denn diese sind überall in dem Herzen von Africa wie in dem von Europa von derselben Geisteskraft beseelt. Denn Raßen-Unterschiede giebt es nur im Körper; der Geist kennt keine Erblichkeit, keine Raße.

Die Urheimat des Menschen.

Die körperliche Verschiedenheit unter den Menschen widerspricht der Idee einer Einheit des Menschengeschlechtes nicht. Dieses wird in einem noch höheren Grade durch die Betrachtung seines Geistes bestätigt. Alle bilden geistig wie physisch eine Art, haben eine gemeinsame Abstammung und also auch nur eine Urheimat.

Aber diese ist bei dem Menschen noch schwerer aufzufinden, als bei den Thieren. Bei diesen, wenige und größtentheils durch die Vermittlung des Menschen verbreitete ausgenommen, ist die Heimat einer jeden Art auf einen kleinen Theil der Erde beschränkt geblieben. Des Menschen Heimat ist die ganze Erde. Das Gebirge und die sumpfigen Niederungen an ihrem Fuße, die heißen Länder an dem Aequator und die fast pflanzenlosen Gestade des nördlichen Polarmeeres, alle Länder der Erde bis auf wenige im Ocean isolirte Inseln, hatten, als sie von den seefahrenden Nationen von Europa oder Asien entdeckt wurden, schon ihre Bewohner, die sich entweder für Eingeborne des Bodens, für Autochthonen hielten, oder wenn sie eingewandert waren, in der Regel von ihren Kämpfen mit früheren Bewohnern zu erzählen wußten.

1. Die Bedingungen der Urheimat des Menschen.

Denn der Mensch hat bei seiner Verbreitung über die Erde nur wenige Hindernisse zu fürchten. In der Pflanzenwelt hat er gar keine Feinde. Jene Bäume, die in weitem Umkreise Krankheit und Tod

verbreiten sollen, leben nur in der Fabel, und selbst die giftigsten Pflanzen lernte man bald entweder vermeiden oder zu eigenem Nutzen verwenden. Schädlicher als die Gifte sind die Unkräuter, welche den Pflanzungen der Menschen den Nahrungsstoff entziehen; aber auch sie werden durch eine zweckmäßige Arbeit unschädlich gemacht.

Es giebt viele Erzählungen von Ländern, welche durch Skorpionen, Schlangen oder Raubthiere unzugänglich, oder wo die Bewohner durch die Vermehrung der schädlichen Thiere ausgerottet wurden. Aber auch dieses sind nur Märchen. Die großen Thiere sind niemals gefährliche Feinde. Indier und Neger suchen blos mit einem Messer in der Hand, den Kampf mit einem Tiger oder einem Krokodil. Schlangen und Skorpione, die mehr durch ihr Gift als ihre Stärke gefährlich sind, weichen überall vor dem Menschen zurück, der es erlernt hat, sie ohne große Gefahr zu tödten, oder sich von ihrem Bisse zu heilen. Einzelne fallen als Opfer, aber für die Völker ist das Dasein der schädlichen Thiere fast gleichgültig. Die zahlreichen Klapperschlangen in Nordamerica haben weder die Eingebornen noch die Europäer einen Augenblick in ihrem Fortschritte aufgehalten, und wenn die Menschen an dem Delta des Niger, in Guinea nicht so zahlreich sind, wie an denen des Ganges, so liegt der Grund gewiß nicht darin, daß die africanischen Löwen und Krokodile gefährlicher wären, als die asiatischen Tiger und Alligatoren. Die einzigen schädlichen Thiere, über welche der Mensch keine Macht hat, sind die kleinen, in einigen Ländern sehr häufigen Moskiten und Ameisen, die jedoch glücklicherweise mehr lästig als gefährlich sind und nur in gewissen Jahreszeiten und Tagesstunden hervorkommen, daher allenfalls zu vermeiden sind.

Ernstlichere Feinde hat der wandernde Mensch in dem Klima und Boden zu überwinden. Wälder, Meere, Gebirge und Wüsten sind oft selbst dem modernen Europäer kaum zu überschreitende Grenzen, und für minder erfahrene Völker sind sie oft ganz unübersteiglich, oder sie werden es erst nach einem schweren Tribute an Menschen und Zeit.

Das Klima rührt zwar größtentheils von Ursachen her, auf die der Mensch einen nur geringen Einfluß üben kann. Der Ankömmling muß sich fügen und seine Nahrung und Lebensweise nach den Anfor-

derungen des Klima's ändern. An vielen Orten der Erde lernt der Fremde nur nach großen Verlusten die Bedingungen kennen, unter denen er gedeihen kann. Aber die Ueberlebenden pflanzen sich fort, und sogar an den verpesteten Mündungen des Niger-Delta's, wo von den europäischen Schiffsmannschaften nach wenigen Monaten nur noch Einzelne am Leben blieben, erreicht der Eingeborene ein hohes und kräftiges Alter.

Auch in den Quellen aus denen der Mensch das Wasser schöpfen muß, das er zu seiner Ernährung bedarf, finden sich zuweilen seiner Gesundheit schädliche Stoffe, oder fehlen andre, die ihn vor Krankheiten schützen würden. Die Krankheit, welche die Kröpfe erzeugt und sich zuweilen bis zum Blödsinn steigert, rührt wahrscheinlich von dem Mangel des Jodes in den Quellen her. Aber zum Glück für die Menschen ist sie nur auf einige Gebirgsthäler beschränkt; sie hat immer nur Einzelne betroffen und der Bevölkerung im Ganzen weder ihre körperliche noch geistige Tüchtigkeit geraubt.

Nur über die geologischen Kräfte hat der Mensch gar keine Macht. Vor den Erdbeben und Vulkanen schützt keine Gewohnheit, keine Industrie; sie zerstören in einem Augenblicke, was der Mensch in Jahrhunderten gebaut hat. Aber die Räume, wo diese Kräfte in ihrer Stärke wüthen, sind nur von geringem Umfange, und in die verheerten und entvölkerten Landstriche kehrt der entflohene Mensch bald zurück und findet in den Jahrhunderten der Ruhe eine Entschädigung für die Nachtheile, die ihm in den Stunden oder Tagen der vulkanischen Thätigkeit zugefügt sind.

Um diese Hindernisse zu überwinden oder zu umgehen, bedurfte es nur selten einer höhern Kultur. Fast jedes Volk, das man kennen lernte, war dazu schon stark genug, und es war daher dem Menschen schon in den ältesten Zeiten möglich, sich nach fast allen Theilen der Erde zu verbreiten. Auf historischem Wege ist es daher unmöglich irgend eine Kunde von der Urheimat des Menschengeschlechtes zu erlangen; wir wollen versuchen ob uns die physische Betrachtung der Erde einige Aufschlüsse gewähren kann.

Wir gehen dabei von der Voraussetzung aus, daß der Mensch kein

anderes Mittel besaß, die feindlichen Natur-Elemente zu besiegen, als die, welche ihm sein Geist und sein Körper darbot. Denn nehmen wir eine höhere über dem Schicksale der Menschen nicht blos wachende, sondern auch stetig in sie eingreifende Macht an, welche ihm Wohnung und Kleidung gab und Manna vom Himmel träufeln ließ, so vermochte der Mensch freilich in jedem Lande zu gedeihen, und das Paradies konnte, wie man auch behauptet hat, an der Bernsteinküste Preußens gewesen sein.

Eine zweite Voraussetzung ist, daß seit dem Leben des Menschen auf der Erde sich weder das Klima noch die Vertheilung von Land und Wasser wesentlich verändert habe. Dieses haben wir schon oben als das Resultat der Vertheilung der Thiere und Pflanzen angegeben, deren Heimatlande von den gegenwärtigen Natur-Grenzen eingeschlossen sind. Es mußten daher die Gebirge, Wüsten und Meere der gegenwärtigen Zeit schon vorhanden gewesen sein, als die jetzt lebenden Thier- und Pflanzen-Arten entstanden und sich über die Erde verbreiteten. Der Mensch ist aber ein weit jüngeres Produkt der schaffenden Kraft als die Thiere. Denn unter den zahlreichen Ueberresten der Thierwelt, die man in den obersten Schichten und Höhlen gefunden hat, unter denen es neben den Knochen ausgestorbener Thiere auch viele von noch lebenden Thier-Arten gab, hat man bis jetzt niemals Menschenknochen aus gleicher Zeit gefunden. Ein Zustand der älter ist, als die jetzt lebenden Thierarten ist daher auch zuverläßig älter als der Mensch, und dieser hat daher die Erde, als er sie betrat, schon in einem dem gegenwärtigen sehr verwandten Zustande angetroffen.

2. Die Lage der Urheimat des Menschen.

Auf dieser Erde hatte der Urmensch seine Heimat, nothwendig in einer Gegend, die dem unvollkommenen Zustande entsprach, in welchem sich die Ausbildung seiner körperlichen und geistigen Fähigkeiten befand. Seine Urheimat konnte also nicht in einem Lande sein, wo es kalte Winter giebt, in denen der unbekleidete Mensch mit seiner zarten von keiner Pelzhülle geschützten Haut nicht ausdauern konnte. Sie lag nicht in Europa oder dem gemäßigten oder kalten Theil von Asien und America. Auch ist von den dem Menschen am

nächsten stehenden Thiere kein einziges außerhalb der wärmern Erdzonen einheimisch.

Auf diesen Zonen bedarf der Urmensch gegen die Wechsel der Temperatur und die tropischen Regengüsse vielleicht keines anderen Schutzes als den, welchen ihm Bäume und Höhlen darbieten. Aber die großen Ueberschwemmungen durch Regengüsse und die Anschwellungen der Flüsse, denen er schutzlos Preis gegeben war, müssen ihn ursprünglich auch von einem großen Theile der heißen Zone ausgeschlossen haben.

Auch konnte die Urheimat des Menschen keiner Region angehören, wo die Vegetation in einer Jahreszeit gänzlich schlummert. Denn das Aufsparen von Nahrungsmitteln ist gewiß kein in dem Menschen liegender Instinkt, sondern nur das Produkt einer langen Erfahrung und einer Enthaltsamkeit, die bei dem Urmenschen nicht vorausgesetzt werden darf.

So werden fast alle die Stätten ausgeschlossen, wo die Menschen jetzt am dichtesten zusammengedrängt sind, die großen wasserreichen Tiefländer aller Zonen und die einst bewaldeten, der Ueberschwemmung ausgesetzten Ufer der Flüsse. Aber theils durch ihr Klima, theils durch ihre üppige Vegetation waren sie keine für den Urmenschen passende Heimat. Für diesen war nur ein Land geeignet, welches das ganze Jahr hindurch ein mildes Klima und einen Ueberfluß an vegetabilischer, keiner Zubereitung bedürftiger Nahrung darbot. Diese Eigenschaften haben mehrere Theile der wärmeren Zone, Inseln, Bergthäler und Küsten-Landschaften; aber in keinem sind sie in einem so hohen Maße entwickelt, als in den mäßig hohen Landschaften der heißen Zone, über die sich ein blauer, nur selten durch Regen getrübter Himmel ausbreitet, deren milde Temperatur und fruchtbarer Boden das ganze Jahr hindurch die edelsten Früchte darbieten.

Aber ganz Neuholland ist von vegetabilischer Nahrung so entblößt, daß die wenigen Bewohner fast ausschließlich auf die Produkte der Flüsse und Meere und wenige, erst durch Zubereitung genießbare Pflanzen beschränkt sind. In America nährt sich der noch uncivilisirte Mensch hauptsächlich von Thieren, selten von Pflanzen und diese wachsen größtentheils nicht wild, sondern werden gebaut. In den civilisirten Ländern des alten America stammte die Nahrung des Volkes

ganz wie in den Ländern der alten Welt aus dem Pflanzenreiche; man baute das Land und bereitete die gewonnenen Pflanzen künstlich zu. Aber von den wildwachsenden, ohne Zubereitung genießbaren Früchten ist keine der wichtigeren in America einheimisch. Etwas reicher als America scheint Africa an solchen Pflanzen zu sein, und es ist nicht unmöglich, daß die Urheimat des Menschen in dem Innern dieses noch so unbekannten Welttheiles war. Aber weit mehr Ansprüche hat Süd-Asien darauf, das von dem Fuße des Kaukasus an bis an den Himalaya und die Grenzen des heutigen China, eine Reihe von Landschaften darbietet, deren Klima von jedem Uebermaß in der Temperatur sowohl als in der Feuchtigkeit gleich weit entfernt ist, und wo der ewige Frühling zugleich die schönsten Blumen und die schönsten Früchte hervorruft. In diesen Ländern ist auch die Heimat fast aller der edlen Gewächse, welche mit dem Menschen nach allen Theilen der Erde gewandert sind und auf dem größten Theile der von civilisirten Völkern bewohnten Ländern den Hauptbestandtheil seiner Nahrung bilden.

In dieses Gebiet darf man mit einiger Wahrscheinlichkeit den Ursitz des Menschen verlegen; aber in welchen Theil desselben, ob in Persien mit seiner gesunden trocknen Luft und seinen an Holz armen, aber dafür an Blumen und Früchten reichen Gefilden; ob in eines jener schönen Hochthäler des Himalaya, welche von den gläubigen Muhamedanern und Indiern vor allen Ländern der Erde als das Paradies des Menschen gepriesen werden, oder in Vorderindien, wo es noch jetzt Völker giebt, die in einem paradisischen Klima eine fast paradisische Unschuld bewahrt haben sollen; das ist unbekannt und wird es immer bleiben. Denn wahrscheinlich gelangte der Mensch in mehrere dieser Länder schon in der frühesten Zeit seines Daseins, als ihm das Bedürfniß sich auszubreiten eben fühlbar wurde, und er verließ sie, um sich einen bleibenden Wohnsitz an andern Orten zu suchen, erst dann, als er die Kraft seines Geistes und Körpers geübt und sich befähigt hatte, die Gefahren zu bestehen, die seiner in andern Landschaften harrten, welche die Natur weniger begünstiget hat, als die Thäler seiner Urheimat.

Dritter Theil.

Die Völker.

Volk und Stamm.

Völker und Stämme sind wesentlich verschiedene Begriffe. Der Stamm bezieht sich, was auch der Name sagt, blos auf die Gleichheit der Abstammung und die von ihr abhängige Aehnlichkeit in der Gestalt, also auf den physischen Charakter des Menschen. Das Volk ist aber eine geistige Einheit, es umfaßt alle Menschen, die an ähnliche Vorstellungen gewöhnt sind, daher auch in ihrer Weise zu fühlen und zu denken soweit übereinstimmen, als die Unterschiede der Einzelnen erlauben. Diese sind natürlich sehr bedeutend; sie sind innerhalb des Volkes nicht kleiner als die physischen innerhalb des Stammes. Aber aus der großen auf den Geistesanlagen und der Erziehung der Einzelnen beruhenden Mannigfaltigkeit blickt eine Gemeinsamkeit der Vorstellungen und Bestrebungen hervor, die man als die Eigenthümlichkeit des gesammten Volkes, als Volks-Sinn, Volks-That bezeichnen darf.

Die Eigenthümlichkeit eines Volkes ist jedoch weit schwerer zu erkennen, als die eines Stammes. Wie dem Botaniker die Untersuchung einer Eiche genügt, um das Geschlecht der Eiche zu bestimmen, so kann der Ethnologe allenfalls in einem Einzelnen den körper-

lichen Charakter des ganzen Stammes erkennen. Aber bei dem Volke ist dies unmöglich. Der Einzelne ist nicht sowohl ein Bild des Ganzen, dem nur noch einige besondere Merkmale zugefügt sind, als ein Glied, ein Organ des Volkes, dessen Charakter aus einzelnen Individuen abzuleiten, eine eben so schwierige Aufgabe ist, als aus einzelnen Organen eines uns unbekannten Thieres den ganzen Organismus zu erkennen.

Völker und Stämme stimmen oft insofern mit einander überein, als sie beide beinahe dieselben Bestandtheile haben; denn gewöhnlich haben Menschen von gleicher Abstammung auch benachbarte Wohnsitze, sie empfangen gleiche Eindrücke von Außen, eine gleiche Erziehung und werden dadurch zu einem Volke. So ist's vornehmlich bei Völkern von geringer Bildung, wo der Verkehr der Stämme klein, ihre Vermischung selten ist. Aber auch bei diesen ist, wenn sie nicht auf einem ganz isolirten Boden leben, Volk und Stamm niemals ganz übereinstimmend, und je gebildeter ein Volk, desto minder vollkommen ist die Stammeseinheit erhalten. Ein Stamm theilt sich, und die Theile werden unter dem Einflusse verschiedener Himmels- und Erdstriche zu körperlich nahe verwandten, aber geistig weit von einander entfernten Völkern. Dagegen gesellen sich einem Stamme ihm bisher ganz fremde Menschen zu, und obgleich sie zuweilen noch Generationen hindurch physisch verschieden bleiben, verwachsen sie geistig zu demselben Volke.

Die Juden aller Zeiten und Länder gehören zu einem Stamme; aber als Volk sind sie längst untergegangen. Sie sind körperlich Juden geblieben, aber geistig sind sie entweder zu Gliedern des deutschen, französischen, italienischen Volkes geworden, oder sie bilden unselbstständige Theile der Völkergemische, welche den muhamedanischen Orient, Abessinien und Polen bewohnen.

Die Deutschen sind zahlreich und mächtig als Volk, wie als Stamm, und beide haben an vielen Orten denselben Inhalt. Aber der deutsche Stamm ist über die ganze Erde zerstreut, das deutsche Volk lebt nur in Deutschland und den mit Deutschland geistig verbundenen Ländern. Es zählt unter seinen Mitgliedern Millionen von

Menschen slavischen, jüdischen, keltischen Stammes, während andere Millionen von Menschen deutschen Stammes zu Anglo-Americanern, Russen und Romanen geworden sind.

Bei der modernen Bevölkerung Italiens, Griechenlands und anderer Länder, auf welchen die Fluth der Völkerwanderung die Ueberreste verschiedener Volksstämme abgelagert hat, läßt sich kaum noch ein vorherrschender Stamm nachweisen, aber dennoch bilden sie, ihrer ganzen Empfindungs- und Denkweise nach, wohl charakterisirte Völker.

Ein Volk, eine Sprache.

Um diese Uebereinstimmung hervorzubringen, reicht es jedoch nicht hin, zu derselben Zeit zu leben und benachbarte Wohnsitze zu haben; die Gleichförmigkeit der Naturverhältnisse ist nirgends so vollkommen, daß aus ihnen nicht die verschiedensten Wirkungen hervorgehen könnten, und es würde sich kein Volk bilden können, wenn nicht der Mensch in der Sprache das Mittel besäße, die Unterschiede auszugleichen und die Empfindungen, den Willen und die Gedanken, die den Geist des Einzelnen bewegen, zum Gemeingute Aller zu machen.

Es giebt zwar einige Länder, in denen mehrere Sprachen verbreitet sind, und deren Bevölkerung man dennoch ein Volk zu nennen pflegt; aber dieser Name ist nicht passend. Sie besteht nur aus einem Gemische mehrerer, in Sprache, Sitten und Bestrebungen von einander verschiedner Völker, einer trüben, gährenden Masse, die sich entweder allmählig zu einem gleichartigen Volke klären oder zu besondern Völkerschichten ablagern wird, jedes Volk mit seiner Sprache und seiner unabhängigen Verfassung.

Man kann nicht mit gleicher Bestimmtheit behaupten, daß alle Menschen von gleicher Sprache auch einem Volke angehören müssen; denn die Sprache ist nur eines der Momente, in denen sich die Einheit eines Volkes darstellt; aber sie ist das wichtigste, und wo die Sprache übereinstimmt und die Oertlichkeit erlaubt diese Uebereinstimmung zu benutzen, da schleifen sich bald die Unterschiede zwischen den Einzelnen ab, und sämmtliche die Sprache redende Menschen vereinigen sich zu einem Volke.

Zuweilen wandert ein Theil eines Volkes in ein andres Land und

sucht sich hier zu einem in Lebensweise, Sitten und Nationalsinn eigenthümlichen Volke auszubilden. Aber entweder widersteht die Gemeinsamkeit der Sprache diesem Streben und hält die getrennten Theile, wenn auch mit einem lockeren Bande als früher zusammen, oder das trennende Princip überwiegt und die beiden Theile sondern sich auch in der Sprache von einander ab. Bei rohen Völkern ist es gewöhnlich die Sonderung, die überwiegt, sobald ihre Entfernung zu groß für einen ununterbrochnen Verkehr wird. Bei gebildeteren Völkern dagegen behält die Sprache, durch eine ununterbrochene Verbindung und eine reiche Literatur getragen, ihre Uebereinstimmung bei. Aber mit ihr bleiben auch alle wichtigeren Seiten des geistigen Lebens so nahe übereinstimmend, daß man sich versucht fühlt, die getrennten Theile als Unterabtheilungen eines großen Volkes anzusehen, die nur in verhältnißmäßig untergeordneten Punkten von einander abweichen. Es würde nun zwar der Satz eine Sprache ein Volk zu weit gehen; aber jedenfalls werden zwei eine Sprache redende Völker als Brüder-Völker betrachtet werden müssen. Die Britten und die Nordamericaner in den Vereinigten Staaten gelten für verschiedene Völker, und ihre Interessen sind trotz der Gleichheit der Sprache schroff genug entgegengesetzt; aber dennoch weicht das gesammte geistige Leben beider Völkerschaften nicht mehr von einander ab als das zweier Theile desselben Volkes. Preußen und Oesterreicher, die man doch mit Recht als Theile des einen großen deutschen Volkes ansieht, standen sich am Anfange des Jahrhunderts weit ferner als Britten und Nordamericaner, die ungeachtet ihres gegenseitigen Hasses doch immer Brüder bleiben.

Man darf jedoch diese Uebereinstimmung von Volk und Sprache nicht soweit ausdehnen, daß man behaupten dürfte, die Charaktere verschiedner Völker ständen einander immer in demselben Grade näher oder ferner, wie ihre Sprachen. Sobald die Sprachen sich soweit getrennt haben, daß sie nicht mehr als Bindemittel des Verkehrs dienen können, hört ihr Einfluß auf den Verkehr auf, und so verwandt sie bleiben mögen, die Völker selbst werden so unabhängig von einander, als gehörten sie ganz verschiednen Stämmen an.

Man hat zwar hin und wieder sämmtliche Völker, deren Sprachen zu einer der drei großen europäischen Gruppen, der germanischen, romanischen oder slavischen, gehören, als drei Ganze aufgefaßt und einander gegenüber gestellt; und in der That haben auch die zu einer Gruppe gehörigen Völker in der Regel gleiche Abkunft, gleiche Schicksale, benachbarte Wohnsitze und stehen in einem lebhaften, durch die Aehnlichkeit der Sprachen erleichterten Verkehre. Aber alles dieses vermag die Völker nicht zusammenzuhalten, wenn zu einer beträchtlichen Abweichung in der Sprache auch noch diejenige der Naturumgebung hinzutritt. Die Montenegriner in Serbien stehen den Russen in Abkunft und Sprache so nahe, wie die Holländer den Deutschen. Aber dennoch findet sich in der Bildung, der Lebensweise und selbst in der Auffassung der Religion weit mehr Uebereinstimmung zwischen ihnen und den Tscherkessen, zwischen den Russen und Chinesen, als zwischen den beiden stammverwandten Völkern.

Es wird zuweilen nothwendig, die Völker in umfassendere Gruppen zu ordnen. So kann man den despotisch regierten die freien Völker, den christlichen die muhammedanischen Völker, die Ansässigen den Nomaden entgegensetzen. Man kann auch Unterschiede innerhalb eines Volkes aufstellen, wie die Hauptkasten in Indien, die Juden und Christen in Deutschland. Aber in allen diesen Fällen bieten einzelne Bildungsmomente, die politischen Rechte, die Religion u. s. w. die Eintheilungsgründe dar. Bei der Betrachtung der Völker als Ganze darf man mit geringen Beschränkungen annehmen: Ein Volk, eine Sprache.

I. Der Einfluß der Natur auf die Völker.

Alle Völker besitzen, wie wir in dem zweiten Theile bewiesen zu haben glauben, dieselben geistigen Anlagen, und ihre Verschiedenheit in allen Zweigen der geistigen Entwicklung rührt von den Einflüssen der Außenwelt, von der Erziehung durch die Natur und durch andre Völker her. Die wechselseitigen Einflüsse der Völker sind aber selbst nur eine mittelbare Folge von dem Zustande der umgebenden Natur, von welcher der Verkehr der Völker, der friedliche, wie der feindliche,

erzeugt und geregelt wird. Wir können uns daher bei der Betrachtung der Völker vorläufig auf die Naturerscheinungen beschränken, die für sich selbst von dem Einflusse der Menschen unabhängig, sowohl auf seine Lebens- als seine Denkweise mit entscheidendem Erfolge einwirken.

Dieser Einfluß der Natur besteht vornehmlich darin, daß sie es ist, welche Bedürfnisse erweckt und zugleich die Mittel darbietet, sie zu befriedigen. Diese Bedürfnisse sind fast durchgängig sehr materieller Art, nämlich die, welche der Selbsterhaltung dienen, dieselben, welche auch das Thier in seiner Thätigkeit bestimmen. Aber während das Thier in diesem Streben von der Nothwendigkeit beherrscht wird, ist der Mensch frei, während es muß, will der Mensch. Das Ziel, dem das Thier durch einen ihm unbewußten Trieb nachgeht, sucht er mit Bewußtsein zu erreichen und findet die dazu nothwendige Kraft in seiner Vernunft.

Die Befriedigung dieses Bedürfnisses nimmt bei den meisten Völkern fast ihre ganze Thätigkeit in Anspruch, und das Geistige im Menschen würde wenig und nach sehr vereinzelten Richtungen hin entwikkelt werden, wenn nicht zum Glück für die Menschheit das Streben, dem Materiellen zu dienen, auch den Geist in eine Bewegung setzte, die über das unmittelbare Ziel hinausgeht. Die Natur wird nach allen Seiten hin beobachtet; es werden, um die Beschwerden der Lebensweise zu erleichtern, Versuche aller Art gemacht; der Mensch lernt die Natur und sich selbst genauer kennen und erfüllt dadurch, sogar da, wo der unmittelbare und bewußte Zweck seines Strebens nur in der Befriedigung körperlicher Bedürfnisse besteht, auch einen Theil der höheren Aufgabe seines Geistes.

1. Der Einfluß des Klimas und Erdreichs auf die Völker.

Unter den auf die Lebensweise der Völker einwirkenden Naturverhältnissen nimmt das Klima den ersten Rang ein. In dem Klima selbst haben wiederum die Feuchtigkeit und die Temperatur die größte Bedeutung.

Aus der Feuchtigkeit der Luft entspringen der Regen und der Thau, die das Land bewässern und zur Erzeugung von Pflanzen

befähigen. Wo sie fehlen und nicht durch ein anderes Produkt derselben Ursache, durch das Wasser der Ströme ersetzt werden, da wird das Land zur Wüste, die der Mensch wol flüchtig durchwandern, aber nie als Wohnsitz benutzen kann. Wo das Wasser im Uebermaße ist, da entstehen die Sümpfe, die ebenfalls jeder nährenden Pflanze feindlich sind, und nur da, wo die Wassermengen der Atmosphäre und des Bodens von beiden Extremen des Mangels und des Ueberflusses entfernt sind, kann sich ein reicher, die Völker nährender Pflanzenwuchs entwickeln. Aber die Menschen sind zu zahlreich, um sich auf diese günstigsten Landformen zu beschränken; er muß sich auch auf feuchterem und trocknerem Boden zu erhalten suchen und den ihm nachtheiligen Wirkungen durch Anspannung seiner körperlichen und geistigen Kräfte begegnen.

Einen größern Einfluß noch als die Feuchtigkeit hat die Temperatur der Luft und des Bodens auf den Zustand der Völker. Jene ist nur eine Nahrung, welcher alle Pflanzen von Zeit zu Zeit bedürfen, aber die Wärme ist eine Bedingung des Lebens selbst, die gewisse Grenzen weder in der Höhe noch in der Tiefe überschreiten darf, wenn nicht das Dasein der organischen Wesen sogleich vernichtet werden soll. Wie die Pflanzenwelt überhaupt, so ist auch jede Pflanzenart an gewisse Temperatur-Gebiete gebunden. In jedem Lande werden daher nur die seiner Temperatur entsprechenden Pflanzen erzeugt, und können nur durch eine mühsame Industrie ein wenig über ihre ursprünglichen Bezirke ausgedehnt werden. Von den Pflanzen hängen die Thiere ab, und an das Pflanzen- und Thierreich ist der Mensch in seiner Ernährung ausschließlich gewiesen.

In den wärmeren Ländern hat der Mensch fast kein anderes leibliches Bedürfniß als das der Ernährung. In den kälteren tritt noch die Nothwendigkeit eines Schutzes gegen den Frost hinzu. Er ist hier genöthigt, sich ein künstliches Klima zu schaffen; er bedarf einer schützenden Kleidung und Nahrung, deren zweckmäßige Bereitung er nur nach langem Bemühen erlernen kann.

Neben diesen mittelbaren Einflüssen auf den menschlichen Geist schreibt man dem Klima auch einen unmittelbaren Einfluß auf das

Gemüth und den Charakter der Völker zu. Im Norden, wo die Temperatur rauh, die Atmosphäre in Wolken und Nebel gehüllt ist, da fließe auch das Blut träger durch die Adern als im heiteren Süden, wo eine leichtere Luft das Blut und mit ihm den Geist in eine schnellere Bewegung versetze. Der Mensch des Nordens sei ernster, fester, aber auch geistig träger und hartnäckiger als der des Südens. Im Norden sei die Leidenschaft minder laut aber dauernder; im Süden heftiger, aber vergänglicher. Der Nordländer sei gemüthlicher, weil er die Leiden und Freuden Anderer inniger mitfühlt, der Südländer liebenswürdiger, weil er seine Theilnahme lebendiger zeigt. Jener habe mehr Ausdauer im Denken und Handeln, dieser mehr Beweglichkeit und Phantasie. Wir wollen diese Wirkungen nicht ganz bestreiten. Das Klima übt seinen Einfluß auf den Körper, und durch ihn auch auf einige geistigen Eigenschaften, auf das Temperament. Es macht den Körper zur Aufnahme gewisser Krankheitsstoffe bald mehr, bald weniger empfänglich, es mag daher auch auf die Stimmung des Geistes nicht ganz ohne Wirkung sein; aber man hat die Stärke dieser Einflüsse weit überschätzt.

In dem Innern der Festländer, wo die Luft trocken, Nebel und Wolken weit seltner sind, als in dem Bereiche des oceanischen Klimas, sind die Völker darum nicht heiterer als in der feuchten Atmosphäre der Küsten und Inseln. Die Tibetaner und die Jäger der trocknen Grasfluren an dem Stromgebiete des Missuri sind mistrauischer, ernster, zu Spielen und Tänzen weit weniger geneigt als die Völker der Westküste von America und der Ostküste von Nordasien unter ihrem nebel- und regenreichen Himmel. Die Aegypter und Hindu in ihren heißen Flußthälern werden von den alten wie von den neuern Reisenden als geduldige, fast leidenschaftlose Menschen geschildert, während die Fisch-essenden Eskimo und die Rennthier weidenden Tschuktschen in dem rauhesten Norden der Erde höchst regsame und leidenschaftliche Völker sind.

Die Wirkung des Klimas ist vielmehr größtentheils nur mittelbar. Es gibt dem Boden seine Fruchtbarkeit, bestimmt seine Produkte und nöthigt den Menschen, der sie sammeln will, zu einer bestimmten

Lebensweise; oder die Kälte des nördlichen Winters und die gewaltigen Regengüsse des Südens zwingen ihn, sich Wohnungen zu erbauen und hier einen Theil des Jahres, von seinen Genossen im Volke getrennt, sich auf seine Familie zu beschränken. Jenes wirkt auf seine Erfindungsgabe, dieses auf die Entwicklung seines Temperamentes ein, und beides drückt den Völkern des Nordens allerdings ein von denen des Südens etwas abweichendes Gepräge auf.

Es finden sich daher einige Unterschiede zwischen den kälteren und wärmeren Ländern bei allen Völkern, bei den rohen Nordamericanern wie bei den civilisirten Europäern, aber bei allen nur mit großen Einschränkungen. Denn den Einflüssen des Klimas stehen bei den rohen Völkern die der übrigen Naturkräfte, des Meeres, der Gebirge und der Produkte entgegen; bei den civilisirten Völkern die überwiegenden Einflüsse der Sitten, der Religion und der politischen Verfassung, welche den Bewohnern südlicher Gegenden nicht selten, wenn man so sagen darf, ein nordisches Gepräge verleihen.

Man darf also, wenn man den Einfluß des Klimas kennen lernen will, keine ganz verschiedene Völker mit einander vergleichen, nicht den Britten mit dem Russen oder diesen mit dem Hindu oder Mejikaner, ja nicht einmal den Franzosen mit dem Spanier, den Osmanen mit seinem Stammverwandten im Innern Asiens; sondern nur Theile eines und desselben, blos unter verschiednen Klimaten lebenden Volkes, also Nord- und Süddeutsche, Nord- und Südfranzosen, die Bewohner der heißern Küstenlandschaften in Spanien und die des kühleren Hochlandes; und auch hier nicht einzelne Personen einander gegenüber stellen, bei welchen die aus individuellen Ursachen entspringenden Unterschiede weit größer sind als die ganzer Völker, sondern nur die Völker selbst und auch hier darf man keine Extreme, sondern nur leichte Schattirungen erwarten.

Dasselbe gilt auch von der Einwirkung des Bodens. Die unabsehbare Wüste mit ihrer Sand- und Thonfläche, ihren täuschenden Luftspiegelungen und zerstreuten Oasen; der Ocean mit seiner täglich zweimal ansteigenden Fluth, den sich an die Gestade brechenden Wellen und seinen seltsam gestalteten, gigantischen Bewohnern; das Gebirge

mit seinen schneetragenden Kuppen, der Vulkan mit seiner Rauchsäule und seinen feurigen Lavaströmen regen auch, abgesehen von den Nahrungsmitteln, die sie bieten oder versagen, den Geist der Völker an, geben ihm einen Reichthum der mannigfaltigsten Begriffe und durchdringen ihre Religion und ihre Sagen. Aber in der That auch nur diese; auf die Lebensweise eines Volkes übt der Boden wie das Klima nur einen mittelbaren Einfluß, und dieser besteht wiederum in der Anregung und der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse.

Die Erdrinde enthält viele mineralische Produkte, Erden, Steine und Metalle, die der Mensch zu seinem Nutzen verwenden kann. Die meisten dienen nur dem Luxus oder können durch Thier- und Pflanzenstoffe ersetzt werden. Auch die edlen Metalle haben gewöhnlich keinen anderen Einfluß geübt, als daß sie die Anzahl der Schmuckstoffe vermehrt oder gierige Eroberer herbeigezogen haben, die sonst etwas länger entfernt geblieben wären. Der Werth der Stein- und Braunkohlenlager und der meisten Erze wird erst von den Industrievölkern erkannt. Aber der Nutzen, den Kupfer und Eisen verschaffen, ist so groß, daß ein Volk, das ihn einmal kennen gelernt hat, bald alle die Stoffe, die es früher zu seinen harten und schneidenden Geräthen verwenden mußte, das Holz, die Knochen und die Steine, verwirft und sich selbst mit bedeutenden Opfern in den Besitz jener Metalle zu setzen sucht.

Die Eisenerze sind gewöhnlich sehr schwer zu bearbeiten und bleiben daher zuweilen unbenutzt liegen, bis ein erfahrneres Volk an ihre Lagerstätte kommt. Indessen ist dieses sogar bei sehr rohen Völkern selten; das Kupfer dagegen, das weit leichter zu fördern und zu bearbeiten ist, wird fast überall, wo es sich vorfindet, vielfach benutzt. Im hohen Norden wie im Süden von America, in der Mitte wie im Süden von Africa werden daher Eisen und Kupfer und dessen Legirungen zu Waffen und anderen Geräthen geschmiedet, und mehrere Völker verdanken ihre Ueberlegenheit im Kriege und in der Industrie blos den Vorzügen, welche das Metall, das sie in ihrem Gebiete fanden und bearbeiten lernten, über das Holz und die Steine besitzt, aus welchen ihre Nachbarn ihre Geräthe und Waffen machen mußten.

2. Der Einfluß der Nahrungsmittel.

Wichtiger als diese mineralischen Bestandtheile des Bodens sind die Produkte des Thier- und Pflanzenreiches. Denn Kleidung, Wohnung und Geräthe sind theils entbehrliche, theils verhältnißmäßig leicht zu erlangende Gegenstände, und einmal erlangt, ist das Bedürfniß nach ihnen auf lange Zeit befriedigt. Aber das Begehren nach Nahrung stellt sich täglich von neuem ein und ist sehr oft die einzige Macht, durch welche der träge Mensch in Thätigkeit gesetzt werden kann. Das Herbeischaffen der Speise ist daher die wichtigste Beschäftigung der Völker. Sie wird fast ausschließlich aus dem Thier- oder Pflanzenreiche genommen; aber wenn sie nur genügend ist, so bleibt es für die körperliche und geistige Entwickelung der Völker fast gleichgültig, aus welchem Stoffe sie bereitet wird. Den bei weitem größten Theil der menschlichen Nahrung bietet das Pflanzenreich dar. Denn wo der Mensch es vermag, nährt er sich von Pflanzen, die weit leichter in hinlänglicher Menge zu erlangen sind, wie die Thiere. Aber nur wenige Pflanzen sind zu der Ernährung des Menschen geeignet; bei den meisten sind gar keine nährenden Theile vorhanden, oder sie sind von der Holzfaser und ähnlichen unverdaulichen Stoffen dermaßen durchzogen, daß es den Organen des Menschen unmöglich wird, das für ihn Nützliche von dem Nutzlosen und Schädlichen zu trennen; und es gibt viele Länder von rauhem und unfruchtbarem Klima, die wenig andere als solche, für den Menschen ungenießbare Gewächse hervorbringen. Hier treten nun die pflanzenfressenden Thiere, besonders die Wiederkäuer vermittelnd ein. Ihr Verdauungs-Apparat ist weit reicher ausgebildet und kräftiger als bei den Menschen und den von Fleisch oder Früchten lebenden Thieren. Sie können auch die für Menschen unbrauchbaren Pflanzenstoffe verzehren, die für den thierischen Körper geeigneten Stoffe aussondern, sie in Fleisch und Blut verwandeln, und so geläutert und veredelt dem Menschen wiederum darbieten. Die Thiere liefern daher dem Menschen in fast allen ihren weichern Theilen eine ihm willkommene Nahrung dar, während von den Pflanzen immer nur gewisse Arten, und von diesen nur wenige Theile eßbar

sind. Aber der Mensch mag sich von Thieren oder Pflanzen nähren, er genießt in beiden Fällen wesentlich dieselben Stoffe.

Es ist ein Vorurtheil, daß die Thier-essenden Menschen kräftiger, von kühnerem Charakter, aber auch leidenschaftlicher und unlenksamer seien als die Pflanzen-essenden. Die Unterschiede, die sich vorfinden, rühren nicht von dem Ursprunge der Nahrungsmittel, sondern von ihrer Menge her und dem Verfahren, das zu ihrer Erlangung nothwendig war. Wo es an gesunder Nahrung fehlt, wo die Völker, wie in einigen Theilen von Neuholland und dem Feuerlande, nur einen spärlichen Vorrath von Fischen und Schalthieren einsammeln können, und wenn dieser fehlt, zu schwer verdaulichen Wurzeln greifen müssen, da wird der Körper schmächtig, die Glieder werden dünn und schwach, nur der Kopf mit seiner Knochenmasse bleibt groß und steht im Misverhältnisse zu den übrigen Theilen des Körpers.

Wo dagegen die Nahrung reichlich und gesund ist, sie mag von Thieren oder Pflanzen stammen, da erlangt das Volk, welcher Raße es angehören mag, einen hohen, starken Wuchs und eine kräftige Ausbildung der Glieder. Zu den kräftigsten Menschen der Erde gehören die Patagonier und die spanischen Gaucho in den Laplata-Staaten, die fast keine andere Speise kennen als das Fleisch von Rindern und Pferden. Aber nicht minder groß und kräftig sind die Bewohner vieler Inseln des Stillen-Meeres, die fast gar keine thierische Speisen genießen. Unter den civilisirten Völkern steht der Chinese, der seinem Reiß nur selten etwas Fleisch oder Fett zusetzen kann, dem kräftigen, viel Fleisch essenden Britten an Muskelstärke gar nicht nach.

Wenn das Vorurtheil, welches man für den Charakter der Völker mit thierischer Nahrung hegt, gegründet wäre, so würde die Mehrzahl der Menschen auf die Erreichung der höheren geistigen Ausbildung verzichten müssen; denn unter den zwölfhundert Millionen Menschen, die jetzt auf der Erde leben, giebt es nicht fünfzig, bei denen die Thierstoffe das Haupttheil der Nahrungsmittel bildeten.

Einige sehr ausgebreitete Völker leben fast ausschließlich von dem Ertrage des Fischfanges oder der Jagd. Aber so ausgedehnt ihre Wohnsitze auch sind, so kommt ihre Bevölkerung derjenigen weniger

Quadratmeilen gut bewohnten Landes nicht gleich. Zahlreicher sind die Hirtenvölker, die von der Milch und dem Fleische ihrer Zuchtthiere leben; aber auch sie lagern nur an verhältnißmäßig wenig Stellen innerhalb eines großen unbewohnten und größtentheils auch unbewohnbaren Landes.

Dagegen nimmt die thierische Nahrung bei den sehr zahlreichen Pflanzern nur eine untergeordnete Stellung ein. Bei den Chinesen und den Hindu, die zusammengenommen etwa die Hälfte aller Menschen ausmachen, werden fast gar keine Fleischspeisen genossen. Bei den Einwohnern von Europa und Asien, die mit dem Ackerbau auch die Viehzucht verbinden, sind die Fleisch- und Milchspeisen für die überwiegende Mehrzahl des Volkes mehr eine Würze, um den Geschmack der Pflanzenkost zu heben, oder eine Festspeise, als ein tägliches Nahrungsmittel. Es bleiben daher nur die wenigen Millionen Fischer, Jäger und Hirten übrig, deren Charakter sich aber ungeachtet der ausschließlich thierischen Nahrung in keinem Punkte von demjenigen der Pflanzer unterscheidet, der sich nicht vollständig aus der Lebensweise ableiten ließe; aber diese Lebensweise selbst ist von der Natur der Stoffe bedingt, aus denen die Völker ihre Nahrung ziehen, und sie ist es daher auch, welche der Beschaffenheit der Nahrungsstoffe einen beträchtlichen Einfluß auf das gesammte Leben der Völker vermittelt. Der ewig wandernde Hirt nimmt natürlich andere Sitten an, als der an den Boden gebundene Pflanzer, und der Jäger, der dem Wilde unter Mühe und Gefahren nachstellen muß, gewöhnt sich an andere Anschauungen, als der Insulaner der Meere der heißen Zone, der, wenn er Speise bedarf, nur die Hand auszustrecken hat, um sich eine nahrhafte und wohlschmeckende Frucht zu verschaffen. Der arme Bewohner des Strandes, der ruhig abwarten muß, was das ebbende Meer ihm an der Küste zurückläßt, wird nicht die Industrie und den Unternehmungsgeist des Fischers erreichen, der sich in seinem gebrechlichen Kahne hinaus auf das Meer wagt, um dort, mit einigen Stückchen Holz und Knochen bewaffnet, die größten Thiere der Erde, die Wallfische und Robben, zu erlegen.

So wird die Natur, indem sie den Völkern die Gegenstände

anweist, auf die sie ihre Thätigkeit und ihren Scharfsinn zu richten haben, die Urheberin von der gesammten Denk- und Handelsweise der Völker. Aber wie die Natur selbst, so sind auch ihre Wirkungen sehr mannigfaltig. Wie ein Samenkorn im dunklen Schachte hohe, mit wenigen und blassen Blättern und Blüthen versehene Stengel treibt; wie es in zu trockenem Boden verkümmert, in zu feuchtem in Blättern wuchert; wie es sich dagegen in dem seiner Natur angemessenem Boden und in vollem Lichte harmonisch entwickelt, und die reichste Fülle von Blüthen und Früchten bringt; so entfaltet sich unter den vielfachen Einflüssen der Außenwelt auch der Geist der Völker Denn sind auch die Keime des Menschengeistes bei allen Völkern dieselben; so bedarf doch der Keim wie das Samenkorn der Nahrung, und diese vermag ihm nur die umgebende Natur darzubieten. Aber diese fördert bald, bald hemmt sie die Entfaltung des Geistes; sie begünstiget seine Entwickelung bald nach der einen, bald nach der andern Seite hin. Aber nur wenige und besonders günstige Naturverhältnisse gestatten und fördern die harmonische Entwickelung sämmtlicher Kräfte des Geistes, und wie Pflanzen und Thiere und wie der einzelne Mensch selbst, so erfreuen sich nur wenige Völker, und auch diese nur innerhalb eines beschränkten Zeitraums einer der Vollkommenheit nahen Entwickelung.

3. Die Nachwirkung der Außenwelt.

Man würde jedoch in einen großen Irrthum fallen, wenn man den Einfluß der Außenwelt nur auf die Dauer ihrer unmittelbaren Wirkung beschränken wollte. Denn die Völker behalten die Eigenthümlichkeit, welche ihnen eine gewisse Naturumgebung aufgedrückt hat, nachdem sie schon verlassen ist, noch eine Zeitlang bei und bieten daher der neuen Umgebung, in die sie eintreten, einen oft schon vielfach gebildeten, für neue Eindrücke in sehr ungleichem Maße empfänglichen Stoff dar. Sie bringen Bedürfnisse, Erfahrungen, Erfindungen aller Art mit und sind zum Kampfe mit der Natur und mit anderen Völkern auf sehr verschiedene Weise gerüstet. Es ist daher eine der gewöhnlichsten Erscheinungen in der Völkerwelt, daß Länder,

die einander in jeder Beziehung verwandt sind, von Völkern mit gänzlich verschiedenen Charakteren bewohnt werden.

In den Waldregionen des mittlern Europa blühen seit Jahrhunderten die gebildetsten und mächtigsten Reiche der Erde, während in denen am Lorenz- und Ohioflusse die Kultur kaum begonnen hat. In den Thälern des Nil und des Darlingflusses, so wie an den Ufern des Ganges und des Mississippi sind Klima und Boden beinahe übereinstimmend. Aber am Ganges und Nil haben sich die Menschen früher als an irgend einem anderen Orte der Erde zu zahlreichen, civilisirten Völkern ausgebildet, während die an den Ufern des Mississippi herumirrenden wilden Jägerstämme erst seit wenigen Jahren den Ankömmlingen der Europäer zu weichen anfangen, und der Darling in Australien seine trägen Gewässer noch jetzt durch menschenleere Wüsten führt.

Um den Charakter eines Volkes zu begreifen, genügt es also nicht, die Naturverhältnisse kennen zu lernen, in denen es gegenwärtig lebt. Die Völker sind kein lebloser Stoff, der fügsam jede Gestalt annimmt, in die ihn eine fremde Kraft zu bringen sucht, und diese nur so lange behält, als die Ursache fortwirkt, die ihn hervorgebracht hat. Der geistige Zustand der Völker ist vielmehr das Produkt ihres gesammten früheren Lebens, ihrer ganzen Geschichte; diese bleibt uns jedoch mit wenigen Ausnahmen verborgen. Denn in dem Entwickelungsgange der Völker sind uns nur die höheren Stufen bekannt, zu deren Erkennung uns ihre Kunst und Wissenschaft, ihr religiöser Glaube und ihr Staatsleben hinlängliche Mittel darbieten. Aber bei den Völkern, die noch auf einer niederen Stufe der Kultur stehen, die weder eine Kunst, noch eine Wissenschaft besitzen, welche dauernde Denkmale zurücklassen könnten, da ist es zwar möglich, den gegenwärtigen Zustand zu erkennen, aber die Art, wie dieser entstanden ist, bleibt uns ewig verschlossen.

II. Die Urgeschichte der Völker.

Bei einem rohen Volke nimmt die Gegenwart alle Kräfte in Anspruch. Es arbeitet nicht für die Zukunft und behält daher auch aus der Vergangenheit nur eine kurze Erinnerung bei. Einzelne Licht-

blicke bleiben ihm, wie dem Erwachsenen aus seiner Kindheit, aus seiner Vorzeit zurück, aber sie sind von Nebel umhüllt, und wie unseren Augen alles, was über einen gewissen, mäßig großen Raum entfernt ist, die Wolken sowohl wie die Sonne und die Sterne an demselben Himmelsgewölbe erscheint; so ist es auch mit den Völkern ohne Geschichte. Was älter ist, wie ein paar Generationen, wird vergessen oder fließt mit den ältesten geschichtlichen Sagen, mit den religiösen und physischen Mythen zu einem Nebelgebilde zusammen.

Die von dem Einfluße eines höher gebildeten Volkes freie Entwickelung der rohen Völker könnte uns nur durch das Zeugniß eines civilisirten bekannt werden; aber ein solches Zeugniß ist unmöglich. Denn so wie ein civilisirtes Volk mit einem rohen in Verbindung tritt, hört es auf, ein bloßer Zuschauer zu sein; es schneidet gewaltsam in den Entwickelungsgang desselben ein, und siegend oder besiegt, wird das minder gebildete Volk von einer Menge ihm neuer Ideen erfüllt und tritt geistig in eine gänzlich neue Bahn hinein. Aus der Umgestaltung, die ein Volk vor unseren Augen erfährt, kann man daher niemals den Gang erkennen, den es ohne unsere Beihülfe genommen hätte und den der Geist desselben nahm, als noch kein civilisirtes Volk in seine Entwickelung eingreifen konnte.

1. Die Menschen in ihren Ursitzen.

Da es unmöglich war, auf geschichtlichem Wege in die Urzeit des Menschen zurückzugehen, so blieben blos die hypothetischen übrig, und diese wurden in zwei entgegengesetzten Richtungen verfolgt. Man nahm entweder eine Entartung der Menschheit von ihrem Urzustande an, oder im Gegentheile eine Erhebung derselben aus dem ursprünglich thierähnlichen Dasein.

Wie die Zeit der Jugend den Menschen als die schönere und bessere zu gelten pflegt, so erscheint auch das Jugendalter der gesammten Menschheit den späteren Zeitaltern gegenüber als die goldne Zeit. Den eben aus der schaffenden Hand der Gottheit hervorgegangenen Menschen dachte man sich frei von allen Mängeln, welche die spätere entartete Zeit herbeigeführt habe. Er war größer und stärker, sein Leben hatte eine weit längere Dauer, sein Gemüth war reiner, sein

Auge blickte tiefer in die Natur; er verstand die Sprache derselben, die den spätern Geschlechtern verloren ging. Durch die eigne Beobachtung und durch die schaffende Gottheit selbst belehrt, kannte er die verborgenen Gesetze der Natur und der Geisterwelt. Der Urmensch besaß zugleich den kräftigsten Körper und die tiefste Wissenschaft. Aber die Entartung, die allem irdischen beiwohnt, oder der Zorn der über den Ungehorsam der Menschen erzürnten Götter, schwächte seine Kraft; seine Wissenschaft schwand allmälig bis auf einige dürftige, in Sagen gehüllte Ueberreste, die sich bei den Priestern und Weisen der ältesten gebildeten Völker erhalten haben, und jetzt muß der Mensch die geistigen Schätze, die seine Urahnen besessen und verloren haben, wieder auf dem langsamen, beschwerlichen, und das Ziel dennoch niemals erreichenden Wege der Beobachtung wieder zu gewinnen suchen.

Diese Vorstellung ist schön; sie ist die aller Offenbarungs-Religionen, in denen die Gottheit als Lehrerin der Menschen auftritt; sie ist die fast aller Dichter, sie mögen ihre Anschauungen mit dem warmen Schmucke der Rede oder in der Gestalt kalter Philosopheme vorführen. Aber sie steht auch nur auf dem Boden der Poesie. Die Ueberlieferungen, auf die sie sich stützt, sind Sagen, die aus derselben Natur-Anschauung hervorgegangen sind, wie jene Vorstellung selbst, und die in alten Schriften vorkommenden Zahl- und Raum-Verhältnisse, die auf uralte Kenntnisse weisen sollen, welche die Astronomen erst in den jüngsten Zeiten wieder erlangt hätten, enthalten so weit sie überhaupt einen Inhalt haben, nichts, was nicht die alten Völker auf der Stufe der Bildung, die sie besaßen, durch eigene Thätigkeit erlernen konnten. In der Wissenschaft ist die Menschheit, wie die Geschichte in allen ihren Zweigen lehrt, mit Ausnahme einiger durch Barbaren-Einfälle verursachten Störungen und einiger, weil sie unnütz wurden, vergessener Handgriffe, immer nur vorgeschritten.

Der zweite Standpunkt ist dem ersten gerade entgegengesetzt. Nach diesem war der Urmensch vom Thiere wenig verschieden. Sein Zustand war noch niedriger als der, den man bei den rohesten Völkern findet, etwa dem der wilden Menschen gleich, die man hin und wieder in sonst civilisirten Ländern gefunden hat. Ohne Sprache und Sitte,

sinnlich, gleichgültig gegen das Leben aller andrer Menschen, trieb er sich, wie man sagt, blos mit der Befriedigung seiner Begierden beschäftigt, ungesellig in den Wäldern umher. Allmälig entwickelte sich das Menschliche im Menschen; er bildete sich eine Sprache, sammelte Erfahrungen und stieg immer höher, bis er in einigen Ländern seine gegenwärtige hohe Stellung erreicht hat.

Diese Ansicht, nach welcher die Menschheit in stetem Ansteigen begriffen ist, ist tröstlicher als die erste, welche den Menschen immer tiefer sinken läßt, und beruht auf der richtigen Vorstellung, daß der Mensch sich die Kenntnisse, die er besitzt, selbst erworben habe. Aber die Stellung, welche sie dem Urmenschen anweist, ist viel zu niedrig. Der Mensch war niemals ein Thier. Da er in den ältesten Zeiten, in die man zurückgehen kann, da er in allen Stufen der Bildung, der niedrigsten wie der höchsten, die man an Völkern beobachten kann, mit denselben Fähigkeiten begabt ist, und von gleichen Bedürfnissen gedrängt, stets dieselbe geistige Thätigkeit geäußert hat: so darf man mit Sicherheit annehmen, daß er auch in den frühesten Perioden seiner Existenz dasselbe Wesen war, wie in der späteren Zeit. Er wird schon damals alle seine Kräfte aufgeboten haben, um sich so viele Genüsse zu verschaffen, sich so vielen Arbeiten zu entziehen, wie möglich. Er wird aber neben dem Streben nach sinnlichen Freuden auch schon in seiner Urzeit von dem Triebe beseelt gewesen sein, das, was ihn umgab, auch geistig zu begreifen und sowohl den Zusammenhang der Dinge als ihr Wesen und ihren Ursprung zu erkennen.

Der Mensch ist nicht durch die Vernunft allein, sondern auch durch seinen Körper der erste der Erdenbewohner. Kein Thier besitzt die Fähigkeit sich von Ort zu Ort zu begeben in so hohem Grade wie er. Seine Gliedmaßen sind zum Klettern, Laufen, Schwimmen gleich vortrefflich geeignet. Felsen, Wüsten und selbst Gewässer halten ihn in seiner Wanderung weit weniger zurück als irgend ein Thier seiner Klasse. Seine Sinne sind, einzeln genommen, weit schärfer als bei den meisten Thieren, und bei keinem Thiere sind sie in ihrer Vereinigung so gut entwickelt wie bei dem Menschen. Keinem Thiere hat die Natur so große Mittel gegeben, die Außenwelt sinnlich wahrzu-

nehmen wie ihm. Daß das Auge und das Ohr bei den gebildeten Völkern Europas weniger scharf sind und oft der Nachhülfe der Kunst bedürfen, ist nur eine Folge der Lebensweise, und der Sohn des kurzsichtigen Europäers erlangt bald ein eben so scharfes Auge wie der Kirgise und der Nordamericaner, wenn er dessen Beschäftigung ergreift. Der jugendliche Erdenbewohner stand aber seinen Nachkommen gewiß in keiner Fähigkeit des Körpers nach.

Bevor noch der Mensch viele Erfahrungen gesammelt hatte, wird er sich schon aus den in seiner Heimat wachsenden Pflanzen die ihm zusagenden zur Nahrung ausgewählt haben; er wird nicht minder wie das Thier, Hütten gebaut und darin Schutz vor den Unbilden der Witterung gesucht haben. Der Mensch wird wie die Mehrzahl der Thiere, vorzüglich derjenigen, welche ihm in ihrer körperlichen Bildung am nächsten stehen, ein geselliges Leben geführt und mit dem Wesen seiner Art friedlich zusammengelebt haben. Die Sprache endlich, welche sich, wenn man ihrer bedarf, auch jetzt noch mittelst der Stimme und der Geberden augenblicklich bildet, wo Menschen zusammentreffen, mußte, was bei den Thieren niemals geschehen konnte, die neben einander lebenden Menschen schnell zu einem geistigen Ganzen verbinden. So war denn wahrscheinlich der Mensch in der ersten Periode seines Daseins, ehe noch die Vernunft einen bedeutenden Einfluß auf seine Lebensweise gewinnen konnte, ein körperlich und geistig höchst gewandtes, heiteres und lebhaftes, aber friedliches und geselliges Wesen.

Aber dieser paradisische Zustand konnte nicht von Dauer sein. Sogar in unsern europäischen oder nordamericanischen Ländern, wo die Gesundheit der Menschen unter dem Einflusse eines wechselnden Klimas und einer naturwidrigen Lebensweise früh untergraben wird, reichen zuweilen drei bis vier Jahrzehnde hin, um die Bevölkerung zu verdoppeln. In der Urheimat der Menschen, wo das Klima gesund, die Nahrung reichlich sein mußte, und die Lebensweise, wie bei allen Naturvölkern in gemäßigten Klimaten, gewiß mäßig und gesund war, erreichten die Menschen unstreitig ein höheres und kräftigeres Alter als jetzt bei den civilisirten Völkern; neue Generationen wuchsen neben den älteren schnell heran und füllten das Land, auf dem sie lebten.

Die Grenze, bei welcher die Produkte des Bodens der Bevölkerung in ihrer ursprünglichen Lebensweise genügten, war bald überschritten, und die Menschen von Mangel bedroht wurden genöthigt entweder neue Wohnsitze zu suchen oder auf Mittel zu sinnen aus dem alten Boden mehr Nahrungsstoffe zu erlangen. Aber welches Mittel sie wählen mochten, der glückliche Zustand, den die Menschheit bisher genoß, hörte auf; an die Stelle des mühelosen, poetischen Lebens trat ein anderes, in welchem sich die Wirklichkeit mit ihren Mängeln stärker geltend machte.

2. Die Anfänge der Industrie.

Das leichteste Mittel, das sich dem Menschen in ähnlichen Zuständen darbietet, besteht in der Auswanderung. Auch das Thier, dem es an Nahrung fehlt, wandert fort und gelangt allmälig in entfernte Länder. So mögen sich auch die Menschen schon in den ersten Jahrhunderten nach der Entstehung ihres Geschlechtes, lange ehe sich eine feste Lautsprache bei ihnen ausgebildet hatte, über einen großen Theil der von ihrer Urheimat aus zugänglichen Länder verbreitet haben. In diesen Ländern mußten sie sehr verschiedene Zustände vorfinden. In einigen waren Klima und Boden denen der Urheimat ähnlich, oder es war diese selbst, welche jetzt, stärker bevölkert, nicht mehr dieselben Vortheile darbot wie früher. In diesen von der Natur hoch begünstigten Ländern sind alle dem Menschen nothwendigen Naturprodukte auch jetzt noch reichlich vorhanden und verlangen um den wenigen Bedürfnissen der einfach lebenden Völker zu dienen, einer so geringen Nachhülfe, daß die Lebensweise derselben noch immer paradisisch genannt werden könnte; wenn nicht die Erfahrung lehrte, daß auch die kleinste Entbehrung hinreicht um Gewaltthätigkeit und blutigen Streit zu erregen, sobald der Ausbruch der Leidenschaften nicht durch eine kräftige Organisation des Volkslebens, welche sich nur bei früher gebildeten Völkern entwickeln kann, niedergehalten wird.

In den übrigen Ländern, die der Mensch auf seinen Wanderungen auffand, boten das Klima und der Boden weit minder günstige Bedingungen dar. Starke Regengüsse oder kalte Winter machten das bisher unbekannte Bedürfniß nach Kleidung und einer schützenden

Wohnung rege; die Produkte des Bodens waren minder reichlich und anderer Art; aber in dem Drange der Noth wird jeder Stoff versucht, und was sich bewährt, als Speise benutzt. Menschen und Thiere gewöhnen sich, wenn das Bedürfniß drängt, leicht an andere Nahrungsmittel, und der Mensch erlernt auch bald die Kunst sie mit dem größten Vortheil zu bereiten.

Die Urnahrung der Menschen ist die Pflanze. Sie ist die ausschließliche Nahrung aller dem Menschen naher Thiere, wenn diese nicht durch die Erziehung an thierische Speisen gewöhnt sind. Sie ist auf einem großen Theile der Erde leicht zu sammeln und ohne künstliche Zubereitung als eine gesunde und wohlschmeckende Speise zu benutzen. Wo sie roh ungenießbar wäre, da versucht es der Mensch durch Gährung oder durch Feuer, und es giebt kein Volk, das seine Pflanzennahrung dadurch nicht schmackhafter und mannigfaltiger zu machen, ja selbst an sich giftige Stoffe in eine gesunde Speise zu verwandeln wüßte. Nur wo diese Mittel nicht ausreichen oder zu mühsam sind, werden auch thierische Stoffe versucht.

Aber die wilden Thiere, welche den Menschen bald als ihren gefährlichsten Feind fürchten und meiden lernen, besitzen in ihrer Stärke oder Schnelligkeit Mittel genug, um sich ihm entweder zu entziehen oder doch die Verfolgung zu einer mühevollen Arbeit zu machen, und es verlangt den ganzen Scharfsinn und die Gewandtheit des Menschen, um diese Hindernisse zu besiegen. Dieses hat jedoch eine große Anzahl von Völkern nicht verhindert ihre Nahrung in der Jagd zu suchen. Die Lebensart der Thiere wurde beobachtet, Waffen und andere Geräthe erfunden, durch List und Gewalt wurde der Mensch zum Meister über die stärksten Thiere, und es fehlte ihm der Lohn seiner Arbeit nicht, so lange nur überhaupt noch Thiere in hinlänglicher Menge in seiner Nähe vorhanden waren.

Indessen sind die Menschen nicht auf die wildwachsenden Pflanzen und Thiere beschränkt, die sie blos zu sammeln und zu genießen haben. Die bei weitem überwiegende Mehrzahl der Menschen weiß sie zu ziehen und sich damit die Nahrung, wenn nicht auf eine leichtere, doch eine zuverläßigere Art zu verschaffen. Den Weg, den der menschliche

Geist bei der Erfindung und Einführung dieser Art von Industrie nahm, kann man sich etwa auf folgende Weise vorstellen:

Es war einem Volke, das sich von Früchten zu nähren pflegte, gewiß nicht schwer, die Erfahrung zu machen, daß die meisten Früchte nur zu gewissen Jahreszeiten mit Nutzen einzusammeln sind und sich zu gewöhnen, den Ueberfluß der einen Jahreszeit für eine spätere aufzubewahren. Viele Thiere gingen ihm darin als Beispiel voran.

Eine zweite Erfahrung war vermuthlich die, daß Früchte oder Zweige, die in den Boden zu liegen kamen, dort Wurzel faßten und zu vollständigen Pflanzen aufwuchsen. Man durfte also nur ähnliche Früchte oder Zweige absichtlich in den Boden stecken und dadurch die Anzahl der nährenden Pflanzen vermehren; allerdings eine Art Ackerbau, die aber weder viel Arbeit noch viel Uebung verlangte. Man wird nicht gleich Palmen gepflanzt haben, die erst Kinder und Enkel als Bäume sehen konnten. Aber es giebt Pflanzen genug, welche die Arbeit in kürzerer Zeit belohnen. Auch kennen wir kein einziges von Pflanzen lebendes Volk, das nicht einige Pflanzen künstlich zu ziehen suchte, wenn es hoffen durfte, die Früchte seiner Arbeit zu genießen. Die wildesten Völker der beiden America, die Neger-ähnlichen Einwohner vieler australischer Inseln verbinden, wenn nur der Boden und das Klima es erlauben, mit der Jagd und dem Fischfang den Anbau einiger Arten von Getreide und anderer Pflanzen. Von den Anfängen des Ackerbaues bei diesen Völkern bis zu der vollendeten Landwirthschaft der civilisirten Völker ist zwar ein weiter, aber ganz ununterbrochener Weg, dessen Richtung durch zahllose, mehr oder weniger fortgeschrittne Völker bezeichnet wird.

Denselben Gang, wie bei dem Bau der Pflanzen, wird die Industrie bei der Zucht der Thiere genommen haben. Es bedurfte keiner Kunst, um die Abneigung der Thiere vor dem Menschen zu überwinden; denn diese Abneigung ist ursprünglich gar nicht vorhanden. Ohne das feindliche Benehmen der Menschen würden sich die wilden Thiere ihnen ebenso friedlich nähern wie das zahme Vieh auf der Weide. Wenn man eine bisher noch wenig betretene Insel besucht, so zeigen die Thiere nicht die geringste Scheu. Die Vögel setzen sich

auf die Waffen der Reisenden; die Säugethiere grasen und lagern sich zwischen ihren Füßen, und der Mensch kann unzählige tödten, ehe die Thiere ihren Feind erkennen und sich aus dem Bereiche seiner Macht zu entfernen suchen. Aber bei einem Volke, das keine ihm unschädlichen Thiere verfolgt, dauert dieses friedliche Verhältniß fort, und reicht ihnen der Mensch dann und wann einige Nahrung dar oder schützt sie vor stärkern Raubthieren, so folgen sie ihm überall nach. Nicht die Zähmung, sondern die Scheu, welche die Thiere vor dem Menschen haben, ist eine Folge der Kultur.

Unstreitig hatten sich eine Menge Thiere zu den Menschen gesellt, ehe diese den geringsten Nutzen von ihnen zu ziehen suchten. In allen Ländern der Erde sind Vögel, die sich so leicht befreien können, in Menge gezähmt. Im südlichen America, das sehr reich an Pflanzen fressenden, dem Menschen aber nicht sehr nützlichen Thieren ist, sind die Hütten einiger der rohesten Völker voll von Vögeln, Affen, Vierfüßlern, die sie theils klein eingefangen haben und aufziehen, theils als schon erwachsene und scheu gewordene Thiere mit großer Geschicklichkeit zu zähmen wußten. Nur in den Zeiten dringender Noth tödten sie eines dieser Thiere.

Auf ähnliche Weise können sich auch in der Vorzeit die Thiere an den Menschen gewöhnt haben und von diesem erzogen sein. Allmälig, und im Drange der Noth lernten die Völker den Nutzen kennen, den die gezähmten Thiere leisten können, und es trat ein, was auch zwischen den Menschen nicht selten war, der schwache Begleiter wurde zum Sklaven, aus dem sein Herr so viele Vortheile zu ziehen suchte, wie möglich.

Es ist daher wahrscheinlich, daß der Ursprung des Ackerbaus und der Viehzucht, so wie der Jagd und des Fischfanges in die ältesten Zeiten des Menschengeschlechtes, in die Zeit seiner ersten Verbreitung über die Erde zurückgeht. Ein jedes Volk suchte den Boden, auf den es verschlagen war, am besten zu benutzen und wählte die dazu geeigneten Mittel. In den fruchtbaren Gegenden der heißen Zone waren es die Anfänge der Pflanzenzucht, die man erlernen oder fortbilden mußte. In den an eßbaren Früchten armen Steppen beschäftigte man sich mit der Viehzucht, wenn man dazu geeignete Thiere vorfand oder

mit sich führte. An den Ufern der Meere und Flüsse trieb man Fischfang, und wo es an allen diesen Hülfsmitteln mangelte, da begnügte man sich mit der Jagd wilder Thiere und dem Einsammeln von wild wachsenden Pflanzen. Ein jedes Volk machte im Laufe der Jahre viele Erfahrungen, erfand die für seinen Zweck passenden Geräthe; es bildete allmälig selbst seinem Geiste und seinem Körper die Gewandtheit an, welche seine Beschäftigung nothwendig machte, und näherte sich so einem Zustande, den man insofern einen vollendeten nennen könnte, als alle Produkte des Bodens soweit vom Volke benutzt wurden, als es ihm ohne Hinzutreten neuer, seinem Boden fremder Elemente möglich war.

Diesem Zustande hat sich natürlich ein Volk desto mehr genähert, je weniger Bedingungen es zu erfüllen hatte, je einfacher die Elemente seines Lebens waren. Man findet zwar hin und wieder einige rohe Völker, welche noch sehr weit von diesem Ziele entfernt sind, südamericanische Völker, die an den Ufern fischreicher Ströme lebend, weder schwimmen noch fischen können, africanische und asiatische, die in fruchtreichen oder waldigen Ländern Viehzucht treiben; aber keines dieser in seiner Lebensweise zurückgebliebnen Völker ist auf dem Boden, wo man es fand, einheimisch geworden; sie sind sämmtlich Fremdlinge, die noch nicht Zeit gehabt haben, sich die ihren neuen Wohnsitzen angemessenen Werkzeuge und Fertigkeiten zu verschaffen, und ungeachtet der Flüchtigkeit der Erinnerung bei allen rohen Völkern sind sie der Zeit ihrer Einwanderung gewöhnlich noch eingedenk.

Alle wirklich einheimische Völker sind aber jenem Ziele, wenn es nicht zu entfernt lag, sehr nahe gekommen. Körper und Geist haben die Fähigkeiten erlangt, welchen den Naturverhältnissen, in denen sie zu leben genöthigt sind, am besten entsprechen, und ihre Anzahl hat sich soweit vermehrt als die Produkte des Bodens und die Nähe andrer Völker es erlaubten.

III. Die Eintheilung der Völker.

Es giebt jetzt auf der Erde weit über tausend durch Sprache und Sitten verschiedene Völker, und Tausende, welche der Gewalt der

Natur oder anderer Völker nicht widerstehen konnten, sind umgewandelt oder verschwunden. Ein gleiches Schicksal erwartet auch den größten Theil der noch lebenden Völker; sie werden aussterben, oder von lebenskräftigeren Völkern aufgenommen werden. Andre Völker dagegen, die über Länder verbreitet sind, welche den Einflüssen der Natur und Menschenwelt in sehr ungleichem Maße unterworfen sind, werden sich spalten und die getrennten Theile sich zu neuen Völkern heranbilden.

Die Völker weichen körperlich und geistig von einander ab; aber wir haben schon oben bemerkt, daß die Größe und die Kraft des Körpers, die Schärfe und die Ausdauer der Sinne nicht zu den Eigenthümlichkeiten der erblichen, unveränderliche Raße gehören; daß alle Raßen, in gleiche Bedingungen versetzt, nicht nur geistig, sondern auch physisch dem Kampfe sowohl mit der Natur als mit andern Menschen in gleichem Grade gewachsen sind. Die Bedingungen, unter denen diese Kämpfe stattfinden, sind jedoch einander nicht gleich, und die Völker, deren Zustand das Produkt dieser Kämpfe ist, nehmen daher ebenfalls sehr ungleiche Charaktere ein.

Alle einander so ungleichen Völker der Gegenwart wie der Vergangenheit, können in drei Klassen getheilt werden.

Die erste Klasse steht noch auf der untersten Stufe der Völkerbildung; sie hat kein andres als das allen Menschen gemeinsame, nur auf das eigne Dasein, d. h. auf die Selbsterhaltung der Individuen gerichtete Streben. Die Thätigkeit dieser Völker ist daher gänzlich auf die Außenwelt gerichtet, welche ihnen die Mittel zu ihrer Erhaltung bieten muß. Von ihr sind sie abhängig, mit ihr ändern sie sich, ihre ganze Lebensweise ist an die sie umgebende Natur gebunden. Wir nennen sie daher Naturvölker.

In der zweiten Klasse ist das Streben nach Selbsterhaltung nicht minder lebendig; es steht aber nicht mehr allein. Die Völker haben auch noch ein andres, also geistiges Streben, und auf diesem beruht ihre Einheit als Volk. Es ist die Klasse der Kulturvölker. Diese Völker wollen nicht nur die Existenz der Individuen, sondern auch die des Volks als Ganzes. Es gibt ihrer viele, und ihre Stellung ist um

so höher, um so weiter von derjenigen der Naturvölker entfernt, je höher das Streben ist, je entwickelter der Geist ist, der im Volke lebt.

In der dritten Klasse ist das Streben ein allgemeines; es umfaßt die Bestrebungen der einzelnen Kulturvölker und verknüpft sie zu einer höheren Einheit. Der Gegensatz, der bei der zweiten Klasse zwischen den einzelnen Völkern stattfindet, von dem ein jedes nur sich anerkennt, nur sein Streben würdigt, hat aufgehört. Die höchste Klasse der Völker erkennt die Einheit des Menschengeschlechts, die gleiche Berechtigung aller Menschen an. Es ist die Klasse der eigentlich humanen Völker.

Naturvölker sind die ältesten Völker; aber es hat ihrer zu jeder Zeit viele gegeben. Kulturvölker sind ein späteres Produkt der Völker-Entwicklung; sie breiten sich im Laufe der Zeit immer mehr aus. Humanität ist ein Ziel, nach welchem die Kulturvölker streben, das sie zwar nie vollkommen erreichen, dessen Grundsätze aber durch die Ermahnung der Religion und die Belehrung der Wissenschaft seit einigen Jahrzehnden auch in den praktischen Verkehr der Völker überzutreten anfängt.

Jede der beiden ersten Klassen umfaßt eine lange Reihe von Stufen, durch welche ein Volk langsam hindurch gehen muß, ehe es in die höhere Klasse übertreten kann. Aber die Entwicklung des Charakters der Völker ist keineswegs blos auf einem Wege möglich, und die Völker unterscheiden sich nicht allein dadurch von einander, daß sie denselben Weg mit verschiedener Geschwindigkeit zurücklegen und sich auf verschiednen Punkten desselben befinden; vielmehr giebt es der Wege viele, auf welchen die Völker neben einander fortschreiten können; sie sind nicht nur unter, sondern auch neben einander geordnet. Je tiefer die Stufen der Bildung, desto größer ist ihre Mannigfaltigkeit; je mehr sich die Völker von der unmittelbaren Gewalt der Natur befreien, desto näher rücken die Wege an einander, desto mehr Völker vereinigen sich zu einem gemeinsamen Fortgange auf der Bahn des Geistes und desto kleiner werden die Räume, welche die Völker von einander trennen.

Indessen gehören die höhern Stufen nicht zu dem Felde unserer

gegenwärtigen Betrachtung. Wir beschränken uns auf die Betrachtung der Naturvölker. Bei ihnen steht die Geschichte noch auf dem Boden der Naturwissenschaft. Bei den Kulturvölkern gehört sie vielmehr in das Gebiet der Philosophie. Die in ihnen lebende Idee führt die Völker auf einem von der Außenwelt nur insofern abhängigen Wege, als diese den Geist anregen oder niederdrücken, ihm die Mittel, die Idee zu entfalten, auf das freigebigste darbieten oder sie versagen kann.

Alle Kulturvölker sind aus der Reihe der Naturvölker hervorgegangen; diese bilden daher die Grundlage der Ethnologie auch für die höhern Klassen. Aber nur wenige Naturvölker waren zu dieser Umwandlung berufen; die meisten sind untergegangen oder gehen einem gleichen Schicksale entgegen, ehe sie das höhere Ziel erreichen können. Es wird bei der Betrachtung der Völker eine unsrer vornehmsten Aufgaben sein, die Umstände aufzusuchen, von denen dieses Schicksal abhängt.

Die Unterschiede zwischen den Naturvölkern.

Der Charakter der Naturvölker besteht in der Abwesenheit eines jeden andern Bestrebens als desjenigen, welches keinem Volke fehlen kann. Der Mensch äußert auf dieser Stufe seiner Bildung seine Freiheit nur, indem er der Naturnothwendigkeit mit Bewußtsein gehorcht, und so erscheint auch das gesammte Streben des Volkes als ein Produkt seiner sinnlichen Triebe. Wir nehmen ähnliches sogar bei den höher stehenden Völkern wahr, wenn wir uns auf dem Gebiete der Sinnlichkeit halten. So frei der Einzelne in der Wahl des Guten und Bösen ist, so herrscht doch in der Gesammtheit eines Volkes, sogar bei den Verbrechen, eine gewisse Naturnothwendigkeit, indem sie, so lange sich das Leben eines Volkes nicht beträchtlich verändert, mit jedem Jahre der Anzahl und Beschaffenheit nach gleichförmig wiederkehren. Bei den Kulturvölkern zeigt sich das Leben jedoch auch auf einem anderen freiern Gebiete, bei den Naturvölkern nur in dem Bemühen ihr Dasein zu erhalten. Die dazu geeigneten Mittel finden sie nur in der Außenwelt; von dieser sind sie daher in allen ihren Lebensäußerungen abhängig. Die Naturvölker sind so mannigfaltig, wie die Naturformen, unter denen sie leben und wie diese

gehen sie so allmälig in einander über, daß ohne Willkür keine scharfe Grenze gezogen werden kann. In einem Lande ist die Jagd die einzige Beschäftigung der Männer, in einem andern ist es der Fischfang, in beiden Orten hat das Volk den dieser Beschäftigung entsprechenden Charakter angenommen; aber dennoch sind es oft nur Zweige desselben Volkes mit einer Abstammung, einer Sprache, und zwischen ihnen wohnen andre Theile desselben Volkes, welche, indem sie der Jagd etwas Fischfang, oder diesem etwas Jagd beigefügt haben, zwar den Unterschied der beiden äußersten Grenzen nicht aufheben, aber doch in allen Stufen so sehr vermitteln, daß jede Trennung unmöglich wird. Von diesen Uebergängen muß daher ein jeder, der die Charaktere der Naturvölker auffassen will, absehen, und sich auf die am meisten hervortretenden Eigenschaften beschränken. Er darf ferner, wenn er den aus einer bestimmten Lebensweise abgeleiteten Charakter eines Volkes mit demjenigen vergleicht, der bei einem Volk wirklich beobachtet wird, niemals vergessen, daß die Natur die Extreme nicht liebt, daß daher nirgends die Resultate eines Princips vollständig entwickelt sind, sondern daß alles auf Erden erscheinende das Resultat mehrerer Ursachen ist.

Von diesem Standpunkte aus kann man das Feld leichter überblicken und die Merkmale aufsuchen, nach denen sich die zahllosen Völker der Gegenwart und der Vergangenheit auf naturgemäße Weise in Gruppen ordnen lassen.

Bei der verwandten Aufgabe in der Zoologie und Botanik verfolgt man einen doppelten Weg. Man ordnet entweder alle Körper eines Naturreiches systematisch nach den Stufen ihrer Organisation, oder man verfolgt die Entwicklung der einzelnen Organe durch alle Hauptabtheilungen des Naturreichs hindurch. Der erste dieser Wege ist der der eigentlichen Naturbeschreibung, der zweite der der Physiologie. Bei der Beweglichkeit, welche alle Charaktere in dem Organismus eines Volks haben, ist es zweckmäßig, beide Wege mit einander zu verbinden. Wir haben also für unsre Untersuchung die zwei Hauptabschnitte: die Charakteristik der Naturvölker und die Physiologie derselben.

Erster Abschnitt.

Die Charakteristik der Naturvölker.

Bei unsrer Charakteristik kommt der körperliche Unterschied der Naturvölker, so weit er von der Raße abhängt, gar nicht in Betracht, und die Abweichungen, welche in der Größe und dem Ebenmaße des Körpers vorkommen mögen, sind entweder unerheblich, oder stammen aus derselben Quelle wie die geistigen Unterschiede, also aus der Lebensweise. Diese beruht aber bei den Naturvölkern hauptsächlich auf der Benutzung der Naturprodukte zur Befriedigung der materiellen Bedürfnisse. Wir haben dabei nicht auf die Vollkommenheit der Mittel zu achten, die man dabei anwendet; denn wie lange auch die Lehrzeit eines Volkes gedauert haben mag, sie ist, bloß die Ackerbauer ausgenommen, für alle an einem Orte einheimisch gewordenen Völker längst vollendet. Die Unterschiede, die wir zu berücksichtigen haben, beruhen also auf den Erzeugnissen des Boden selbst.

Unter den vielen Wirkungen, welche diese Erzeugnisse auf die Völker hervorbringen, zeichnet sich eine durch die große Bedeutung, welche sie für den Charakter der Naturvölker hat, vor allen andern aus; sie hat nicht nur den größten Einfluß auf den gegenwärtigen Zustand derselben, sondern ihre Anwesenheit ist es auch, welche den Völkern die Mittel giebt zu der höhern Stufe der Naturvölker emporzusteigen. Wir meinen das Eigenthum.

Unter Eigenthum verstehen wir hier nicht die Ausbeute der Jagd in Wäldern oder Gewässern oder des Sammelns wild wachsender Früchte. Dieses sind Besitzthümer zu einem vorübergehenden Gebrauche, die immer wieder neu erworben werden müssen und jedem mit den gewöhnlichen Naturgaben ausgerüsteten Manne fast in gleichem Grade zugänglich sind. Auch nicht die einfachen Geräthe, die Kleidung, die Hütte, die jeder besitzt, und die theils entbehrlich, theils leicht zu erlangen sind. Als Eigenthum bezeichnen wir hier nur jene dauernden Besitzthümer, die schwer erlangt werden, und daher werthvoll sind, die nicht sowohl dazu dienen, die Bedürfnisse unmittelbar zu befriedigen, als ihre Befriedigung für die Zukunft zu sichern.

Die Anwesenheit dieses Eigenthums ist daher von entscheidender Wichtigkeit für das Leben der Völker. Während die eigenthumlosen Völker fast ausschließlich auf die natürlichen Produkte des Bodens gewiesen sind, von diesem abhängen, durch diese auch in hohem Maße geistig bestimmt werden, stehen die Völker mit Eigenthum weit freier da. Sie haben den Wald gelichtet, den Boden bewässert, die Samenkörner hineingelegt und dadurch ein Anrecht auf den Boden und die aus ihm erwachsenden Früchte erlangt. Oder sie haben die Thiere, statt sie unmittelbar zu verwenden, erhalten, geschützt und dadurch auch den Besitz ihrer Produkte erworben. Alle diese Völker verbrauchen von ihrem Eigenthume nur die Früchte. Das Kapital, das Produkt früherer Arbeit oder glücklichen Erwerbes bleibt ihnen ungeschmälert.

Die Völker ohne Eigenthum besitzen nichts als ihre körperliche Kraft, ihre Gewandtheit, welche durch die stets sich wiederholenden Bedürfnisse immer von Neuem in Thätigkeit gesetzt werden muß. Sie sind die Proletarier, jene die Kapitalisten unter den Völkern.

Die Völker ohne Eigenthum.

Die Abwesenheit des Eigenthums entfernt auch eine der wichtigsten Ursachen des Unterschiedes zwischen den Gliedern eines Volkes. Diese kennen keine andre Ueberlegenheit als die des Körpers oder des Geistes, welche an der Person haftet und mit ihr untergeht, und selbst

dieser Ueberlegenheit kann sich der Einzelne, der ihren Mißbrauch fürchtet, leicht durch Auswanderung entziehen, ohne dadurch irgend einen beträchtlichen Verlust zu erleiden. Sie sind daher einander gleich berechtigt, und es fehlt ihnen jene Gliederung der Stände, welche bei andern Völkern die Quelle so vieler eigenthümlicher Gebräuche wird.

Aber dieser Mangel an Eigenthum gilt blos für das Verhältniß der Familien gegen einander, nicht für das der Stämme. Diese haben allerdings ein Eigenthum. Jeder Stamm, er mag seine Nahrung aus dem Lande, den Flüssen oder dem Meere ziehen, hat seinen Bezirk, den kein anderer Stamm ohne seine Einwilligung betreten darf. Durch die Verletzung dieser Eigenthumsrechte entstehen Kriege, die häufig genug sind, um auf die Lebensweise der Völker einen beträchtlichen Einfluß zu üben. Alle diese Völker, sie müßten denn auf ganz kleinen isolirten Inseln leben, haben Waffen, die sie aus den ihnen zugänglichen Stoffen mit Scharfsinn zu verfertigen und mit Gewandtheit zu gebrauchen wissen. Sie haben auch schon die Erfahrung gemacht, daß ein Krieg nur dann mit Erfolg geführt werden kann, wenn Einheit sowohl im Plane als in der Ausführung stattfindet. Daher sind überall berathende Versammlungen, an denen jeder kämpfende Mann, und wenn Frauen kämpfen, auch diese Theil nehmen. Die Beschlüsse beziehen sich auf die Zeit und den Ort des Kampfes und die Wahl der Anführer, die man aus den klügsten und tapfersten Kriegern wählt und denen ein Jeder, der mit dem Stamme verbunden bleiben will, für die Dauer des Kampfes gehorchen muß. Nachher tritt zwar jeder wieder in seine vollkommene Unabhängigkeit zurück. Aber wo die Kriege häufig sind und man stets einen Angriff zu erwarten hat, der nicht immer die Zeit zu einer Volksversammlung übrig läßt, da werden die beliebten Kriegsführer oft zu Häuptlingen, auch in den Zeiten des Friedens, deren Einfluß mit ihrer persönlichen Bedeutung und ihrer Nothwendigkeit steigt; aber niemals geht er weit genug, um die Unabhängigkeit des einzelnen Mannes in Handlungen zu beschränken, die mit den Zwecken des Krieges nicht unmittelbar verbunden sind.

Die Kriege sind, wenn die Feinde nicht zu sehr erbittert waren, selten von langer Dauer. Frauen oder unbetheiligte Stämme suchen zu vermitteln; über den ursprünglichen Gegenstand des Streites wird in den Volksversammlungen beider Theile förmlich verhandelt; man bestimmt die Grenzen der Stammgebiete von Neuem, und da kein Raub zurückzugeben ist, so ist der Friede bald geschlossen. Für diese ziemlich häufigen Versammlungen haben sich überall feste Regeln gebildet; man beginnt den Krieg und schließt den Frieden unter gewissen, für heilig gehaltenen Gebräuchen, so daß bei diesen Völkern, die kein Privatrecht kennen, sich das Völkerrecht dennoch nach mehreren Seiten hin sehr scharf ausgebildet hat.

Zuweilen, wenn der Ehrgeiz oder Haß durch besondere Ursachen erregt sind, endigt der Krieg erst mit der völligen Besiegung der einen Partei, deren Ueberreste sich entweder freiwillig oder gezwungen mit einem anderen, zuweilen gänzlich verschiedenen Stamme vereinigen und in ihm untergehen; oder die Besiegten wandern aus und suchen sich eine Heimat mit weniger mächtigen Feinden.

Ueberhaupt ist die Auswanderung, obgleich damit nur äußerst selten der beabsichtigte Erfolg erreicht wird, eine sehr gewöhnliche Erscheinung bei diesen durch kein Eigenthum in ihren Bewegungen gefesselten Völkern. Bald sind es einige mit den Beschlüssen der Mehrheit unzufriedene Männer, die mit ihrer Familie und ihrer geringen Habe fortziehen; bald sind es thatenlustige Jünglinge, die Abenteuer suchen; bald, und dieses ist bei der Lebensweise dieser Völker und ihren ewigen Kämpfen der seltenste Fall, ist die Volksmenge so gestiegen, daß ein Theil sich andere Wohnsitze suchen muß. Denn keines dieser Völker ist ansäßig. Sie wandern durch das Land und genießen die Produkte, die es ihnen bietet; aber das Land selbst bleibt ihnen so gleichgültig wie die Luft und das Wasser. Die Liebe zu dem Geburtslande, welche bei höher stehenden Völkern der Keim so vieler edler Thaten wird, bleibt ihnen unbekannt.

Auch die Stammes-Anhänglichkeit ist bei ihnen nur gering. Einzelne Männer verlassen ihren Stamm, und gesellen sich so vollständig einem anderen zu, daß sie kein Bedenken tragen an einem Kampfe

gegen ihre früheren Stammgenossen Theil zu nehmen, und daher auch ohne Mistrauen aufgenommen werden. Gefangene, deren Leben geschont war, schließen sich leicht dem siegenden Stamm an, und zuweilen ist es sogar die Politik der kriegerischen Stämme den Verlust an Menschen auf diese Weise zu ersetzen. Denn eine Sklaverei, zu welcher die Gefangenen bei anderen Völkern gezwungen werden, giebt es bei diesen Völkern nicht. Wo niemand mehr verlangt und mehr erwirbt, als er zu seinem Unterhalte gebraucht, ist Sklaverei ohne Nutzen. Der Gefangene wird getödtet, oder er erlangt seine vollkommene Freiheit, entweder zu wandern, wohin er will, ohne sich mit dem Stamme des Siegers als gleichberechtigtes Glied zu verbinden.

Die Völker dieser Klasse, welche bei der Unvollkommenheit ihrer Ernährungsweise dem Mangel oft unterworfen sind, legen sich in der Wahl der Nahrung keinen Zwang auf. Sie genießen fast jede Speise, die sich ihnen darbietet, thierische wie pflanzliche. Im Innern der Länder verfolgen sie die Landthiere, am Ufer der Flüsse und Meere fangen sie die Fische oder andere Wasserthiere, und überall sammeln sie, was sie an eßbaren Pflanzen finden, und bauen sogar, wenn ihre Lebensweise es gestattet, einige Pflanzen an.

In den Beschäftigungen, welche der Pflanzentheil der Nahrung verlangt, findet daher zwischen den verschiedenen Völkern ohne Eigenthum kein großer Unterschied statt. Dagegen erfordert die Verfolgung der Land- und Wasserthiere, die ihnen den wichtigsten Theil ihrer Nahrung liefern müssen, Arbeiten sehr verschiedener Art, welche als der eigentliche Beruf der Männer einen entscheidenden Einfluß auf die gesammte Lebensweise des Stammes ausüben.

Man muß daher bei der Betrachtung der eigenthumlosen Völker von den Thier-Arten ausgehen, welche den Hauptgegenstand der Verfolgung ausmachen, und findet dann drei Abtheilungen, die zwar durch eine Menge von Mittelgliedern in einander übergehen, aber doch für sich betrachtet, scharf charakterisirt werden können, nämlich,

I. Die Sammelvölker,

II. Die Fischervölker,

III. Die Jägervölker.

Wir wollen mit der Sammelvölkern, als der von der Natur am wenigsten begünstigten Abtheilung den Anfang machen.

I. Die Sammelvölker.

Die Sammelvölker wohnen in einigen halbwüsten Binnenländern und besonders in den von eßbaren Pflanzen fast entblößten Gestaden des Meeres. Ihre Nahrung besteht größtentheils in Schal- und anderen Thieren niederer Art, die das Meer an ihre Küsten wirft, und einigen kleinen Landthieren, die sie mit ihren Waffen erreichen können. Die Arbeit bei dem Fange dieser Thiere ist nicht schwer; aber auch die Ausbeute ist gering und zur Ernährung der Menschen, so schwach auch die Stämme sind, nicht immer ausreichend. Sie kann nicht mehrere Tage hindurch aufbewahrt werden, und wenn sie durch irgend einen der Zufälle, die an der Küste des launischen Meeres oder dem Innern der wasserarmen Steppen häufig eintreten, einmal ausbleibt, dann sind die Sammelvölker dem drückendsten Mangel Preis gegeben und zu jeder, auch der ungesundesten Speise gezwungen.

Die Wirkungen dieser der Gesundheit nachtheiligen Nahrung und Lebensweise zeigen sich auch in der Bildung des Körpers. Er ist zwar schlank und behende, besitzt aber wenig Kraft; die Glieder sind dünn, der Kopf groß, der Unterleib, besonders der Kinder gewöhnlich aufgebläht. Sie sind vielen Krankheiten unterworfen und erreichen selten ein hohes Alter.

Ihre Industrie.

Wo das Klima die Bekleidung nothwendig macht, wird das rohe Fell eines Land- oder Seethieres umgehängt. In den Hütten, wo sie das zur Bereitung ihrer Speisen nothwendige und nur mit Mühe anzufachende Feuer selbst in wärmeren Zonen selten ausgehen lassen, bleiben sie nackt.

Ihre Geräthe sind ein Stock zum Ausgraben der Wurzeln, ein aus Blättern oder Röhricht geflochtener Korb, ein Sack von Leder oder biegsamer Rinde, in die sie die gesammelten Wurzeln oder ihre Jagdbeute legen. Ihre Waffen sind Keulen, Spieße von Holz,

zuweilen mit einem härteren Stoffe, Steinen, Gräten, Knochen, oder auch mit etwas dichterem Holze zugeschärft. Sie schleudern Steine, Wurfspieße oder Pfeile mit der Hand, dem Bogen oder mit Wurfbrettern und haben zuweilen auch Schilde von Leder und Rinde.

Ihre Hütten sind Löcher, die sie in die Erde graben und mit einigen Zweigen bedecken, hohle Felsen oder Bäume, die einen nothdürftigen Schutz gegen Regen und Sturm gewähren und oft selbst diesen nicht, indem sie sich begnügen an der Windseite einige Zweige aufzuhäufen, ein Feuer anzuzünden, und sich zwischen der Zweigwand und dem Feuer auf Gras und Blättern zu lagern.

Die Industrie ist niedriger, als bei irgend einem anderen Volke. Und was sollte sie auch zur Anstrengung bewegen, da kein in ihrem Bereiche stehendes Mittel ihnen bessere Pflanzen oder einen größeren Vorrath von Wurzeln, Schalthieren und Fischen verschaffen könnte. Die Bevölkerung bleibt daher immer sehr klein, und die Anzahl der Stämme ist nur deßhalb so groß, weil auf dem dürftigen Boden nur wenige Familien neben einander bleiben können.

Aber dennoch zeigen diese so höchst elenden und rohen Völker einen hohen Grad von Klugheit in der Benutzung ihrer Hilfsmittel. Sie haben wenige Geräthe, aber diese sind sämmtlich aus den passendsten Stoffen verfertigt, sauber bearbeitet und von der zweckmäßigsten Form. Ihrer Waffen bedienen sie sich mit der größten Gewandtheit und einige derselben sind so sinnreich gefertigt, daß sie selbst der Europäer mit Erstaunen betrachten mußte. Es ist offenbar nicht Mangel an Thätigkeit oder an Einsicht, sondern nur die große Dürftigkeit des Bodens und der Mangel, mit dem sie fast immer zu kämpfen haben, der ihren Zustand so elend gemacht hat.

Ihr Familien- und Volksleben.

Ihr Familien- und Volksleben steht natürlich ebenfalls auf einer sehr niedrigen Stufe. Wo alle arbeiten müssen um zu leben, da sind alle einander gleich. Wo die gesammte Thätigkeit den Menschen auf die Befriedigug der materiellen Bedürfnisse verwendet werden muß, und der Ernst des Lebens die heitere Poesie im Keime erstickt, da wird

das Weib zum Eigenthum des Mannes und zwar hier zu seinem einzigen, dessen er sich gewöhnlich gewaltsam bemächtigt, das er eifersüchtig bewacht, um das er, wie ein Thier, mit andern Männern kämpft. Aber auch hier zeigt es sich, daß diese Völker nur durch die Naturverhältnisse herabgewürdigt sind. Denn bei jenen rohen, eigenthumlosen Wilden finden sich die Beispiele von romantischer, aufopfernder Liebe nicht seltener wie bei anderen Völkern.

Mit diesen so einfachen Sitten stehen einige Gebräuche in dem Verkehre der Stämme und der Familien in einem seltsamen Gegensatz. Weit entfernt, daß die Ehe, wie man sie bei einem dem Thiere, dem Anscheine nach, so ähnlichen Volke erwarten sollte, und wie es auch bei vielen andern Völkern geschieht, ohne große Rücksicht auf Verwandtschaft geschlossen werden, sind sie bei einigen dieser Völker mehreren Beschränkungen unterworfen. Der Mann darf seine Frau nie aus seiner Familie nehmen; aber der Begriff der Familie ist von dem, der bei anderen Völkern gilt, sehr verschieden. Die Aufnahme der Knaben und Mädchen in die Reihe der Erwachsenen ist mit vielen, aus dem gegenwärtigen Zustande der Völker zum Theile unerklärlichen Feierlichkeiten verknüpft. So einfach die Wohnungen sind, so künstlich sind oft die Gräber gebaut, und die Gebräuche bei ihren Begräbnissen verrathen eine liebevolle Rücksicht auf die Gestorbenen, welche mit den Lebensanschauungen, die man jetzt bei diesen Völkern findet, nicht im Einklange steht, und selbst bei manchen weit höher stehenden Völkern vermißt wird.

Obgleich der Einzelne kein anderes Eigenthum besitzt, als seine wenigen Geräthe, und die Nahrungsmittel, die er eben gesammelt hat, und bald verzehren will, so sind doch die Gebiete zu Lande und zu Wasser, in denen die Stämme ihre Nahrung suchen, scharf gesondert, und die Benutzung fremden Bodens ist durch eine Art Völkerrecht an gewisse Bedingungen geknüpft. Es werden nun zwar, bald aus Noth, bald aus Uebermuth Eingriffe in die Rechte der Nachbarn gemacht, die oft zu Kämpfen führen. Aber auch diese Kämpfe zwischen den Stämmen, so wie die zahlreichen und blutigen Streitigkeiten, welche Eifersucht oder Rache zwischen Einzelnen hervorbringt,

unterliegen gewissen Regeln, die niemand übertreten darf, der sich in der Achtung der Seinigen erhalten will.

So finden wir bei diesen rohen und armen Völkern eine Menge von Einrichtungen, die theils von einer richtigen Auffassung ihres gegenwärtigen Zustandes herrühren, theils aber darauf zu deuten scheinen, daß wir hier nicht etwa aus thierischer Rohheit sich emporarbeitende, sondern umgekehrt, aus einem besseren Zustande herabgesunkene Völker vor uns haben. Gezwungen ihre ganze geistige und körperliche Thätigkeit auf die Befriedigung ihres Hauptbedürfnisses, der oft mangelnden Nahrung zu wenden, haben sie jede edlere Richtung des Geistes verloren. Nur einige Gebräuche, das zäheste Eigenthum der Völker, blicken wie Ruinen einer glücklicheren, ihrem Gedächtnisse längst entschwundenen Zeit in die traurige Gegenwart herein.

Wir haben diese Schilderung nach den am genauesten bekannten Sammelvölkern an den Strandgegenden des südlichen Theiles von Neuholland und des Feuerlandes entworfen, wo sie sich noch am reinsten erhalten haben, obgleich sie sich auch hier schon in ihrer Lebensweise den Fischern und Jägern annähern. In älterer Zeit waren sie viel weiter verbreitet. Die alten Griechen haben Strandvölker an beiden Seiten des arabischen Meerbusens und an der Strandküste des heutigen Persiens und Beludjistan's beobachtet, und die Schilderungen, welche uns die Admiräle Alexanders des Großen und einige griechische Geographen der spätern Zeit von diesen Völkern gegeben haben, passen mit Ausnahme einiger feinerer, nur bei sehr genauer Beobachtung erkennbarer Züge vollkommen auf die Urbewohner von Tasmanien.

Ihre Schicksale.

Alle diese Völker sind verschwunden oder dem Verschwinden nahe. Denn durch die ewigen und blutigen Kämpfe zwischen Einzelnen und zwischen Stämmen, und die mangelhafte und ungesunde Nahrung wird jede beträchtliche Vermehrung ihrer Anzahl verhindert. Sie bleiben schwach und werden zuletzt von den sich allmälig an den Küsten ansiedelnden, civilisirten Völkern entweder vernichtet oder aufgenom=

men. In neueren Zeiten kommen die eigentlichen Sammelvölker nur noch in einigen von allen civilisirten Ländern weit entfernten Küstenlandschaften und Steppen vor, und auch hier sind sie fast erloschen, indem sie theils zweckmäßigere Werkzeuge erlangen, und sich als Jäger oder Fischer eine bessere Nahrung zu erwerben wissen, als schlechtes Gewurzel und Schalthiere, theils aber auch allmälig absterben. Aus der großen Insel Tasmanien ist die Raße der Urbewohner seit kurzer Zeit ganz verschwunden, indem alle, die nicht in dem ungleichen Kampfe mit den Weißen umgekommen waren, nach einer kleinen Insel auswandern mußten, wo sie indessen von den Engländern auf eine humane Weise unterhalten werden. Im südlichen Neu-Holland sind sie nur noch in einzelnen Familien vorhanden, die zum Theil von dem Almosen der Kolonisten leben. Das Verschwinden dieser Völker wird dadurch beschleunigt, daß ihre Frauen, wie die aller rohen Völker, sich lieber mit den reichen und mächtigen, daher auch schön erscheinenden Fremden als mit ihren Stammes-Genossen verbinden, und die aus diesen Verbindungen hervorgehenden Mischlinge sich schnell in der überwiegenden Volksmenge von rein europäischem Blute verlieren.

II. Die Fischervölker.

Eine weit höhere Stellung als die Sammelvölker nehmen die Fischervölker ein. Zwar sind auch die Wasserthiere, obgleich den Landthieren an Größe oft weit überlegen, dem Menschen gegenüber im Allgemeinen nur wehrlos und ohne ein anderes Mittel zur Vertheidigung als die Flucht. Aber wer sich ihrer in ihrem eigenen Elemente bemächtigen will, der muß eine Menge von Erfahrungen sammeln, und sich an eine Lebensweise gewöhnen, die von derjenigen aller anderen Völker sehr verschieden ist. Die Fischervölker haben daher sowohl körperlich als geistig viel Uebereinstimmendes. Ihr Wuchs ist selten hoch und schlank, gewöhnlich untersetzt und stämmig, ihre Glieder sind in der Regel nicht schön, aber kräftig gebaut. Weniger gewandt im Klettern und Laufen als andere Völker sind sie dafür ausgezeichnete Schwimmer und Ruderer.

Die Eigenthümlichkeit aller Wasserthiere in ihrem Bereiche ist ihnen genau bekannt, und sie wenden bei ihrem Fange stets das passendste Verfahren an. Gleiche Zwecke haben daher die verschiedensten Völker zur Erfindung gleicher Mittel geführt, und viele Kunstgriffe, welche die Alten an den ihnen bekannten Fischervölkern beschrieben haben, werden noch jetzt nicht nur bei africanischen oder asiatischen Fischern, sondern sogar bei den americanischen gefunden. Das Betäuben der Fische durch giftige Kräuter, die Anwendung eines Kürbis, den ein geschickter Schwimmer über den Kopf stürzt und dadurch die Wasservögel täuscht, ist in der neuen wie in der alten Welt üblich.

Ihre Industrie.

Die Geräthe sind bei den entferntesten Völkern nach der Beschaffenheit der Stoffe, über die sie verfügen können, oder der zu fangenden Thiere sehr verschieden; aber sie sind sich sämmtlich darin gleich, daß die Schnüre und Netze, die Bogen und Pfeile, die Wurfspieße und Angelhaken und vor allem ihre Kähne stets aus den besten, den Fischern zugänglichen Stoffen und oft sehr künstlich bereitet werden.

Die Kähne sind für die Fischervölker, was die Pferde, Kamele oder die Wagen für die Bewohner der Ebenen sind. Sie sind ihnen wichtiger wie die Hütten. Sie machen darin ihre Reisen und ihre Jagdzüge, und in dem Bau und der Lenkung derselben für geschickt zu gelten, suchen die Männer ihren höchsten Ruhm.

Die einfachsten Fahrzeuge sind die Flöße aus zusammengebundenen Stämmen von Bäumen oder Röhricht oder aus aufgeblasenen Fellen. Sie werden überall benutzt, wo die Fahrten leicht und Strömungen oder Winde nicht zu fürchten sind. Für den Fischer, der mit dem Strome oder mit Brandungen zu kämpfen hat, sind sie nicht lenksam genug.

Aber um Bretter zu bereiten und sie wasserdicht zu verbinden, fehlen den meisten Völkern die Werkzeuge. Im Besitze derselben und mit großen Kähnen versehen, würden sie in der That nicht mehr für eigenthumlos gehalten werden können. Die Holz-Kähne werden daher von den in Waldregionen lebenden Fischervölkern in allen Thei-

len der Erde gewöhnlich aus einem Baumstamme verfertigt, der durch Feuer ausgehöhlt und mit der Steinaxt zugehauen wird. Aber sie gewähren einen im Verhältniß zur Arbeit, die sie kosten, nur geringen Nutzen, da sie zwar rasch die Fluthen durchschneiden, aber sehr schwer zu lenken und im Gleichgewicht zu erhalten sind, und selten über drei bis vier Menschen fassen können.

Es werden daher die Kähne, wo es möglich ist, aus einem biegsamern Stoffe gemacht. Diesen bieten im hohen Norden die Seethiere selbst in ihren Därmen und Häuten dar. In minder rauhen Gegenden finden sich nicht selten Birken oder ähnliche Bäume mit fester, biegsamer Rinde, die in Nordamerica, Sibirien und Neuholland auf völlig gleiche Weise zu Kähnen verarbeitet wird. Die Rinde wird in möglichst großen Stücken geschält, geglättet, die verschiedenen Stücke durch einen passenden Kitt verbunden und das Ganze vermittels einiger Stäbe in einer durch die Erfahrung bewährten Form erhalten. Ein Loch, das ein Felsstück hineinstößt, wird durch ein Stück Rinde leicht wieder verstopft. Wo ein Wasserfall oder eine Stromscheide die Fahrt unterbrechen, werden die leichten biegsamen Kähne von einem bis zwei Mann in neues Fahrwasser gebracht, und sie sind so vortrefflich geeignet nicht nur tiefe Ströme, sondern auch reißende und von Wasserfällen unterbrochene Flüsse zu befahren, daß sogar die Engländer sich ihrer auf ihren Entdeckungs= und Handelsreisen im Norden America's bedienen.

Auch an den Küsten sind sie für den Fang der Seethiere von Nutzen. Wo sich daher an den öden Gestaden oder den Flüssen von Neuholland jene trefflichen Rinden finden, da hat die Bevölkerung sie zu Fahrzeugen benutzt und sich aus der niedrigen, stets mit dem Hunger kämpfenden Klasse der Sammelvölker zu der der Fischer erhoben.

Auch die Fischervölker haben ihre Bezirke, von denen sie jedes andere Volk auszuschließen suchen. Aber bei dem für die Bedürfnisse dieser Völker fast unerschöpflichen Reichthum an Fischen führen Eingriffe in ein fremdes Gebiet weit seltener zu Kriegen, wie bei andern Völkern. Nur dann haben die Streitigkeiten ernste Folgen, wenn mit den Produkten des Fischfangs ein Handel getrieben wird, oder

ein seltenes und edles Thier, z. B. die Fischotter, nur an wenigen Orten gefunden wird; dann treten die Fischervölker in ihren Sitten den Jägervölkern näher.

Unter den Individuen eines Fischervolkes ist das Eigenthum nicht scharf getrennt. Von ihren Dämmen oder Gräben, ihren Geräthen, ihren Netzen und Kähnen ist der werthvollere Theil das Eigenthum mehrerer Familien, ja des ganzen Stammes; auch die Ausbeute der Fischerzüge ist daher zum größten Theil das Gemeingut vieler Familien. Mit Ausnahme der Vorräthe, welche Einzelne sammeln, giebt es also kein gesondertes Eigenthum. Die Fischervölker gehören daher in dem Sinne, den wir oben angenommen haben, zu den eigenthumlosen Völkern. Mit dem Eigenthum fehlen auch alle geselligen Unterschiede. Alle Männer sind ursprünglich einander gleich, und das Ansehn, das einzelne erlangen, beruht auf der größeren Gewandtheit im Bau der Kähne, im Fange der Fische und auf der Schlauheit und Tapferkeit in den nicht gar häufigen Kämpfen mit den benachbarten Völkern, also nur auf persönlichen Vorzügen.

In allen diesen Beziehungen sind die Fischervölker einander gleich; aber sie unterscheiden sich in allen denjenigen Seiten ihrer Lebensweise, welche von der Art der Fische, denen sie nachstellen, abhängen.

1. Die Flußfischer.

An den Ufern der fischreichen Flüsse haben die Völker ein im Ganzen müheloses Leben. Ihre Nahrung fließt ihnen zwar nicht ohne Arbeit zu; aber diese Arbeit ist weit leichter und dem Wechsel weniger unterworfen, als der der meisten andern Völker. Der Fluß läßt sie keinen Theil des Jahres ganz ohne Nahrung; aber in gewissen Jahreszeiten pflegen zahlreiche Schaaren von Fischen die Flüsse auf- und abzuziehen. Dieses ist die Zeit der Aernte für die Uferbewohner. Sie kommen dann mit ihren leichten Kähnen herbei, und tödten die Fische mit Wurfspießen und Pfeilen, oder sie fangen sie mit Angeln und Netzen, und wissen dabei mit vieler Gewandtheit alle Hilfsmittel zu benutzen, welche ihnen die Lebensweise der Fische an die Hand giebt. Die neu zugezogenen, früher an eine andere Lebensweise gewöhnten

Stämme ausgenommen, sind die Ufer bewohnenden Naturvölker sämmtlich vortreffliche Fischer.

Selbst die Stammverwandten jener elenden Strandbewohner, die sich nur dürftig von dem ernähren, was ihnen das Meer am Ufer zurückläßt, wissen, wenn sie an den Ufern fischreicher Flüsse leben, sehr hübsche Netze aus Pflanzenfasern, oder wenn diese fehlen, aus Thierhaaren zu machen, an allen geeigneten Orten Dämme quer durch die Flüsse zu legen, und kleine Kanäle zu ziehen. Sie verschaffen sich dadurch ein behaglicheres Dasein und werden größer und kräftiger, als die benachbarten Strandbewohner.

Die gefahrlose und reichliche Nahrung, welche diese Völker an den Ufern der Flüsse finden, giebt ihnen keine Veranlassung zu wandern und andere Natur-Verhältnisse zu beobachten. Sie bleiben stets an dem Flusse, der ihnen ihre Nahrung giebt und oft auch die einzige Straße ist, auf der sie mit andern Stämmen in Verbindung treten. Sie sind mit allem, was sich unmittelbar auf ihre Beschäftigung bezieht, genau bekannt; aber alles, was über ihren engen Wirkungskreis hinaus liegt, bleibt ihnen fremd. Ihr Charakter entspricht ihrem Berufe, der mehr Klugheit und Geduld, als Thätigkeit und Muth verlangt, und daher mehr die Eigenschaft des Sklaven als die des freien Mannes nährt. Sie sind daher auch im Vergleich mit anderen Naturvölkern zwar schlau und geduldig, aber feig, mistrauisch, engherzig und unempfänglich für Eindrücke, die über den gewohnten Kreis ihrer Gedanken hinausgehen. Sie stehen in der Entwickelung ihres Gemüthes wie ihres Verstandes, ungeachtet ihres behaglichen Lebens und ihrer größeren Industrie, selbst noch unter den dürftigen Strandnern, und beinahe auf einer Stufe mit den geistig am niedrigsten stehenden Menschen der Erde, dem an die Schwelle gebundenen Sklaven des civilisirten Gutsherrn.

2. Die Meeresfischer.

Einen ähnlichen Charakter haben die Fischer am Gestade des Meeres, wenn sich in der Nähe ihrer Küsten eine jener Untiefen findet, in denen zu gewissen Jahreszeiten ein unerschöpflicher Vorrath von Fischen versammelt ist. Aber der eigentliche Seefischer, der einzelne

große Seethiere weit in das Meer hinein verfolgt, gehört zu einem weit edleren und kühneren Geschlecht als der Fischer, der seinem Berufe am Flusse oder dicht am Gestade nachgeht, und weder von den Thieren noch von den Gewässern ernste Gefahren zu befürchten hat. Er bewegt sich in einem gefahrvollen Elemente, dem er seinen Unterhalt mühsam abringen, und wo er oft mit Sturm und Wellen um sein Leben kämpfen muß. Der Seefischer beobachtet daher genauer als der Angehörige irgend eines andren Volkes den Zustand der Atmosphäre und des Meeres und die Eigenschaften seiner Bewohner, und weiß sich auch mit Hilfe der Sterne wieder zurückzufinden, wenn ein Sturm ihn von der Küste verschlagen hat.

Während der Strandner in dem Sande und dem Schlamme der niedrigen Küste watet und dort sammelt, was das Meer ausgeworfen hat, lieben die Seefischer die hohen Ufer, wo, einige Landungsstellen ausgenommen, das Land unmittelbar an ein tiefes von Seethieren bewohntes Meer stößt. Dort ist zwar die Gefahr der Brandung größer, aber die Gefahren werden nicht gescheut, wo eine reiche Beute zu erwarten ist. Alle diese Fischervölker sind daher kühn, schlau und höchst aufmerksam auf alles, was sie umgiebt.

In den wärmeren Zonen der Erde haben die Seefischer-Völker ihre Eigenthümlichkeit selten rein erhalten. An allen Küsten beschäftigen sich die Völker zwar auch mit der Fischerei; aber entweder ist sie mit Landbau verbunden, oder die Fischer bilden nur einen Stand im Volke, nicht das Volk selbst. Nur in Neuholland haben sich einige mit den Strand- und Flußfischern nahe verwandten Stämmen zu Seefischern herangebildet, und dem Charakter ihrer Lebensweise gemäß, sind sie beiden sowohl körperlich als geistig weit überlegen; aber auch ihnen hat die Natur die zu Kähnen und Segeln geeigneten Stoffe nur auf eine höchst ungenügende Weise gewährt. In kühleren Zonen, wo der Landbau weniger ergiebig ist, als in wärmeren, werden die Fischervölker häufiger, vornehmlich finden sie sich an den sumpfigen Flachküsten der Tiefländer und den Mündungen der großen Ströme, so wie an den klippigen Küsten der nordischen Festländer und Inseln. Fast alle diese Völker beschäftigen sich jedoch zugleich

mit der Jagd, oder sie besitzen durch den Verkehr mit anderen Ländern einige ihrem Boden fremde Hilfsquellen.

3. Die Eskimo.

Nur im hohen Norden hat sich noch ein wahres Seefischervolk erhalten, das trotz seiner geringen Anzahl einer genaueren Betrachtung werth ist. Das Klima, in dem diese Völker wohnen, ist im höchsten Grade rauh. An dem Boden haften nur einige Moose und Flechten, von denen kaum eine oder die andere Art einen für den Menschen tauglichen Nahrungsstoff enthält. Man kennt kein anderes Holz als das von den Flüssen oder dem Meere herangeschwemmte Treibholz, und dieses ist an vielen Stellen kaum für die Lanzen-Schäfte und Bogen in hinreichender Menge zu finden. An jagdbaren Thieren fehlt es fast ganz, selbst das genügsame Rennthier findet nicht immer hinlängliche Nahrung, und der von Fischen lebende Eisbär ist ein gefährliches Raubthier, mehr geeignet die Hilfsquellen der Eingeborenen zu vermindern, als sie zu vermehren.

Die Nahrung und die übrigen Bedürfnisse werden daher fast ausschließlich dem Meer entnommen. Meer und Luft sind überall launische Elemente, aber nirgends mehr, als im hohen Norden, wo sich binnen wenigen Stunden, oft ohne deutliche Vorzeichen, Orkane erheben, die es dem erfahrensten Schiffer unmöglich machen, sich nach dem Ufer zu retten. Die steilen Küsten der Meere sind selten frei von Klippen und Untiefen, und verlangen selbst bei ruhigem Wetter eine sehr geschickte Steuerung. Aber neben diesem festen Gesteine, dessen Lage der Schiffer erlernen kann, ist das Meer im hohen Norden noch mit Eisfeldern und -Bergen bedeckt, die an sich so gefährlich, wie feste Klippen, ihren Ort beständig wechseln, dort untersinken, hier auftauchen, die größten Schiffe durch ihren Sturz zerschmettern, oder wie riesige Zangen festhalten und hunderte von Meilen weit mit sich fortziehen, und selbst durch die größten Anstrengungen nicht immer zu vermeiden sind.

An solchen Küsten lebt im Nordosten von Asien und die ganze polare Küste von America entlang das Volk der Eskimo, das von allen civilisirten Völkern weit entfernt und nur mit einigen armen

Jägervölkern in einem spärlichen und gewöhnlich feindlichen Verkehre, sich in seiner isolirten Lage ganz selbstständig entwickeln konnte.

Die Eskimo ziehen fast gar keinen Nutzen aus dem Pflanzenreiche; sie könnten es gänzlich entbehren ohne ihre Lebensweise wesentlich zu verändern. Selbst das Brennmaterial, das ihnen in dem polaren Winter Licht und Wärme geben muß, besteht ausschließlich aus dem Thrane der Seethiere. Ihre Kleider bestehen aus wohl zubereiteten und mit den Fellen kleinerer Thiere verbrämten Robbenhäuten, deren sie mehrere von verschiedener Art übereinander legen. Wenn sie im Kahne sind, hüllen sie sich noch in einen zwar durchscheinenden, aber wasserdichten, aus den Därmen großer Seesäugethiere verfertigten Mantel.

Aehnliche Stoffe legen sie um das Holz- oder Knochen-Gerüste ihrer Kähne, deren sie zwei Arten besitzen, große die dreißig und mehr Menschen fassen, und ganz kleine, in denen nur ein Mann Raum findet. In jene bringen sie ihre Weiber und Kinder; in diese setzt sich der Schiffer selbst, wenn er auf die Jagd geht, und bindet die Häute aus denen sie bestehen, so fest, daß sie seinen halben Körper wasserdicht umschließen. Dieser leichten, Blasen-ähnlichen Fahrzeuge bedient sich der Eskimo so gewandt als wären sie ein Glied seines Körpers, und er ist geschickt und kühn genug um darin alle Seethiere und selbst den Wallfisch, das größte Thier der Erde überhaupt, anzugreifen und zu erlegen.

Ihre Bogen sind die besten, die es giebt, obgleich sie keinen anderen Stoff haben als Knochen, Fischbein und Thiersehnen. Ihre Pfeile und Speere mit den Widerhaken von Gräten, die Harpunen mit den aufgeblasenen Seehundsfellen und den Spitzen, die sich lösen, sobald sie das Ziel erreicht haben, können das riesenmäßige Thier zwar kaum verwunden, aber durch die das Untertauchen erschwerenden Schläuche so ermüden, daß es endlich durch wiederholte Harpunenstöße, wie durch Nadelstiche getödtet wird. Alle diese Werkzeuge gehören zu den sinnreichsten Mitteln, welche der vom Mangel gedrängte Mensch erdacht hat, um sich seine Nahrung zu verschaffen.

Ihre Wohnungen wechseln, wie die fast aller nordischen Völker

mit den Jahreszeiten. Im Sommer wandern sie in ihren Kähnen an den Küsten hin und her, und suchen sich die Orte auf, die ihrem Fischfang die beste Ausbeute versprechen. Ihre Sommerhütten sind daher leicht gebaut. Einige Fischhäute oder Felle die sie in ihren Kähnen mitführen, werden über ein paar aus Treibholz bestehende Stäbe oder über Fischbein gespannt; oder sie benutzen dazu ihre Kähne selbst, die an's Ufer gezogen und die Wölbung nach oben auf ein Gerüst gestellt werden. Diese Hütten dienen blos zum Uebernachten.

Aber der Bau der Winterhütte ist ein sehr ernstes Geschäft; denn sie ist ihnen eine Wohnung, die sie oft Wochen und Monate lang nicht verlassen können, und die ihnen Schutz vor der Kälte und den Stürmen des kältesten und stürmischsten Winters der Erde zu geben hat. Wenn sie stets an demselben Orte überwintern, dann graben sie ihre Hütten tief in die Erde, so daß das mit Erde bedeckte Dach nur wenig über die allgemeine Oberfläche des Bodens hervorragt, und steigen entweder durch eine Oeffnung oben im Dache hinein, oder sie machen einen schräg nach unten gehenden, mit Erde bedeckten Gang, welcher das Eindringen der kalten Luft möglichst verhindert. Bei anderen Orten bauen sie ihre Hütten über der Erde, fest von Lehm oder Steinen und bedecken sie mit einem Erdhügel. Aber wenn sie ihre Hütten nur für einen Winter errichten wollen, dann bauen sie am liebsten mit dem Schnee selbst, aus dem sie große Quadern schneiden und übereinander schichten. Den Mörtel bildet frierendes Wasser, die Fenster sind Scheiben von Eis. Alles in diesen Hütten, Stoff, Umfang, Gestalt ist wohl berechnet. Im Innern wohnen in kleinen Verschlägen mehrere Familien, jede mit ihrem Kessel von Stein, ihrer Thranlampe, die dem Zimmer zugleich Wärme und Licht giebt, und Thran und Fleisch in dem überhängenden Kessel erhitzt, mit ihren Hunden und ihren Vorräthen an Fischen und Thierhäuten oft weit behaglicher, als die niederen Stände bei mehreren Völkern des nördlichen Europa.

So lange das Meer offen ist ziehen die Eskimo auf den Fischfang aus, entweder in der Umgegend ihrer Winterhütten, so lange sie noch Ausbeute verspricht, oder sie lassen die Hütten unter der Obhut einiger Greise und Kinder zurück, und suchen in ihren Kähnen eine bessere

Fischer-Station auf. Der Sommer ist die Zeit der harten Arbeit für Männer und Frauen. Die Männer suchen so viel Thiere zu erlegen, wie möglich, und bringen sie heim. Dann beginnt die Thätigkeit der Frauen. Sie tragen die Beute aus den Kähnen ans Ufer, bereiten sie zu und legen sie in ihre Hütten oder besonders eingerichtete Vorrathsräume. Diese bestehen bei den Eskimo, deren Boden bei wenigen Fuß Tiefe selbst im Sommer gefroren bleibt, nicht in Gruben, sondern in hohen Gerüsten außer dem Bereiche der Bären und ihrer eigenen gierigen Hunde.

Aber sobald der Fischfang aufhört, kehrt der Eskimo in sein Winterlager zurück, bessert seine Winterhütte aus oder errichtet sie neu, und es beginnt für ihn eine Zeit der verhältnißmäßigen Ruhe und des Genusses. Diese zeigt sich bei ihm nicht wie bei den Jägervölkern durch gänzliches Nichtsthun. Sie sind immer beschäftigt. Die Weiber bereiten die Speisen, gerben und nähen die Felle, und bessern die Netze und Schnüre aus. Die Männer setzen ihre Waffen und Kähne wieder in den Stand. Aber alle diese Arbeiten nehmen nur einen kleinen Theil des langen, nordischen Winters in Anspruch, und die übrige Zeit sucht sich der Fischer durch die Freuden der Geselligkeit zu kürzen, für die sich bei ihm, der zwar den größten Theil des Jahres auf seine Familie und seine Stammgenossen beschränkt ist, aber nie Tage lang einsam umherstreift, der Sinn in höherem Grade entwickelt hat, als bei vielen anderen Völkern. Bald besucht er, auf seinen langen und schmalen Schneeschuhen dahingleitend, oder auf einem von Hunden gezogenen Schlitten, die benachbarten Ansiedlungen; bald empfängt er die Besuche der Freunde, und wenn auch die Schneestürme jede Verbindung unmöglich machen, so besteht doch jede Winter-Niederlassung aus mehreren nebeneinander gebauten großen Hütten, zwischen denen ein ununterbrochener Verkehr stattfindet.

Bei den Eskimo ist keine Spur jenes finsteren Ernstes, der den nordamericanischen Jäger besonders den Fremden gegenüber auszeichnet. Ihre langen Winter werden durch Schmausereien, durch Gesang, Tanz und Spiele verkürzt. Als aufmerksame Beobachter

verstehen sie vortrefflich die Eigenheiten anderer Menschen, zum Beispiel der reisenden Europäer, zum großen Ergötzen der Anwesenden nachzuahmen. Sie haben wie die Hirtenvölker der wärmeren Länder, förmliche satyrische Wettgesänge, und wer schnell eine witzige und wohlgesetzte Antwort geben kann, wird in der mit Thran geheizten und beleuchteten Winterhütte nicht weniger geachtet, als der Sieger in den gymnastischen Spielen anderer Völker. Dieser muntere Sinn, diese Neigung zu Spott und Scherz ist allen Seefischern eigen; selbst den Fischern an der neuholländischen Küste, die sich kaum über den Zustand des Strandners erheben.

Bei Völkern, deren Thätigkeit größtentheils auf Gewandtheit und Klugheit beruht, nimmt das weibliche Geschlecht stets einen höheren Rang ein, als da, wo die Kraft des Armes vorherrscht. Zwar muß das Weib arbeiten, und wenn auch weniger hart, doch ununterbrochener, als der Mann; aber dieses ist auch bei den gebildetsten Völkern der Fall. Das Weib ist bei den Eskimo nicht die Sklavinn, sondern die Gefährtinn des Mannes. Das Zusammenwohnen mehrerer Familien in einer Hütte, und die gemeinsamen Arbeiten und Belustigungen, zu denen, wenn sie geistiger Art sind, das weibliche Geschlecht ein nicht geringeres Talent zeigt als das männliche, führen zwischen dem Jüngling und dem Mädchen, und selbst zwischen den Gatten ein Verhältniß herbei, das zwar nicht ohne Schattenseiten ist, indem die Seefischer lange nicht die Reinheit der Sitten haben, welche die Jäger auszuzeichnen pflegt, aber doch gegen die rohe Ueberlegenheit, welche sich bei so vielen Völkern das stärkere Geschlecht über das schwächere anmaßt, sehr vortheilhaft absticht.

Ein Volk, das wie diese Meeresfischer in einer Jahreszeit den Vorrath für die anderen anlegen muß, und oft in Lagen kommt, welche die entschiedenste Ueberlegung und Selbstbeherrschung verlangen, gewöhnt sich früh alle seine Handlungen wohl zu bedenken. Sie sind daher selten jähzornig, verletzen den Frieden nicht leicht, wenn sie nicht durch Kränkung oder durch die Aussicht auf große Beute gereizt werden. Sie sind weniger rachsüchtig als die meisten andren Völker und die Momente der Leidenschaft ausgenommen, nicht blutdürstig

gegen Feinde. Aber sie sind im Kampfe zugleich tapfer und schlau und von ihren persönlich kräftigeren und zahlreicheren Nachbaren als Feinde sehr gefürchtet. In ihrem Verkehre mit Fremden sind sie zwar nicht immer ehrlich, aber gastfrei, gutmüthig und von Mistrauen frei. Im Handel sind sie sehr gewandt und vorsichtig, und die Liebe zum Putz, die sie mit allen Völkern theilen, und von der sie zu den uns häßlich erscheinenden Einschnitten in Nasen, Lippen und Ohren verleitet werden, geht niemals so weit, ihre Wintervorräthe, ihr Pelzwerk für Spiegel, für Glaskugeln und ähnlichen Tand hinzugeben. Dagegen lieben sie Nägel, Messer, Kessel von Eisen oder Kupfer, und einige Stämme machen Handelsreisen von mehreren hundert Meilen, um diese ihnen mit Recht als große Kostbarkeiten erscheinenden Gegenstände gegen Pelzwerk einzutauschen. Indessen haben alle diese Geräthe noch keine wesentliche Veränderung in ihrer, von der rauhen Natur erzwungenen Lebensweise hervorgebracht.

Diese Schilderung paßt natürlich nur auf denjenigen Theil der Eskimo, der in seinen Lebensbedürfnissen ganz auf das Polarmeer gewiesen ist. Einige ihre Stämme sind von der Meeresküste ab mehr nach dem Innern des Landes gedrängt worden, oder auf ihrer Wanderrung die Küste entlang in südlichere, noch ziemlich bewaldete Länder gekommen, und nähren sich hier außer dem Fischfange, auch von der Jagd. Ihren Gesichtszügen, ihrer Kleidung und Sprache nach sind sie Eskimo. Aber ihre Lebensweise, ihre Sitten und ihr Charakter sind denen der übrigen Einwohner des Landes ganz gleich geworden. So sind z. B. bei den Schiel-Indianern am untern Laufe des Mackenzie-Flusses und einige Eskimostämme an der Nordwestküste von America, nur noch durch ihre Gesichtszüge von ihren südlichen Nachbaren zu unterscheiden.

Die Schicksale der Fischervölker.

Die Fischervölker, deren Wohnsitze nicht sowohl in breiten Flächen, als in einem sehr schmalen die Ufer eines Flusses oder die Küste eines Meeres entlang gehenden Streifen bestehen, können niemals zahlreich werden. In den nordischen Ländern wird eine beträchtliche Zunahme der Bevölkerung schon durch das rauhe Klima und die mit vielen

Gefahren verknüpfte Lebensweise verhindert. Kinder und Erwachsene leiden viel durch Krankheiten; die Familien sind nicht zahlreich und ein hohes Alter ist selten. An anderen Küsten von milderem Klima sind die Umstände günstiger; aber auch hier bleiben die wandernden Fische zuweilen aus, und keine Industrie kann den plötzlich eintretenden Mangel an Nahrung ersetzen. Dann müssen die Völker zu jeder auch der schlechtesten Nahrung greifen, und viele kommen durch Hunger und Seuchen um.

Indessen sind die Völker an südlichen Flüssen und Meeren selten auf den Ertrag des Fischfanges beschränkt. Sie nehmen, wenn der Boden nicht ganz unfruchtbar ist, einen Theil ihrer Nahrung aus dem Pflanzenreiche, und die festen Wohnsitze, zu denen sie ohnehin genöthigt sind, führen sie leicht zum Anbau einiger Pflanzen. Allmälig breitet sich dieser und mit ihm die Bevölkerung aus. Je größer diese ist, und je weiter ein Theil derselben von dem Meere und dem Flusse abgedrängt wird, desto kleiner wird der Antheil, den der Fischfang an der Ernährung hat. Gewöhnlich wird unter diesen Umständen auch ein Eigenthum begründet und dadurch eine gänzliche Umwandelung des Volks-Charakters allmälig herbeigeführt. In einigen Gegenden werden die Fischer zu der Unterabtheilung eines größeren Volkes, indem sie sich zwar ausschließlich mit dem Fischfange beschäftigen, aber nicht blos von Fischen nähren, sondern den Ertrag ihrer Industrie gegen die Erzeugnisse anderer Stände vertauschen. Aber indem der Sohn gewöhnlich das Gewerbe des Vaters ergreift, kann sich auch hier manche Eigenthümlichkeit bilden und erhalten, und an vielen Küstengegenden von China, Frankreich, Schottland findet man Völkchen von einem so eigenthümlichen Fischer-Charakter, als man bei der Nähe so hoch civilisirter Völker kaum für möglich halten würde.

Es ist aber nicht das Meer an sich, nicht die Fischnahrung, sondern die Beschäftigung auf dem Meere, der Kampf mit Wind und Wellen, der allen seefahrenden Völkern, selbst den in der Kultur sehr fortgeschrittenen ein eigenthümliches Gepräge ertheilt. Man kann nicht verkennen, daß die Unterschiede, die sich zwischen dem Charakter der Engländer und den Völkern des kontinentalen Europa, zwischen dem der

Malaien und der Javaner finden, ganz ähnlicher Art sind wie die, welche bei Völkern niederer Bildung die Fischervölker von den Landvölkern trennen.

III. Die Jägervölker.

Die eigenthumlosen Völker, welche an dem Meere und den Flüssen zu Fischern werden, sind im Innern der Länder auf die Jagd gewiesen und werden dadurch zu den Fischer- und Sammel-Völkern an Lebensweise und Charakter sehr ungleichen Jägervölkern.

Ihre Heimat.

Der Jäger beschäftigt sich vornehmlich mit den größeren Thieren. Kleinere mögen ihm durch ihr Pelzwerk nützen; sie geben ihm aber keinen der Arbeit, die er auf ihren Fang zu verwenden hat, angemessenen Nahrungsstoff. Aber größere zur Jagd geeignete Thiere giebt es nur wenige Arten, und diese gehören fast ohne Ausnahme den größeren Festländern an. Denn ein Thier, das an irgend einer Stelle des Festlandes entstanden war, konnte sich wohl über das ganze Gebiet desselben selbst nach den entferntesten Orten hin verbreiten, vermochte aber nur sehr selten eine benachbarte Insel zu erreichen, wenn diese durch einen breiten Meeresarm vom Hauptlande getrennt war. Auf den Inseln kommen daher in der Regel nur die wenigen Thiere vor, deren Heimat sich ursprünglich auf ihnen befand. Auf den polynesischen und westindischen Inseln hat es daher niemals Jägervölker geben können, und sie waren auch, als man sie entdeckte, nur von Pflanzen- und Fisch-essenden Völkern bewohnt.

Auch Neuholland, seinem Umfange nach wohl geeignet, zahlreiche Heerden großer Thiere zu ernähren, enthält nur wenige größere Thierarten, und diese wegen der Oede des Landes auch nur in einer geringen Anzahl von Stücken. Man hat daher auch hier kein eigentliches Jägervolk gefunden. Die Eingebornen des Binnenlandes tödten wohl einmal ein Känguru, oder einen wilden Hund, aber ihre Hauptnahrung müssen sie aus den Flüssen ziehen, und wo diese nicht ausreicht, da sinken sie leicht zu dem niedrigen Zustande eines Sammelvolkes hinab.

Auch Südamerica ist nicht reich an Jägervölkern. Zwar fehlt es in einigen von europäischer Kultur noch unberührt gebliebenen Landschaften nicht an Thieren; aber von diesen gehört der größte Theil zur Klasse der gewandten, der Verfolgung sich leicht entziehenden Affen und ähnlichen Wald-Thieren, oder zu dem Geschlecht der wilden Katzen, die mehr geschmeidig und kräftig als groß, zwar sehr gefährliche Feinde sind, indem sie eine Menge der jagdbaren Thiere vernichten, und selbst Menschen angreifen, bei denen aber nur das Fell von Werth ist. Große Pflanzen fressende Thiere sind dort im Vergleich mit andern großen Ländern selten, daher die Jagd nur geringe Ausbeute giebt, und etwas zahlreichere Völker sich nur durch Fischfang und Pflanzenbau erhalten können. Erst in der neueren Zeit könnten die von europäischen Thieren abstammenden, verwilderten Rinder- und Pferdeheerden der Jagd wohl einen etwas weiteren Umfang geben, wenn nicht zu gleicher Zeit die Verbreitung der Europäer das ganze Leben der americanischen Völker gewaltsam in andere Richtungen drängte.

In Nordamerica und den drei Theilen der alten Welt waren, ehe die Kultur den Boden umgestaltete, die Bedingungen zur Bildung von Jägervölkern in so fern in reichem Maße vorhanden, als es überall eine Menge großer Wiederkäuer giebt, Rinder, Hirsche, Antelopen in vielen Arten, sämmtlich den Menschen fliehende, nur sehr selten sich ihm widersetzende Thiere. Zu diesen traten noch die zahlreichen, von Pflanzen lebenden Bären, ein sehr nützliches und für den geübten Jäger nicht sehr gefährliches Wild. In vielen wärmeren Gegenden gesellten sich den Wiederkäuern noch die Elephanten und Nashörner hinzu, die ungeachtet ihrer Größe und Kraft überall den schlecht bewaffneten aber muthigen und gewandten Eingebornen zur Beute fallen.

Aber in der alten Welt hat es, so weit die Geschichte und selbst die Sage zurückgeht, wohl Jäger, aber keine Jägervölker gegeben. So ehrenvoll die Jagd als ein Bild des Krieges bei vielen Völkern war und ist, so galt sie ihnen stets mehr als ein Vergnügen, denn als ein Mittel zur Ernährung. Diese fand man weit reichlicher als die

Jagd sie geben konnte, in der Viehzucht oder im Pflanzenbau. Nur wenigen verfolgten und dadurch besitzlos gewordenen Völkern in einigen Theilen von Asien und besonders von Africa ist die Jagd nebst dem Sammeln wilder Früchte die einzige Nahrungsquelle geblieben.

So bleibt denn nur das nördliche America als die eigentliche Heimat der Jägervölker übrig, und hier waren sie auch vor der Ankunft der Europäer über einen großen Theil des Raumes verbreitet, der zwischen den drei, den Welttheil im Norden, Osten und Süden einschließenden Meeren und den Fels-Gebirgen im Westen liegt. Auf dem Scheitel des Andes, wo sich das Gebirge in dem südlichen Theile von Nordamerica zu einem Hochlande erweitert, wohnte das Kulturvolk der Mexicaner und einige andere minder entwickelte, aber ebenfalls ansässige Ackerbauvölker. Auf dem Gebiete zwischen dem Fels-Gebirge, der nördlichen Fortsetzung der Andes und dem Stillen Meere, wo es an großen Jagdthieren fehlte, waren die Eingebornen größtentheils Fluß- oder Seefischer. Im hohen Norden wohnten die Eskimo an der Küste des Polarmeeres, und an den Küsten des Mexicanischen Meerbusens im Süden waren die Völker zur Zeit der Eroberung durch die Spanier weit kultivirter als in späterer Zeit. Sie hatten Ackerbau, Eigenthum, einen erblichen Adel, und andere bei einem Jägervolke unmögliche Einrichtungen. Aber in dem ganzen Lande östlich von dem Alleghany-Gebirge, so wie in den ausgedehnten Stromgebieten des Missisippi, Rio Del Norte, der Lorenz- und Mackenzie-Ströme war, mit Ausnahme der Mündungsgebiete, die Hauptbeschäftigung aller Stämme die Jagd.

Ihre Lebensweise.

Seefischer und Jäger sind einander darin gleich, daß ihr Beruf in einer beschwerlichen und gefahrvollen Jagd auf größere Thiere besteht. Aber die Hilfsmittel, mit denen sie ihren Zweck zu erreichen suchen, sind so verschieden, wie die Elemente, in denen ihre Jagd stattfindet, und bringen auf ihre Gemüthsstimmung und ihre geselligen Zustände so ungleichartige Wirkungen hervor, daß die Jägervölker zu einer von den Fischern ganz verschiedenen Gruppe von Völkern werden, die ungeachtet aller Mannigfaltigkeit in Klima und Boden ein

sehr eigenthümliches und übereinstimmendes Gepräge trägt, das zum Theil auch auf diejenigen Völker übergeht, denen die Jagd nur Nebenberuf ist.

Der Jäger hat mit der Natur weniger zu kämpfen als der Schiffer der Küsten. Die Unebenheiten des festen Landes sind leichter zu überwinden als die Klippen und das Treibeis im Meere, und Stürme sind auf dem Lande lange nicht so gefährlich wie auf dem Wasser. Aber desto ernster ist der Kampf mit den Thieren selbst. Außer den Wurfspießen, die der Jäger mit dem Seefischer gemein hat, bedarf er auch der Waffen für den nahen Kampf, und mit dem Beile und dem Messer von Stein, der Keule und der Lanze von Holz ausgerüstet, scheut er sich nicht, auch die stärksten Thiere anzugreifen. Einige Völker vergiften ihre Waffen durch Kräuter= oder Schlangengift, wenn sie es in hinlänglicher Menge erlangen können. Aber dieses ist mehr der Gebrauch der minder kräftigen Völker von Südamerica und Südafrica, deren Jagdthiere meistens klein und flüchtig sind, als der eigentlichen Jägervölker, die zu ihrer Vertheidigung gegen die großen und kräftigen Thiere ein schneller wirkendes Mittel anwenden müssen, als das schwer zu bereitende und in seinen Wirkungen langsame Pfeilgift.

Neben den Waffen hat der Jäger auch Fallen, Selbstschüsse und andere künstliche Mittel zum Fangen, sowohl für die kleinen Nager und Vögel, denen er blos des Felles oder der Federn wegen nachstellt, als für die Jaguare, Elephanten und Nashörner. Diese zuweilen sehr sinnreichen Vorrichtungen sind bei den verschiedensten Völkern einander oft so ähnlich, daß man eine Verwandtschaft in der Abstammung zu finden geglaubt hat, wo keine andere war, als die allgemeine des menschlichen Geistes, welcher, um gleiche Bedürfnisse zu befriedigen, auch die Hilfsmittel, die sich ihm darbieten, auf gleiche Weise benutzen lehrt.

Wie unsere Jäger ihr Kleid gern von der Farbe der Blätter nehmen, so sucht der Jäger in den Wildnissen Nordamericas wie Africas seinem Leibe die Farbe der Baumrinde oder des Bodens zu geben. Er beschleicht die Thiere auf der dem Winde entgegengesetzten Seite,

ahmt ihre Stimme und ihren Gang nach, setzt, wenn er Büffel oder Hirsche verfolgt, den Schädel eines dieser Thiere auf den Kopf, wirft ein Fell um die Schultern und sucht jedes Geräusch, das ihn verrathen könnte, vermeidend, dem Thiere so nahe zu kommen, daß er es mit seinen Waffen erreichen kann. Er muß sein Ziel oft Stunden lang im Auge behalten, sich bald völlig ruhig verhalten, bald schlangenähnlich auf dem Boden fortwinden, jede Unebenheit des Bodens, jeden Strauch benutzen und mit der größten Selbstbeherrschung ausharren, bis er seine Absicht offen darlegen kann.

Ungeachtet aller Hilfsmittel der List und der Kraft ist die Jagd bei diesen schlecht bewehrten Völkern ein sehr beschwerliches Geschäft, das abwechselnd die verschiedensten Seelenkräfte des Menschen in Anspruch nimmt und immer mit Gefahren verbunden ist, die ihn nicht blos von den Thieren bedrohen, die er eben verfolgt. Denn zuweilen, wenn er einem Büffel oder Hirsche nachgeht, sieht er sich plötzlich einem Bären oder Panther gegenüber, den er nur durch die schleunigste Benutzung aller Umstände abwehren oder besiegen kann. Kühnheit, Besonnenheit, Selbstbeherrschung sind daher Eigenschaften, welche dem Jäger nothwendiger sind, und die er sich in einem höheren Grade angeeignet hat, als jedes andere Volk, und in der Ausdauer und in der Gewandtheit bei dem Gebrauche seiner Glieder und Waffen steht er wenigstens keinem anderen nach.

Der Jäger, dessen Kräfte, während er seinem Berufe nachgeht, ununterbrochen gespannt sein müssen, genießt dafür die Freuden der Muße in höherem Grade, als irgend ein anderer Mann. Er streckt sich auf sein Lager von Thierfellen oder schaukelt sich in seinem Hängenetz, das ihm als Sitz und Lager dient, und bringt so Stunden und Tage hin. Bei keinem Volke ist die Arbeit zugleich geistig und körperlich so schwer, aber keines giebt sich auch der den Gefühlen eines gebildeten Volkes widerstrebenden Unthätigkeit so vollständig hin, wie die Jägervölker.

Aber die Muße dauert niemals lange; denn die Ausbeute der Jagd gehört nicht zu den Stoffen, die man lange aufbewahren kann. Auch ist der Jäger weit entfernt, seinen Vorrath zu schonen. Der

Kontrast, der sich bei ihm zwischen der härtesten Arbeit und der müßigsten Ruhe findet, wiederholt sich bei der Ernährung. So lange die Vorräthe anhalten, wird geschwelgt; wenn sie verbraucht sind, wird gedarbt, und erst wenn er muß, bricht der Jäger von Neuem zu seiner Arbeit auf. Kein Volk ist so unmäßig in dem Genusse der Speisen, und keines kann wiederum so lange darben, wie die Jägervölker. Das ganze Leben der Jäger bewegt sich in schroffen Gegensätzen.

Der Krieg bei den Jägervölkern.

Indessen tritt bei den Jägern noch ein neues Element ins Leben, das zwar keinem Volke gänzlich fehlt, aber nirgends so mächtig eingreift, wie hier. Dieses ist der Krieg. Die Jagdgebiete des Jägervolkes sind nicht, wie die des Fischers oder Strandners lange und schmale dem Ufer parallele Räume, die nur an kurzen Strecken an einander gränzen, und nicht leicht überschritten werden. Die Jägerstämme bedürfen zu ihrer Ernährung ein weites, gewöhnlich von allen Seiten zugängliches Gebiet, in welches die Nachbaren oft aus Unkenntniß oder Uebereilung, öfter aus Noth oder Uebermuth Eingriffe machen, die der kühne Jäger, weniger noch als irgend ein anderes Volk, ungestraft zu ertragen geneigt ist. Er betrachtet jeden Fremden, der auf seinem Gebiete jagt, als einen Feind, der seine Rechte, seine Nahrung beeinträchtigt, den er verfolgen und tödten kann. Und so werden alle Völker, die sich eifrig mit der Jagd beschäftigen, mit fast allen ihren Nachbarn in Kriege verwickelt, und der Krieg wird neben der Jagd zum Hauptberufe des Mannes.

Krieg und Jagd sind verwandte Beschäftigungen. Man bedient sich bei ihnen ähnlicher Werkzeuge; Geist und Körper werden auf gleiche Weise in Thätigkeit gesetzt. Dieselbe Vorsicht, die der Jäger bei dem Beschleichen und Ueberlisten des Wildes bedarf; dieselbe Selbstbeherrschung, und dann wieder dieselbe Unerschrockenheit im Kampfe selbst entwickelt der Jäger auch bei seinem Kampfe mit Menschen. Der Krieg wird zu einer wahren Jagd, nur auf ein edleres und gefährlicheres Wild. Der Jäger weiß vieles von der Kühnheit und der Feigheit, der Großmuth und der Rachsucht der Thiere zu erzählen, und wie schlau sie die Fallstricke des Verfolgers zu vermeiden

und ihn selbst zu überlisten wissen. Er betrachtet die Thiere fast wie vernünftige Wesen; aber dafür behandelt er auch seine Feinde unter den Menschen ebenso schonungslos wie die Thiere. Wie er den Bären mit seiner Brut tödtet, und eben so freudig ein verwundetes, schwaches Thier, wie ein kräftiges tödtet, so ist es ihm auch gleichgiltig, ob er an seinem Gürtel die Spolien tapferer Krieger oder die wehrloser Weiber und Kinder trägt. Die Jägervölker sind daher als Feinde in hohem Grade blutdürstig, und wenn sie ihren Blutdurst zügeln, so geschieht es nicht aus Mitleiden, sondern entweder um ihre Rache an den Gefangenen später vollständiger zu genießen, oder aus der Nothwendigkeit ihre durch den Krieg gelichteten Reihen wieder auszufüllen.

Bei der Häufigkeit der Kriege und der Nothwendigkeit einem schlauen, tapfern Feinde gegenüber beständig wachsam zu sein, ist der Jäger stets zum Kriege vorbereitet. Die Jagdwaffen werden noch durch einige andre, mehr zum Kriege geeignete vervollständigt. Die Beile und Schwerter von Stein oder hartem Holze werden sobald wie möglich durch bessere von Kupfer oder Eisen ersetzt, und dafür die besten Felle hingegeben. Den Angriffswaffen werden zuweilen, jedoch selten, einige Schutzwaffen, Helme, Schilder beigefügt, die dem Jäger ursprünglich nutzlos und daher fremd sind. Der Knabe wird wie zur Jagd so auch zum Kriege erzogen. Er kennt die Künste, die er dem Feinde gegenüber anzuwenden hat, wie er aus kleinen Merkmalen die Anzahl und Abkunft der Feinde und andere mit ihrem Zuge verbundene Umstände erkennen, wie er dagegen die Spur von seinen eignen Zügen möglichst verwischen kann. Indem man ihn früh Zeuge von grausamen Hinrichtungen tapferer Feinde sein läßt, gewöhnt man ihn selbst den Tod der Gefangenschaft vorzuziehen und die schmerzhaftesten Foltern mit Fassung zu ertragen.

Der Krieg ist daher bei diesen rohen, an Blut gewöhnten Jägern ein ganz anderer als bei den übrigen Völkern. Sie wollen nicht, wie man den Paladinen des Mittelalters nachrühmt, blos kämpfen, sie wollen siegen; sie wollen sich an denjenigen rächen, die ihnen ihre Freunde getödtet, ihre Nahrung verkümmert haben, und dieses Ziel im Auge, bedienen sie sich jedes Mittels, des offenen Kampfes, wie

der List. Wer den Feind getödtet hat, wird geehrt und hätte er ihn auch im Schlafe gemordet. Daher ist auch die Flucht keine Schande. Wer nach tapferer Gegenwehr dem schlauen und überlegenen Feinde zu entrinnen gewußt hat, und war es selbst mit dem Verlust seiner Waffen, der gilt ebenso sehr als Held, wie der welcher mit Kopfhäuten beladen zu den Seinigen zurückkehrt.

Die Kriege wirken nicht blos auf den Charakter der Einzelnen, sie wirken auch auf das Leben des gesammten Volkes zurück. Denn wo sie häufig sind, lernt man bald die Ueberlegenheit kennen, welche Ordnung und ein planmäßiges Verfahren über ungeregelte Tapferkeit besitzt. Für jeden Krieg werden die Schlauesten und Tapfersten zu Anführern gewählt. Diesen wird im Kampfe selbst streng gehorcht, aber ihr Einfluß geht nicht über die Umstände hinaus, in denen sie nothwendig wurden. That und Rath bedingten einander nicht blos bei den alten Germanen; auch bei den Jägervölkern nimmt jeder Krieger an den Berathungen Theil, und fällt der Beschluß gegen seinen Wunsch aus, so steht es ihm frei, sich seinen Folgen zu entziehen. Einem tapferen Krieger misfällt vielleicht ein Frieden, den erfahrenere, einflußreichere Männer in der Volks-Versammlung durchgesetzt hatten. Er pflanzt alsdann sein eigenes Kriegszeichen auf, und hat er sich in früheren Kämpfen als tüchtigen Führer bewährt, so sammelt sich bald um ihn eine ruhmlustige Jugend. Diese zieht aus und versucht ihr Glück, auch wenn der Stamm selbst in Frieden bleibt.

Selten ist ein Jägervolk mächtig genug um allen seinen Feinden zugleich die Spitze zu bieten, und bei der tapferen Gegenwehr sind die Kriege selbst für die Sieger so verderblich, daß Sieger wie Besiegte gewöhnlich bald zum Frieden geneigt sind. Und da die Kriege nur aus Rache oder Ruhmliebe geführt werden, selten um Beute oder um Erweiterung des Jagdgebietes, da ferner keine Sklaven gemacht werden und kein Volk eine Herrschaft über ein anderes sucht, so ist der Friede bald geschlossen. Nur in seltenen Fällen ziehen sich die Kriege mehrere Generationen hindurch und endigen erst mit der Vernichtung oder Verjagung des schwächeren Theils. Oefter verbinden

sich ein Paar Völker, die sich im Kriege gemessen und schätzen gelernt haben zu einem ewigen Bündnisse, sie wandern und kämpfen dann wie ein Volk und schlichten ihre Streitigkeiten auf friedlichem Wege.

Die Art, wie Frieden und Bündnisse geschlossen werden, entspricht dem ernsten Charakter des Jägers und Kriegers, der jede Handlung und jedes Wort sorgfältig abwägt. Den wichtigen Gegenständen wird auch eine bedeutsame Form gegeben. Bei den öffentlichen Versammlungen werden den berühmten Kriegern und den Greisen Ehrenplätze eingeräumt. Die übrigen Krieger schließen den Kreis, und die Jünglinge und oft auch die Weiber stehen umher und hören schweigend den Verhandlungen zu. Ein jeder ist berechtigt seine Ansicht auszusprechen, und was er auch sagen mag, seine Rede wird mit Aufmerksamkeit angehört und niemals unterbrochen. Wer die Versammlung berufen hat, tritt zuerst auf; ihm folgt ein anderer, und so geht die Verhandlung fort, bis alle, die sich berufen fühlen, ihre Ansicht ausgesprochen haben.

Die bei solchen Gelegenheiten gehaltenen Reden haben alle das Feuer, den Bilderreichthum, und die Anschaulichkeit, welche man bei leidenschaftlichen, von ihrem Gegenstande durchdrungenen Menschen erwarten kann. Auch verschmähen es die Krieger nicht, sich bei wichtigen Gelegenheiten sehr sorgfältig vorzubereiten, so daß, wo sonst alle Künste fehlen, die Kunst der Beredsamkeit in hohem Ansehn steht. Der beredte Mann hat fast dasselbe Ansehn, wie der schlaue und tapfere Krieger, und unter den Männern, welche die Jägervölker von Nordamerica in ihren kühnen, obgleich immer vergeblichen Kämpfen gegen die europäischen Ansiedler geführt haben, waren nicht nur viele durch Muth und Schlauheit ausgezeichnet, Eigenschaften, die man bei jenen wilden Völkern erwarten durfte, sondern auch durch wahre Klugheit und durch einen hohen Grad von Beredsamkeit. Vielleicht hat diese Kunst, welche ohne eines fremden Materials, ohne einer schwierigen Technik zu bedürfen, das unmittelbare Produkt von Scharfsinn und Phantasie ist, mit dem Steigen der Kultur an Kraft und Ausbreitung verloren.

Der ewige Kriegszustand nöthigt viele Jägervölker zu einer Lebens-

weise, welche den Bedingungen der bloßen Ernährung nicht mehr ganz entspricht. Die Jagd gewährt bei der Bewaffnung jener Völker eine größere Ausbeute, wenn die Jäger einzeln oder in kleinern Haufen einen großen Raum durchsuchen können, als wenn zahlreiche Genossenschaften gemeinschaftlich jagen und ihre Beute theilen. Der Jäger hat daher den Trieb einsam und ungesellig zu leben, und in der That leben auch die Jägervölker in den großen Urwäldern von Südamerica, und in einigen gebirgigen Ländern des Nordens, wo sie vor feindlichen Ueberfällen geschützt sind, fast Familien-weise über große Landstriche zerstreut. Aber in dem Kampfe mit den Menschen ist Vereinigung nothwendig, und kleine Ansiedelungen werden leicht von Feinden überfallen. Die Jägervölker ziehen sich daher gern in großen oft einige Tausend Einwohner haltenden Ortschaften zusammen, und suchen diese durch Erdwälle und Gräben und Verhaue vor jedem Ueberfalle zu sichern. Je geringer der Schutz ist, den die Natur gewährt, desto größer wird das Bedürfniß der Verbindung, und die Ansiedelungen erlangen daher besonders in Steppenländern, wo weder Wälder noch Berge einen Schutz gewähren, eine große Ausdehnung und umfassen oft den ganzen Stamm. Aber je größer die Bevölkerung wird, desto ausgedehnter und entlegener von der Heimat wird auch das Jagdgebiet, und desto gefährlicher werden die Jagdzüge in der Nähe eines Feindes, und die Einwohner dieser großen Dörfer, denen die Jagd keinen genügenden Unterhalt gewährt, pflegen ihre Hilfsquellen durch einen kunstlosen Landbau zu vermehren.

Ihr Charakter.

Diese Beschäftigung hebt jedoch den Charakter der Eigenthumslosigkeit nicht auf. Der Boden, in weit größerem Umfange vorhanden, als man seiner bedarf, ist daher an sich werthlos und geht nicht in den Besitz der Einzelnen über. Auch die ganze mit dem Landbau verbundene Arbeit, das Säen, wie das Aernten ist gewöhnlich ein Werk der Gemeinden, und diesen gehören alsdann natürlich auch die Früchte, welche an die einzelnen Familien nach ihren Bedürfnissen vertheilt werden. Diese Arbeit ist ganz den Frauen überlassen, die einzige des Mannes würdige Beschäftigang bleibt die Jagd. So lange aber der

Landbau nicht zur Hauptquelle der Ernährung und dadurch zu dem Berufe des ganzen Volkes wird, bleibt der Charakter des Volkes vorherrschend durch die Jagd bestimmt.

Die Jägervölker sind die verschlagendsten, mistrauischsten aller freien Völker. Der Jäger der auf seinem einsamen Zuge, ausschließlich auf sich gewiesen ist, hat ein sehr lebendiges Gefühl seiner Unabhängigkeit, und rügt jede Verletzung desselben auf die blutigste Weise. Aber er beobachtet auch streng den Anstand gegen andere, ist höflich selbst im Widerspruch, und genügt in allen wesentlichen Punkten sogar den strengen Anforderungen, welche Europäer an den Mann von Bildung zu machen pflegen. Unter Männern kommt Schimpfen und Schlagen niemals vor, sie behandeln sich achtungsvoll oder sie kämpfen um Leben und Tod. Ernsthaftigkeit und würdevolles Benehmen werden schon dem Knaben als die Hauptzierden des Mannes gepriesen, und kein Volk besitzt auch die Kunst Gleichmuth und Besonnenheit in jeder Lage zu behaupten, und die im Innern tobende Leidenschaft mit dem Anschein von Ruhe zu bedecken, bis es Zeit wird zu handeln, in einem Grade wie die Jäger. Aber bei keinem freien Volk findet sich auch so wenig vertrauliche Hingebung wie bei ihnen.

Ihr Familienleben.

Wir haben bis jetzt nur von den Männern gesprochen, weil sich in ihnen der Charakter eines Volkes vornehmlich ausspricht. Die Beschäftigungen der Frauen sind bei allen Völkern weit mehr übereinstimmend, und ihr Charakter daher auch von der Ernährungsweise weit weniger abhängig, als bei den Männern. Ihnen ist überall das Hauswesen und die Erziehung der kleinen Kinder und der Mädchen anheimgegeben. Sie sind frei von jenen Extremen der anstrengendsten Arbeit und des Müssigganges, welche für den männlichen Theil der Jägervölker so charakteristisch ist; sie arbeiten ihren Kräften gemäß weniger hart als die Männer; aber sie arbeiten ununterbrochen in ihrer stillen Weise fort. Sie sind stets mäßig und entsagend, und werden auch zuweilen die Mütter und die Wittwen der im Kampfe umgekommenen Krieger durch Rache aufgereizt und erfreuen sich an den Martern eines Gefangenen, so sind sie doch überall die milden, begütigenden Wesen,

die viele ihrer Feinde dadurch vom Tode erretteten, daß sie sie als Gatten oder als Söhne annahmen. Sie sind es, die zwischen feindlichen Stämmen den Frieden vermitteln, und die Rachsucht des erbitterten Kriegers zu beschwichtigen wissen; sie sind auch bei jenen rauhen Völkern die einzigen, bei denen die Poesie eine Zuflucht findet.

Aber freilich ist bei Völkern, denen körperliche Kraft und Geschicklichkeit als die erste Zierde des Menschen gelten muß, die Frau nur ein untergeordnetes Wesen, der Alles aufgebürdet wird, was ihre Kräfte nicht überschreitet. Dem Manne bleiben die schweren und gefahrvollen Arbeiten der Jagd und des Krieges; er fällt auch die Bäume, die zu den Hütten und Verhauen nöthig sind. Aber das Herbeitragen der Jagdbeute, das Spalten und Anschleppen des Holzes, der Bau der Häuser, das Sammeln der wilden Kräuter und Früchte, und alle Arbeiten des Feldes, wo Landbau stattfindet, sind Sache der Frauen, und selten lassen sich die müssig zuschauenden Männer herab, ihnen dabei behülflich zu sein.

Indessen wird die Frau durch die Ueberlegenheit, welche der Mann seiner Körperkraft und der größeren Wichtigkeit seiner Arbeiten verdankt, keineswegs verhindert, sich auch über ihn einen beträchtlichen Einfluß zu verschaffen. In den großen aus ähnlichen Gründen, wie bei den Eskimo, gewöhnlich von mehreren Familien bewohnten Hütten ist eine Frau die Herrscherin; sie leitet alle Familienverbindungen, und oft geht ihr Einfluß weit über den Kreis des Hauses hinaus. Die Frauen begrüßen die heimkehrenden Krieger durch Tanz und Gesang; sie sind die Organe des Ruhmes wie der Schmach, und oft haben sie den sinkenden Muth der Männer aufrecht erhalten und eine träge Schaar zu kühnen Unternehmungen begeistert.

Die Erziehung der Kinder ist hier, wie bei allen Naturvölkern, sehr mild. Sie besteht nur in Beispiel und Lehre, sehr selten in Strafe; aber diese Lehren, welche den Ruhm im Kriege und der Jagd als das einzige des Mannes würdige Ziel darstellen, verhindern keineswegs die Entwickelung der natürlichen Gefühle des Jünglings. Die Jugend liebt Tänze und Spiele. Bei den Jägern theilen diese freilich den Charakter des Volkes, es sind Jagd- und Kriegesspiele, oder ermü-

dende Ballspiele, wohlgeeignet den Körper zu dem harten Berufe der Jagd und des Krieges vorzubereiten. Der Jüngling bleibt zwar dem ihm anerzogenen, gemessenen Wesen in Gegenwart von Fremden treu; er ist ernst, schweigsam und zurückhaltend. Aber die Frauen sind es nicht. Sie lachen und plaudern ebenso gern in den Urwäldern und Steppen Americas, wie in den Fischerhütten und in den Palästen Europas, und sie reißen oft die jungen Männer mit sich fort, die sich durch das Schmähen der älteren nicht abhalten lassen, an der heiteren Unterhaltung Theil zu nehmen. Sie tanzen, singen und üben besonders gern das allen einfach lebenden Völkern eigene Talent der komischen Mimik, bis endlich das reifere Alter und die Gefahren ihrer Lebensweise das früher blos erkünstelte, ernste fast finstere Benehmen auch ihnen zur Gewohnheit machen.

Jünglinge und Mädchen leben bei allen Naturvölkern ohne Zwang, und jede Verbindung ist nur eine Folge von Zuneigung. Es fehlen bei den Jägern so wenig, wie bei Völkern von sanfteren Sitten, viele Beispiele von romantischer Liebe, die bald zu den edelsten Thaten geführt hat, bald aber auch, wenn dem jungen Krieger das Weib seines Herzens genommen war, Thaten der furchtbarsten Rache verursacht hat. Auch ist die Sitte der Jägervölker im Ganzen rein und keusch. Der Mann und das Mädchen verbinden sich erst im reiferen Alter, und bleiben dem Bunde treu bis in den Tod. Aber freilich sind die Sitten bei einigen Stämmen, besonders bei den Landbau treibenden und in großen Dörfern lebenden Steppenvölkern von Nordamerica, sehr entartet, unnatürliche Laster kommen nicht selten vor, und das gewaltsam verstümmelte Antlitz vieler jungen Frauen zeugt nur zu oft sowohl von der Lockerheit der Sitten, als von der Rohheit des seine Ehre rächenden Gatten.

Ihre Schicksale.

Die Bevölkerung der Jägerländer ist immer schwach; denn Jagd ist von allen Arten den Boden zu benutzen, die am wenigsten ergiebige. In den Wald-Regionen Südamericas und in Neuholland giebt es im Durchschnitt nicht mehr Familien als deutsche Quadratmeilen. Ein in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts allgemein gefürchteter

Bund der Irokesen, dessen Glieder einen großen Theil von Canada und dem nordöstlichen Theile der Vereinigten Staaten bewohnten, hat nie mehr als 3000 Krieger oder etwa 10000 Menschen gezählt. Von den Männern erreichen bei diesen kriegerischen Völkern nur wenige ein hohes Alter; ein großer Theil fällt im Kampfe, ein anderer erliegt den Beschwerden und Krankheiten, denen sie bei ihrer mühevollen ungleichmäßigen Lebensweise sehr unterworfen sind. Die Weiber sind daher in weit größerer Anzahl wie die Männer, und Polygamie ist allgemein üblich; aber dennoch sind die Familien nicht zahlreich, weil die Weiber, denen alle Arbeit außer Jagd und Krieg obliegt, schnell altern und die Kinder an vielen Krankheiten leiden und früh dahin sterben. In keinem Jägerlande nimmt daher die Bevölkerung beträchtlich zu, und viele würden sich allmälig ganz entvölkern, wenn nicht von Zeit zu Zeit einige Fischer= oder Hirtenstämme durch die Zunahme ihrer Bevölkerung oder durch mächtige Feinde aus ihrer Heimat verdrängt und genöthigt wurden, sich von der Jagd zu ernähren.

Sobald die Jägervölker mit den Ansiedelungen oder Lagerstätten eines civilisirteren und daher mächtigeren Volkes in Berührung kommen, beginnt ihr Verfall. Es entsteht zwischen beiden ein erbitterter Kampf, der ungeachtet aller Tapferkeit der Jäger, stets mit ihrer Vernichtung endigt, indem die Erwachsenen getödtet, die Weiber und Kinder zu Sklaven gemacht werden oder durch Mangel und Seuchen umkommen. Zuweilen rettet sich das unterliegende Jägervolk durch eine freiwillige oder gezwungene Auswanderung in ein entfernteres Gebiet. Aber da auch dieses nicht ohne seine Bewohner ist, so entsteht hier ein neuer Kampf, der so lange währt, bis die Bevölkerung, welche durch die Einwanderung vermehrt zu werden schien, wieder auf den Stand der gewöhnlich bei den Jägern stattfindenden Volkszahl herabgedrückt ist.

Die Europäer haben sich zwar oft bemüht, die besiegten Stämme an feste Wohnungen und an Ackerbau zu gewöhnen; aber dieses ist ihnen bei einem wahren Jägervolke nur äußerst selten, und auch nur in der neuesten Zeit gelungen. Diese Völker kämpften, bis sie zu wenigen Familien aufgerieben waren, und diese gingen dann allmälig

in einem anderen Stamm unter. Ein oder zwei Generationen reichten gewöhnlich hin um dieses Werk der Zerstörung bei zahlreichen und mächtigen Völkern zu vollenden, und niemals wurde ihnen Zeit gelassen sich an die ihnen bisher fremden, von ihren Siegern auferlegte Lebensweise zu gewöhnen. Denn geregelte Arbeit und geregelter Genuß, das erste was sie lernen mußten, wenn sie statt der Jagd Viehzucht und Ackerbau treiben sollten, sind Früchte einer langen Erziehung, die niemand, welchem Volke er angehören mag, leicht annehmen kann, wenn er von Jugend auf gewöhnt war, seinem Genusse nur dann eine Grenze zu setzen, wenn er nichts mehr besaß, nur dann zu arbeiten, wenn ihn der Hunger dazu trieb, und keinen Befehl anzunehmen, als von seinen eigenen Begierden.

Die wohlwollende Gesinnung der Regierungen und die Menschenliebe predigende Religion der Kolonisten half da wenig, wo der Eigennutz zur Vernichtung oder Verjagung der Jägervölker rieth, und die Regierungen entfernt oder machtlos waren. Zwar wird in den spanischen und portugisischen Gebieten eine Menge von Ortschaften aufgezählt, welche Jesuiten und andere katholische Missionäre gegründet haben sollen. Aber wo diese von Dauer waren, hatte man nicht Jäger, sondern ohne Ausnahme Ackerbau- oder Fischerei-treibende Völker, die zum Theil in größeren, Tausende von Einwohnern zählenden Dörfern gelebt hatten, gesammelt und an Orten angesiedelt, welche der Politik der Europäer zusagten. Hier ließ man sie durch europäische Priester und Beamte regieren, und zu europäischen Gebräuchen erziehen. Wo jedoch die Eingeborenen an Jagd und Wandern gewöhnt waren, da zerstreuten sich die Einwohner der Mission bei der ersten dazu günstigen Gelegenheit wieder, oder sie starben aus, und es blieben große Ruinen von Kirchen- und Vorrathshäusern zurück, als Denkmäler der vergeblichen Versuche, rohe aber freie Menschen dadurch zu civilisiren, daß man sie zu willenlosen Sklaven machte.

Nur in Canada, wo die Regierung mächtig genug war, ihre menschenfreundlichen Beschlüsse zur Ausführung zu bringen, ist es gelungen, die schwachen Ueberreste einiger Jägerstämme, die dem

Kriege und den Seuchen entronnen waren, allmälig an Ackerbau und Viehzucht zu gewöhnen. Aber diese Stämme werden bald mit ihren Sitten auch ihre Sprache verloren haben und mit den unteren Ständen der europäischen Ansiedler vermischt sein.

In den Vereinigten Staaten, wo die Eingeborenen im Allgemeinen eine höhere Bildung hatten, als in dem nördlicher gelegenen Canada, war ihr Schicksal noch härter. Sie litten hier nicht nur durch die natürlichen Folgen der Reibung mit den Europäern; sondern sie wurden hier auch von der Regierung, die sie in den spanischen und englischen Besitzungen zu schützen suchte, verlassen, und dem Hasse und dem rücksichtslosen Eigennutze der Ansiedler Preis gegeben. In Florida, wo die Spanier eine Menge blühender Ortschaften vorfanden, wüthete Jahre lang ein blutiger Krieg, in welchem die kleine Anzahl der erst durch die Verfolgung selbst verwilderten Eingeborenen nach der tapfersten Gegenwehr allmälig ausgerottet oder vertrieben wurde. Bei anderen Staaten der Union stößt man die ihres Zustandes bewußt gewordenen und in geistigen Fortschritt begriffenen eingeborenen Völker aus ihren angebauten Feldern in die Wildniß heraus, wo sie zum größten Theile wieder in ihren früheren Zustand, mit Ausnahme alles dessen was edel in ihm war, zurücksinken und untergehen.

Der verderbliche Einfluß der Europäer erstreckt sich sogar noch weit über den Bereich ihrer Waffen hinaus. So lange die Jäger blos denjenigen Thieren nachstellten, deren Fleisch oder Fell sie zu ihrer Nahrung oder Kleidung bedurften, wurde das Gleichgewicht, das sich innerhalb der Thierwelt zwischen den einander feindlichen Arten gebildet hatte, nicht sonderlich gestört. Aber die Weißen gaben den Eingeborenen nicht blos wirksamere Waffen, das Eisen und das Blei, womit sie eine größere Anzahl tödten können als früher, sondern zugleich ein höheres Interesse sie zu verfolgen. Die Häute werden zur Waare, welche die europäischen Krämer, die diese Länder, wie einst die römischen das alte Germanien, durchziehen, gegen Waffen, Kleider, Tabak und entnervende geistige Getränke eintauschen. Die Anzahl der Thiere wird dadurch mit jedem Jahre vermindert, die blutigen Kämpfe zwischen den Jägern vermehrt und die Kraft derselben

geschwächt. Eine oder die andere Krankheit, welche die Europäer immer mit sich führen, besonders die Pocken und Masern, finden bei den Eingeborenen eine reiche Ernte, und später, wenn die europäischen Ansiedelungen die Grenze eines Volkes erreicht haben, sind die blutigen Mittel, durch welche die Länder an dem Ostabhange der Alleghanny erkämpft werden mußten, gar nicht mehr nothwendig. Das durch Krankheiten und Kriege und die Folgen des übermäßigen Genusses geistiger Getränke geschwächte Volk kann selbst den kleinen ihr Land durchziehenden europäischen Karavanen keinen Widerstand mehr leisten.

Die eigenthumlosen Völker haben daher auf der Erde keine Zukunft. Sie bleiben ihrer Lebensweise bis zu ihrer Vernichtung als Volk, oft bis zur gänzlichen Ausrottung treu. Die Sammelvölker verschwinden fast ohne Kampf. Die Fischer bleiben zuweilen an ihren Ufern wohnen, und werden aus einem Volke zu einem der niedrigsten Stände eines civilisirten Volkes. Die Jäger haben ein je nach ihrer Lage verschiedenes Schicksal. Die ganz armen und schwachen neuholländischen und süd-africanischen Jäger vertheidigen sich wol hartnäckig, aber nicht im offenen Kampfe, sondern wie Raubthiere. Sie machen nächtliche Ueberfälle, ermorden die Ansiedler, verbrennen die Wohnungen und rauben das Vieh. Dafür werden sie wie auch Raubthiere gejagt und vertilgt. Härter, aber der Menschheit würdiger ist der Kampf mit den tapfern Jägervölkern in Nordamerica. Aber auch sie gehen in kurzer Zeit unter, und nach einigen Generationen, sind einige Benennungen von Bergen und Flüssen, einige Erdwälle von zerstörten Dörfern und Grabstätten, und einige Personen, in denen das Blut der Besiegten mit denen der Sieger gemischt ist, der einzige Ueberrest des einst so mächtigen und furchtbaren Kriegervolkes.

Die Völker mit Eigenthum.

Wir haben schon oben erwähnt, daß Völker, die ganz ohne Eigenthum wären, eigentlich nicht vorhanden sind. Die Geräthe, die Ausbeute der Jagd und des Fischfanges haben allerdings ihre Eigenthümer und werden in der Zeit der Noth oft mit großem Eifer vertheidigt. Aber da ihr Besitz niemals eine bleibende Verschiedenheit begründen kann, so üben sie auch keinen beträchtlichen Einfluß auf die Entwicklung der Völker aus. Diese tritt erst da ein, wo das Eigenthum nicht sowohl unmittelbar für die Bedürfnisse verwendet wird, als vielmehr deren Befriedigung für die Zukunft vorbereitet, oder wenn man sich eines den modernen Zuständen entnommenen Ausdruckes bedienen darf, wo die Völker nicht bloß auf den Ertrag ihrer Arbeit gewiesen sind, sondern auch Kapital besitzen.

Diese Art von Eigenthum gewährt das, wonach alle Menschen sich sehnen, nämlich Genuß ohne Arbeit. Wer einen Besitz hat, der sucht ihn zu vermehren und auf die Seinigen zu vererben; wem er fehlt, der sucht ihn zu erlangen. Er hat für seine Thätigkeit selbst dann einen Gegenstand, wenn seine gegenwärtigen Bedürfnisse befriedigt sind, und so lange die Hoffnung bleibt, das Eigenthum und mit ihm die Genüsse zu vermehren, werden Geist und Körper nicht leicht in müssige Ruhe versinken.

Aber nicht alle Menschen sind in diesem Punkte gleich glücklich, und es fehlt nie an Menschen, welche sich das, was ihnen das Glück oder der Mangel an Fähigkeit versagt hat, durch gewaltsame oder

trügerische Entwendung zu verschaffen wünschen. Aber dieselbe geistige Kraft, welche den Jäger und Fischer die Mittel lehrt, die Thiere zu erreichen und zu erlegen und seine Beute gegen feindliche Völker zu vertheidigen, lehrt auch die Mittel kennen, die inneren Feinde abzuwehren. Es entstehen Gebräuche, die allmälig zu Gesetzen werden, welche niemand, ohne den Unwillen der Gesammtheit auf sich zu laden, übertreten darf, und es bildet sich ein Verfahren aus, das diesen Unwillen wirksam macht, das den Erwerb schützt, und die Uebertragung des Eigenthums von einer Hand in die andre regelt.

Zu dem Völkerrechte, das keinem Volke mangelt, tritt daher bei den Völkern mit Eigenthum noch ein Privatrecht und zugleich ein Organismus, der die Bestimmung hat, dasselbe in Wirksamkeit zu setzen. Nur sehr selten, und niemals mit Glück, hat dieser den Zweck verfolgt, den Unterschied des Eigenthums innerhalb des Volkes aufzuheben. Er hat diesen vielmehr noch erweitert. Bei allen Völkern mit Eigenthum giebt es daher Reichere und Aermere, und je ausgedehnter die Mittel sind, Eigenthum zu erwerben, und je mannigfaltiger die Genüsse, die man sich dadurch zu verschaffen hofft, desto größer wird die Kluft zwischen jenen beiden Theilen des Volkes. Aber die Unterschiede bleiben nicht auf das Eigenthum beschränkt.

Die Entstehung der Stände-Unterschiede.

Wer im Stande ist, einem Andern Genüsse zu verschaffen, übt einen Einfluß auf ihn aus. Der Wohlhabende gewinnt dadurch ein von seinen persönlichen Vorzügen, der einzigen Quelle alles Einflusses bei eigenthumlosen Völkern, unabhängiges Ansehen und trägt dieses mit dem Eigenthume auf seine Nachkommen über. An die Stelle der angesehenen Personen treten daher allmälig angesehene Familien, die wenn ihr Einfluß einmal gegründet ist, ihr Eigenthum nicht nur leichter erhalten und vermehren können als andre, sondern ihr Ansehn sogar dann zu behalten pflegen, wenn sie auch den Vorzug des größeren Eigenthums verloren haben. Auf diese Weise hat sich bei fast allen Naturvölkern mit Eigenthum, selbst bei denen, welche man Wilde zu nennen pflegt, ein Familien-Adel ausgebildet, der sich gewöhnlich fast das ganze Eigenthum und alle Macht des Volkes

anzueignen gewußt hat, das Volk durch alle seine Schicksale hindurch begleitet, sogar durch allmäliges Aussterben oder durch Ermordung zerstört, sich immer wieder von neuem erzeugt, und den Fortschritten der Kultur erst sehr spät zu weichen pflegt.

Dieser Adel ist natürlich in dem Besitz aller Befehlshaber-Stellen, sowohl derer, die zum Schutze des ganzen Volkes als der Einzelnen dienen. Bei den eigenthumlosen Völkern giebt es nur Führer im Kriege; bei den Völkern mit Eigenthum treten selbst da, wo sich noch kein einflußreicher Adel gebildet hat, Rathgeber und Vermittler für die Streitigkeiten zwischen den Einzelnen hinzu. Aber wo der Rath von einer einflußreichen Stimme ausgeht, da wird er leicht zum Befehl, und der Vermittler wird zu einem Richter, der seinem Urtheile auch Geltung zu verschaffen sucht. Die Unabhängigkeit des Einzelnen hört auf, und die strenge Unterordnung unter den Willen der Mehrheit oder der Herrschenden, die sonst nur im Kriege statt fand, dehnt sich auf das gesammte Leben innerhalb eines Volkes aus.

Wenn jemand an seinem Körper oder seinem Eigenthume verletzt wird, so rächt er sich bei allen Naturvölkern entweder selbst, oder wird von seinen Freunden gerächt. Der Sohn rächt den Mord des Vaters, und kann er den Mörder nicht erreichen, so rächt er sich an irgend einem Gliede von dessen Familie oder Stamme. Nur der macht- und freundlose bleibt ungerächt. Diese Selbsthülfe bei jeder Verletzung, welche bei einem Morde oder einer schweren Beleidigung bis zur Blutrache steigt, gehört zu den Gewohnheiten, von denen sich ein Volk selbst von höherer Bildung nur schwer trennen kann. Bei den besitzlosen Völkern, wo jeder dem andern gleicht, ist jeder auch sein eigner Richter, und er mißt seine Rache nicht nach der Größe der Beleidigung, sondern nach seiner Leidenschaft ab. Bei den Völkern mit Eigenthum wird die Rache geregelter. Dieselbe Behörde, welche das Eigenthum schützt, schützt auch bis zu einem gewissen Grade das Leben und bewirkt, daß die Rache oder die Strafe der Beleidigung angemessen bleibt. Es bildet sich eine feste Sühne für jede Verletzung aus, von dem Morde eines Häuptlings an bis zu einem Schlage mit der Hand, oder dem Raube einer Garbe oder eines Schafes.

Der Schutz des Eigenthums und der Erwerb desselben gehen bei den Naturvölkern Hand in Hand. Je vollständiger jener ist, desto leichter wird der Erwerb. Das Wild, das den kleinen Jägervölkern nur eine dürftige Nahrung verschafft, wird vertilgt und durch die nützlicheren Zucht-Thiere ersetzt. An der Stelle der wild wachsenden, größtentheils unbrauchbaren Pflanzen werden andere gebaut, die mehr Nahrungsstoff gewähren und die Anzahl der Menschen, die auf gleichem Boden leben können, dadurch vervielfältigt. Ein zahlreicheres Volk ersteht, und dieses erlangt nicht nur in seinem Innern ein reicheres Leben; es erlangt auch eine höhere Macht, seine Selbstständigkeit andern Völkern gegenüber zu behaupten. Bei der lockenden Beute, welche das Eigenthum dieser Völker verspricht, würde dieses sehr bald gefährdet sein, wenn nicht mit dem Eigenthum auch die Kraft stiege, es zu erhalten. Denn obgleich der Verkehr aller, selbst der rohesten Völker, gewissen Gesetzen unterworfen ist, so wird er doch, selbst bei den civilisirtesten Völkern, wo das Rechts-Verhältniß der Einzelnen auf das schärfste ausgebildet ist, fast nur durch die Macht geregelt.

Die Kriege der Völker mit Eigenthum.

Zu den Ursachen, welche auch zwischen eigenthumlosen Völkern Kriege herbeiführen, tritt für die Völker mit Eigenthum noch die Begierde nach dem Besitze desselben. Zwei benachbarte Völker, von denen das eine Eigenthum besitzt, das andre nicht, sind daher in beständigem Kriege. Aber die Kriege nehmen hier einen ganz andern Charakter an als da, wo beide Völker besitzlos sind. Das Volk mit Eigenthum, zahlreicher und gewöhnlich auch besser gerüstet wie seine Gegner, erlangt zuletzt immer die Oberhand, und um sich zu rächen und vor Raubzügen zu schützen, bleibt ihm kein Mittel, als die Vernichtung der Feinde. Diese werden verfolgt, verjagt, ihr Land besetzt, und wenn dieses wegen seiner Beschaffenheit oder Ausdehnung nicht behauptet werden kann, wird das eigenthumlose Volk wenigstens auf einen sehr engen und unfruchtbaren Raum beschränkt, wo es nur ein kümmerliches Leben führen und sich nur dann und wann durch Raubzüge bemerklich machen kann.

Wo beide Krieg führende Völker Eigenthum haben, sind die Resultate zuweilen ebenso entscheidend. Das besiegte Volk wird zum Theil aufgerieben, verliert alle seine Habe; es wird in die Reihe der besitzlosen Völker hinabgedrückt, und erfährt dann, wenn es nicht auswandert, in Kurzem dasselbe Loos wie die ursprünglich besitzlosen Völker. Aber gewöhnlich sind die Resultate des Kampfes weniger hart. Das besiegte Volk erkauft sich den Frieden mit einem Theile seines Eigenthums, den es entweder auf einmal abtritt oder in der Form eines jährlichen Tributes zu zahlen hat, und hält sich bei einer günstigern Gelegenheit wieder schadlos. Zuweilen wandert es mit seiner Habe oder doch mit den Kenntnissen, die zu der Erwerbung von Eigenthum führen, weg und sucht sich eine neue Heimat auf. Nicht selten sinken die Besiegten selbst zu einem Eigenthum der Sieger herab, zu Sklaven, die der Willkür der Herren Preis gegeben sind und alle schweren, alle niedrigen Dienste verrichten müssen. Die Sklaven bilden dann das letzte Glied der Kette, deren erstes aus dem Adel besteht. Gewöhnlich vereinigen sich jedoch beide Völker unter weniger ungleichen Bedingungen, und wenn das besiegte Volk das zahlreichere und gebildetere war, so ist es oft der Sieger, der seine Selbstständigkeit verliert und in dem Besiegten aufgeht. Die Schicksale der Völker sind hier so mannigfaltig, als man es bei dem großen Unterschiede in ihrer Macht und Bildung erwarten konnte.

Die Eintheilung der Völker mit Eigenthum.

Bei der Eintheilung dieser Völker muß man von der Beschaffenheit des Eigenthums ausgehen, dessen Früchte sie genießen. Bei den Kulturvölkern ist das Eigenthum so mannigfaltig wie die Bedürfnisse; bei den Naturvölkern, wo die Erhaltung des Lebens das alle übrigen weit überwiegende Bedürfniß bleibt, ist es einfacher und beschränkt sich auf die Gegenstände, welche diesem Zwecke dienen. Auch von diesen gehören viele nicht zu der Art von Eigenthum, die uns hier von Bedeutung ist. Bei einigen ist der Werth zu gering. Die Geräthe zur Jagd und Fischerei, Waffen und Kleidung, kleine Hütten und Kähne besitzt fast jeder kräftige Mann, soviel er bedarf. Bei andern Gegenständen des Besitzes, bei größeren Gebäuden und

Fahrzeugen ist die Arbeit, welche ihre Herstellung verlangt, so groß, daß sie nur das Produkt der Thätigkeit, und also auch das Eigenthum eines ganzen Stammes, nicht einzelner Familien sind; oder sie finden sich nur da, wo ein Einzelner über die Thätigkeit vieler Andern gebieten kann, also der Unterschied des Eigenthums schon begründet ist.

Zur Erhaltung des Lebens dienende Gegenstände, die zugleich werthvoll und doch nur in dem Besitze Einzelner sind, giebt es zwei Hauptarten: der durch Arbeit veredelte Boden und die gezähmten Thiere, von deren Fleisch und Milch das Volk sich nährt.

In dem ersten Falle kann das Volk den Boden, auf dem es wohnt, nicht verlassen, ohne sein Eigenthum zu opfern; in dem zweiten Falle kann es nicht nur seine Heimat ändern, es muß sogar von Zeit zu Zeit eine neue Weide für seine Heerden suchen. Eine dritte Abtheilung von Völkern steht auf dem Uebergange zwischen diesen beiden Hauptarten. Sie haben Heerden, aber sie bauen auch das Land; die Heerden wandern, aber der größte Theil des Volks bleibt in seinen Hütten zurück. Sie verweilen oft Jahre lang an einem Orte; aber unter dem Drucke der Natur oder benachbarter Völker brechen sie auf und suchen sich, von dem beweglichen Theile ihres Eigenthums begleitet, eine neue Heimat auf. Wir theilen daher die Völker mit Eigenthum in drei Klassen ein, nämlich:

in Nomaden oder Wandervölker,
in Halbnomaden
und in ansäßige Völker.

I. Die Wandervölker mit Eigenthum.

Das bewegliche, zur Ernährung dienende Eigenthum aller Wandervölker besteht in Heerden. Obgleich keineswegs alle Viehzucht treibenden Völker wandern, so ist doch die Viehzucht die Hauptbeschäftigung aller wandernden Völker, und ihre Nahrungsmittel bestehen, einige wildwachsende Pflanzen und einige andern, die sie von ansäßigen Völkern eintauschen, ausgenommen, in thierischen Produkten, und zwar größtentheils in den Produkten ihrer Heerden.

Ihre Heimat.

Alle in Heerden gehaltenen und zur Ernährung benutzten vierfüßigen Thiere sind Pflanzenfresser, und zwar mit wenigen Ausnahmen aus der Klasse der Wiederkäuer, welche durch ihren Organismus mehr wie andre Thiere befähigt sind, die dem Menschen unverdaulichen Pflanzenstoffe zu reinigen, und in der Gestalt von Milch, Fleisch und Blut zurückzugeben. Wo es an leicht zähmbaren Wiederkäuern fehlte, wurden Pferde, Kamele und andre Thiere gezähmt und gegessen, und einige derselben, so wie der Esel und der Elephant, wurden auch als Last- und Zugthiere verwendet. Der Hund, das zähmbarste und genügsamste unter den Raubthieren, wird zu vielen Diensten, theils solchen, die seiner ursprünglichen Lebensweise nahe stehen, theils aber auch zum Tragen und Ziehen von Lasten gebraucht. Als Speise dient er da, wo andre Thiere selten sind, und dann wird er ebenfalls mit Pflanzen aufgezogen; so daß auch bei ihm keine Ausnahme von der Regel stattfindet, daß der Mensch sich nur von pflanzenfressenden Thieren ernähre. Einige kleinere Säugethiere und die in Menge gezogenen Vögel dienen mehr dem Luxus als dem Bedürfniß.

Gezähmte Thiere sind ein so werthvolles Besitzthum, daß ein Volk keine Anstrengung scheut, um sie zu erhalten und zu vermehren. Es führt seine Heerden auf allen seinen Wanderungen mit sich fort, bringt sie in Länder, die von der ursprünglichen Heimat der Thiere weit entfernt sind, gewöhnt sie allmälig an eine von der frühern gänzlich verschiedene Lebensweise, und vermag sie dadurch sogar auf einem Boden und in einem Klima zu erhalten, dem die Thiere ohne Hülfe des Menschen bald unterliegen würden.

Man findet daher die gezähmten Thiere auf einem weit größeren Theile der Erdoberfläche verbreitet, als die verwandten, aber noch ungezähmten Thierarten, und je besser der Mensch die Naturhindernisse überwinden lernte, desto größer wurde auch das den Zucht-Thieren zugängliche Gebiet.

In ältern Zeiten, wo die Naturgrenzen den Menschen schwerer zu überschreiten waren, wie später, hatten die großen, durch Meere von einander getrennten Kontinente, blos die durch feste und fliegende

Brücken von Eis verbundenen Polarländer ausgenommen, wie kein wildes, so auch kein gezähmtes Thier mit einander gemein, und sogar innerhalb eines Festlandes reichten Wüsten, Gebirgsketten und tief-einschneidende Meerbusen, die nur wenige und schwer zugängliche Verbindungswege offen ließen, zuweilen hin, die Verbreitung der Zucht-Thiere gänzlich zu verhindern.

Dagegen waren die Zucht-Thierarten des mittleren Asiens, Europas und Nordafricas, wo die Völker früh kultivirt und die Naturgrenzen leicht zu überschreiten waren, schon in den ältesten Zeiten nahe übereinstimmend; obgleich die beiden zuletzt genannten Länder vielleicht nicht ein einziges derselben ursprünglich besaßen. Nur in dem südlichen, von dem nördlichen durch große Wüsten getrennten Theile von Africa war vor der Ankunft der Europäer, außer dem leicht beweglichen Schafe, kein einziges dieser Thiere vorhanden. Denn die wichtigsten der dort gezogenen Thiere, das Rind und das Schwein, gehörten anderen Arten zu, als die asiatischen, und die dem Pferde und dem Esel ähnliche Zebra's blieben ungezähmt, weil das Rind den Bedürfnissen der Eingeborenen sowohl als Speise wie als Lastthier schon genügte.

In Nordamerica gab es kein einziges, von Viehzucht lebendes Volk. Das im hohen Norden von Asien und Europa gezähmte Rennthier findet sich in America nur wild; vielleicht weil den Nordamericanern die Gelegenheit fehlte, die Kunst Heerden zu ziehen, erst an einem leichter zähmbaren Wilde zu erlernen, als die flüchtigen und starken Rennthiere sind. Der Bisonbüffel, ein großes und zähmbares Thier im mittleren Theile von Nordamerica, fand sich in den Steppen seiner Heimat in so ungeheuren Heerden, daß er das Bedürfniß einer Zähmung niemals rege machen konnte, indem seine Jagd leicht und so lange die europäischen Waffen unbekannt waren, auch sehr ergiebig war.

In Südamerica waren, ehe die Europäer ihre Zucht-Thiere einführten, nur wenige zur Zähmung geeignete Thiere einheimisch. Das Guanako und das Lama waren in Hoch-Peru und vielleicht auch in Patagonien gezähmt; aber diese an ein sehr kühles Klima gewöhnten

Thiere konnten nicht in die warmen Tiefländer eingeführt werden. In dem heißen Theile von Südamerica waren einige Hirsch-Arten, die höchstens anderthalb bis zwei Centner wogen, die größten Wiederkäuer. Aber Hirsche sind in keinem Theile der Erde zu nützlichen Zucht-Thieren geworden. Etwas größer ist der dem Schweine verwandte Tapir, der auch von den Eingeborenen häufig gezähmt wird, ihnen aber, als ein wenig fruchtbares und daher auch nicht sehr geselliges Thier, niemals von Nutzen war. Alle anderen pflanzenfressende Thiere, von denen mehrere ebenfalls gezähmt worden sind, sind klein und haben keinen beträchtlichen Einfluß auf die Lebensweise der Völker geübt, und es wurde daher den europäischen Pferden und Rindern leicht, sich schnell zu vermehren und halb oder ganz verwildert über die Steppen und Grasfluren zu verbreiten. In Patagonien ist das Pferd, das dort leichter zu erhalten ist als das Rind, bei einigen eingebornen Völkerschaften, die früher das Guanako oder gar kein Thier besaßen, zu einem wichtigen Zucht-Thiere geworden.

Neuholland bietet zwar durch seinen waldarmen Boden und die groben, auch die fruchtbareren Stellen bedeckende Gewächse die günstigste Stätte für wandernde Hirtenvölker dar; aber es besaß ursprünglich gar keine Wiederkäuer, und ausser einigen, zwar leicht zähmbaren, aber zum Züchten wenig geeigneten Känguru-Arten, überhaupt kein größeres Säugethier; es konnte also auch kein Hirtenvolk ernähren. Um so leichter wurde es den von Europa eingeführten Thieren sich schnell zu verbreiten. Sechs bei der ersten Landung der europäischen Ansiedler verlaufene Rinder hatten sich binnen fünfzehn Jahren ohne die geringste menschliche Hülfe zu mehr als tausend in zwei Heerden vertheilten Stücken vermehrt. Jetzt sind überall, wo Kolonisten wohnen, Pferde, Schafe, Rinder, theils zahm, theils verwildert, in Menge vorhanden, und sie werden bei ihrer raschen Vermehrung an einigen Stellen die ersten Boten der europäischen Kultur in dem schwer zugänglichen Innern des Welttheils sein. Aber das schnelle Vorrücken der Ansiedelungen wird den Eingeborenen keine Zeit lassen, sich wie einige amerikanische Völker aus Jäger- und Fischervölkern zu Viehzüchtern emporzuarbeiten.

Auf einem fruchtbaren Boden gedeiht sowohl der Ackerbau als die Viehzucht. Aber jener giebt einen weit höhern Ertrag als das Umherwandern mit Heerden; er zieht daher die Völker mehr an, fesselt sie an bestimmte Wohnsitze und macht die Viehzucht zu einem untergeordneten Theile der Bodenpflege. Eigentliche, wandernde Hirtenvölker können daher nur an solchen Orten entstehen und sich längere Zeit erhalten, wo der Ackerbau zu mühsam oder ohne eine sorgfältige Industrie zu wenig ergiebig ist. Zu diesen gehören nicht die gebirgigen und waldigen Länder, wo große Heerden sich nicht leicht bewegen und zusammenhalten lassen; nicht die isolirten kleinen Inseln, wo große Thiere niemals einheimisch sind und wenn sie dahin geführt werden, immer dem Ackerbau untergeordnet bleiben, nicht die langgezogenen Küstenstriche und Flußthäler, wo Fischfang und Ackerbau weit ergiebiger sind; sondern vielmehr Länder, die wenig Wald, wenig Gebirge haben, also die ausgedehntesten Pampa's und Grasfluren, selbst Halbwüsten, wenn nur die Wasser haltenden Oasen nicht zu weit von einander entfernt sind. Die Heimatlande der Hirtenvölker haben dieselbe Beschaffenheit wie diejenigen, wo die größeren Thierarten auch in dem wilden Zustande in zahlreichen Heerden umherstreifen.

Ihre Lebensweise.

Die Lebensweise eines Hirtenvolkes wird natürlich von dem Klima, dem Boden und der Natur seiner Zuchtthiere bedingt. Der Rennthierhirt im hohen Norden wird zu einem von dem Rinder- und Ziegenhirten der wärmeren Zonen sehr verschiedenen Menschen. Aber im Vergleich mit dem Uebereinstimmenden in der Lebensweise aller Hirtenvölker sinken alle diese Unterschiede zu untergeordneten Abweichungen herab. Die wandernden Hirtenvölker bilden, um die Sprache der Naturgeschichte zu reden, eine wohl geschlossene, natürliche Familie von Völkern.

Ihre Lebensweise ist weit behaglicher als die der Jäger. Sie kennen ebenso wenig den Mangel, dem die Jäger so oft unterworfen sind, wie die Schwelgerei derselben im Ueberflusse. Die Ernährung ist weit gesicherter und gleichmäßiger. Die Heerden geben ihnen, was sie

bedürfen. Aus der Milch und dem Fleische wissen sie mit Hülfe einiger wild wachsenden oder von Pflanzern eingetauschten Kräuter eine Menge von gesunden und wohlschmeckenden Speisen zu bereiten. Aus den Fellen und Haaren machen sie ihre Kleider und Decken; die Sehnen benutzen sie bei ihren Bogen, die Knochen bei ihren Waffen und Geräthen, und es sind wenige Theile am Thiere, die sie nicht auf eine nützliche Art zu verwenden wüßten. In einigen sehr unfruchtbaren Ländern sind sie sogar ausschließlich an die Produkte ihrer Heerden gewiesen.

Die Pflege der Heerden verlangt weit weniger Anstrengung als die Verfolgung der Thiere auf dem Lande oder im Meere; aber sie ist ununterbrochen. Die Beschäftigung der Hirten ist daher frei von dem Wechsel des Müssigganges mit der härtesten Arbeit, der dem Charakter der Jäger ein eigenthümliches Gepräge verleiht, und der wohlthätige Einfluß dieses Maaßvollen in der Arbeit, wie im Genusse, spricht sich sowohl in dem Körperbau als in dem Charakter der Hirten aus.

Die Hirten sind im Verhältniß zu anderen Völkern ihrer Raße und ihres Klimas hoch und schlank gewachsen, von edler Haltung, etwas weniger kräftig als einige Jäger, aber von anmuthigeren Formen und schöner gebildeten Gliedmaßen. Ihre Sinne, Gesicht, Gehör, Geruch sind nicht minder scharf wie bei den Jägern. Ihr Körper ist, wo Klima und Boden nicht allzu rauh sind, gesund; Krankheiten sind selten. Sie erreichen weit öfter als Jäger und Fischer ein hohes Alter mit dem vollen Gebrauche der Glieder und Sinne. Ihr Gedächtniß ist sehr treu. Sie kennen die Pfade der Wüste, die dem Europäer so gleichförmig erscheint, wie das Meer und wissen in Heerden von Tausenden von Thieren jedes einzelne sicher zu unterscheiden.

Alle wahren Hirtenvölker wandern; denn kein Ort bietet ihren zahlreichen Heerden das ganze Jahr hindurch eine hinlängliche Weide dar. Wo der Boden gleichförmig und flach und das Klima wenigen Veränderungen unterworfen ist, da wandert die Heerde blos aus dem abgeweideten Gefilde in ein anderes, noch mit Pflanzen bedecktes und kehrt in dasselbe zurück, sobald der Pflanzenwuchs sich wieder erneuert

hat. In andern Ländern sind die Wanderungen größer. Da ziehen die Heerden, sobald die Quellen bei dem Beginne der trockenen Jahreszeit zu versiegen anfangen, aus den Quellgebieten an die Ufer der Ströme, aus den Niederungen in die kühleren, wasserreicheren Höhen, aus dem Innern an die feuchtere Küste. In nordischen Gegenden nöthigt der Winter zu ähnlichen Wanderungen aus dem Innern und dem Höhenlande an die Küsten, die im Winter weniger kalt und öde sind. Einigen Völkern ist das Wandern so zur Gewohnheit, sogar zu einer religiösen Pflicht geworden, daß sie nie über acht Tage an einem Orte verweilen, und wenn auch die Heerden den Ort nicht verlassen, die Zelte abschlagen und in einiger Entfernung wieder aufstellen.

Die wandernde Lebensweise nöthigt zu leichten Hütten, die schnell erbaut und abgetragen werden können. Wo es nicht an Pflanzen fehlt, da macht man sie zum Theile aus Blättern oder Röhricht; aber gewöhnlich werden die Zeltdecken aus den Häuten der Zucht-Thiere gemacht, aus Fellen, Leder, Filz, die aneinander geheftet und über einige Stangen gespannt werden. Eine vieljährige Erfahrung hat ein jedes Volk längst diejenige Form der Zelte kennen gelehrt, welche für seine Hülfsmittel und seine Bedürfnisse die zweckmäßigste ist, und wo diese sich nicht verändert haben, ist auch die Form durch Jahrtausende sich gleich geblieben. Die Zelte sind stets bequem und oft sehr sinnreich eingerichtet, in kalten Zonen hinlänglich waren, in wärmeren kühl und geräumig und stets leicht fortzuschaffen, bald auf dem Rücken von Thieren, bald auf Wagen. Daher sind auch die Zelte eines Hirtenvolkes, so lange nicht, wie bei den Kirgisen und Kalmücken, eine ihm fremde Kultur eingewirkt hat, alle einander an Form und gewöhnlich auch an Größe gleich. Der Reichste hat keinen andern Stoff zu seinen Zelten als der Aermste, und bedarf er mehr Raum, so stellt er zwei Zelte neben einander.

Ebenso zweckmäßig sind die Geräthe und die Kleidung, die ebenfalls bald aus Thier-, bald aus Pflanzen-Stoffen bereitet werden. Die G e r ä t h e sind wenig zahlreich und von einfacher Form, aber wenn der Stoff es erlaubt, gewöhnlich mit Arabesken und Bildern von Thieren und Pflanzen hübsch verziert. Die K l e i d u n g besteht

nur im hohen Norden aus mehreren künstlich verbundenen Stücken; in wärmeren Ländern ist sie leicht und einfach; aber selten fehlt sie ganz, und die Frauen der Hirten sind stets mehr bekleidet als die der Jäger und Fischer. Auch wissen sie die Kleider durch bunte Nähte, durch Verbrämung und Besätze mit farbigen Früchten oder Steinen ebenso zierlich zu machen als sie bequem sind.

Ihr Familienleben.

Die Stellung des weiblichen Geschlechtes gegen das männliche hängt hauptsächlich von dem Verhältnisse ihrer Anzahl ab. Nun läßt die Natur zwar Knaben und Mädchen bei allen Völkern in fast gleicher Anzahl geboren werden, und es würde daher auch fast überall ebenso viel Männer als Frauen geben, wenn nicht der Mord weiblicher Kinder oder eine gefahrvolle Beschäftigung der Männer bald dem einen, bald dem andern Geschlechte die Ueberzahl gäbe. Bei den Jägern ist das letzte der Fall. Ein großer Theil der jungen Männer erliegt schon früh den Beschwerden der Jagd und des Krieges. Ihre Anzahl ist daher stets weit kleiner als die der jungen Frauen und die Polygamie bei allen Jägervölkern sehr verbreitet.

Bei den Hirten, wo die Lebensweise ohne große Beschwerden, und die Kriege verhältnißmäßig selten und nicht sehr mörderisch sind, stimmt die Anzahl der Personen beider Geschlechter nahe überein, und die Polygamie ist entweder von der Sitte ganz verboten, oder nur auf wenige Wohlhabende beschränkt. Das Band der Ehe ist daher auch fester als bei den Völkern mit Polygamie. Bei diesen hat der Mann nur Rechte, aber keine Pflichten zu üben, und die Frau ist Dienerin des Mannes. Bei den Hirten stehen beide einander näher. Der Mann, als der stärkere, nimmt zwar auch bei den Hirten ein Uebergewicht in Anspruch. Aber in demselben Maße, als die Sitten milder und geistige Vorzüge, Anmuth, Poesie, geschätzt werden, steigt das Ansehen des weiblichen Geschlechtes, dem der Mann nur in der physischen, nicht in der geistigen Kraft überlegen ist. Es finden sich zuweilen noch einige auf eine untergeordnete Stellung des Weibes deutende Sitten. Die Frau darf bei vielen Völkern nicht mit dem Manne speisen, muß sich einiger Nahrungsmittel enthalten; sie muß

zu gewissen Zeiten sich von der Hütte ihres Mannes entfernt halten. Aber diese Gebräuche, die mit der sonst bei den Hirtenvölkern herrschenden milden Sitte nicht immer im Einklang stehen, sind in vielen Fällen vielleicht nur Ueberreste einer niederen Bildungsstufe. Die jetzt in allen muhammedanischen Staaten eingeführte Gewohnheit, die Frauen vor den Fremden verborgen zu halten, ist den Hirtenvölkern, selbst den Arabern, wo sie von dem Einflusse der civilisirteren Nachbarn frei geblieben sind, gänzlich fremd. Mädchen und Frauen gehen unverschleiert ihren Beschäftigungen nach und nehmen an den geselligen Vergnügungen der Männer Theil.

Der Mann entfernt sich nur sehr selten auf mehrere Tage von seinem Zelte. Des Morgens treibt er seine Heerde aus, schützt sie gegen wilde Thiere und Räuber, und führt sie des Abends wieder in die Nähe der Zelte zurück. Dort milcht er die Kühe und Stuten; denn Alles, was sich auf die Erzeugung der Hauptnahrung bezieht, ist bei den Naturvölkern die Arbeit des Mannes. Dann ist sein Tagewerk vollbracht. Die Arbeiten des Hauses gehören der Frau. Diese pflegt die Kinder, bereitet das Mahl, holt das Wasser herbei, verfertigt mit Ausnahme der Waffen und einiger andern Werkzeuge, alle Geräthe und Kleidungsstücke, richtet selbst die Stoffe zu den Zelten her und schlägt diese auf und ab. Aber selten sieht man den Hirten einer so müßigen Ruhe hingegeben wie den Jäger, der träge zuschaut, wenn seine Frauen sich abmühen. Bei den Hirten sind die Beschäftigungen weniger schroff getrennt, und oft übernimmt die Frau die leichteren Arbeiten bei der Pflege der Thiere, und der Mann hilft bei der Bereitung der Stoffe zur Kleidung und zu den Zelten.

Die Kinder werden von der Mutter erzogen und helfen ihr bei der Arbeit bis der Knabe groß genug ist, dem Vater beizustehen. Dann wird er in der Zucht der Heerden und der Führung der Waffen unterrichtet. Die Erziehung ist sehr mild, und früh sich selbst überlassen, gewöhnen sich die Kinder auch schon im zarten Alter selbstständig zu handeln. Diese Erziehungsweise ist sogar den ansäßigen, von Hirtenvölkern abstammenden Nationen Vorder-Asiens geblieben. Das Mädchen vermag zu zehn bis elf Jahren die Pflichten der Gattin zu

erfüllen, und der zehnjährige Knabe weiß in der Abwesenheit seines Vaters den Fremden mit Anstand zu empfangen. Der Europäer, selbst wenn er aus einem eben so warmen Klima stammt, wundert sich über die frühe Reife des Knaben, aber dieser eilt, sobald er seiner Pflicht als Haupt des Hauses genügt hat, zu den muntern Spielen seines Alters zurück.

Der Hirt ist sehr gastfrei. Ungastlichkeit ist zwar nur ein Fehler hochgebildeter Völker, und auch die Jäger und Fischer sind gastfrei; aber der Hirt, der seine Nahrung viel leichter gewinnt, der auch feindlichen Angriffen weit weniger ausgesetzt ist, kann die Gastfreundschaft mit weniger Mistrauen, mit mehr Hingebung üben, als der arme und immer vor Fallstricken besorgte Jäger. Sie wird ihm, der selbst viel wandert, aus einer menschlich-edlen Gewohnheit oft zur Sitte, zum Gesetz. Wer das Zelt betritt, ja auch nur einen Theil desselben, oder den Saum des Gewandes berührt, wird Familienglied und als solches gepflegt und geschützt. Man giebt ihm den besten Platz im Zelte, die beste Speise, die vorhanden ist, läßt sogar in einigen Ländern die Frau oder die Tochter sein Lager theilen und erwartet von dem Fremden, wenn er sich von den Anstrengungen der Reise erholt hat, keinen andern Entgelt, als Erzählungen von seinen Abenteuern und den Gebräuchen der fremden Völker, die er auf seinen Wanderungen besucht hat.

Denn die Hirtenvölker, deren Leben von Stürmen und Sorgen freier ist als das der Völker ohne Eigenthum, sind ohne Ausnahme große Freunde der geselligen Unterhaltung. Was bei den nordischen Fischern nur in der Zeit der Winterruhe möglich ist und bei ihnen nie ohne einige Bitterkeit und Satyre bleibt, das findet bei den Hirten das ganze Jahr hindurch und auf unbefangene heitere Weise statt. Die Jünglinge haben ihre gymnastischen Spiele, die Mädchen ihre Wettgesänge und Tänze, an denen nicht selten auch die Männer Theil nehmen. Alle diese Vergnügungen werden von Musik begleitet, und fast überall sind musikalische Instrumente erfunden, neben den einförmigen Trommeln und Klappern auch Rohrflöten, Hörner und harmonisch gestimmte, über Thiergeweihe oder gekrümmte Hölzer gespannte Saiten.

Es entstehen Lieder, die gesungen und von vieltönigen Instrumenten begleitet, eine rhythmischere Form annehmen wie bei vielen andern Völkern. Bald drücken sie eine Gemüthsstimmung, wie Liebe, Trauer, Hoffnung, aus; bald sind es poetische Sagen von der Geburt des ersten Menschen, von den Wanderungen der Vorfahren, ihren Kämpfen mit Dämonen und Riesen, und wie sie endlich unter der Führung der Götter ihren gegenwärtigen Wohnsitz gefunden. Bald bietet die Gegenwart den Stoff zu den Liedern dar. Man singt von den Kriegen mit dem Erbfeinde, den Thaten des Häuptlings und vergißt auch nicht das Lob der Gäste und ihres Stammes zu singen.

Viele dieser Gesänge werden von Barden, die des Gesanges und der Sagen des Volkes kundig sind, besonders bei Festlichkeiten vorgetragen; oder des Abends, wenn sich der größere Theil des Stammes in dem Zelte des Häuptlings oder im Freien gelagert hat, wechseln die Lieder mit hübsch erfundenen Erzählungen und Mährchen, welche geübte Erzähler mit einer so großen Kunst der Sprache und der Geberden vorzutragen wissen, daß die Aufmerksamkeit der Zuhörer, so vertraut sie auch mit dem Inhalte sein mögen, immer wieder von neuem gefesselt wird.

So würde das Leben des Hirten, fast mühe- und sorglos, durch Gesang und Dichtkunst veredelt, noch schöner sein als das paradisische der Vorzeit, wenn nicht auch hier Ereignisse einträten, die ihn an den Ernst des Leben erinnern.

Die Jagd und der Krieg bei den Wandervölkern.

Der Hirt muß stets gerüstet sein, seine Heerde gegen wilde Thiere zu schützen, und von der Vertheidigung zum Angriff übergehend, wird er nicht selten zum Jäger. Die Jagd gewöhnt ihn an den Gebrauch der Waffen, an Gefahr. Sie giebt dem Jünglinge Gelegenheit, sich durch kühne Thaten auszuzeichnen; denn die Haut eines getödteten Bären oder Löwen giebt dem Hirten nicht weniger Ruhm als dem Jäger. Die Jagd nimmt seine Thätigkeit zwar niemals auf längere Zeit in Anspruch; sie ist ihm mehr Vergnügen als Arbeit; aber sie

bleibt doch nicht ohne Einfluß auf seinen Charakter; sie macht ihn kräftiger, aber auch kühner und rauher.

Wichtiger als die Jagd sind die Kämpfe der Hirten mit ihren Nachbarvölkern. Sie entstehen auf verschiedene Weise. Für die eigenthumlosen Völker sind die zahlreichen und wehrlosen Heerden eine Lockung, der sie niemals widerstehen können. Aus den Räubereien gehen blutige Kriege hervor, deren Erfolg wir schon oben bezeichnet haben. Das ärmere und minder zahlreiche Volk wird besiegt und bis auf einzelne Familien, die sich in Wäldern und Wüsten verbergen, vernichtet.

Die Kriege zwischen Eigenthum-besitzenden Völkern sind theils eine Folge der Raubzüge, welche einzelne Aermere oder Habsüchtigere unternehmen, theils von Reibungen, an denen es zwischen Nachbarn niemals fehlt. Sie haben aber noch eine andere Ursache. Bei der mäßigen und gesunden Lebensweise der Hirten nimmt ihre Bevölkerung rasch zu. Wenige Familien vermehren sich binnen einigen Jahrhunderten zu einem zahlreichen Volke und erschöpfen den Boden auf welchem sie mit ihren Herden herumziehen soweit, daß die Nahrungsmittel nur durch größere Anstrengungen in hinlänglicher Menge erlangt werden können. Nun werden zwar die Kriege niemals in der Absicht geführt, die Bevölkerung zu vermindern; aber sie entstehen, sobald es an Weideland fehlt, bald innerhalb des Volkes selbst, bald mit den Nachbarn. Kein Mittel gegen Uebervölkerung ist so wirksam wie der Krieg. So rasch sich die Hirten zu vermehren pflegen, so bleibt dennoch in den Ländern, die schon eine ihren Hülfsquellen angemessene Bevölkerung haben, die Anzahl der Menschen fast unverändert. War sie durch eine Reihe glücklicher Jahre allmälig gestiegen, so bringt ein Jahr von Krieg und Seuchen die Bevölkerung wieder weit zurück. Ungeachtet der großen Auswanderung von Hirtenstämmen aus Arabien und dem Lande der Turkomannen und des Menschen-Verlustes in den Eroberungskriegen ist die Bevölkerung ihrer Weideplätze jetzt wahrscheinlich eben so groß, als sie früher war. Aber die ewigen kleinen Kriege im Innern verhindern auch, daß sie jemals beträchtlich größer werde.

Indessen haben die Kriege der Hirten, so viel Menschen sie auch kosten, lange nicht die nachtheiligen Folgen, welche sie bei den Jägern hervorbringen. Der Jäger kämpft um sein Leben; der Hirt kämpft um den Besitz, und obgleich auch er in der Hitze des Kampfes die blutigen Ausschweifungen begeht, von denen kein Volk, selbst die civilisirtesten nicht frei sind: so nimmt der Kampf doch eine weit menschlichere und edlere Gestalt an. Der Hirt sucht nicht den Tod des Feindes; er sucht den Sieg, und ist dieser erlangt, so werden die wehrlosen Feinde geschont. Wo man Sklaven hat, oder wo man ein Lösegeld erwartet, werden die Gefangenen weggeführt; aber auch da, wo das Wegführen keinen Nutzen verspricht, werden sie nicht leicht aus Rache getödtet. In dem Kampfe der holländischen Bauern am Vorgebirge der guten Hoffnung mit dem Hirtenvolke der Amakosa-Kaffern schonten diese wilden Völker die Familien ihrer Feinde und ließen sich selbst dann nicht zur Rache gegen die Wehrlosen hinreißen, als sie erfuhren, daß ihre civilisirten Feinde die gefangnen Frauen und Kinder mit kaltem Blute gemordet hätten. Wenn dagegen ein americanischer Jägerstamm eine Ansiedelung der Kolonisten überfiel, so wurden natürlich alle Erwachsenen getödtet; zuweilen wurde wohl ein junges Weib oder ein Kind weggeführt, um es im Stamme selbst zu erziehen; aber wen man nicht mitnehmen konnte, der wurde nicht etwa seinem Schicksale überlassen, wie minder blutdürstige Völker gethan hätten, sondern ohne Erbarmen ermordet.

Der Jäger, dem jeder Krieg eine Jagd ist, scheut kein Mittel, um seinen Sieg zu erlangen; List und Gewalt führen, wenn sie gelingen, gleich sicher zum Ruhme. Dem Hirten, dessen Lebensweise wohl Vorsicht und Klugheit verlangt, aber zur Uebung von List weniger Veranlassung giebt, ist die List auch im Kriege fremder, und eine der Ursachen seines tödtlichen Hasses gegen den Jäger ist, daß dieser mit den Hirten keinen nach dessen Gefühl ehrlichen Kampf führt, sondern wie ein Raubthier blos nach Blut und Beute sucht. Der Hirt kämpft am liebsten im offenen Felde; er sagt dem Feinde den Krieg und selbst den Tag des Kampfes an, und des Nachts ruhen die Gegner oft dicht neben einander, ohne einen Ueberfall zu fürchten.

Das Volksleben der Wandervölker.

Der Sieg verschafft Beute an Vieh und Sklaven, und oft muß das unterliegende Hirtenvolk den Frieden durch Abtretung eines Weideplatzes, durch Auslieferung von Heerden, Sklaven und selbst durch einen jährlichen Tribut erkaufen. Aber wie bei den Kriegen civilisirter Völker wird weder der Verlust des Besiegten noch der Gewinn des Siegers auf gleichförmige Weise vertheilt. Die Unterschiede im Eigenthum werden daher durch den glücklichen, wie durch den unglücklichen Erfolg eines Krieges immer noch verstärkt. Nun ist zwar bei den meisten Wandervölkern die Kraft des freien Hirtenlebens mächtig genug, um die schädlichen Einflüsse dieser Ungleichheit zu entfernen oder doch zu schwächen und die persönliche Gleichheit Aller so weit zu erhalten, als sie sich mit einer Ungleichheit des Eigenthumes überhaupt vereinigen läßt. Aber bei den Hirtenvölkern, welche in beständigen Kämpfen mit zahlreichen, ansäßigen Völkern stets eine Menge von Sklaven erlangen, tritt der Unterschied der Stände sehr schroff auf; der Adel, der keinem Naturvolke mit Eigenthum gänzlich fehlt, steigt an Reichthum und Macht und findet in dem Besitze der Klienten oder Sklaven ein sehr wirksames Mittel beides noch auf Kosten der ärmeren Volksklasse zu vermehren, diese allmälig ganz des Eigenthums zu berauben und dadurch fast in die Klasse der Sklaven selbst herabzudrücken.

An die Spitze des Adels stellt sich oft ein Fürst, dessen Macht, je nach dem Bedürfnisse der Einheit und nach seinen Fähigkeiten, von sehr verschiedenem Umfange ist. Aber selten ist diese Macht von Dauer. Unzufriedene Stämme trennen sich leicht von der Hauptmasse des Volkes und können nicht zurückgeführt werden. Selbst die Macht und Klugheit der Russen konnte nicht verhindern, daß in den Jahren 1770 bis 1772 eine halbe Million mit ihrer Regierung unzufriedener Kalmücken in das chinesische Gebiet auswanderte. Unzufriedene Große schränken die Macht der einheimischen Fürsten ein, und so kann sich bei Wandervölkern nicht leicht ein Despotismus entwickeln, oder doch die nachhaltige Kraft ausüben, welche man unter ähnlichen Umständen bei ansässigen Völkern beobachtet.

Aber diese Regel erleidet Ausnahmen. Selbst bei den Hirtenvölkern, welche wenige oder keine Sklaven halten, und denen daher eines der wichtigsten Beförderungsmittel des Stände-Unterschiedes und des Despotismus fehlt, treten von Zeit zu Zeit Männer auf, welche eine fast despotische Herrschaft erlangen, und dadurch die vielfach zersplitterte Macht ihres Hirtenvolkes in der Hand zu vereinigen wissen. Bald ist es ein Krieger, der sich in den kleinen Kämpfen mit den Nachbarstämmen ausgezeichnet hat; bald ist es der Gründer einer neuen Glaubensform, welcher einige, früher durch kein andres Band als das lockere der Sprache und Sitte verbundene Stämme zu einem Ganzen vereinigt. Die Wirkung ist immer dieselbe. Alle Vertheidigungs-Maßregeln der Hirtenvölker sind nur auf den gewöhnlichen Zustand berechnet, wo fast jeder Stamm mit seinem Nachbar in Feindschaft lebt, und keiner daher eine bedeutende Macht erlangen kann. Sobald aber einige Stämme zu einer zahlreichen Schaar vereinigt sind und einem tapfern und klugen Führer gehorchen, erlangen sie ein entscheidendes Uebergewicht über die benachbarten Stämme, machen diese dem Willen ihres Führers unterthan und erheben das von seinen Nachbaren bisher wenig geachtete Hirtenvolk zu einer Macht, der nur zahlreiche und wohlgerüstete Völker widerstehen können.

Die Geschichte kennt viele Beispiele einer solchen Umwandlung, indem Hirtenvölker, die sich außerhalb ihrer Grenzen nur durch einige Raubzüge bemerklich machten und sich gegen einen eindringenden Feind fast nur durch ihre Wüsten und ihr Klima vertheidigen konnten, plötzlich als Eroberer auftraten und alle benachbarten Länder unterjochten. Aus dem Innern von Africa und Asien brachen zu wiederholten Malen Völker hervor, welche, wie es scheint, keinen andern Trieb zur Bewegung hatten, als die Eroberungslust. Das Innere Arabiens, dessen Hirten die alte Welt nur als arme, feige Räuber kannte, sendete zu zwei verschiedenen Malen zahlreiche Heere aus, deren religiöser Enthusiasmus, mit Tapferkeit und Klugheit gepaart, über die geordneten Heere der benachbarten Staaten den Sieg errang: das erste Mal unter den Nachfolgern Muhammeds, das zweite Mal unter den Wahabis. Die letzten erlagen zuletzt der Macht und der Politik des Beherrschers von

Aegypten; aber die ersten brachten eine Bewegung hervor, welcher an Ausdehnung und Schnelligkeit keine andere auf Erden gleichkommt.

Aber so groß auch die Wirkungen waren, die Hirtenvölker blieben ihrem Charakter getreu. Die halbe Welt war durch diese Züge verändert, nur nicht das Land, von dem sie ausgingen. Die auswandernden Schaaren wurden das herrschende Volk in den eroberten Ländern, theilten ihnen ihre Sprache, ihre Religion und einige ihrer Sitten mit; aber für ihr Vaterland gingen sie verloren. Dort zerfiel die Macht wieder, welche auf einer dem Charakter der Hirtenvölker widerstrebenden Einheit begründet war. Die einzelnen Stämme lösten sich von einander ab, füllten die Lücke, welche die Auswanderung verursacht hatte, allmälig wieder aus und wurden das, was sie vor der Epoche der Eroberung waren, ein Haufe, durch Sprache und Lebensweise übereinstimmender, aber unabhängiger und einander oft feindlicher Stämme, auf welche selbst die neue Religion, die im Grunde blos eine Veredlung ihrer eigenen Lebens- und Denkweise war, einen geringen Eindruck gemacht hatte.

1. Der patriarchalische Zustand.

Man pflegt die Hebräer nach der Schilderung des ersten Buch Mosis für ein Hirtenvolk zu halten und die Patriarchen Abraham, Isaak und Jakob für die Vorbilder von Hirten-Häuptlingen. Aber dieser Vergleich ist nur insofern wahr, als die Hebräer damals vornehmlich von der Viehzucht lebten; in allen anderen Punkten sind kaum zwei Völker einander weniger ähnlich wie jene.

Die wahren, durch die Einwirkung ihrer Nachbaren am wenigsten entarteten Hirten-Völker bestehen nur aus freien, unter einander verwandten oder doch als verwandt geltenden Männern, die ihren Häuptlingen nicht gehorchen, sondern nur folgen, an allen Berathungen Theil nehmen und mit Ausnahme des Reichthums und des auf Abstammung gegründeten Ansehens, alle einander gleich sind. Von dieser Freiheit und Gleichheit ist der Zustand der Hebräer weit entfernt. Abraham, der edelste der Patriarchen, ist nach der Schilderung des alten Testaments ein für den gleichzeitigen Zustand Palästina's mächtiger Fürst, der aber nicht über freie Männer, sondern nur über Sklaven

gebietet, die zum Theil in seinem Hause geboren, zum Theil für Geld erkauft sind, und deren Töchter er für sich und seinen Sohn wohl zu Kebsweibern, aber nimmermehr zu Gattinnen wählen mag. Die Hauptbeschäftigung der Hebräer war Viehzucht; aber die Häuptlinge wanderten nicht mit ihren Heerden umher, sondern wohnten meistens in Städten und schickten nur ihre Söhne und Sklaven mit den Heerden aus. Sie lebten nicht blos von Milch und Fleisch, wie ächte Hirten, sondern auch von Getreide, das sie von ihren ackerbauenden Nachbaren eintauschten.

Ihre Sitten waren von der Reinheit, die man bei Hirtenvölkern zu finden pflegt, weit entfernt. Wir hören in jeder Generation viel von List, Betrug, Ausschweifungen der gröbsten Art, und von blutigem Hader unter Brüdern, lauter Handlungen, die man häufig in den Familien der Despoten, aber nicht leicht in denen freier Männer findet. Der sogenannte patriarchalische Zustand der Hebräer ist daher einer der traurigsten, welchen man kennt. Es ist schwer, die Bedingungen anzugeben, welche in einer so frühen, von aller Kultur weit entfernten Zeit Gestalten und Begebenheiten hervorbringen konnten, wie wir sie in so gedrängter Folge bei Abraham, Isaak, Jakob und Esau, Juda und Joseph finden; und in der That gehören sie mehr dem Gebiete der Sage als der Geschichte an.

Der einzige Ort, wo es noch bis vor Kurzem einen diesem ähnlichen Zustand gab, ist ein Theil der Kap-Kolonien im südlichen Africa. Bei den dortigen Boers erinnern blos die Bibel, die Waffen und einige Geräthe und Gebräuche an eine europäische Civilisation. Sie selbst, obgleich holländischen oder deutschen Stammes, lebten in patriarchalischer Einfachheit. Sie nährten sich von dem Ertrage ihrer Heerden, welche unter der Aufsicht ihrer Söhne und ihrer Knechte die ausgedehnte Steppe abweideten; ihre Wohnungen waren an einem Quell oder dem Ufer eines Baches errichtet, wo sie mit den Frauen und den jüngeren Gliedern ihrer meistens zahlreichen Familien wohnten und eine unbegrenzte Gastfreundschaft übten. Sie waren in der Regel milde Herren ihrer zahlreichen Hottentotten- und Neger-Knechte, die sie aber immer in strenger Unterwürfigkeit hielten; für ebenbürtig

und erbberechtigt galt nur der Sohn einer Weißen. Als aber die englische Regierung sie vor einigen Jahren nöthigen wollte, ihre Sklaven gegen ein Lösegeld frei zu geben, und ihre blutigen Rache- und Raubzüge gegen die benachbarten Kaffern etwas zu zügeln suchte, da zogen sie mit ihrem Vieh davon und eroberten sich ein neues Land, in welchem sie, freilich vergebens, von dem Einflusse einer humanen Regierung befreit, in alter Weise zu leben hofften. Ein patriarchalischer Zustand, d. h. ein solcher, wo ein Herr über eine Schaar von Sklaven gebietet, ist nur noch in Africa oder America und in Rußland möglich.

2. Die reinen Hirtenvölker.

Die späteren Israeliten waren keine Hirten mehr. Sie trieben Ackerbau und Viehzucht, hatten feste Wohnsitze und standen den jetzt in denselben Gegenden lebenden, das Land bauenden Arabern in allen Beziehungen sehr nahe. Dagegen gehören einige der Stämme, mit denen die Israeliten in Verkehr standen, wahren Hirtenvölkern zu, deren Lebensweise und Sitten wir noch heute, fast 4000 Jahre nach Abrahams Zeit, in ihren Stammverwandten, den arabischen Beduinen, beinahe vollständig wiederfinden. Die wandernden Araber sind die edelsten unter den Hirtenvölkern, weit genug entwickelt, um nicht zu nah an die Jäger zu grenzen, aber noch frei von der Entartung, welche eine Folge der Sklaverei und eines zu großen Unterschiedes der Stände ist. Der Araber in seinen weiten, nur zu Viehzucht geeigneten Steppen ist arm an Gut, aber mit Recht stolz auf seine Unabhängigkeit, die er stets gegen die mächtigsten Feinde behauptet hat; auf seine persönliche Freiheit, da er keinen Herrn über sich, wie keinen Sklaven unter sich hat, und auf die Reinheit seiner Sitten. Daß kein Volk der Erde ihm an poetischen Geist, an Scharfsinn und Auffassungsgabe überlegen ist, das haben selbst die hochmüthigen Europäer bezeugt.

Aehnliche Sitten haben die Bewohner der nordafricanischen Steppen, obgleich sie zum größten Theile der von den arabischen ganz verschiedenen Berber-Stämmen angehören. Den Arabern in der Unabhängigkeit des Charakters und der Reinheit der Sitten gleich kommend und nur etwas roher in ihren Gebräuchen waren die Rin-

der weidenden Fellata im Innern von Africa und die Hottentotten im Süden des Welttheils, so lange sie nicht von mächtigen Völkern unterdrückt oder die Unterdrücker minder mächtiger Völker wurden.

Im höchsten Norden von Asien und Europa, wo die baumlosen, mit Moos und Flechten bewachsenen Tundra's sich fast ununterbrochen von den Küsten Norwegens bis an die der Behringsstraße fortziehen, hat sich eine Reihe von Völkern gebildet, deren ganze Ernährung auf der Zucht des Rennthiers beruht. Ihre Lebensweise ist von derjenigen der südlichen Hirtenvölker natürlich in vielen Hinsichten verschieden: sie wandern weniger, ihre Hütten sind fester, ihre Kleidung so warm wie die der nordischen Fischer; aber dem Charakter und den Sitten nach sind sie die Araber des Nordens. Die Rennthier-Lappen sind den fischenden Lappen, die Rennthier-Tungusen sind ihren fischenden und jagenden Nachbarn weit überlegen, obgleich sie einen Volksstamm mit ihnen bilden, und wenn ihre Heerden verloren gehen, auch zu ihrer Lebensweise übertreten. Sie sind, wie die ebenfalls das Rennthier weidenden Tschuktschen wohlhabender, zahlreicher wie die Fischer und haben ihre Unabhängigkeit vor den mächtigen Kulturvölkern in ihrer Nähe zu bewahren gewußt, während die Fischer- und Jägerstämme größentheils vernichtet oder zu Sklaven gemacht wurden.

Einige dieser Hirtenvölker, z. B. die Tungusen und Samojeden, dehnen sich aus dem nur für Rennthiere geeigneten Norden bis in die Gegenden aus, wo die Rennthiere durch Rinder, Schafe und Pferde ersetzt werden müssen. Man darf annehmen, daß die ältere Lebensweise dieser Völker in der Zucht der zuletzt genannten Thierarten bestand und erst später, als die Völker nach Norden gedrängt waren, in die Rennthier-Zucht überging. Denn in America, wo die wilden Rennthiere eben so zahlreich sind, wie in Asien, und ihre Zucht eben so gut gedeihen würde, ist kein einziges dieser Thiere von den Eingeborenen gezähmt, die freilich im Süden kein Hirtenvolk zum Vorbilde hatten.

An die Tungusen reihen sich die ihnen stammverwandten Mongolen und viele Völkerschaften türkischer und finnischer Abkunft,

welche, von schlauern und mächtigern Feinden umgeben, wie die Araber, und in weit zugänglichern Ländern wohnend, ihre Unabhängigkeit größentheils eingebüßt haben. Ihre Häuptlinge sind den Kaisern von Rußland oder China unterworfen, haben aber dafür eine größere Macht innerhalb ihrer eigenen Stämme erlangt. Das Eigenthum ist weit ungleichförmiger vertheilt, und die Sitte, obgleich sie mit derjenigen, die wir oben als die aller Hirtenvölker gegeben haben, übereinstimmt, ist von dem Adel und der Unabhängigkeit, durch welche die arabischen und maurischen Beduinen so anziehend werden, weit entfernt.

Bei allen diesen innerasiatischen Völkern ist das Pferd eins der wichtigsten Zucht-Thiere. Der Araber hat schöne, aber nur sehr wenige Pferde. Das Pferd ist bei ihm mehr Gegenstand des Luxus als des Gebrauches. Im Innern Asiens ist das Pferd minder schön, aber leichter zu unterhalten und in sehr großer Zahl vorhanden. Bei einigen dieser Völkern bildet die Milch und das Fleisch des Pferdes sogar den Hauptheil der Nahrung.

3. Die Reitervölker.

Weit wichtiger als zur Ernährung ist die Anwendung der Pferde zum Reiten und Lasttragen. Zwar haben alle Völker, welche größere Thiere besitzen, sie auch zu diesem Gebrauche abgerichtet, die Galla und Kaffern das Rind, die Araber das Kamel, die Tungusen das Rennthier. Aber kein Thier ist durch seinen Bau, seine Schnelligkeit und seine Fügsamkeit so sehr zum Reiten geeignet wie das Pferd. Wahre Reitervölker giebt es daher nur unter den Pferde-haltenden Völkern.

Bei diesen ist jedermann beritten. Bei den Wanderungen sind alle Männer und oft auch die Frauen zu Pferde. Die Heerden werden von berittenen Hirten geführt. Der Knabe lernt so frühe reiten als gehen, und das Pferd wird von dem Reiter so sicher wie ein Glied des eigenen Körpers bewegt.

Jagd und Krieg nehmen daher bei diesen Völkern einen ganz anderen Charakter an, als bei den zu Fuß und langsam fortwandernden Hirten. Die Bewegungen sind rascher und dehnen sich auf weit größere Entfernungen aus. Das Gebiet, welches die Reitervölker in

den Bereich ihrer Thätigkeit ziehen, ist daher auch weit ausgedehnter als bei irgend einem anderen Naturvolke. Aber am größten ist der Einfluß des Pferdes auf diejenigen Reitervölker, welche an der Grenze eines ansäßigen, Ackerbau treibenden Volkes wohnen, indem die Berührung zweier so gänzlich verschiedener Völkerarten ganz neue, nur bei ihnen mögliche Wirkungen hervorbringt.

Ihre Raubzüge.

Unter diesen Umständen werden nämlich die Reitervölker leicht zu höchst gefährlichen Räubern. Auf ihren schnellen und ausdauernden Rossen legen sie binnen drei oder vier Tagen einen Raum zurück, zu dem ein Fußheer fast eben so viele Wochen gebrauchen würde, überfallen eine sich für sicher haltende Ortschaft oder ein Lager andrer Hirten, hauen nieder, was sich vertheidigt, schleppen alles fort, was sie erreichen können, Menschen, Vieh und Kostbarkeiten, und ehe die Vertheidiger sich sammeln können, sind sie aus ihrem Bereiche entschwunden.

Finden sie die Feinde auf ihrer Hut, so ziehen sie, ohne einen zweifelhaften Kampf zu wagen, sich sogleich zurück; denn warum sollten sie einiger Beute wegen ihr Leben in Gefahr bringen? Die räuberischen Reitervölker gelten daher, wie alle Räuber, für feig. Aber wenn es gilt ihr und der Ihrigen Gut und Freiheit zu vertheidigen, dann wissen sie mit der Klugheit, die sie bei ihren Raubzügen leitet, eine Tapferkeit und Kühnheit zu verbinden, die vor keiner Gefahr zurückbebt; und diejenigen Reitervölker, die einen festen Ort besitzen, wo sie im Falle der Noth ihre Familien und ihre Schätze bergen können, fallen bei der Vertheidigung desselben gegen einen überlegnern Feind gewöhnlich bis auf den letzten Mann.

Fehlt ihnen ein solcher Ort, auf den ein mächtiger und über ihre Raubzüge ergrimmter Feind seine Angriffe richten kann, und wandern sie, wie es in der Regel geschieht, mit ihren Heerden in einem ausgedehnten, aber wasserarmen und unfruchtbaren Lande umher, so wird der Angriff fast niemals von Erfolg begleitet, und indem sie jedem entscheidenden Kampfe sorgfältig ausweichen, aber jede schwache Seite des Feindes ausspähen, jeden Zurückbleibenden tödten, alle Verbin-

dungen, jede Zufuhr abschneiden, haben die wenig zahlreichen Reitervölker einem Cyrus und seinem tapferen und zahlreichen Heere den Untergang bereitet und den Darius und unzählige andere Feldherren zum schmähligen Rückzuge gezwungen.

So glücklich die Züge dieser Reitervölker auch sein mögen, so führt jedoch der Erfolg selbst ihren Untergang herbei. Die zahlreichen Sklaven, die sie als Kriegsbeute heimbringen, müssen jede Arbeit im Lager übernehmen, und bald hält der Mann jede andere Beschäftigung seiner unwürdig, als das Tummeln der Rosse und die Züge gegen den Feind. Die früher so thätigen Frauen werden von Sklavinnen umgeben und an ein müßiges Haremsleben gewöhnt. Die nutzlosen, zusammengeraubten Schätze vermehren den Luxus und erzeugen bisher unbekannte Bedürfnisse, zu deren Befriedigung die gewöhnlichen Hülfsquellen des Volkes nicht mehr ausreichen. Die Züge, anfangs blos Folgen von Ehrgeiz und Habsucht, werden jetzt zur Nothwendigkeit und müssen sogar unter minder günstigen Umständen unternommen werden. Aber so glücklich sie auch im Allgemeinen ausfallen mögen, sie kosten immer manchem tapfern Manne das Leben und bringen dafür nur feige, für das Glück und den Ruhm des Volkes gleichgültige Sklaven zurück. Das Volk verliert mit jedem Zuge an Kraft und erliegt doch endlich einmal entweder einem Rachezuge der Beraubten, oder es fällt einem benachbarten, auf die angehäuften Reichthümer begierigen, aber noch ungeschwächten berittenen Hirtenvolke zur Beute.

Durch eine solche Katastrophe werden jedoch nur die Personen, aber nicht die Handlung und ihr Schauplatz verändert; denn der durch die Besiegung eines Räubervolkes leer gewordene Raum wird sogleich von einem anderen ausgefüllt, und der Grenzkampf kann Jahrhunderte währen, wenn nicht die Hirten entweder die Macht erlangen, einen Theil des von ihnen durchzogenen Landes zu behaupten, oder dieses eine entscheidende Veränderung in der Lebensweise der Hirten hervorbringt.

Gewöhnlich tritt der erste Fall ein. Denn sobald die Kraft der Reiche, deren Grenzprovinz von den raubenden Reiterschaaren heim-

gesucht wurde, sinkt, folgt den Zügen der Krieger bald die ganze Horde, und siedelt sich entweder in dem durch Verjagung oder Vernichtung der Eingebornen entvölkerten Lande an, oder nimmt als herrschender Stamm von dem Eigenthume der Unterjochten Besitz. Oft wird ihnen sogar eine Grenzprovinz von den Beherrschern des Landes freiwillig eingeräumt, und sie vertheidigen dann sich und die hinter ihnen wohnenden friedlichen Landbewohner gegen die Angriffe ähnlicher Hirtenvölker jenseits der Grenze. Aber dieser Schutz ist niemals von Dauer. Denn entweder kehren sie bald ihre Waffen gegen diejenigen, welche sie schützen sollten, oder sie sinken allmälig, von der Natur des Bodens bezwungen, in den Zustand von Ackerbauern herab, und erleiden dann selbst die Unbilden, welche ihre Ahnen einst über die früheren Einwohner verhängt haben.

Der ewige Krieg zwischen Iran und Turan.

Das berühmteste Beispiel dieser Züge bietet Persien oder das Hochland von Iran dar, das, soweit die Geschichte, ja die Sage zurückgeht, stets im Kampfe mit der reitenden Hirtenbevölkerung von Turan, dem Steppenlande an seinem Nordosten war. Nur in den Zeiten einer hohen Blüthe ihres Reiches vermochten die Perser eine Herrschaft über die Völker von Turan auszuüben und dadurch die Grenze des Landes zu schützen. Aber mit Ausnahme dieser immer nur sehr kurzen Perioden, drangen beständig Turaner über die Grenze, verheerten, eroberten auch wohl einen Theil des Landes, wurden zuweilen sogar Herren des ganzen Reiches, und hatten sich dann später gegen ähnliche Angriffe ihrer Stammgenossen zu vertheidigen. Obgleich die jetzt in Persien herrschende Familie turkomannischen, also turanischen Stammes ist, und eine große Anzahl von Stämmen dieses Volkes nach und nach zur Vertheidigung der Grenzen in das Land gezogen wurde, dauert der Kampf doch bis auf den heutigem Tag mit unverminderter Stärke fort, und in jedem Jahre werden Tausende von Persern von den turkomannischen Räubern auf den Sklavenmärkten von Chiwa und Bochara verkauft.

Ein ganz ähnliches Schicksal wie Persien hatten Jahrhunderte lang China und Rußland von den Reitervölkern der benachbarten

Steppen zu erleiden, und beide Länder sind mehrmals von ihnen erobert worden. Aber durch eine kluge und stetige Politik ihrer Regierungen, welche alle fruchtbaren Oasen in der Nähe ihrer Grenze besetzten, einen Theil des Volkes zu festen Wohnungen zwangen und die Häuptlinge an sich zu fesseln wußten, wurden beide Reiche nicht nur vor ihren unruhigen Steppen-Nachbarn geschützt, sondern diese zum Theil eben so unbeschränkt beherrscht wie die Unterthanen des eigenen Landes. Jetzt ist die Gefahr, daß diese Völker, die zu wiederholten Malen die ganze civilisirte Welt bedroht haben, ihre Eroberungszüge erneuern würden, gänzlich geschwunden. Ihre Anzahl, obgleich wahrscheinlich nicht kleiner als zu irgend einer frühern Zeit, ist jetzt unbedeutend gegen die stark vermehrte Bevölkerung der friedlichen Ackerbaustaaten, und wäre sie auch größer, so ist doch mit dem Fortschreiten der Kultur der Einfluß der Zahl, des irdischen Elementes der Volksmacht, immer mehr gegen das geistige zurückgetreten. Ein europäischer Staat mit vier Millionen Einwohner ist jetzt stark genug, um die Kraft einer Völkerwanderung zu brechen.

Die Entstehung von Reitervölkern.

Wir haben diese Beispiele nur aus Asien und Europa nehmen können. Africa hatte bis vor Kurzem keine Reitervölker, und America vor der Ankunft der Europäer nicht einmal ein zum Reiten brauchbares Thier. Aber dafür bieten Africa und America, was uns das sich kaum verändernde Asien nicht geben konnte, das Beispiel entstehender Reitervölker dar.

Es hat Africa, so wenig wie Asien, an Wanderungen und Eroberungszügen ganzer Hirtenvölker gefehlt; aber diese hatten niemals den Charakter von bloßen Raubzügen eines reitenden Hirtenstammes gegen ein reicheres, von Pflanzern bewohntes Land. Denn im Innern von Africa, wo das Pferd ein Fremdling ist, hat sich die Zucht desselben nur in Folge der Civilisation ausgebreitet. Es sind daher hier die civilisirten Völker, die reicher an Pferden sind, und sie zu Einfällen in das Gebiet der roheren Stämme benutzen, um ihnen Vieh und Menschen zu rauben. Aber im Süden von Africa bereitet sich jetzt ein neuer Zustand vor, dort lebt das zahlreiche Hirtenvolk der Kaf-

fern, das früher blos Rinder zog, die es zuweilen zum Reiten abrichtete, aber alle Wanderungen und Kämpfe zu Fuß unternahm. Jetzt hat sich von der europäischen Kolonie aus die Pferdezucht auch zu ihnen verbreitet. Die alten Krieger tadeln zwar den Gebrauch der Pferde als weichlich und eines tapfern Mannes unwürdig. Aber dieses hält die jungen Häuptlinge nicht ab, sich auf ihren Wanderungen und Jagden immer mehr der Pferde zu bedienen, und wenn die Europäer ihnen Zeit ließen, so würde aus dem edlen, tapfern Hirtenvolke binnen wenigen Generationen ein kühnes Räubervolk erwachsen, das auf den Steppen des südlichen Africa ein nicht minder weites Feld für seine Züge finden könnte, als die Mongolen und Turkomannen im Innern Asiens.

Was in Südafrica im Entstehen ist, das hat sich in America bereits vollendet. Dort gab es im Norden wie im Süden jagende, fischende, Ackerbau treibende Völker; aber alle kämpften zu Fuß. Jetzt ist das von den Spaniern nach America gebrachte Pferd verwildert und hat sich über die Steppen beider America in großen Heerden verbreitet. War es das Beispiel der Spanier oder waren es eigene Versuche, überall, wohin das Pferd kam, haben die einheimischen Völker es gezähmt und eben so gewandt zu gebrauchen erlernt, wie die Araber und Mongolen. Man würde sie für eben so alte Reitervölker halten wie diese, wenn man nicht wüßte, daß das Thier erst seit wenigen Generationen bei ihnen eingeführt ist.

Aber der Einfluß der Pferde ist nicht bloß auf die Wanderungen der americanischen Völker beschränkt geblieben; er hat eine gänzliche Umwandlung in ihrer Lebensweise und ihrem Charakter hervorgebracht. Sonst schlich der Jäger vorsichtig seiner Beute nach und brauchte tausend Künste, um sie in den Bereich seiner Waffen zu bringen. Jetzt schwingt sich der Jäger auf sein Pferd, eilt dem fliehenden Thiere nach, ereilt es durch seine Gewandtheit und die Schnelligkeit seines Rosses, wirft ihm geschickt die Schlinge oder die Schnurschleuder um den Kopf oder die Füße, oder durchbohrt es mit seinem Wurfspieße, je nachdem er es lebendig fangen oder tödten will. Mit denselben Hilfsmitteln verfolgt er im Kriege den Menschen. Statt

wie seine Vorfahren, dem Feinde aufzulauern, ihn plötzlich zu überfallen und alles zu tödten, macht der Eingeborene der americanischen Steppen auf seinem ausdauernden Pferde viele Tagereisen weite Züge, eine Schaar andrer Pferde als Ersatzthiere und als Proviant vor sich hertreibend. Mehr als Wasser braucht er für sich und seine Thiere nicht, alle andern Bedürfnisse liefern ihm diese selbst, und so dürr die Steppe sein mag, soviel Nahrung, wie sie brauchen, finden die Thiere überall.

Gelangt der Krieger an die feindliche Ansiedlung, so wird sie erstürmt, alle Männer getödtet, die Weiber und Kinder als Sklaven weggeführt. Mislingt der Angriff, so ziehen sie sich eben so schnell zurück, indem sie wie die räuberischen Turkomannen ihr Leben nicht wegen der Beute in Gefahr bringen wollen. Aber werden sie von ihren Verfolgern erreicht, so vertheidigen sie sich mit der höchsten Tapferkeit bis auf den letzten Mann.

Auch ihr Charakter hat sich der neuen Lebensweise entsprechend nachgebildet. Der düstre Ernst, der dem alten Americaner, theils durch die Lebensweise, theils durch die Erziehung eigen geworden war, ist gewichen. Der reitende Araucaner oder Apalache der neuern Zeit ist heiter und fröhlich; die schwere Arbeit müssen die Sklaven verrichten, und wenn er von der Jagd und dem Kriege ruht, so herrschen Tanz und Spiel in seinem Lager. Aber auf einer benachbarten Höhe spähen einige Wachen in die Umgegend, und auf ein gegebenes Zeichen werfen sich die Krieger auf die stets bereit gehaltenen Rosse, um entweder eine vorüberziehende Karavane zu plündern, oder selbst einem Angriffe zu begegnen. Denn die Zeit ist vorüber, wo ein paar Spanier zu Pferde ein Heer tapfrer Americaner in die Flucht schlagen konnten. Das Mittel, das ihren Vorfahren America erobern half, wird jetzt von ihren Gegnern angewendet, und um ein Reitervolk entscheidend zu besiegen, bedarf es ganz andrer Anstrengungen als gegen undisciplinirte, den Angriff eines bewaffneten Reiters fürchtende Fußvölker.

Der endliche Erfolg ist jedoch den eingeborenen Völkern jetzt nicht günstiger, wie früher; sie können der Macht der europäischen Ansiedler ebenfalls nicht widerstehen. Denn diese haben nicht nur

eben so gewandte Reiterschaaren, welche die Eingeborenen in ihre Schlupfwinkel verfolgen, sondern auch weit bessere Waffen, und gebieten über die Hilfsmittel eines im Verhältniß zu jenen Steppen reichen und gut bevölkerten Landes. Mit jedem Jahrzehend treten einige der eingeborenen Stämme von dem Kampfplatze ab. Einige werden durch Unterhandlungen an das Interesse der Ansiedler gefesselt und gehen allmälig durch Vermischung in ihnen unter. Andre werden in den mörderischen Kämpfen vernichtet oder als Sklaven zerstreut, und so dürften in einem halben Jahrhunderte nur noch wenige Reste der jetzt kämpfenden americanischen Reitervölker vorhanden sein.

II. Die halbwandernden Völker mit Eigenthum.

Ein Volk kann Jahrtausende hindurch ein ansäßiges oder ein Wander-Leben führen, der Zustand der Halbnomaden ist aber nur vorübergehend. Wir kennen kein Volk, bei dem er Jahrhunderte hindurch gedauert hätte; aber die Beispiele sind zahlreich, daß ein Volk binnen wenigen Generationen allmälig aus Hirten zu ansäßigen Pflanzern wurden. Sogar jene wilden Reitervölker sind häufig in den Zustand eines ruhigen ackerbauenden Volkes übergegangen, und sowohl Glück als Unglück im Kampfe haben zu dieser Verwandlung beigetragen.

Die Osmanen, welche von den turkomannischen Steppen aus allmälig vorrückten, bis sie die Herren der beiden schönsten Halbinseln von Asien und Europa geworden waren, hörten auf ein Hirtenvolk zu sein, sobald sie einen fruchtbaren Boden erobert hatten. Ein ähnliches Schicksal hatten die erobernden turkomannischen Stämme in Persien und dem Oxusthale, die mongolischen in China. Selbst friedliche Hirten-Stämme wandelten sich allmälig um. In seiner Steppen-Heimat ist der Türke blos Hirt, aber nach den fruchtbaren Landschaften von Klein-Asien oder Persien gewandert, fängt er bald an, durch seine Weiber oder Sklaven einige Früchte zu bauen und sich eine festere Wohnung zu errichten, die er aber während des Sommers unter der Obhut einiger Wächter verläßt, um mit seinen Heerden in das gebirgige oder feuchtere Land zu ziehen. Nach und nach wird

der Umfang der Pflanzung, wird die Zahl der Zurückbleibenden größer und umfaßt den größten Theil des Stammes. Die Heerden werden kleiner und nur von einigen Hirten bewacht. Das Wandern unterbleibt allmälig ganz, und aus dem Nomadenstamme ist ein friedliches, ackerbauendes Völkchen geworden, das sich von den herrschenden Osmanen nur in der etwas rohern Sprache und den der ursprünglich türkischen Bildung treuer gebliebenen Gesichtszügen unterscheidet. Ein paar Generationen reichen zu dieser Umwandlung hin; aber sie wiederholt sich schon seit Jahrhunderten bei immer neuen Turkomannen-Stämmen, so daß man unter diesen Völkern alle Stufen des Ueberganges von dem Zustande des reinen Hirten-Wanderers bis zu dem des ansäßigen Pflanzers zu gleicher Zeit beobachten kann.

Bei diesen Stämmen konnte sich jedoch der Charakter der Halbnomaden nicht rein entwickeln. Sie hatten sich, so wie sie ihr Mutterland verließen, von ihrem Volksstamme losgerissen und lebten nun zerstreut unter einer fremden, bereits seit langer Zeit an Ackerbau gewöhnten Bevölkerung, deren Lebensweise sie allmälig annahmen. Merkwürdiger sind daher diejenigen Völker, bei denen diese Umwandlung nicht von Außen kommt, langsamer fortschreitet und dem Volke mehr Zeit läßt, seine Sitten den halbnomadischen Zuständen gemäß auszubilden.

1. Die alten Deutschen.

Zu den Völkern, welche diese Lebensweise führten, gehörten auch die alten Deutschen, als sie den Römern und Griechen bekannt wurden. Sie waren, ein bei Völkern dieser Klasse seltener Fall, damals schon mächtig genug, ihre Selbstständigkeit diesen civilisirten Nachbaren gegenüber siegreich zu behaupten und sich vor ihren Augen allmälig zu einem Kulturvolke zu erheben, ohne daß diese jemals im Stande waren, einen unmittelbaren, gewaltsamen Einfluß auf die Lebensweise und auf die Entwickelung des Eigenthums zu äußern.

In seinem mit Wäldern bedeckten Vaterlande war der Deutsche, als die Römer ihn kennen lernten, ein Jäger, der, wenn er nicht feindliche Völker zu bekämpfen hatte, den Auerochsen, den Elennthieren, den Hirschen, Ebern und Bären seiner Wälder nachstellte. Mit den

Eingeborenen Nordamerica's hatte der Deutsche ferner die edle Sitte der Jünglinge und Mädchen, den Einfluß der Frauen, die Erziehung der Jugend, die Tapferkeit und Kriegslust gemein. Wenn er von der Jagd- und Kriegs-Arbeit frei war, dann liebte er es, in Speisen und berauschenden Getränken zu schwelgen, oder auf Fellen ausgestreckt, müßig zu ruhen, während die Weiber mit der Arbeit im Hause und auf dem Felde beschäftigt waren.

Aber hier hört auch die Aehnlichkeit zwischen den beiden Völkern auf. Denn der Deutsche besaß in seinen Heerden ein werthvolles Eigenthum, das ihn mit Milch und Käse und Fleisch versah, und ihn von dem Ertrage der Jagd unabhängig machte. Für ihn war daher die Jagd mehr Vergnügen als Bedürfniß; sie brachte ihm nicht den ewigen Wechsel von Ueberfluß und Mangel, und ließ daher auch seinen Charakter von den nachtheiligen Folgen dieses Wechsels frei. Der Deutsche hatte das Gepräge des Jägers nur in so weit er Muth, Geistesgegenwart, Gewandtheit im gleichen Grade besaß wie er; in allem Uebrigen war er Hirt, ein sehr rauher und kriegerischer Hirt, aber frei von dem Blutdurste des Jägervolkes.

Auch für ihn war es ein hoher Ruhm einen Feind zu tödten; aber er mußte ein wehrhafter Mann sein; Weiber und Kinder, und selbst die entwaffneten Männer wurden verschont. Sie hatten als Sklaven zuweilen ein hartes Joch zu tragen; aber niemals weidete sich der Deutsche, wie der nordamericanische Jäger, an den Martern der Gefangenen; niemals verstümmelte er ihn, wie die Abessinier und Galla, um eine Trophäe zu erlangen; noch weniger war jemals die scheußliche Sitte, den Gefangenen zu verzehren, in Deutschland eingedrungen. Selbst den Göttern und Manen der Verstorbenen haben die Deutschen, ehe sie mit den barbarischen Reitervölkern der Völkerwanderung in Verbindung traten, allem Anscheine nach niemals Menschen geopfert, obgleich die weit civilisirteren Kelten und die Römer, selbst noch in später Zeit, dieser grauenvollen Sitte huldigten.

Durch den Besitz eines werthvollen Eigenthums war es den Deutschen möglich, weit zahlreicher auf gleichem Raume zu leben, und eine weit größere Macht zu erlangen, wie die Jäger. Sie vermoch-

ten, was Jägern niemals gelungen wäre, die ihnen an Bewaffnung und Kriegeskunst, wahrscheinlich auch an Anzahl überlegenen Feinde im Süden und Westen ihres Landes erst von ihrer Grenze abzuwehren, und später, als die Macht derselben gesunken war, in ihrem eigenen Lande zu bekämpfen. Sie hatten eine geregelte Volksverfassung und erbliche Häuptlinge neben denen, die sich durch kühne Thaten zu Führern erhoben, und wie fast alle Völker mit Eigenthum, besaßen sie auch einige Hörige und Sklaven, die einen Theil derjenigen Arbeit übernehmen mußten, die sonst den Weibern oblag, die Sorge für das Haus und das Feld. Aber wahrscheinlich waren sie nur in sehr geringer Anzahl, und bei den meisten deutschen Völkern, die nicht in Gallien oder den späteren römischen Provinzen Eroberungen gemacht hatten, waren vielleicht gar keine Sklaven vorhanden.

Alle Deutschen, die einen festen Wohnsitz hatten, und nicht etwa durch die Beschaffenheit des Bodens daran gehindert waren, beschäftigten sich mit Ackerbau. Aber er war bei der Mehrzahl der deutschen Völker anfangs sehr untergeordnet. Ihr persönliches Eigenthum bestand in ihren Heerden; das Land war Besitzthum der Gemeinden oder des Stammes, der keinem fremden Stamme die Benutzung erlaubte. Aber für die Einzelnen hatte das Land keinen andern Werth als der Wald für den Jäger, oder der Fluß für den Fischer. Es war in weit größerer Menge vorhanden, als man seiner bedurfte. Man lichtete einen Theil des Waldes und ließ ihn dann von den Weibern oder den Hörigen, wenn es ihrer einige gab, bearbeiten; denn kein deutscher Krieger legte Hand an die Feldarbeit. Vermuthlich war bei ihnen, wie bei andern ähnlichen Völkern, die Arbeit wie der Ertrag zuweilen gemeinsam. An einigen Orten bearbeitete jede Familie ein Feld für sich. Aber dieses Feld hatte nur so lange Werth, als die Saat noch in dem Boden lag. War die Ernte eingebracht, so konnte das Land neu vertheilt werden, oder es wurde, wenn es bei dem kunstlosen Ackerbau nach wenigen Jahren erschöpft war, ein anderes Stück Wald urbar gemacht.

Die Deutschen waren daher nur wenig an den Boden gebunden.

Eine zunehmende Bevölkerung, deren Ernährung etwas mehr Anstrengung verlangte, als man bisher darauf zu verwenden gewohnt war, oder die Aussicht auf Beute, reichte hin für die Deutschen und einige ähnliche keltische Völkerschaften, um die Heimat zu verlassen. Auf ihren Wanderungen führten sie nebst ihren Heerden auch das Saatkorn mit, und säeten, wo sie längere Zeit zu verweilen gedachten. Zuweilen klagen sie, daß sie von mächtigen Feinden gedrängt, keine bleibende Stätte finden und schon seit Jahren den Boden nicht hätten bestellen können. Aber im Ganzen war es ein Verlust, den sie verschmerzen konnten, so lange ihnen Jagd und Viehzucht blieb; denn was sie verließen, das fanden sie, wie Luft und Wasser, überall wieder vor. Bei dem Heranrücken eines gefährlichen Feindes brachte man, wenn die Heerde in die sumpfigen Wälder und in die Gebirge getrieben war, kein großes Opfer, indem man die kunstlosen Hütten und einige nicht fortzuschaffende Vorräthe dem Feinde überließ.

Erst spät und allmälig wurde dieser Zustand verändert. Die Deutschen, die eine Zeit lang in wilder Gährung waren, wurden ruhiger, die Bevölkerung nahm in den Zeiten des Friedens oder doch des schwächeren Krieges zu; der Ertrag der Jagd und der Viehzucht, zu der man großen Raum bedurfte wurde geringer; der Ackerbau stieg allmälig zu einer höheren Bedeutung empor, und der freie, von Krieg und Jagd seltener in Anspruch genommene Mann scheute sich nicht mehr Hand an eine Arbeit zu legen, die seine Vorfahren nur für das Geschäft der Weiber und Sklaven gehalten hatten. Das Haus, das man nicht mehr so leicht verließ, wurde fester und behaglicher eingerichtet und von einem sorgfältiger gepflegten Garten oder Hofe umgeben, der nun als Eigenthum des Hausbesitzers galt. Der größte Theil des Bodens blieb zwar noch lange in dem Besitze der Gemeinde, aber seine fruchtbaren und bequem gelegenen Theile gingen allmälig in den Anbau über; sie erlangten durch künstliche, ihn veredelnde Werke einen höheren Werth und wurden das Eigenthum einzelner Familien. So bereitete sich der gegenwärtige Zustand vor, dessen Entwickelung man in einigen Theilen von Deutschland und Skandinavien Schritt vor Schritt verfolgen kann, bis endlich der gesammte Boden bis auf

einen Theil der Waldung und der Wiesen in den Besitz der Einzelnen übergegangen war.

2. Die Kaffern und Betjuanen.

Es giebt noch ein anderes, zahlreiches Volk, bei dem sich die verschiedenen Stufen des Nomaden- und Pflanzer-Lebens, die man in Deutschland nur in verschiedenen Zeiträumen nachweisen kann, gleichzeitig vorfinden, nämlich den Kaffern, einem Hirtenvolke von schöner Gestalt und reinen Sitten im südlichen Africa, das den alten Deutschen, so weit wir sie durch gleichzeitige Berichte kennen, so ähnlich ist, als die den Geist minder anregende Natur des südlichen Africa es gestattet.

Die Kaffern sind, wie es scheint, vor noch nicht langer Zeit mit ihren Rinderheerden vom Norden herabgewandert und haben noch nicht überall einen festen Wohnsitz gefunden. So lange sie wandern, beschäftigen sie sich mit ihren Heerden und der in diesem Theile von Africa sehr ergiebigen Jagd. Doch trägt diese wenig zu ihrer Ernährung bei und wird auch mit weniger Ernst getrieben als in Nordamerica, indem sie dabei mehr nach dem Ruhme der Kühnheit und Gewandtheit, als nach der Beute streben.

Wo sie länger verweilen, da bauen sie die in ganz Africa als Getreide dienende Durrha-Hirse und einige wenige andre Früchte an; aber wie die alten Deutschen bleiben sie auch zuweilen, von Feinden beunruhigt, Jahre lang ohne Ackerbau. Dieser ist einfach und leicht und ein Geschäft der Weiber. Der Mann, der nicht jagt oder kriegt, hütet die Heerde und schützt sie vor Raubthieren und Räubern. Ihr Volksleben ist daher von dem der Hirten wenig verschieden. Sie haben erbliche Häuptlinge, also einen Adel in verschiedenen Stufen der Macht, die aber niemals bis zum Despotismus steigt, weil es den unzufriedenen Häuptlingen leicht wird, sich mit ihren Heerden von dem Stamme zu trennen und sich entweder einem andern anzuschließen oder selbstständig zu wandern.

In der Nähe dieser eben aus dem Hirtenstamme heraustretenden Kafferstämme und durch alle Zwischenstufen mit ihnen vermittelt, wohnen die zahlreichen Völkerschaften der ihnen in Gestalt und

Sprache und Sitten sehr nahe verwandten **Betjuanen**, in großen Ortschaften, von zwei bis zwanzig und dreißigtausend Einwohnern, mit reicher Viehzucht und einem schon ziemlich sorgfältigen Ackerbau, mit dem sogar schon zuweilen das Eigenthum einzelner Feldfluren verbunden ist. In diesen Städten sind die Häuser besser gebaut, die Industrie mannigfaltiger, das Volksleben weit geordneter als in den Dörfern der eigentlichen Kaffern. Aber auch der Unterschied des Eigenthums ist weit größer geworden. Eine zahlreiche Volksklasse ist ganz ohne Eigenthum und muß, wenn sie es nicht vorzieht ihr Leben kümmerlich durch die Jagd oder das Sammeln wilder Früchte zu fristen, sich in die Dienstbarkeit der Reicheren begeben, die ihrerseits wiederum von erblichen Fürsten abhängen, deren Macht an einigen Orten zu dem unumschränktesten Despotismus gestiegen ist.

Dennoch sind diese Städte-bewohnenden Völker nicht als vollkommen ansäßig anzusehen; die Bewachung der zahlreichen Heerden, die oft mehrere Tagereisen von den Ortschaften entfernt, vor Raubthieren und Feinden geschützt werden müssen, nimmt stets die Thätigkeit eines großen Theiles der Bevölkerung in Anspruch. Die Städte selbst haben keine so feste Stellung wie bei den eigentlich ackerbauenden Völkern. Denn durch den Mangel an Brennmaterial in dem dürren Lande, das niemals nachgepflanzt wird, die Erschöpfung des Bodens, den man niemals düngt, die Furcht vor einem neuen mächtigen Feinde, der die Heerden bedroht, wird die Bevölkerung immer nach Verlauf einiger Jahre genöthigt ihre Städte zu verlassen und neue Wohnsitze aufzusuchen. Bei dem leichten Bau ihrer Häuser und der geringen Mühe, die sie auf die Bearbeitung des Bodens verwenden, kostet jedoch diese Wanderung wenig mehr Mühe und Opfer als bei vollkommen nomadischen Völkern. Dabei vertheilen sich die Völker oft ganz aufs neue. Bald spaltet sich ein Volk in zwei oder mehrere Theile, die verschiedene Wohnsitze suchen und gewöhnlich völlig unabhängig von einander werden; bald, wenn ein mächtiger Feind die Unabhängigkeit der Völkerschaften bedroht, vereinigen sich ihrer mehrere, um ihm leichter widerstehen zu können. Das ganze Volk scheint wieder in den nomadischen Zustand zurückzufallen, bis es nach einiger

Zeit die neue Stadt gebaut und befestiget, die Felder besäet und den Charakter eines ansäßigen Volkes wieder angenommen hat.

Der Zwischenraum, der diese halbwandernden Völker von den ansäßigen trennt, ist daher klein und wird leicht überschritten. Einige Völkerschaften, die in gebirgige und holzreiche Gegenden gelangt sind, wo sie einen fruchtbaren Boden und zugleich Mittel zur Vertheidigung finden, haben es schnell gelernt, die natürlichen Befestigungen durch die Kunst zu verstärken und vollkommen ansäßig zu werden. Auch die in flacheren und weniger geschützten Gegenden wohnenden Völkerschaften erhalten sich, wenn sie zahlreich sind, oft mehrere Jahrzehende in derselben Ortschaft, und in unsern Tagen bedürfen die mit den Britten am Vorgebirge der guten Hoffnung in Verbindung getretenen Völker nur einer geringen Nachhülfe von Seiten der bei ihnen angesiedelten europäischen Missionen. Den Schutz gegen den Angriff feindlicher Stämme erlangen sie durch den Besitz europäischer Waffen; vor dem Holzmangel bewahrt sie eine etwas umsichtigere Benutzung der Wälder, und der Bau einiger Bewässerungskanäle und Mühlen macht ihnen ihre Ortschaften und angebauten Felder so werthvoll, daß sie sie künftig nicht mehr verlassen werden.

Die Schicksale der Wander-Völker.

Ueberhaupt folgen die Veränderungen in der Lebensweise aller dieser Völker sämmtlich nur einer Richtung. Die wandernden Hirtenvölker gehen in den Zustand der halbwandernden und diese in den der ansäßigen Völker über. Aber kein einmal an Ansäßigkeit gewöhntes Volk kehrt bleibend zurück in den Zustand des Wanderns, sogar wenn der Boden dazu aufzufordern scheint. Dieser ist zum Beispiele in einem großen Theile der Argentinischen Staaten am Laplata und den Ländern am Vorgebirge der Guten Hoffnung in Africa nur zur Viehzucht geeignet. Aber die Nachkommen der Spanier und Holländer, die sich hier niedergelassen hatten, die Gaucho's in America und die Boer's in Africa, obgleich tief herabgesunken von der Bildung ihrer Brüder in Europa, sind nicht zu Nomaden geworden, sondern suchen den Besitz großer Heerden mit Ansäßigkeit zu vereinigen. Denn

die Völker wandern nur, wenn sie dazu genöthiget werden. Einzelne Kriegerhaufen mögen weite Züge unternehmen, um Beute und Ruhm zu erringen; allein das Volk bleibt zurück, so lange die Heimat seinen Bedürfnissen genügt. Die Jäger und Fischer verlegen ihre Hütten nicht eher als bis das Wild oder die Fische aus der Umgegend verjagt sind, und selbst der Hirt bleibt, wenn er vermag, am liebsten in einer Landschaft die seinem Vieh das ganze Jahr hindurch Nahrung giebt; denn jede Wanderung kostet ihm Arbeit und einen Theil seines Eigenthums. Sobald daher ein wanderndes Volk auf einen seinen Bedürfnissen genügenden Boden gelangt ist, verläßt es ihn nicht leicht wieder, und gewöhnt sich, wie auch sein früherer Zustand gewesen sein mag, an einen festern Wohnsitz.

Bei den Germanen und Slaven ist jede Spur ihrer einst nomadischen, oder halbnomadischen Lebensweise längst verschwunden. In den Steppen des südlichen Rußlands, Jahrtausende hindurch von Hirten durchzogen, wandern jetzt nur noch einige Türkenstämme. Die Hauptbevölkerung besteht in Besitzern von Aeckern und Heerden und wohnt in festen Städten und Dörfern. Bei den türkischen Stämmen in Klein-Asien und Persien würde die Umwandlung aller dort anwesenden Wanderstämme in wenigen Generationen vollendet sein, wenn nicht immer wieder neue Nachzügler die Stelle der alten verträten. Selbst in dem größten Hirtenlande der Erde, dem mittleren Theile von Asien, von den Ländern am Kaspischen See bis zu den Grenzen von China schreitet der Ackerbau immer weiter fort.

Kalmücken und Kirgisen, deren Ahnen ihre Zelte niemals länger als acht Tage an einem Orte stehen ließen, fangen an, dem Beispiele ihrer russischen und chinesischen Nachbaren und Herren zu folgen. Ihre Anzahl, die nicht mehr wie zur Zeit ihrer Unabhängigkeit, durch Kriegszüge und Auswanderungen geschwächt wird, nimmt rascher zu, wie ihre Heerden, und zwingt sie, die Hülfsmittel des Bodens besser zu benutzen, als es bei bloßer Viehzucht geschehen könnte. Schon ist das Gebiet der Wandervölker gegen frühere Jahrhunderte sehr beschränkt, und was sie noch besitzen, geht langsam aber unwiederbringlich der Umwandlung entgegen.

Auch der Krieg trägt zur Verminderung der normadischen oder halbnomadischen Völker wesentlich bei. Er ist bei ihnen weit mörderischer als bei ansäßigen Völkern. Bei diesen ziehen nur die Männer in den Krieg; sie werden besiegt, getödtet, die Bevölkerung wird zur Hörigkeit verdammt. Aber von der Ausrottung eines ansäßigen Volkes durch einen siegenden Feind hat die Geschichte nur äußerst wenige Beispiele. Die Eroberung Englands durch die Sachsen, der Canarischen und Westindischen Inseln, so wie einige Theile des Festlandes von America durch die Spanier, sind fast die einzig bekannten neueren Beispiele von einer Vernichtung des besiegten Volkes durch Einwanderer aus europäischen Ländern.

Aber die wandernden Völker gehen leicht gänzlich zu Grunde, wenn eine Niederlage sie trifft. Eine Menge von Völkern deutschen und keltischen Stammes, von der Zeit der Kimbern und Teutonen und den Völkern, mit denen Cäsar kämpfte, an bis Jahrhunderte später, wurden von den Römern vernichtet, indem sich die ihres Sieges sicher glaubenden Barbaren an dem Fuße eines Berges oder vor einem Flusse lagerten und nach der Niederlage keine Zufluchtsstätte fanden. Eine große Anzahl fiel durchs Schwert oder ertrank im Flusse; unzählige kamen, ihrer ganzen, in Heerden bestehenden Habe beraubt, auf der Flucht aus Mangel um, wieder andere wurden von dem Landvolke, dessen Felder sie verwüstet hatten, und das sich bis jetzt unter die Macht der Fremden hatte beugen müssen, ermordet, und der Ueberrest fiel in Sklaverei; so daß ein Volk, das Hunderttausende zählte, durch einen einzigen großen Unglückstag der Vernichtung Preis gegeben war.

Denselben Erfolg haben in der neueren Zeit im südlichen Africa einige Kriege zwischen Stämmen von Kaffern und Betjuanen gehabt, wobei der besiegte Theil alle seine Habe verlor und bis auf schwache, zerstreute Ueberreste vernichtet wurde; und ähnliches haben die wandernden Völker unstreitig auch noch in anderen Ländern und Zeiten erfahren. So sehr daher auch die wandernden Hirten an Macht und Bildung den Jägern überlegen sein mögen, so tragen dennoch auch sie keine Zukunft in sich. Entweder gehen sie allmälig in den Zustand der

ansäßigen Völker über oder sie gehen unter. Die Zukunft gehört den ansäßigen Völkern.

III. Die ansäßigen Naturvölker mit Eigenthum.

Die ansäßigen Naturvölker mit Eigenthum sind nicht auf eine einzelne Nahrungsquelle beschränkt; ihnen fehlt keine der Beschäftigungen der übrigen Naturvölker. Sie haben Jagd, Fischfang, Viehzucht, je nach der Beschaffenheit des Landes in mehr oder weniger ausgedehntem Maße. Aber die Hauptbeschäftigung, diejenige, welche den größten Theil der Nahrungsmittel liefern muß, ist bei allen diesen Völkern der Bau der Pflanzen. Die Arbeiten, welche die künstliche Produktion der Pflanzen nothwendig macht, sind mannigfaltiger und daher schwerer zu erlernen als die des Hirten, Fischers und Jägers. Während sich diese der Erfahrung und der Uebung, die ihr Beruf verlangt, fast überall so vollständig bemächtigt haben, daß es dem gebildeten Europäer schwer fallen würde, ein für ihre Verhältnisse geeigneteres Verfahren einzuschlagen, ist der Pflanzenbau eine schwere und langsam fortschreitende Kunst, welche von den verschiedenen Naturvölkern in sehr ungleichem Maße erlernt und selbst bei den civilisirtesten Völkern noch großer Fortschritte fähig bleibt. Die pflanzenbauenden Völker sind daher von der Familien-Aehnlichkeit, welche eine jede Klasse der übrigen Naturvölker zeigt, weit entfernt. Es finden sich unter ihnen die körperlich stärksten und die schwächsten Völker der Erde, die höchste wie die niedrigste Stufe der geistigen Bildung. Sie umfassen eine lange Reihenfolge der verschiedensten Völker, von denen an, welche sich eben aus der Stufe der rohesten Sammelvölker loswinden, indem sie neben den Produkten, welche die Natur ihnen freiwillig darbietet, auch einige Pflanzen anbauen, bis zu den Völkern hinauf, bei denen ein geregelter Ackerbau seit Jahrhunderten eingeführt und zur Grundlage der gesammten Lebensweise geworden ist. Während jene in der Industrie, im Familien- und Staatsleben den meisten Hirten- und Jägervölkern weit nachstehen, reicht bei diesen das Erwachen eines im Volke bisher schlummernden Gedankens hin, um es plötzlich in die Reihe der Kulturvölker zu erheben.

Der Pflanzenbau ist also keineswegs immer mit einer höheren Geistesstufe verbunden; aber er bietet der Entwicklung der Völker günstigere Bedingungen dar als das Nomadenleben. Der Boden ist ein minder zerstörbares, dem Wechsel weniger unterworfenes Eigenthum wie die Heerde. Er erlaubt eine stärkere Bevölkerung als eine jede andere Lebensweise, und die Menschen, in größerer Anzahl auf einem gegebenen Raume vereinigt, bilden zahlreichere und mächtigere Völker.

Die zu dem Schutze des Eigenthums schon bei den Hirten eingeführten Einrichtungen, werden bei den ansäßigen Völkern noch nothwendiger, und erheben sich bei ihnen leichter zu Gesetzen, denen sich der Einzelne noch weniger entziehen kann, als bei den wandernden Hirten. Das alle Familien eines Volkes umschlingende Band wird daher fester; das gesammte Volk fühlt und handelt gemeinsamer als da, wo es durch kein anderes Streben verbunden ist, als durch die Lust nach Beute oder die Furcht vor einem andringenden Feinde.

Indessen bleiben auch bei den ansäßigen Naturvölkern alle Bestrebungen auf die sinnlichen Bedürfnisse gerichtet. Sie werden von keiner Idee belebt; sie haben statt der Wissenschaft nur die Erfahrung, statt der Religion nur religiöse Gefühle; sie sind unfähig, ein vernunftgemäßes Volksleben zu begründen. Die Völker bleiben wie die übrigen Naturvölker an die Außenwelt gefesselt, und selbst das Geistige in ihnen entspringt noch unmittelbar aus der Anregung der Natur. Aus dieser Anregung geht daher auch die Eigenthümlichkeit der Völker dieser Klasse hervor.

Diese trifft aber die ansäßigen Völker in weit mannigfaltigeren Richtungen als die Jäger, die Fischer und die wandernden Hirten. Bei diesen genügt es, die Thiere zu kennen, die sie aufziehen oder verfolgen, um sich eine Anschauung von ihrem gesammten Zustande zu bilden; und dieser stimmt bei allen sich von gleichen Stoffen nährenden Völkern nahe überein. Von dieser Uebereinstimmung sind die ansäßigen Völker weit entfernt. Die Früchte, die sie bauen, üben zwar ihren Einfluß aus, aber einen größeren übt der Boden und das Klima. Von diesen hängt nicht nur die Art der gebauten Pflanzen und dadurch

auch die Beschäftigung der Völker ab; sondern von dem Grade der Fruchtbarkeit wird die Menge der Produkte, von der Beschaffenheit des Landes umher wird die Sicherheit der Ernte bestimmt, von beiden die Stärke und die Unabhängigkeit der Bevölkerung. Um daher den Zustand dieser Völker zu begreifen, muß man ihre gesammte Naturumgebung, die Oertlichkeit ihrer Wohnsitze ins Auge fassen.

Die Zerstreuung und die Ansammlung eines Volkes.

Die Oertlichkeit wirkt auf zweifache Weise auf die Völker ein: erstlich durch die Produkte, welche der Boden oder das Klima gewähren oder versagen; zweitens durch die Art des Verkehrs, den sie zwischen den Bewohnern des Landes gestattet.

Die Nahrung und die übrigen zum Lebensunterhalte nothwendigen Bedürfnisse eines Naturvolkes werden so lange keine künstlichen Mittel angewendet werden, fast durchgängig um so leichter befriedigt, je weniger Menschen an einem Orte vereinigt sind. Die Völker haben daher das Bestreben sich in einzelnen Familien oder kleinen Stämmen zu zerstreuen, und diesem würde der Trieb zur Geselligkeit nur unvollkommen widerstehen, wenn sie nicht noch durch die Nothwendigkeit zusammengehalten würden, durch die Vereinigung vieler die dem Einzelnen unübersteiglichen Hindernisse zu überwinden. Von diesen sind die dem Eigenthum drohenden Gefahren die wichtigsten. Völker mit Eigenthum können nicht wie die Jäger des Waldes ihre Sicherheit in der Flucht oder in der Vereinzelung finden. Sie haben zu ihrem und ihrer Habe Schutze kein anderes Mittel als den Kampf, dessen Erfolg mit der Anzahl der Vertheidiger an Sicherheit wächst. Daher schaaren sich die Eigenthum besitzenden Völker in so großer Anzahl zusammen, als es ihnen unter den Umständen, bei denen ihre Ernährung stattfindet, möglich ist. Bei den Wandervölkern macht die Nothwendigkeit, dem ausgedehnten Viehstande eine genügende Weide zu verschaffen, jede starke Anhäufung der Bevölkerung auf die Dauer unmöglich. Bei den Pflanzenbauern dagegen kann auf einem fruchtbaren tropischen Boden, eine Quadratmeile zehn und zwanzigtausend Menschen ernähren. In Zeiten der Noth reicht ein Raum von einigen tausend Fuß im Umfange hin, um eine noch größere

Anzahl mit ihrem gesammten, dem Verluste ausgesetzten Eigenthume mehrere Monate lang zu beherbergen. Die Bevölkerung drängt sich daher bei pflanzenbauenden, von Fremden umgebenen Naturvölkern fast immer auf kleine Räume zusammen, und läßt ausgedehnte Strecken oft ganz unbenutzt.

Wo daher, sei es in Africa oder Südamerica, Völker beider Klassen, ansäßige und wandernde, neben einander wohnen, da findet gewöhnlich in ihrer Vertheilung der stärkste Gegensatz statt. Jene sind in großen Ortschaften vereinigt, die wie Oasen von einem weiten, sonst unbewohnten, wenn auch zuweilen fruchtbaren Lande umgeben sind. Diese sind dagegen in zahlreichen, aber kleinen Stämmen zerstreut, und vereinigen sich nur selten zu größeren Gemeinden. Beide Völker befinden sich also in der für sie zweckmäßigsten Lage.

Wo sich einmal starke Ansiedlungen ansäßiger Völker gebildet haben, da zeigt sich bald der große Nutzen, den die Vereinigung der menschlichen Kräfte auch für die Ernährung hat. Nur der ganz rohe Mensch hat kein anderes Mittel, sich vor den Naturhindernissen zu schützen, als indem er ihnen ausweicht. Je höher die Völker stehen, desto mehr gewöhnen sie sich mit ihnen zu ringen und die Natur zur Darreichung ihrer Gaben zu nöthigen, und wo die Kraft der Einzelnen nicht genügt, da vereinigen sich ihrer mehrere, da wird zuweilen die Kraft des ganzen Volkes aufgeboten, um den Zweck eines jeden durch die gemeinsame Arbeit aller zu erreichen.

Indessen hat das Zusammenschaaren der Bevölkerung eine Grenze. Der fruchtbare Boden ist nicht immer in hinlänglicher Menge an einem Orte vorhanden; man muß ihn zuweilen an mehreren von einander entfernten Stellen aufsuchen. Die Vereinigung gewährt ferner Schutz; aber sie legt auch einen Zwang auf, und das Gefühl nach Selbstständigkeit wird durch die Trennung in kleinere Gemeinden leichter befriedigt.

Es findet daher bei der Ansiedelung der Völker eine Art Kampf zwischen jenen beiden Richtungen, der Anziehung und der Abstoßung, statt. Jene wird von der anscheinend größeren Leichtigkeit der Ernährung und dem Wunsche nach Unabhängigkeit begünstigt; diese durch

den größeren Nutzen der gemeinsamen Arbeit sowohl den Feinden unter den Menschen, als den Hindernissen der Natur gegenüber. Je nach der Beschaffenheit des Wohnsitzes führt dieser Kampf zu größeren oder kleineren Gemeinden. Bietet dieser die zur Ernährung und zur Vertheidigung genügenden Hülfsmittel nur an gewissen Stellen dar, so zieht sich an ihnen die ganze Bevölkerung zusammen; ist das Land dagegen mit dichten Wäldern bedeckt, von Sümpfen oder Bergen durchzogen, so zertheilt sie sich in kleine Ansiedlungen, und man wird keine jener oasen=artig zerstreuten Ortschaften finden, in denen ganze, zahlreiche Völker vereinigt sind.

Außer der feindlichen Reibung der Völker ist auch der friedliche Verkehr zwischen Einzelnen, wie zwischen verschiedenen Völkern, von großem Einflusse auf das Leben der Völker. Er besteht in dem Austausche aller Erzeugnisse, der geistigen wie der materiellen, und würde der geistigen Entwickelung immer förderlich sein, wenn er nicht zuweilen die Veranlassung zu zerstörenden Kriegen würde. Auch er hängt von der Oertlichkeit ab, welche jedoch auf beide Arten des Verkehrs den friedlichen und den feindlichen mit sehr ungleicher Stärke wirkt.

Der Einfluß der Oertlichkeit.

Um den Einfluß der Oertlichkeit genau bestimmen zu können, muß man die drei Elemente, aus denen sie besteht, nämlich das Klima, die Art der Begrenzung gegen das Meer und die Mischung des Bodens einzeln betrachten.

Was wir oben über den Einfluß des **Klimas** auf die Völker angeführt haben, gilt vornehmlich von den ansäßigen Völkern. Von dem Klima hängt zunächst die ganze Vegetation ab; die Arbeiten des Feldes sind in allen Stufen an die Temperatur und die Feuchtigkeit der Luft gebunden. Nicht minder abhängig vom Klima ist der Verkehr der Menschen mit einander. Dieser hat nur in einem sehr milden und trocknen Klima keine anderen Hindernisse zu überwinden, als solche, die an dem Boden haften. Aber in einem rauhen oder feuchten Klima wird er durch starke Regengüsse oder die Winterkälte gestört, und zuweilen ganz unterbrochen. Das Haus, sonst nur eine Zuflucht

bei Ungewittern, wird zur bleibenden Wohnung, die der Mensch nur verläßt, wenn er muß.

Bei Völkern, die in einem milden Klima leben, wird alles im Freien verrichtet. Das gesammte Leben der Familie liegt den Nachbaren offen vor Augen. In rauheren Klimaten hört dieses auf; alle Arbeiten, bei denen es möglich ist, werden im Hause vorgenommen, dem Auge der Nachbaren entzogen. Das Leben eines nordischen Volkes ist daher der Außenwelt mehr verschlossen; es wird zum Familienleben, während es im Süden mehr Volksleben ist. Diese Trennung in Nord und Süd, die niemals ganz ohne Bedeutung ist, tritt jedoch nur selten in ihrer ganzen Schärfe auf. Auf den Zustand der Völker üben viele Verhältnisse einen großen Einfluß aus, und nur bei denjenigen Völkern lassen sich die unmittelbaren Einwirkungen des Klimas mit einiger Sicherheit nachweisen, wo die übrigen auf sie einwirkenden Ursachen beinahe übereinstimmen.

Der Einfluß des Meeres ist sehr mannigfaltig. Er äußert sich im Klima, in der Lebensweise und im Verkehre der Völker.

Das Meer macht das Klima der Länder in seiner Nähe milder und feuchter und begünstigt dadurch die Vegetation der Uferländer sowohl in der heißen als der gemäßigten Zone.

Durch die Nähe des Meeres werden die Hülfsquellen der Ufer-Bewohner vermehrt; ihre Thätigkeit wird zwischen Pflanzenbau und Fischfang getheilt, und in sofern dadurch der Gesichtskreis der Bevölkerung erweitert wird, wirkt das Meer auch in dieser Beziehung vortheilhaft ein.

Das Meer übt aber auch noch einen entscheidenden Einfluß auf den Verkehr der Völker aus und zwar in zwei entgegengesetzten Richtungen. Es isolirt sie in sofern seine Ueberschreitung Schwierigkeiten verursacht; für die der Schifffahrt kundigen Völker bietet es dagegen die bequemsten nach entfernten Ländern führenden Wege dar.

Das Meer schützt nämlich die Küste vor dem Andringen eines Feindes, dessen Macht auf dem Festlande beruht, und viele Eroberer, deren Heere Wüsten und Bergrücken überschreiten konnten, wurden auf ihrer Siegesbahn von einem schmalen Meeresarme aufgehalten.

Die Mongolen und Chinesen sind zu wiederholten Malen Herren von halb Asien geworden; aber das kleine Japan blieb frei. Die griechischen Inseln und Halbinseln wurden von den Persern und später von den Türken nur mit großer Anstrengung oder gar nicht unterjocht. Noch in diesem Jahrhundert, wo das Meer so leicht zu durchschiffen ist, scheiterten alle Versuche der französischen Eroberer, auch England und Sicilien ihrer Herrschaft zu unterwerfen.

Diesem großen Vorzuge der Küstenländer steht fast kein Nachtheil gegenüber. Denn wie das Meer die Küstenlandschaften vor den feindlichen Angriffen schließt, so eröffnet es sie dem friedlichen Verkehr. Wenn einige von Oceanen begrenzte Länder, China, Westafrica, beide America vor den Entdeckungsreisen der Europäer von jeder Verbindung mit den civilisirten Ländern Europas ausgeschlossen blieben, so war dieses nicht sowohl die Wirkung des Meeres, als die der Entfernungen. Diese wurden, als die Meereswege entdeckt waren, weit schneller und leichter zurückgelegt, als die von Gebirgen und Wüsten durchschnittenen Wege auf dem Lande.

Das Meer bewahrt also die Selbstständigkeit der Völker der rohen Uebermacht gegenüber; aber der friedliche, den Geist der Völker anregende Verkehr wird dadurch befördert. Während viele Theile im Innern vom Deccan, obgleich öfter von indischen Fürsten erobert, dennoch der indischen Kultur unzugänglich blieben, wurde Java, welches niemals von einem indischen Heere betreten war, und Ceylan, dieses vom Buddhismus jenes von Braminismus und zwar beide auf friedlichem Wege ganz durchdrungen. Großbritannien stand, ungeachtet seiner politischen Unabhängigkeit, geistig immer in der innigsten Verbindung mit dem übrigen Europa, und Japan und Tonkin empfingen ihre Kultur von China aus vollständiger über das Meer, als viele innerhalb des eigentlichen China gelegenen Landschaften. Denn sobald ein Volk die Kunst erlernt hat, Tage und Wochen auf dem Meere zu leben ohne das Land zu betreten, werden die Reisen zur See weit bequemer als die zu Lande. Eingeborene entfernter Länder können auf dem Landwege nur mühsam und durch Vermittelung anderer Völker in Verbindung treten. Aber der Seefahrer, der, so lange er

auf seinem Schiffe bleibt, sich in seiner Heimat glauben kann, betritt oft plötzlich ein von dieser gänzlich verschiedenes Land; sein Geist empfängt die neuen Eindrücke in aller Frische und kann sie ungetrübt nach seiner Heimat zurückbringen.

Das Meer hat daher fast nur günstige Einflüsse auf die Völker. Es bietet ihnen eine neue, nur unter mannigfacher Anspannung der Kräfte erreichbare Nahrung; es schützt ihre Eigenthümlichkeit vor der massenhaften Gewalt der Weltstürmer; aber es hemmt nicht, es begünstigt sogar den friedlichen Verkehr des Missionärs und des Kaufmanns. Wo daher nicht Seeräuber oder Sklavenhändler die Küste heimsuchen, da sind die Einwohner derselben denen des Binnenlandes in der Ausbildung ihres Geistes gewöhnlich überlegen.

Indessen fehlt es auch in dem Innern der Festländer nicht an Anregungen mannigfacher Art. Der Grad der Fruchtbarkeit und das Relief des Bodens, die Entfernung und Zugänglichkeit des Meeres, die Größe der Flüsse, alles dieses bringt seine Wirkungen auf die Wahl der Nahrungsmittel, die Stätten und den Umfang der Ansiedelungen, so wie auf den friedlichen und den feindlichen Verkehr mit den Nachbaren hervor, und übt dadurch einen entscheidenden Einfluß auf das gesammte Leben der Völker.

Einige dieser Zustände haben wir schon oben betrachtet. Die Völker werden durch den Boden, auf dem sie leben, zu Jägern und Fischern, oder sie wandern mit und ohne Eigenthum umher. Aber auch unter den ansässigen, Pflanzen bauenden Völkern giebt es eine große Anzahl, sowohl durch die Höhe als die Art ihrer Bildung verschiedener Völker. Wir wollen hier diejenigen schildern, welche durch ihre Schicksale oder ihre Bildungsstufe einer genaueren Betrachtung werth sind.

A. Die oceanischen Naturvölker.

Bei keinem der ansässigen Völker ist der Landbau so nah mit dem Fischfang und der Schifffahrt verbunden, wie bei den Einwohnern der kleinen, von den Festländern entfernten Inseln in dem tropischen Theile des Oceans. Sie haben auf dem Lande ihre Hütten und Fel-

der; aber sie sind auch einen großen Theil ihres Lebens auf dem Meere beschäftigt. Vertraut mit dem Meere und seinen Gefahren, sind sie umsichtig, kühn und ausdauernd, und vereinigen diese auf dem Meere gewonnenen Vorzüge mit dem Eigenthum und der politischen Organisation, die der Landbau hervorbringt.

Ihre Heimat.

Es giebt in allen Meeren isolirte Inseln in Menge. Aber in den gemäßigten und kalten südlichen Zonen sind sie sämmtlich unbewohnt. Im hohen Norden sind ihrer viele einen Theil des Jahres durch eine Eisbrücke mit dem Festlande verbunden, so daß sie dieselben Thier- und Pflanzenarten enthalten und von verwandten Völkern bewohnt sind; die übrigen Inseln dieser Zonen waren vor der Entdeckung dnrch die Europäer unbewohnt. Sogar das große Island erhielt seine Bewohner aus dem benachbarten Norwegen erst im neunten Jahrhundert nach Chr.

Die Inseln des Atlantischen Meeres westlich von Africa fanden die europäischen Entdecker theils menschenleer, theils von Menschen gleichen Stammes mit denen der benachbarten Küste bevölkert. Und so sehr auch die Einwohner der Canarischen Inseln von denen der Gebirge und Wüsten in Nordafrica verschieden waren, so zeugten doch die Sprache, die Pflanzen und Thiere von dem alten, wenn auch längst unterbrochenen Verkehr zwischen den Inseln und dem Festlande.

Von den westindischen Inseln haben einige einen Umfang, der den Einfluß des Oceans auf das Innere beinahe ausschließt, und von diesen geht eine ununterbrochene Kette von Ländern bis zu den äußersten Inseln des Meerbusens hin, so daß keine dem Einflusse des Festlandes ganz entzogen ist.

Die eigentliche Heimat der oceanischen Völker sind jene zahlreichen Inselgruppen, die in dem großen Oceane zwischen der Osterinsel und den Philippinen, den Sandwichsinseln und dem Meere von Neuseeland zerstreut sind. Wie die Menschen zu diesen Inseln kommen konnten, ist ein Räthsel. Man könnte versucht sein, hier eine eigene Menschenschöpfung anzunehmen, wenn nicht die Anzahl der von einander weit entfernten Gruppen zu viele solche Schöpfungen verlangte,

und wenn nicht gerade bei der überwiegend größeren Anzahl dieser weit zerstreuten Völker eine so überraschende Verwandtschaft in der Gestalt des Körpers, der Sprache und selbst in vielen Zufälligkeiten der Sitte stattfände, daß eine gemeinsame Abstammung, so wenig man auch die Art ihrer Verbreitung angeben kann, außer allem Zweifel steht. Sie gehören nämlich zu der Malayischen Zwischenraße, die sich von den Inseln westlich von America bis nach Madagascar hin ausdehnt; und obgleich weiter von den Europäern entfernt, als irgend ein anderes Volk der Erde, stehen sie diesen in der Bildung ihres Körpers so nahe, daß man sie für ihnen nahe verwandte Stämme halten könnte.

Auf den westlichen Inselgruppen, besonders aber auf dem großen Inselgürtel nördlich von Neuholland und auf diesem Festlande selbst, wohnen Negervölker auf sehr ungleichen, zum Theil sehr niedrigen Stufen der Bildung. Aber diejenigen, welche unter ähnlichen Verhältnissen leben, wie die eigentlichen Oceanier, unterscheiden sich von ihnen zwar gänzlich in Gestalt, Sprache und in allem, was in den Gebräuchen willkürliches ist; aber in der Lebensweise, ihren geselligen und politischen Einrichtungen und in ihrer Industrie stimmen sie mit ihnen nahe überein.

Ihre Nahrungsmittel.

Mit den Menschen haben sich über alle diese Inseln auch einige angebaute Pflanzen verbreitet, die fast sämmtlich auch in Asien oder America vorkommen. Von eßbaren Pflanzen ist, mit Ausnahme einiger nicht sehr wichtigen Wurzeln, keine dieser Inseln eigenthümlich. Von Land-Säugethieren findet sich außer einigen, vielleicht auch zum Theil eingeführten Arten von Nagern kein einziges wild. Der beständige Begleiter des Menschen, der Hund, ist ihm auch hierher gefolgt. Er wird mit Pflanzen genährt und wie das hier und da gezogene Schwein, gegessen; aber beide Thiere sind nur gezähmt. Ihre Anzahl ist klein, Jagd und eigentliche Viehzucht nirgends vorhanden, und die Ernährung der Eingeborenen beruht daher auf dem Pflanzenbau und dem Fischfang.

Aber ungeachtet dieses Mangels an Mannigfaltigkeit in der Thier- und Pflanzenwelt, kann, was die Anmuth der gesammten

Natur-Umgebung betrifft, kein Land der Erde sich mit diesen schönen Inseln messen. Obgleich zwischen den Wendekreisen, ist ihr Klima durch den Ocean gemäßigt, warm ohne heiß, feucht ohne naß zu sein. Die Kraft der tropischen Sonne, von den zahllosen Moosen und Flechten, deren Samen die oceanischen Winde und Stürme, und die Vögel überall ausstreuen, unterstützt, verwandelt den Kalkstein der Korallenfelsen, so wie die Laven und Trachyte der hohen vulkanischen Inseln in den fruchtbarsten Boden, auf dem sich die Früchte der heißen Zone in der größten Fülle entwickeln. Der Eingeborene hat nur dann und wann einige Bäume zu pflanzen, ein Feld mit wenigen Knollengewächsen zu besetzen, um für seine geringe Arbeit einer ergiebigen Ernte gewiß zu sein. Den Mangel an Mannigfaltigkeit in den Nahrungsmitteln aus dem Pflanzenreiche weiß er durch die Zubereitung zu verdecken, und das Meer bietet ihm die köstlichsten Fische in großer Menge dar.

Ihr Charakter.

In diesem milden, von den Extremen der Kälte und Wärme entfernten Klima, bei reichlicher und gesunder Nahrung, beständig im Freien und in mäßiger Bewegung, entwickelt sich der Körper in dem schönsten Ebenmaße. Schlank und hoch gewachsen, von edler Haltung, offenen Zügen, machen die Eingeborenen auf alle Ankömmlinge den günstigsten Eindruck. Sie sind gewandt in allen körperlichen Uebungen, laufen, klettern, ringen; sie sind die besten Schwimmer der Erde und lieben es, auf einem kleinen Brette die Brandungen ihrer klippigen Küsten zu durchschneiden.

Ihr Geist, von keiner Sorge gedrückt, entwickelt sich frei wie ihr Körper. Ein treues Gedächtniß, eine lebendige Phantasie hält ihren Sinn stets jedem Eindrucke offen. Weniger glücklich gebildete Völker fassen in der Natur nur das Nützliche auf. Auch die oceanischen Völker haben die Natur benutzt, so weit sie ihrer bedurften. Aber kein Volk der Erde besitzt den Sinn für das Anmuthige, das Schöne in einem höheren Grade als die Oceanier.

Ihre Kähne sind nicht nur vortrefflich gebaut und eilen, von Rudern und Segeln bewegt, jedem europäischen Fahrzeuge zwi-

schen ihren Inseln voran; sie sind auch kleine architektonische Kunstwerke.

Ihre Hütten, auf das Zierlichste von Blättern und Rohr geflochten, stehen in einem Wäldchen von Fruchtbäumen und werden durch schattige, zwischen duftenden Pflanzen sich schlängelnde Wege verbunden. Alle ihre Geräthe sind aus Holz oder Knochen sauber geschnitzt und mit Blumen und Federn geziert. Ihre Kleidung, wenn sie ihrer zu bedürfen glauben, besteht aus Matten oder einem sehr zarten aus Pflanzenfasern gewirktem Zeuge, das sie in die anmuthigsten Falten zu werfen wissen. Den Putz der Frauen bilden Blumen, die sie ins Haar, an die Brust oder den Gürtel stecken, oder das glänzende Gefieder tropischer Vögel, aus dem auch schöne Gewänder für ihre Priester und Götterbilder bereitet werden.

Wie andere Völker mit spärlicher Kleidung suchen sie gewöhnlich die Haut selbst zu verzieren; aber dann sind es nicht jene häßlichen Malereien der americanischen Jäger, oder die barbarischen Einschnitte in Ohren und Lippen und Wangen, die wulstigen Narben auf Rücken und Brust, mit denen sich fast alle übrigen Naturvölker zu schmücken glauben; sondern ihre Tätuirung besteht in verschlungenen, nach der Lage der Muskeln gezeichneten Linien, welche von den schönsten Mustern unseres Getäfels und unserer Kleider nicht übertroffen werden, und den Schmuck der Kleidung vortheilhaft ersetzen.

Ebenso gefällig erscheinen sogar dem kritischen Auge des Europäers der Tanz und selbst der Gesang dieser Völker. Sie lieben die Gymnastik des Geistes wie die des Körpers, sie haben Wechselgesänge, theils epische, die von den Thaten der Götter und Helden handeln, theils lyrische, welche die Empfindungen der Liebe und des Hasses, der Hoffnung und der Furcht darstellen.

Sogar dramatische, besonders komische Darstellungen fehlen ihnen nicht und haben den Vergleich mit der verwandten Poesie keines Naturvolkes zu scheuen. Die herrliche Natur, die ihnen zwar gewöhnlich ihre schöne Seite zuwendet, zuweilen aber auch in den Vulkanen und Stürmen ihre furchtbare Macht vorführt, hat diesen Völkern einen hohen Natursinn verliehen, den selbst die Griechen nicht besaßen,

und ihre Poesie zu Naturschilderungen angeregt, wie sie in gleicher Schönheit nur noch bei dem Hindu und den nördlichen Europäern gefunden werden.

Ihr Familienleben.

Dieser milde, für die Natur und die Poesie so empfängliche Sinn spricht sich natürlich auch in der Stellung der Frauen aus. Diese, die bei allen schwer arbeitenden Völkern am schwersten arbeiten müssen, haben bei diesen überhaupt mäßig arbeitenden Völkern nur die leichte, ihrem Geschlecht angemessene Thätigkeit, die Bereitung der Speisen, die Verfertigung der künstlichen Zeuge aus der Rinde des Maulbeerbaumes, und ähnliche Aufgaben. Zuweilen helfen sie auch den Männern bei den leichteren Arbeiten des Feldes. Denn die Beschäftigungen sind bei diesen, der Kultur nahe stehenden Völkern nicht so scharf getrennt, wie bei den Jäger- und Hirtenvölkern. Die Frauen sind auch nicht die Sklavinnen, sondern die Gefährtinnen, zuweilen die Herren der Männer. Sie besitzen Eigenthum, wie diese, nehmen zuweilen an der Verwaltung des Landes Theil und stehen nicht selten an der Spitze der Regierung. Die Geselligkeit mit allen den schönen Früchten, welche der ungezwungene Verkehr beider Geschlechter hervorbringt, ist bei keinem Volke in einem höheren Grade vorhanden, als bei diesen oceanischen Völkern.

In allen diesen Beziehungen stehen sie unter den Naturvölkern des Festlandes den Hirten am nächsten, deren Lebensweise, obgleich auf ganz andere Nahrungsmittel gegründet, von den Extremen des Genusses wie der Arbeit ebenfalls entfernt ist. Aber die Räume, welche die oceanischen Insulaner bewohnen, wenn auch nur sehr eng gegen die weiten, von den Hirten durchzogenen Flächen, sind doch ohne Vergleich reicher gestaltet. Oft brennt in dem Innern der Insel noch der Vulkan, dem viele derselben ihre Entstehung verdanken; zwischen seinem Abhange und dem Gestade liegen die Felder und Haine, welche der Fleiß der Bewohner gepflanzt hat, und an den vulkanischen Felsen der Küste bricht sich das Meer und fordert den Menschen zu dem Genuße seiner Produkte und zu dem Kampfe mit seinen Brandungen und Stürmen auf.

Wie diese kleinen, reich gestalteten oceanischen Inseln zu den weiten gleichförmigen Steppen, so verhalten sich beinahe jene oceanischen Völker zu den ächt kontinentalen Hirten. Hier herrscht die Anzahl, die Masse vor; bei den Oceaniern ist die Masse klein; aber Natur- und Menschen-Welt haben sich mannigfaltiger, freilich auch in einigen Gebieten auf allzu üppige Weise gestaltet.

Denn wenn auch in dem Leben dieser unter dem Einflusse einer fast paradisischen Natur lebenden Völker die Lichtseite stärker hervortritt, als bei der Bevölkerung weniger glücklicher Länder, so fehlt doch auch der Schatten nicht. Die paradisische Natur bedingt nicht ein Leben paradisischer Unschuld in den Menschen, deren Leidenschaft und Selbstsucht nicht verfehlt hat, auch hier giftige Kräuter unter die Blumen zu säen.

Der allzu freie Verkehr der Geschlechter bei den Arbeiten sowohl, als bei den geselligen Vergnügungen hat auf einigen Inseln *eine* Unsittlichkeit herbeigeführt, die nicht einmal bei civilisirten Völkern in gleichem Maße vorkommt. Zahlreiche, förmlich organisirte Gesellschaften haben keinen anderen Lebenszweck, als den ausschweifendsten Genuß aller irdischen Freuden. Die in ihrem Kreise geborenen Kinder werden, so lange sie ihn stören könnten, getödtet, und nur der Ueberdruß und das Alter bringen mit der Zeit bei einigen Mitgliedern eine Veränderung der Lebensweise hervor.

Diese besteht jedoch gewöhnlich nur in einer Ausschweifung anderer Art. Die Bewohner warmer Länder sind in der Regel sehr mäßig in Speise und Trank; aber die reichen Häuptlinge dieser Inseln machen darin oft eine traurige Ausnahme. Außer einem Uebermaß von Nahrungsmitteln verzehren sie auch einheimische narkotische Stoffe, die nicht minder schädlich sind, wie das Opium und die geistigen Getränke bei anderen Völkern. Die in ihrer Jugend schönen und kräftigen Männer werden im Alter unförmlich dick; sie leiden an Aussatz und anderen Krankheiten und erreichen selten ein hohes Alter.

Indessen ist diese Genußsucht nicht bei allen oceanischen Völkern zu diesem Grade von Ausartung gestiegen. Die kleinen Inseln und auch diejenigen unter den größeren, welche durch Gebirgszüge in

mehrere Thäler getrennt sind, bleiben davon fern, und wenn die geselligen Sitten auch nirgends die Reinheit behalten, die sie bei den meisten Hirten und Jägervölkern haben, so stehen sie doch darin anderen sich von Pflanzenbau und Fischen nährenden Völkern nicht nach. Die Eingeborenen sind mäßig, kräftig und behalten die Frische ihres Geistes und Körpers bis in ein hohes Alter bei.

Der Unterschied der Stände.

Diese Entsittlichung konnte aber auch nur da eintreten, wo ein Theil des Volkes reich genug war, um die Befriedigung der Gelüste zum ausschließlichen Geschäfte seines Lebens machen zu können.

Das Eigenthum war nämlich auf fast allen größern Inseln sehr ungleichförmig ertheilt. Der Raum war beschränkt im Verhältnisse zur Bevölkerung; nicht die Früchte allein, auch der Boden erlangte seine Besitzer, die ihn von dem besitzlos gebliebenen Theile des Volkes anbauen ließen, und es entstand ein Adel, der zugleich seinen Besitz und seinen politischen Einfluß zu erweitern strebte. Je nach der Beschaffenheit des Bodens war dieses Streben in verschiedenen Graden gelungen, und als die Europäer die Bevölkerung dieser Inseln kennen lernten, fanden sie zwar Industrie, Sitte und Religion nahe übereinstimmend, aber in der Anordnung ihres Gemeinwesens die größte Mannigfaltigkeit vor. Bei einigen armen, fast nur vom Fischfange lebenden Völkchen, war kaum ein Unterschied im Eigenthum, und also auch im Range merklich. Bei anderen hatten sich die Stände stark gegliedert. Fürsten und Adel in mehreren Abstufungen hatten ganz bestimmte, nur in Revolutionen angetastete Rechte erlangt; und hie und da hatte sich sogar aus dem Adel ein Priesterstand gebildet mit ähnlichen Ansprüchen und ähnlichen Schicksalen wie in Japan und anderen Ländern.

Auf den kleineren Inselgruppen hatte der Adel nur eine geringe Bedeutung; er war Führer und Richter, aber nicht Herrscher. Aber auf den größeren und besser angebauten Inseln war das niedrige Volk durch die höheren Stände ganz unterdrückt, und die gesammte Bevölkerung erfuhr alle die Leiden, welche einen solchen Zustand zu begleiten pflegen; Willkür und Uebermuth auf der Seite des Adels,

sklavische Gesinnung auf der Seite des Volkes. Blutige und verheerende Bürgerkriege, von Verbrechen aller Art begleitet, erfüllten das Land, bis es endlich einem Häuptling gelang, sich als Herrscher zu behaupten, die Gegenpartei durch Proskriptionen und die Hinrichtung aller einflußreichen Männer zu vernichten und die gewonnene Macht zu Eroberungen zu benutzen, die weit über den eigentlichen Schauplatz des inneren Kampfes hinausgingen. Zwar war das Feld, auf dem sich die Kriege und die Politik bewegten, nur klein, die Anzahl der Kämpfenden gering, alles fand hier nur in verjüngtem Maßstabe statt; aber die Beweggründe der Handelnden und der Gang der Ereignisse waren überall genau dieselben, wie in den größten Staaten der Erde. In den kleinen oceanischen Inseln wurden, wie in Europa und Asien, Gräuel der schlimmsten Art begangen, aber auch wiederum Thaten des Muthes und des Edelsinns, deren die Geschichte der Griechen und Römer keinen schöneren aufzuweisen hat.

Die Schicksale der Oceanier.

Alle diese kleinen, aber durch ihre eigenthümlichen Zustände so anziehenden Völker werden in einigen Jahrzehenden von dem Erdboden verschwunden sein. Denn wohin einmal der Europäer seinen Fuß gesetzt hat, da welkt die einheimische Bildung, wie eine zarte Staude an der Seite eines kräftig heranwachsenden Baumes, allmälig dahin. In Westindien, das nach den Schilderungen der ersten Entdecker von Völkern bewohnt war, die denen des Stillen Meeres sehr nahe standen, wurde die gesammte Bevölkerung binnen wenigen Jahren gänzlich vernichtet. Dasselbe Loos traf die Canarischen Inseln, und diejenigen unter den oceanischen Inseln, welche das Unglück hatten, von den grausamsten unter den civilisirten Völkern der alten Welt, von den Spaniern, entdeckt und besetzt zu werden, erlitten beinahe dasselbe Schicksal. Die übrigen Inseln des Oceans wurden durch den Verfall der spanischen Macht vor einem gleichen Loose bewahrt, und erst zwei Jahrhunderte später, in einer Zeit der erwachenden Humanität, von mehreren europäischen Völkern, vornehmlich den Engländern entdeckt. Seitdem haben sich Menschen aller Art auf den Inseln angesiedelt, von dem aus Botany-Bay entlaufenen

Züchtlinge und dem rohen, ein ungebundenes Leben suchenden Matrosen an, bis zu dem frommen, aber oft beschränkten Missionär und dem edlen Manne von hoher europäischer Bildung, welcher einem begabten, aber unwissenden Volke die Wohlthaten der Religion und der Wissenschaft zu bringen strebte. Aber wie verschieden auch die Bildung der Fremden sein mochte, sie arbeiteten sämmtlich mit oder ohne Absicht an der Umwandlung der einheimischen Völker. Der erste Theil ihres Werkes ist beinahe vollbracht. Das alte ist fast überall bis auf geringe Ueberreste zerstört, die Götzenbilder sind gestürzt; die einheimische Industrie ist vernichtet; neue Pflanzen und Thiere sind eingeführt; die alten Gebräuche außer Uebung gesetzt.

Aber das Neue, welches an die Stelle des Alten treten soll, ist noch nirgends hergestellt. Auf den Sandwichs-Inseln bildet sich zwar, durch die Eifersucht der seefahrenden Mächte geschützt, eine Monarchie unter einheimischen Herrschern aus, welche bereits viele europäische Formen angenommen hat; aber der europäische Geist ist den Regierenden, wie dem Volke noch ebenso fern, wie vor der Entdeckung. Ein ähnlicher Zustand bereitet sich auf den Tonga-Inseln vor, wo nach blutigen Bürgerkriegen, wenn auch nicht der christliche Sinn, doch die christliche Partei, den Sieg errungen hat. Auch Taheiti, die schönste unter diesen schönen Inseln, schien nach einer an Wechseln reichen Geschichte einem ähnlichen Schicksale entgegen zu gehen. Die Religion und viele Gebräuche der Engländer waren eingeführt, und die Verwaltung hatte einige, den englischen ähnliche volksthümliche Formen angenommen. Da traf ein schweres Ungewitter das milde und verhältnißmäßig glückliche Völkchen. Die Franzosen, durch die Macht und Anmaßung der Engländer in Europa verletzt, suchten sich an ihren Nebenbulern zu rächen und bemächtigten sich der durch die Bande der Entdeckung, der Religion und des fast hundertjährigen Verkehrs mit England verbundenen, aber übrigens ganz unabhängigen Insel. Die tapfere Gegenwehr, welche ihnen die schwache und für unkriegerisch gehaltene Bevölkerung leistete, bewies, daß sie eines bessern Schicksals würdig war, als in die Hände jenes mächtigen und gebildeten, aber habsüchtigen und eitlen Volkes zu fallen.

Keine dieser Inseln kann weder den europäischen Waffen, noch der europäischen Civilisation widerstehen. Die Ueberreste der Bevölkerung werden sich mit den ihnen körperlich ohnedies sehr nahe stehenden Europäern vermischen und binnen wenigen Jahren zu einem Volke werden, das sich von diesen nur durch eine etwas dunklere Farbe und die der heißen Zone und der insularen Lage entsprechende Lebensweise unterscheidet, aber in der Religion, der Sitte und vermuthlich auch in der Sprache ganz den Europäern gleich ist.

Die größeren Inseln des Oceans erwartet zwar dasselbe Schicksal. Sie werden wie die kleineren Inseln ganz von dem Strudel der europäischen Macht verschlungen werden, aber die Umwandlung wird von andern Erscheinungen begleitet sein. Wir brauchen diese jedoch hier nicht weiter zu verfolgen. Denn wo ein Theil der Bevölkerung von dem Meere so weit entfernt ist, daß das Meer keinen unmittelbaren Einfluß auf die Lebensweise mehr üben kann, da wird der Charakter der oceanischen Natur nicht mehr treu bewahrt.

Sogar die Neuseeländer, die mit den Oceaniern ganz gleichen Stammes sind, aber in einem kühleren Klima und auf einem weit minder reichen Boden leben, waren zu einem Volke geworden, das durch seine ewigen blutigen Kriege, seine harten Gebräuche und die niedrige Stellung der Frauen weit mehr an ein rauhes Gebirgsvolk als an die Oceanier erinnert.

Eine den Oceaniern ähnliche Bevölkerung findet sich auch an mehreren Küstenländern der heißen Zone. Aber bei ihrem Verkehre mit den zahlreichen Bewohnern des Binnenlandes wird sie von dem Einflusse derselben beherrscht und bildet nicht sowohl selbstständige Völker, als vielmehr Theile des auch in dem Innern des Landes verbreiteten Volkes.

In den Kontinenten selbst tritt die Bedeutung des Meeres, das die Küsten bespült, um so mehr zurück, je weniger ausgedehnt diese gegen den Flächeninhalt des Landes sind. In diesem aber ist es vor allem die Beschaffenheit des Bodens, welche die Lebensweise der Völker bestimmt. Wir wollen mit den Flachländern beginnen und dann zu Gebirgs- und Höhenformen übergehen.

B. Die ansäßigen Naturvölker des Flachlandes.

In dem entschiedensten Gegensatze zu den Bewohnern jener kleinen, von einander getrennten Inseln stehen die Bewohner der großen Flachländer, über deren weite, von Naturgrenzen undurchbrochene Flächen sich die Atmosphäre, die Thiere und die Pflanzen ohne große Hindernisse verbreiten, und auf der auch der Mensch mit seiner Habe leicht von Ort zu Ort wandern kann. Die Flachländer haben zwar keinen ganz gleichförmigen Boden. Ihr Klima ändert sich bei ihrer großen Ausdehnung beträchtlich ab, und auch das Erdreich hat alle Grade der Fruchtbarkeit, von der höchsten, die es auf Erden giebt, bis zum völligen Mangel an Pflanzen. Aber diese Veränderungen sind theils minder stark als in anderen Landformen, theils treten sie nur allmälig ein; und ohne schroffe Uebergänge sind daher auch ihre Wirkungen bei den Völkern.

Alle unter ähnlichen Natur-Einflüssen lebenden Völker werden einander auch in ihrer Lebensweise ähnlich. Diese Verwandtschaft wird innerhalb der Flachländer noch durch die Wirkungen des Verkehres erhöht, der theils auf friedlichem Wege, theils aber auch durch Krieg und Vernichtung des schwächeren Volkes die Ausbildung einer abweichenden Volksbildung sehr erschwert.

Aber unter den Flachländern selbst giebt es sehr mannigfaltige Formen. Eine jede derselben übt eine entscheidende Wirkung auf ihre Bewohner aus und erzeugt, wie man sagen kann, das ihr entsprechende Volk. Man kann daher die ansäßige Bevölkerung der Flachländer, wie diese selbst, in drei Abtheilungen bringen:

1. in die der Steppenländer,
2. der Waldländer,
3. der Stromländer.

1. **Die Naturvölker des Steppenlandes.**

In den Steppenländern spricht sich der Charakter des Flachlandes am entschiedensten aus. Einige tiefe Schluchten, in denen sich die Flüsse bewegen, ausgenommen, stellt ihre Oberfläche dem Wanderer nirgends ein Hinderniß entgegen. Der Blick schweift ungehemmt über die weite, baumlose Fläche und läßt keinen Reisenden,

keine Hütte unentdeckt. Auf dem gewöhnlich wasserarmen Boden ist die Fruchtbarkeit auf wenige Stellen in der Nähe der Quellen und Flüsse beschränkt. Dort sammeln die wandernden Hirten ihr Vieh; dort baut der Jäger oder Pflanzer seine Hütte. Aber den Blicken der Nachbaren bloßgestellt, wird jede wohlhabende Ansiedelung bald der Gegenstand feindlicher Angriffe und erliegt gewöhnlich der Mehrzahl der Feinde, ehe sie noch die Kraft erlangt hat, durch ihren Umfang oder künstliche Befestigungen den Mangel an natürlichen Schutzwehren zu ersetzen.

Die Steppenländer sind daher keine für die Heranbildung der Völker günstige Stätten. Ein Stamm drängt den anderen und selten findet er die Ruhe und Stätigkeit, die zur Bildung eines höheren Volkslebens nothwendig ist.

In den Steppenländern der beiden America, wo es vor der Entdeckung durch die Europäer an zahmen Thieren fehlte, und nur die Jagd mit dem Ackerbau verbunden werden konnte, sind die ansäßigen Naturvölker die rohesten dieser Klasse. Sie bauen ihr Land auf eine kunstlose Weise; Industrie und Volksleben stehen auf einer sehr niedrigen Stufe; selbst der Begriff von Eigenthum ist nur unvollkommen entwickelt. Denn der Boden an sich hat keinen Werth; er ist in größerer Ausdehnung da, als man ihn bedarf und durch keine Industrie veredelt. Er wird verlassen, sobald ein anderer Ort eine etwas größere Fruchtbarkeit oder einen besseren Schutz vor den Angriffen der Feinde darzubieten scheint.

In der alten Welt, wo es nirgends an Heerden gezähmter Thiere fehlte, waren die ansäßigen Völker der Steppe, als die Europäer sie kennen lernten, überall weit höher gebildet als in America. In den eigentlichen Wüsten, mit einzelnen weit von einander entfernten Oasen, sind die wandernden Hirtenvölker herrschend geblieben. Auch die Oasen dienen, wenn sie nicht grade auf den großen Karavanenstraßen liegen, oder durch Gebirge oder Kolonieen gebildeter Völker geschützt werden, nur zum vorübergehenden Aufenthalte von Hirten.

Auf den Grasfluren der gemäßigten Zone oder hochgelegenen Ländern der heißen Zone, wo mehr oder wenige pflanzenarme Landschaf-

ten mit fruchtbaren Strecken wechseln, sind die Völker gewöhnlich zu Halbnomaden geworden. Sie treiben Landbau und errichten sich feste, zu großen Ortschaften vereinigte Wohnungen. Aber sie haben auch zahlreiche Heerden und werden durch geringe Vortheile bewogen, ihre Hütten zu verlassen, eine Zeit lang von den gesammelten Früchten und dem Ertrage der Heerden zu leben und sich dann an einer anderen Stelle, mehrere Tagereisen von der verlassenen Ortschaft entfernt, eine neue zu erbauen.

Sie stehen also in einigen Beziehungen den americanischen Steppenbewohnern gleich; aber sie unterscheiden sich von ihnen durch die hohe Entwickelung, welche der Begriff des Eigenthumes bei ihnen erlangt hat, und sowohl im Volksleben als auch bei dem Landbau vielfache Anwendung findet.

Die Oasen-Gebiete.

Am innigsten verbunden ist der Landbau mit der Viehzucht bei den Bewohnern einiger im nördlichen Africa und südlichen Arabien gelegenen Länder, wo Oase und Wüste oder Halbwüste auf eine eigenthümliche Weise mit einander wechseln. Die Hauptfläche des Bodens ist nur mit einem dünnen Graswuchse bedeckt, der den Heerden eine spärliche Nahrung darbietet. Aber in Zwischenräumen von halben oder ganzen Tagereisen, zuweilen auch dem Ufer eines Baches entlang, liegen einzelne bewässerte Bodentheile, klein, aber in großer Anzahl über das ganze Land zerstreut. Diese, oft nur wenige hundert Schritt große, aber im hohen Grade fruchtbare Oasen sind der feste Wohnsitz einiger Völkchen, die den Boden mit der größten Sorgfalt anbauen und ihm mehr Nahrungsstoffe abzugewinnen wissen, als vielleicht irgend ein anderer Ort der Erde darbieten kann. Das Land hat hier einen hohen Werth, und ein Wechsel des Wohnsitzes wie bei den übrigen Steppenvölkern ist hier ohne große Verluste unmöglich.

Die Einwohner dieser Oasengebiete haben mit den Oceaniern die Mannigfaltigkeit ihrer Beschäftigungen gemein. Wie diese weder bloße Fischer noch Pflanzen sind, so vereinigen auch sie die zwei sonst sehr verschiedenen Lebensweisen des wandernden Beduinen und des ansäßigen Pflanzers, und gehen, wenn sie ihre Wohnsitze ändern müssen,

leicht in eine von beiden Klassen über; aber sie stehen höher als beide. In ihren kleinen Pflanzungen kommen sie an Fleiß und Industrie jedem reinen Pflanzervolke gleich. Das Eigenthum ist sehr fest geregelt, und da auf dem engen Raume leicht Verwickelungen eintreten, so wird es durch die nach der Erfahrung von Jahrtausenden gebildeten Gesetze geschützt. Das Volksleben dagegen nähert sich dem der wandernden Horden. Erbliche Häuptlinge schlichten die Streitigkeiten, ordnen in ihren befestigten Häusern die Vertheidigung gegen feindliche Angriffe, empfangen aber selten einen Tribut. Sie haben als die Reichsten mehr Pflichten; aber ihre Rechte sind nicht bedeutend. Sie sind die Häupter, aber nur sehr selten und nie auf lange Zeit, die Despoten des Volkes.

Die Bewohner dieser Oasen sind in ihrer Heimat so gastfrei wie die Beduinen in ihrer Nähe. In den Städten der Küste gleicht der Wohlhabende an Kleidung und Bildung einem wohlhabenden Einwohner der Stadt. Aber dieses erscheint ihm als Zwang. Auf seinen häufigen Wanderungen durch die Wüste legt er die Tracht und die Haltung des Städters wieder ab; er tritt wieder ganz als Beduine auf und steht diesem auch in seiner Liebe zur Unabhängigkeit, seinem Hochsinn und seinem Familienleben vollkommen gleich.

2. Die Völker des Waldlandes.

Ganz andere Erscheinungen bieten die Bewohner der flachen Waldregionen dar, ehe der Mensch seine Axt an die Bäume gelegt hat. Die Wälder, von Gewässern und Sümpfen durchschnitten, und nur von schmalen Pfaden durchzogen, schützen zugleich und vereinzeln die Menschen. Schwache Stämme können sich leicht vertheidigen oder ungesehen nach anderen Gegenden wandern. Die Urwälder sind daher die Heimat von kleinen Stämmen, bald ewig wandernder Jäger, bald zwar ansäßiger, aber ebenfalls an ihre Wohnsitze wenig gebundener Pflanzer, die einige Früchte bauen, aber wenn sie den Boden erschöpft haben, nach einem anderen Orte ziehen.

Der Wald ist daher für die geistige Entwickelung der Völker noch minder fördernd als die Steppe. Die Stämme sind isolirt, entbehren die Vortheile des Verkehrs, ohne die bildenden Folgen der Ansäßigkeit

zu erfahren. Der geringste Zufall führt verwandte Stämme in entlegene Gegenden, und einander ganz fremde in unmittelbare Berührung. Nirgends sind daher die Völker so zersplittert und zugleich innerhalb enger Bezirke so gemischt, als in den Urwäldern. Während man in den Steppen Hunderte von Meilen zurücklegen kann, ohne mehr als eine Sprache, eine Körperbildung zu treffen, findet man in den Wäldern mit jeder Tagereise an Sprache und Körperbildung verschiedene, blos in der Lebensweise sich gleichende Völker; aber dann stößt man in weiter Entfernung wiederum auf Stämme eines früher besuchten Volkes.

Indessen ist dieser Zustand nur bei Völkern von sehr niedriger Bildung von langer Dauer. Sobald die Völker ansäßig und die Wälder gelichtet werden, tritt die ausgleichende Natur des Flachlandes wieder hervor. Der Schutz, den das Dunkel des Waldes gewährte, hört auf; die Ueberlegenheit der Zahl macht sich geltend, und allmälig löst sich der chaotische Völkerhaufe, der den Wald durchschwärmte, zu einer größeren in Sprache, Sitte und Volksleben übereinstimmenden Nation, welche die früheren Bewohner des Flachlandes entweder vernichtet oder in sich aufgenommen hat und die wandernden Bewohner des Steppenlandes, die ihr früher an Bildung überlegen waren, weit hinter sich läßt.

Diese Stufe hat jedoch kein Volk des Waldlandes durch eigene Kraft erreicht. Es bedurfte dazu immer der Macht und der Belehrung civilisirter Völker, und wo diese, wie in einem großen Theile Südamerica's fehlte, da blieben die Völker bis in die gegenwärtige Zeit hinab von jeder Kultur weit entfernt.

3. Die Völker des Stromlandes.

Den Mittelpunkt, der die wandernden Horden fesseln und an feste Ansiedelungen gewöhnen kann, und der den Wald- und Steppenbewohnern fehlt, besitzen die Völker in Strömen, welche die Steppe oder Wüste durchziehen und die sonst nur für wandernde Hirten geeignete Fläche durch einen höchst fruchtbaren schmalen Waldstrich unterbrechen. Die Ströme wirken in mehrfacher Hinsicht und, wie das Meer,

stets fördernd auf die Völker ein. Alle größeren Flüsse der Erde, die nicht von civilisirten Völkern planmäßig ausgebeutet werden, haben einen Ueberfluß an Fischen. Der Fischfang wird auch an allen Flüssen eifrig betrieben und führt in einem von vielen Flüssen durchzogenen Lande zu einer Zersplitterung der Anwohner in eine Menge kleiner leicht wechselnder Ansiedelungen.

In den Stromländern fehlen die kleinen Flüsse. Die ganze nicht von der Viehzucht oder der Jagd lebende Bevölkerung ist an den Ufern des Stromes vereinigt und findet hier nicht nur die Hülfsmittel der Steppenbewohner in gleichem Umfange, wie diese selbst, sondern auch in dem Fischfange eine reiche und nie versiegende Nahrungsquelle. Zu dieser gesellt sich der Landbau, der sich mit dem Flußfischfange leicht verbinden läßt und allmälig an Ausdehnung gewinnt. Denn kein Land der Erde ist in so hohem Grade für den Landbau geeignet, wie die Ufer vieler austretender Ströme. Nicht nur, daß ihre Fruchtbarkeit keiner anderen auf Erden nachsteht; sie kann auch niemals versagen. Der Strom selbst düngt die Felder jährlich von neuem; und während in allen anderen Ländern die Erschöpfung allein schon jedes Volk, das nicht einen kunstvollen Ackerbau treibt, von Zeit zu Zeit zu Ortsveränderungen nöthigt, macht es der Strom den Anwohnern möglich, immer denselben Boden anzubauen und sich zu einem wahrhaft ansäßigen Volke zu erheben.

Neben dieser Erschöpfung des Bodens besteht eine wichtige, den Ackerbau in offenen Landschaften störende Ursache in den Angriffen der auf jede aufblühende Ansiedelung eifersüchtigen Nachbar-Stämme. Den wirksamsten Schutz gegen diese Angriffe gewährt nun im Flachlande ein Strom. Sobald eine Gefahr droht, der sie sich nicht gewachsen fühlen, flüchten die Anwohner mit ihrer beweglichen Habe in ihre Kähne oder auf das andere Ufer, wohin ihnen der aus dem Binnenlande kommende Feind nicht folgen kann, überlassen ihm den Boden, dessen Reichthum er ihnen nicht rauben kann, und kehren bald nach seinem Abzuge zurück. Auf diese Weise bleiben sie vor der Vernichtung durch die räuberischen Hirten- und Jägerstämme geschützt, bis sie die Macht und die Erfahrungen erworben haben, den Angriffen

der gewöhnlich nicht zahlreichen Feinde mit Erfolg zu widerstehen und sie sogar in ihre eigenen Zufluchtsörter zu verfolgen.

Auch noch bei höheren Stufen der Bildung verdanken viele Völker ihre Selbstständigkeit blos ihrer günstigen Lage am Strom. Davon bietet Africa an dem Ufer seines größten Stromes, des in den Meerbusen von Guinea mündenden Djoliba, merkwürdige Beispiele dar. Dort findet sich eine Menge blühender Ortschaften, deren Bevölkerung in gewöhnlichen Zeiten durch ihre Anzahl und einige leichte Befestigungen genügend geschützt ist. Aber gegen die sich seit einigen Jahrzehnden ausbreitenden Fellata reichen diese Mittel nicht aus. Bei dem Anrücken eines Heeres dieser kriegerischen Eroberer verlassen daher die Einwohner ihre Stadt, setzen mit ihrer werthvollen Habe auf das andere Ufer über und geben die leere Stadt dem Feinde Preis, der gewöhnlich lange Zeit, ehe er die zum Uebersetzen des Stromes nothwendigen Fahrzeuge sammeln konnte, durch Krankheiten und Nahrungsmangel zum Rückzuge genöthigt ist.

In einer noch günstigeren Lage befinden sich die Inseln im Strome, die von allen Angriffen der Stämme des Binnenlandes geschützt, eine hohe, auf Landbau und Industrie gegründete Blüthe erreichen und die Ufer des Stromes bald unmittelbar beherrschen, bald durch Handel oder Raubschifffahrt in Abhängigkeit erhalten.

Die Bildung der Stromlandsvölker.

Unter so günstigen Umständen reift die Bildung weit schneller heran als in irgend einem anderen Theile des Tieflandes. Der jährlich von der Natur gedüngte Boden erlangt einen Werth, den an anderen Orten nur die Früchte haben. Es entwickelt sich der Begriff des Grundeigenthums und mit ihm ein Organismus, der ihn gegen innere und äußere Feinde sichert. Zu gleicher Zeit nimmt im Volke, wenn nicht die Wissenschaft, doch die Summe der Erfahrungen und die Industrie einen höheren Aufschwung. Wie den Jäger und Fischer, so lehrt die Nothwendigkeit auch den Pflanzer die Bedingungen des Gedeihens kennen. Aber bei ihm folgt der Lohn der Arbeit immer erst nach längerer Zeit. Er muß mehrere Monate in voraus alle Umstände, von denen die Ernte abhängt, klug berechnen. Er muß

sich aus der Zeit der Ueberschwemmung und Regengüsse, oder aus dem Stande der Sonne gegen die Sterne eine Zeiteintheilung bilden, die weit genauer ist als die, welche die übrigen Naturvölker, auch die Oceanier, bedürfen. Er muß sich ferner die Kenntnisse aneignen, welche zum Anlegen der Dämme, zur Errichtung der Vorrathshäuser und auch zu den Befestigungen nöthig sind, mit denen er seine reiche Habe gegen die armen und räuberischen Hirten- und Jägervölker in seiner Nähe, oder auch gegen mächtigere, aus weiterer Entfernung kommende Feinde vertheidigen muß.

In einigen dieser Stromländer hatte sich vielleicht ursprünglich nur eine an günstiger Stelle gegründete Ansiedelung zu höherer Macht erhoben, und allmälig durch Kolonieen über das ganze Gebiet verpflanzt. In andern mochten mehrere Ortschaften sich gleich anfangs unabhängig von einander gebildet haben. Aber diese Unabhängigkeit konnte sich an einem Strome, der für jede Art des Verkehrs, dem feindlichen wie dem friedlichen, die bequemste Straße darbot, nicht lange erhalten. Ueberall finden wir daher das gesammte Stromland, so weit der Strom schiffbar war, zu einem Ganzen vereinigt, das bald hier, bald da seinen Hauptsitz hatte, hin und wieder auch eine Zeit lang politisch getheilt war, aber seiner ganzen Ausdehnung nach eine an Sprache, Sitten und Volksleben übereinstimmende Bevölkerung besaß.

Das berühmteste Beispiel eines solchen Stromlandes ist Aegypten, ein langes, schmales Thal, das selbst mit Einschluß des Mündungsgebietes, wo es sich zu einer Landschaft von einiger Ausdehnung erweitert, nur eine Oberfläche von wenigen hundert Quadratmeilen hat. Die Wüsten an beiden Seiten werden von räuberischen und lästigen, aber für ein zahlreiches Volk nicht grade gefährlichen Hirtenstämmen durchzogen. Mächtigern Feinden ist das Land nur an wenigen Stellen zugänglich, da wo der Strom eintritt und wo er mündet, und außerdem noch an einer mittlern Stelle, an dem Ausgangspunkte des Delta's, wo die Wüste von einem von Osten kommenden Heere durchzogen werden kann. Aegypten war daher von Außen her ziemlich gesichert; im Innern bildete es ein geschlossenes Ganzes, das

sich von dem Meere an bis an die den Stromlauf und die Schifffahrt hemmenden Wasserschnellen erstreckte, und konnte Jahrtausende hindurch seine Unabhängigkeit bewahren, und seine Macht und seine Bildung weit über seine Naturgrenzen hinaustragen.

Die Zwischenstromländer.

Noch reicher von der Natur begabt sind diejenigen Stromländer, wo zwei oder mehrere Ströme einander so nahe treten, daß sie ihren Einfluß über das ganze zwischen ihnen liegende Gebiet ausdehnen können, nämlich die Mesopotamien. Zwar nähert sich ihr Boden schon mehr den gewöhnlichen Waldlandschaften; aber wenn sich in ihnen einmal ein Volk ansässig gemacht hat, sei es durch Einwanderung aus andern Erdformen oder aus dem oberen, den Charakter der Stromländer entschiedener tragenden Theile des Flußthales: so entwickelt es sich hier zu einer Macht, welche diejenige der gewöhnlichen Stromländer eben so sehr übertrifft, wie der Raum einer weiten Landschaft denjenigen eines schmalen Flußthales. Die wichtigsten dieser Zwischenstromländer sind das Gebiet des Hoangho und Yangsekiang in China, das Duab zwischen Jemna und Ganges, und das Pendjab zwischen den fünf Zuflüssen des Indus in Vorderindien und das Mesopotamien der Alten zwischen dem Euphrat und Tigris, dessen Herrschaft sich einst über einen Theil von Europa und Africa erstreckte.

Die Schicksale der Völker im Stromlande.

Alle diese Stromländer waren von der ersten Dämmerung der Geschichte an bis auf den heutigen Tag, der Sitz großer, gewöhnlich weit über das Stromgebiet selbst hinausgehender Kultur-Reiche. Ihre Dynastieen und Hauptstädte wurden zwar öfter durch Empörungen gewechselt, und das ganze Land von Zeit zu Zeit die Beute kleiner, aber kühner Nachbarvölker; aber nach kurzer Zeit wurden sie stets wieder die Hauptländer großer Reiche. Aegypten, das uns am nächsten liegende Stromland, war auch nach dem Aufhören seiner Selbstständigkeit die blühendste Provinz des großen römischen Reiches. Mesopotamien blieb bis zum Fall des Kalifates ununterbrochen der Sitz oder doch der Kampfplatz mächtiger Reiche. Erst die Türken, die von

allen erobernden Völkern der Erde das Talent, ihren Provinzen eine geregelte Verwaltung zu geben, am wenigsten besaßen, konnten jene schönen Länder fast zur Einöde machen.

Indessen haben nicht alle Stromländer eine gleiche Bedeutung erlangt. Die Horden, welche man an den Ufern der americanischen und neuholländischen Ströme und selbst des Orangeflusses im südlichen Africa fand, sind der rohen Bevölkerung in dem übrigen Theile der Flachländer, die sie durchströmen, in keinem Punkte überlegen. Bei den Ureinwohnern des südlichen Africas, den Hottentotten, und bei den Neuholländern lag die Ursache dieses ungünstigen Zustandes unstreitig in dem Mangel an Ackerbau, wozu ihnen, ehe fremde, europäische oder africanische Völker in ihre Länder wanderten, die geeigneten Pflanzen fehlten.

In America fließen große Ströme im Waldlande wie in der Steppe. Aber in der Waldregion hatten die Eingeborenen keine Veranlassung, ihre Zerstreuung aufzugeben und sich in großen Ortschaften zu sammeln. In den Steppen waren ihrer viele, wo sich die Einwohner theils mit dem Fischfange und der Jagd, theils mit dem Anbau des Maises und anderer Früchte beschäftigten. Aber in den Steppen-Ländern von America gab es keine Viehzucht, welche die Eingeborenen über die ersten Stufen der Bildung erheben und zur höheren Entwickelung vorbereiten konnte.

Die Flachländer sind also, von einigen Stromlandschaften abgesehen, keine der Entwickelung der Völker sehr günstigen Erdformen. Sogar bei hohen Stufen der Kultur haben sie mehr durch die Masse der Menschen, die daran Theil nahmen, als durch die geistige Kraft derselben gewirkt. Der massenhafte, aber gleichförmige Charakter der Flachländer spricht sich auch in der Bildung ihrer Bevölkerung aus.

C. Die Naturvölker des Gebirgslandes.

Der Charakter des Gebirgslandes ist dem des Flachlandes sehr ungleich; es ist das Land der Kontraste. Es besteht aus vielen, durch Naturgrenzen von einander und den benachbarten Landformen getrennten Gauen. Diese stimmen alle in so fern mit einander über-

ein, als ein jeder Gau die Gegensätze der Höhe und Tiefe, der Wärme und Kälte, des trockenen und feuchten Klima's, des fruchtbaren und felsigen Bodens zu gleicher Zeit umfaßt; jeder also ein kleines, vielfach gestaltetes Ganzes für sich bildet.

Dieser Charakter spiegelt sich auch in den Völkern ab. Im Flachlande werden die Völker einander gleich, nicht blos, weil eine ähnliche Natur sie umgiebt, sondern auch als Folge ihres Verkehres. Die Uebereinstimmung dehnt sich auch auf die Gestalt, die Sprache und die zufälligen Gebräuche aus. Im Gebirgslande ist dieser Verkehr sehr beschränkt. Die Gauen bleiben so unabhängig von einander wie von Theilen eines benachbarten, nicht zum Gebirge gehörigen Landes, und die Uebereinstimmung zwischen den Bewohnern verschiedener Gauen beschränkt sich auf die Wirkungen, welche in ihnen die Gleichartigkeit der Naturkräfte hervorbringt.

Diese sind jedoch wichtig genug, um den Bewohnern der Gebirge, wie verschieden auch diese und die Völker selbst sonst sein mögen, ein gemeinsames Gepräge, eine gewisse Familienähnlichkeit zu verleihen. Der Araber im Gebirge wird dadurch zu einem von den Beduinen der Steppe sehr verschiedenen Menschen. Der slavische Montenegriner in den Gebirgen der Türkei ist, trotz aller Aehnlichkeit in der Gestalt, in der Sprache und selbst in den Gebräuchen, ein ganz anderer Mensch als der Russe in seinem Tieflande.

Die Lebensweise der Gebirgsvölker.

Der Mensch, der das warme Thal oft und rasch mit den eisigen Höhen vertauschen muß, der, selbst ohne sein Haus zu verlassen, eine Atmosphäre athmen muß, die bald vom Meere oder dem Tieflande, bald von den Eisgipfeln der Gebirge herbeigeführt ist, hat einen an den Wechsel der Witterung und Beschwerden gewöhnten Körper. Es wird ein trefflicher Bergwanderer sein, geschickt im Klettern, Springen, Laufen, nicht so groß und kräftig wie der Hirt oder der Oceanier, aber meistens schlank, behende, mit scharfem Auge und sicherer Hand. Aber die an Formen so reiche Natur des Gebirges bietet dem Menschen nur wenige Hilfsquellen zu seiner Ernährung dar. Die in den Gebirgen wild wachsenden Pflanzen enthalten nur wenige nahrhafte

Stoffe; die Flüsse und Seen sind nicht fischreich. Auch die Jagd ist wenig ergiebig, da die größeren vom Jäger gesuchten Wiederkäuer in dem waldigen und schwer zugänglichen Gebirge selten sind, und die Verfolgung der kleinern Gebirgsthiere sehr beschwerlich ist. Daher lebt auch kein Gebirgsvolk vorherrschend von der Jagd, wenn es auch, wie alle kräftigen Völker, die Jagd als eine des Mannes besonders würdige Beschäftigung liebt und treibt.

Es giebt daher im Gebirgslande, ausgenommen am Strande selbst, wo Meeresfischer ihre Nahrung finden können, keine eigenthumlosen Völker, und ein von überlegenen Feinden seiner Heerden oder Felder beraubter und in das Gebirge gedrängter Stamm müßte bald zu Grunde gehen, wenn er blos auf die natürlichen Produkte des Gebirges beschränkt bliebe. Jäger und Sammelvölker sind daher niemals in den höhern Theilen eines Gebirgslandes einheimisch geworden, und schon ein hoher Gebirgszug ohne sehr leicht zugängliche Pässe pflegt das Gebiet eines Sammel- oder Jägervolkes so scharf abzugrenzen, daß die jenseits desselben wohnenden Völker ihm völlig unbekannt bleiben. Die schmalen blauen Berge, die sich wenig Meilen westlich von der südöstlichen Küste Neuhollands erheben, waren von den Eingeborenen niemals betreten, und auch das Felsgebirge in Nordamerica, das auf beiden Seiten von wanderlustigen Stämmen bewohnt war, war von diesen nur an ein paar Stellen, wo es sich sehr verflachte, überschritten. Die übrigen Pässe mußten erst von den europäischen Reisenden entdeckt werden.

Nur wo Viehzucht oder Ackerbau an dem Fuße der Gebirge getrieben wurde, sind auch die höhern Theile bevölkert worden; denn es hat nie an Ursachen gefehlt, wodurch Einzelne oder ganze Stämme, aus ihrer Heimat verdrängt, gezwungen wurden, andere, wenn auch weit weniger ergiebige Wohnsitze aufzusuchen. Aber was auch die ersten Ansiedler in das Gebirge geführt haben mochte, welchem Stamme sie angehörten, an welche Nahrungsmittel sie gewöhnt waren, die Gewalt der Gebirgsnatur war stets mächtig genug, um sie zu einer neuen der Beschaffenheit des Bodens angemessenen Lebensweise zu nöthigen.

Die Gebirge wirken je nach ihrer Höhe und ihrem Flächeninhalte, ihrer Lage gegen den Aequator und gegen die Flachländer, vornehmlich aber durch ihre Lage gegen das Meer, in sehr verschiedener Weise auf ihre Bevölkerung ein. Wir wollen, alle übrigen Unterschiede übergehend, nur die beiden Hauptarten der Gebirgsländer betrachten, die kontinentalen und die oceanischen.

1. Die Völker des kontinentalen Gebirgslandes.

In einem scharf ausgebildeten kontinentalen Gebirgslande finden sich zwischen den Gauen nur wenige und schwierige Pässe; das Meer und das Tiefland sind nur auf beschwerlichen Wegen zu erreichen, und selbst die Flüsse, sonst die Hauptstraßen des Völkerverkehrs, sind meistens seicht und felsig und stets durch Stromschnellen und Wasserfälle unterbrochen. Ein jeder Gau ist daher von dem übrigen abgeschlossen und wie eine isolirte Insel im Ocean, eine kleine Welt für sich.

Die Beschäftigung eines kontinentalen Gebirgsvolkes besteht in Ackerbau und Viehzucht. Sehr selten, daß eines von beiden fehlte. Sogar in America, wo es gar kein Hirtenvolk gab, besaßen die Völker in dem hohen und gebirgigen Theile von Peru und Chile zahlreiche Llama und Vicunna-Heerden. In der alten Welt ist Viehzucht hie und da die einzige, öfter die Hauptbeschäftigung der Völker; denn in keinem Gebirge fehlt es an kahlen Bergrücken und steilen Gehängen, die keine andere Benutzung zulassen. Aber die Viehzucht ist dort nicht die fast mühelose Beschäftigung der wandernden Hirten. In dem rauhen und pfadlosen Gebirge ist kein eigentliches Nomadenthum möglich. Auch der Hirt ist ansäßig; sein Haus steht in einer tieferen Gegend. Aber er treibt seine Heerden im Sommer auf die kalten, im Winter unzugänglichen Alpen, lebt hier Monate lang von allem menschlichen Verkehre, selbst dem mit seiner Familie entfernt und führt seine Heerden erst im Herbste in die minder rauhen Gegenden in der Nähe der Ortschaften zurück.

Noch mühsamer ist der Landbau im Innern der Gebirge. Hier genügt es nicht, wie in den oceanischen Inseln oder den wenig bevölkerten Flachländern der wärmeren Zonen, einige Bäume zu pflanzen,

oder einige Samenkörner in die kaum aufgelockerte Erde zu stecken und der Ernte müßig entgegen zu sehen. Der Ackerbau verlangt eine sehr angestrengte Thätigkeit. Das Klima ist rauh, der anbaufähige Boden von geringerem Umfange und weniger ergiebig als in der Tiefe. Er muß von Steinen gereinigt, vor Sturzbächen geschützt und doch gehörig bewässert werden. Oft trägt der fleißige Gebirgsbauer mühsam Erde aus der Tiefe hinauf und verwandelt einen Bergabhang in eine Anzahl von Terrassen, um auch die Felsen benutzen zu können.

Ihre Wohnungen und Vorrathsräume sind auch nicht die leichten Hütten fast aller andern Naturvölker; sie müssen den Stürmen und den Schneemassen des Gebirges widerstehen und werden daher sorgfältig aus sehr festen Stoffen, aus Steinen und Balken zusammengefügt und die Dächer mit schweren Steinen belegt.

Der Charakter der Gebirgsvölker.

So mühsam erworbene Güter besitzen auch einen entsprechenden Werth und werden mit aller Kraft geschützt. Kein Volk der Erde kommt daher dem Gebirgsbewohner in seiner Liebe zur Heimat gleich. So rauh diese ist, so ist doch kein Volk weniger zum Auswandern geneigt, und wenn Einzelne durch die Noth gezwungen, ihren Erwerb in anderen Ländern suchen, so bleibt ihr Blick immer nach ihren Bergen gerichtet. Die Schwermuth, welche den einsam unter Fremden lebenden Menschen häufig trifft, gestaltet sich bei ihnen als Heimweh, und sobald sie ihren Zweck erreicht haben, kehren sie in die heimatlichen Thäler zurück.

Diese werden gegen jeden Angriff mit der größten Tapferkeit vertheidigt, und von dem schwer zugänglichen Boden der Gebirge unterstützt, ist es ihnen in der Regel gelungen, ihre Selbstständigkeit gegen sehr überlegene Mächte entweder zu behaupten, oder wenn sie verloren war, bald wieder zu erobern. Die Völkerstürme der Perser und Mongolen, der Araber und der Türken, welche von mächtigen Reichen nicht aufgehalten werden konnten, brachen sich an der Tapferkeit kleiner Gebirgsvölker.

So glücklich wie die Gebirgsvölker im Vertheidigungskampfe sind, so wenig sind sie es jedoch im Angriffe auf die Bewohner des Flach-

landes. So wie sie in die Tiefe hinabsteigen, verläßt sie der Zauber, der sie im Gebirge umgiebt. Ihre Bevölkerung ist zu klein und zu sehr gespalten. Sie können die reichen und fruchtbaren Niederungen wol überfallen und plündern, und thun es gern; aber sie vermögen niemals sich auf die Dauer der überlegenen Anzahl gegenüber zu behaupten. Aus dem Gebirgslande sind daher niemals dauernde Eroberungen hervorgegangen.

Sind sie mit den Völkern am Fuße ihres Gebirges in Frieden, was bei Naturvölkern selten der Fall ist, so kämpfen sie mit einander. An Veranlassung zum Streite und an Neigung dazu fehlt es unter kriegerischen und armen Hirten und Landbauern niemals; und so leben die Gebirgsvölker eigentlich im ewigen Kampfe mit der Natur und mit den Menschen.

Ein Zustand wie dieser, wo der Mensch stets Gefahren ausgesetzt ist, aus denen ihn nur seine eigene Kraft oder Klugheit retten kann, giebt dem Gebirgsbewohner ein Selbstvertrauen, das in gleichem Maße nur noch der Jäger besitzt. Er ist wie dieser besonnen und fest, tapfer und kühn in hohem Grade und sein Leben nicht achtend, wo es gilt, seine Familie und sein Haus zu vertheidigen; aber auf seinen Raubzügen ist er hinterlistig und feig wie alle Räuber. Er ist gastfrei und großherzig gegen Freunde; aber der offne Sinn und das rücksichtsvolle Verfahren der wandernden Hirten und auch vieler Völker des Flachlandes ist ihm fremd. Er ist schweigsam und mistrauisch gegen jeden; aber kein Volk der Erde ist, da wo es sich verletzt glaubt, so treulos, rachsüchtig und grausam wie ein Gebirgsvolk.

Ihre Sprache und Religion.

Die Gebirgsvölker bewahren nicht nur ihren Boden vor feindlichen Heeren, sondern sie suchen auch ihr geistiges Eigenthum gegen fremde Einflüsse zu behaupten. Neue Ideen finden nicht leicht Eingang im Gebirge, und oft wenn alle Länder umher einer geistigen Macht gewichen sind, haben die Gebirgsvölker ihre Eigenthümlichkeit mit einer Zähigkeit bewahrt, von der man sonst auf Erden kein Beispiel findet. Die Gebirgsländer werden dadurch zu wahren Asylen von

Sprachen, Religionen und Sitten, die von allen anderen Orten der Erde verdrängt sind.

Die Araber, die das westliche Asien, Africa und selbst einen Theil von Europa überfluthet und überall ihre Religion eingeführt hatten, vermochten weder durch ihre Missionäre noch ihre Heere in einige kleine Gebirgslandschaften ihrer eigenen Halbinsel zu dringen, die noch Jahrhunderte dem alten Heidenthume treu blieben. Abessinien, obgleich von allen Seiten von Muhammedanern umgeben, welche sogar die mächtigen aus dem Innern Africas eingewanderten Galla und mehrere unabhängige Negervölker für ihre Religion zu gewinnen wußten, besteht auch jetzt noch aus unabhängigen christlichen Reichen. Im Libanon und den assyrischen Gebirgen giebt es dicht neben den Centralpunkten des muhammedanischen Glaubens christliche, jüdische und heidnische Stämme.

Die indische Kultur und Religion, welche als Buddha- oder Bramanenthum den ganzen Osten von Asien durchdrang, ließ die Gond-Stämme im Herzen Indiens, am Stromgebiet des Ganges selbst, ganz unberührt. Aehnliche Erscheinungen bieten uns China, Persien und selbst Europa in Menge dar. Religionen, die in anderen Ländern erloschen sind, erhalten sich noch Jahrtausende lang in den einsamen Thälern der Gebirge. Aber sie nehmen auch hier einen schrofferen Charakter an. Nirgends ist der Fanatismus so einheimisch, sind die Religionskämpfe so blutig und hartnäckig wie in dem Gebirge, mag dieses an der Grenze von Persien liegen oder im Herzen von Europa.

Nach schärfer als die Religionen sondern sich die S p r a c h e n ab. Das Waskische, einst wahrscheinlich die Volkssprache der pyrenäischen Halbinsel, hat sich, ungeachtet aller Bemühungen der Römer, der Deutschen, der Mauren und der romanisirten Spanier selbst, bis auf den heutigen Tag in den Gebirgen von Navarra erhalten. In den Thälern der Alpen giebt es einige deutsche Gemeinden, welche ihre alten deutschen Dialekte fast unverändert beibehalten haben, nachdem ihre ganze Umgegend italienisch geworden war, und die Deutschen in dem Hauptlande selbst ihre Sprache umgewandelt hatten. Die Gebirgsländer von Abessinien, vom Kaukasus, und vielen andern

Orten haben auf 1000 Quadratmeilen eine größere Mannigfaltigkeit von Sprachen als Flachländer auf 10 und 20,000 Meilen.

Ihr Volksleben.

Dieses Festhalten einer jeden Eigenthümlichkeit findet sich auch im Volksleben, sowohl in der Stellung des Einzelnen zu seinem Volke, als in derjenigen der Völker gegen einander. In den flacheren Ländern mußte sich von Zeit zu Zeit alles unter den Willen eines Monarchen beugen. Alle Unterschiede der Stände und Rechte verschwanden ihm gegenüber oder erstarrten zur leblosen Form der Kasten. In den Gebirgsländern ist die Kaste unbekannt. Selbst in Indien steigt sie nicht in die Thäler der Gebirge hinan.

Auch die Sklaverei ist den Naturvölkern der Gebirge fremd. Kriegsgefangene werden zuweilen zur Arbeit gezwungen, bis sie ausgelöset werden; aber wie bei den Jägervölkern werden sie, wenn sie nicht heimkehren, nach einiger Zeit gleichberechtigte Mitglieder des Volkes selbst. Wo ein jeder Mann arbeiten und um seine Selbstständigkeit kämpfen muß, da sind Sklaven unnütz und oft gefährlich, und wo die Flucht so leicht ist, da ist es unmöglich, eine große Anzahl von Männern wieder ihren Willen zurückzuhalten.

Die despotische Herrschaft eines Einzelnen oder eines Stammes ist auch im Gebirge häufig; aber sie ist nie von Dauer. Eine der angeseheneren Familien, die hier, wie bei anderen Naturvölkern mit Eigenthum, leicht zu einem erblichen Adel werden, versucht es wol, sich eine despotische Gewalt zu verschaffen. Ein glücklicher Krieger sammelt eine Schaar von Getreuen um sich und bedient sich ihrer gegen sein eigenes Volk. Es ist gewöhnlich ein Mann von großem Talente, klug und tapfer, der um sich seiner Gegner zu entledigen, kein Mittel scheut, auch nicht den Meuchelmord und den schändlichsten Betrug. Aber es gelingt ihm sehr selten, seine Herrschaft zu begründen. Oft fällt er selbst in die Schlingen, die sein Gegner ebenso wohl zu legen suchen wie er selbst, und gelingt es ihm auch sein Ansehen bis zu seinem Tode zu behalten, so ist es doch sehr selten, daß sein Nachfolger sich auf die Dauer behaupten kann. So wird das Staats-

leben dieser Völker zu einer fast ununterbrochenen Reihe von Kämpfen mit äußeren Feinden und Revolutionen im Innern.

Aber dieser Zustand ist nicht nur eine nothwendige Folge ihres Charakters, sondern auch eine Bedingung für ihre Erhaltung. Sobald er durch den Einfluß einer höheren Kultur oder einer überwiegenden Macht aufhört, hat auch das naturgemäße Leben der Gebirgsvölker sein Ende erreicht. Die Bevölkerung, welche durch die Kriege nicht mehr gelichtet wird, nimmt rasch zu; die Hilfsmittel, welche in den Flach- und Höhenländern sogar den civilisirtesten Völkern nicht zu mangeln pflegen, nämlich die Erweiterung und Verbesserung des Landbaues, sind bei den ihren Boden immer gut benutzenden Bergvölkern nicht hinreichend. Ihnen bleibt dann nichts übrig als Auswanderung oder eine künstliche Industrie. Die letzte setzt schon eine hohe Kultur voraus und wo sie eintritt, untergräbt sie schnell den Charakter der Gebirgsvölker, und macht aus den kräftigen, unabhängigen Menschen geistig und physisch schwächliche Wesen, die so lange fleißig und friedlich leben, als die Armuth nicht unerträglich wird.

Zur Auswanderung entschließt sich der Gebirgsbewohner nur dann, wenn er alle Hoffnung sich in seinem Gebirge zu erhalten, verloren hat. Oefter zieht er auf einige Jahre hinaus in die Tiefe und bringt das durch Fleiß und Mäßigkeit Erworbene nach der Heimat zurück. Aber am liebsten ergreift der kräftige Mann das Gewerbe eines Söldlings, das schändlichste, welches der Mensch nächst dem Sklavenhandel kennt, und verspritzt sein Blut für Zwecke, die ihm fremd sind, und oft um Werke der Willkür zu unterstützen, die er in seiner Heimat mit aller Macht bekämpfen würde. Nicht die Albanesen und Beludjen allein, auch die freien civilisirten Schweizer sind jedem Despoten feil, der sie bezahlen kann.

Ihre Geistesbildung.

In der Kultur schreiten die Gebirgsbewohner anfangs weit schneller fort als die Völker der Tiefe. Während diese oft nur einen kunstlosen Landbau treiben und noch keine metallene Geräthe besitzen oder nur solche, die sie von civilisirteren Nachbarn eingetauscht haben, verbinden jene Ackerbau und Viehzucht auf kunstvolle Weise, sind sehr

geschickte Arbeiter in Erz und Eisen und Stein, und übertreffen ihre Nachbarn auch in der Gestaltung des Volkslebens. Aber eben so allgemein bleiben die Gebirgsbewohner gegen die des Flachlandes zurück, wenn diese eine höhere Kulturstufe erreicht haben. In dem Flachlande geht der Widerstand gegen jede Veränderung des Volkslebens von der trägen Masse aus, die schwer in Bewegung gesetzt wird, aber die erlangte Bewegung eine geraume Zeit hindurch beibehält. Im Gebirge widersteht die geistige Kraft des Volkes; und wie der rauhe Boden jeden Eindringling zurückhält, so hält der Geist der Bewohner zwar das Gewonnene mit Energie zurück, setzt aber auch dem Eingange einer neuen Idee einen schwer zu überwindenden Widerstand entgegen, und dringt sie auch endlich ein, so bleibt der Gebirgsbewohner doch immer um einige Schritte zurück.

Wie er im Charakter mehr Kraft als Anmuth zeigt, so verfolgt er auch in seiner Industrie mehr das Nützliche wie das Schöne. Die Kunst ist ihm fremd. Seine Gebäude sind groß und fest. Aber die Architektur hat nie im Gebirge geblüht. Malerei, Bildhauerkunst sind, wo sie sich finden, nur entlehnt. Selbst die Musik, die Sprache der Empfindung, die mehr als jede andere Kunst ein Eigenthum des gesammten Volkes ist, wird im kontinentalen Gebirge weniger verstanden, als bei irgend einem andern Volke auf einer gleichen Stufe der Kultur. In der Poesie haben sie, wie alle kriegerischen Völker, Erzählungen von den Thaten und Kämpfen ihrer Helden mit Menschen und Dämonen; sie haben, wie alle Völker, Gesänge der Liebe und der Trauer. Aber selten besitzen sie, obgleich in der großartigsten Umgebung lebend, den Sinn für die Schönheiten der Natur. Für sie ist nur die Ebene schön, die sich leicht durchwandern und besäen läßt. Der Berg erinnert nur an die Arbeit, die er verursacht. Das Gebirge nährt blos die kräftigen Eigenschaften des menschlichen Geistes, für die zartere Seite desselben ist es zu rauh und gewaltig.

3. Die Völker des oceanischen Gebirgslandes.

Weit schöner gestaltet sich das Leben der Völker im oceanischen Gebirge. Die Höhen sind niedriger, die Thäler theils mit Wasser bedeckt, theils durch die Arbeit des Meeres geebnet und erweitert und

mit dem nahen Meere verbunden. Um das Hauptland, das sich nach der Landseite hin in ein kontinentales Gebirgs- oder Hochland zu verlaufen pflegt, lagern sich, der Meeresküste entlang, Inseln und Halbinseln, und steil aus dem Meere aufsteigende und dessen Oberfläche streifende Riffe, als ein breiter, dem Unkundigen gefährlicher Gürtel. Zuweilen löset sich das ganze Land in eine Gruppe zahlreicher Inseln verschiedener Größe mit Klippen-Küsten auf, und bietet dem Eingeborenen in vielen und trefflichen Häfen und Landungsplätzen Schutz vor den Winden und Strömungen und zugleich vor dem Feinde dar, der ihm nicht leicht durch das Labyrinth der Felsen folgen kann. Das Meer liegt daher den Bewohnern des Gebirgslandes zur Benutzung offen, ohne den Vorzug zu verlieren, den es als Schutzwehr gegen feindliche Angriffe besitzt. Nur nach der Landseite hin behält der Boden den Charakter der Schwerzugänglichkeit für jede Art von Verkehr.

Die oceanischen Gebirgsvölker haben daher die Benutzung des Meeres vor den kontinentalen voraus, denen das Meer, selbst wenn es räumlich nahe liegt, immer fern bleibt. Mit dem Ackerbau und der Viehzucht aller Gebirgsvölker verbinden sie die Schifffahrt und den Fischfang. Sie gleichen in dieser Beziehung dem oceanischen Insulaner, nur daß sie einen noch weit mannigfaltiger gestalteten Boden bewohnen und in einem regeren Verkehr mit andren Völkern stehen.

Zwischen den Bewohnern der einzelnen in das Meer auslaufenden Thäler ist die Trennung nicht so scharf wie in dem kontinentalen Gebirge. Denn theils sind die Wege über die Höhen minder hoch; theils bietet das Meer selbst bequeme Verbindungswege dar. Obgleich sie daher der Natur des Gebirgslandes gemäß in der Mundart, den Sitten und gewöhnlich auch in der Verwaltung von einander unabhängig bleiben, und sehr oft in Krieg verwickelt sind: so ist doch diese Verschiedenheit weit kleiner als in den übrigen Gebirgsländern. Neben der Abweichung im Einzelnen sind sie sich ihrer Uebereinstimmung wohl bewußt. Sie fühlen sich daher dem Auslande gegenüber als ein Ganzes, und handeln oft, wo es die Erreichung eines großen Zieles gilt, mit gemeinsamer Kraft.

Bei dem ergiebigeren Boden und den Hilfsmitteln, die das Meer selbst darbietet, ist die Bevölkerung zahlreicher, und wenn sie gemeinschaftlich handelt, auch mächtiger als im Landgebirge. Sie vermag nicht nur sich selbst gegen überlegene Feinde zu behaupten, sondern kann auch auf das Ausland einen starken Einfluß üben.

Die oceanischen Gebirgsvölker als Seeräuber.

Dieser Einfluß beruht jedoch nicht auf den Produkten ihres Bodens, und der Schifffahrt an ihren Küsten. Das Meer bietet den kühnen Gebirgsbewohnern ein größeres Feld für ihre Thätigkeit dar.

Wie die kontinentalen Gebirgsvölker raubend in die fruchtbaren, von ihnen mit neidischem Auge betrachteten Tiefländer einfallen, so durchfahren die oceanischen das Meer mit ihren Schiffen, alles raubend, dessen sie sich bemächtigen können, und ziehen sich, wenn sie der Uebermacht weichen müssen, hinter ihre klippigen Küsten zurück. Alle oceanischen Gebirgsvölker waren in einer gewissen Periode ihrer Geschichte, einige sogar zu wiederholten Malen, gefürchtete Seeräuber. Anfangs, so lange ihre Macht noch gering ist, sind die Schiffe gewöhnlich zugleich auf Handel und Raub ausgerüstet; sie treiben nach den Umständen das eine oder das andere, und verschmähen es auch nicht, wenn sie sich zu offener Gewalt zu schwach fühlen, Menschen und Sachen durch List zu entführen und an anderen Küsten zu verkaufen. So werden uns schon in der Odyssee Phönicier und Griechen geschildert; so finden wir in späteren Zeiten mehrere zugleich Sklavenhandel und Seeraub treibende Schiffervölker an den klippigen Küsten von Kleinasien und Dalmatien; so waren die Normannen im Nordwesten von Europa; so sind die Malaien im Südosten von Asien noch heutigen Tages.

Aber sobald ihre Macht gestiegen ist, verachten diese Völker das Gewerbe des Kaufmanns. Sie tragen ihre kriegerische Flagge offen zur Schau, nehmen die Schiffe, die sich trotz ihrer furchtbaren Feinde auf das Meer wagen, weg, überfallen die Küsten und kehren mit Beute und Sklaven beladen, in ihre Heimat zurück.

Der Charakter dieser kühnen Seeräuber, die sich als die Herren des Meeres betrachten, alles, was sie auf ihm oder an seinen Ufern

finden, als ihr Eigenthum ansehen, ist nicht mit dem niedrigen Sinne der Flibustier, der Seeräuber unserer Tage, zu vergleichen, die von den Menschen geächtet, aus der Hefe aller Völker zusammen gesetzt sind. Jene Seeräuber waren die Blüthe ihres Volkes. Wer nach Ruhm und Einfluß strebte, der schloß sich einem jener Züge an, die unter der Führung der edelsten Kämpfer alljährlich die Häfen verließen und entweder mit Beute beladen zurückkehrten oder ihr Leben in dem Kampfe mit den Feinden oder den Wellen ruhmvoll opferten. Ihre Thaten wurden in Liedern besungen und die Gebliebenen in die Reihe der Heroen versetzt.

Sie sind jenen Reitervölkern, die wir oben geschildert haben, eben so überlegen wie alles, was zugleich dem Meere und dem Lande angehört, höher steht als das Kontinentale allein. Die Räuber zu Roß und zu Schiffe sind zwar beide kühn, beide gierig und schonungslos in der Hitze des Kampfes oder in der Rache. Aber der Landräuber wirft sich, wenn er statt der leichten Beute Widerstand findet, auf sein schnelles Roß und flieht von dannen; er ist feig, so lange es nicht die Vertheidigung des eigenen Lebens oder seine Freiheit gilt. Der Seeräuber ist es nie. Er kann nicht fliehen und will es nicht. Er ist mehr Krieger als Räuber; er liebt die Gefahr nicht minder wie die Beute, und ist daher ein weit furchtbarerer Feind als der Räuber zu Lande.

Indessen gereichen diese Züge, so ruhmvoll sie sein mögen, dem Gebirgslande selten zum Vortheile. Der Ertrag des Raubes wird bald vergeudet. Neue Züge werden unternommen; man dringt immer tiefer in das Innere der Länder ein und trotzt größeren Gefahren. Aber früher oder später ermannen sich die heimgesuchten Völker und weisen die Räuber blutig von ihren Küsten weg. Die edelsten Normannen fielen auf den Feldern von England und Frankreich. Und sogar da, wo sie siegten, und ihnen, wie in Italien und Frankreich, ganze Provinzen anheimfielen, gingen die Früchte des Sieges dem Vaterlande verloren. Die Sieger verbanden sich mit den Töchtern der Besiegten, nahmen bald die Sprache und die Sitten derselben an, und statt die Macht ihres Vaterlandes zu vermehren, brachten sie dem

eroberten Lande eine Schaar muthiger mit den Gefahren des Meeres vertrauter Kämpfer.

Wenn jedoch das Ziel dieser stürmischen Jugend, die unbesonnene Verschleuderung aller Kraft vorüber ist, dann beginnt für die oceanischen Gebirgsvölker eine neue Zeit. Sie entwickeln dann zuweilen eine geregelte, für die gesammte Weltgeschichte höchst wichtige Thätigkeit. Diese besteht erstlich in der Begründung eines höheren Geisteslebens in der Heimat; zweitens in der Verbreitung desselben über fremde Völker.

Die Geistesbildung der oceanischen Gebirgsvölker.

Die oceanischen Gebirgsländer bieten einen für die Entwickelung der Kunst und Wissenschaft sehr günstigen Boden dar. In ihnen verbinden sich die reichen Anschauungen, welche das Gebirge gewährt, mit denen des Meeres, und in dem Charakter der Bewohner ist die Festigkeit und Ausdauer der Gebirgsvölker mit der Kühnheit und Besonnenheit der Schiffer gepaart. Sie fassen zugleich schnell und sicher auf. Leicht angeregt, führen sie ihre Vorsätze mit Festigkeit aus, und ist bei ihnen, als Gebirgsbewohnern, die gemüthliche Seite der Seele auch in etwas geringerem Maße entwickelt als bei einigen anderen Völkern, so ist ihnen dieses doch in der Erkennung des Schönen und Wahren nicht hinderlich.

Tritt zu den Vorzügen, die allen oceanischen Gebirgsvölkern gemeinsam sind, noch ein mildes Klima, das die Bedürfnisse der Einwohner vermindert und eine Fülle und Mannigfaltigkeit von Erzeugnissen des Bodens hervorruft, wie sie weder der rauhe Norden, noch die oceanischen Inseln hervorbringen; tritt endlich noch ein lebendiger Verkehr mit den gebildeten Völkern der Strom- und Hochländer hinzu: so sind alle Umstände vereinigt, welche auf den Geist der Menschen belebend einwirken können.

Die Skandinavier und die Phönicier.

Nicht bei allen oceanischen Gebirgsvölkern waren alle diese Vorzüge vereinigt. Bei den Skandinaviern im hohen Norden war das Klima rauh, die Produkte des Bodens dürftig, und keine civilisirte Nation stand dem edlen Volke bei seinem Emporringen helfend zur

Seite. Aber dennoch zeichneten sie sich in mehreren Richtungen, sogar vor ihren nahen Verwandten, den Germanen in Deutschland, aus. Sie waren treffliche Ackerbauer und Seefahrer, bearbeiteten Metalle und Holz mit großem Geschick. Sie hatten, wie es scheint, ein geordnetes Staatsleben, eine künstlerisch ausgebildete Poesie und eine sehr entwickelte Götterlehre früher wie diese. Aber ihre ungünstige Weltstellung setzte ihrer Entwickelung früher Grenzen und manche Blüthe wurde im Keime erstickt.

Unter den semitischen Völkern waren die Phönicier auf ihrem schmalen Küstensaume eines der kleinsten. Ihre Sprache stimmte mit derjenigen der Israeliten nahe überein. Aber während diese in ihrem bergigen Lande blos mit Ackerbau und Viehzucht beschäftigt waren, und selbst auf die benachbarten Völker nur einen geringen und bald verschwindenden Einfluß übten, erhoben sich die Phönicier zu einer welthistorischen Bedeutung. Ihr Handel umfaßte alle Küstenländer des Arabischen, Persischen und Mittelländischen Meeres und erstreckte sich bis in das Atlantische Meer. Von den weit früher civilisirten Aegyptern und Babyloniern tauschten sie neben den Produkten des Bodens und Kunstfleißes auch geistige Güter ein, und nicht nur der Handel und die Industrie, sondern auch die Literatur und einige Zweige der Kunst waren bei ihnen in hoher Blüthe, und sie erwarben sich eine Macht, welche mit dem geringen Umfange ihres Heimatlandes in einem merkwürdigen Gegensatze stand.

Die alten Griechen.

Aber bei keinem Volke der Erde fanden sich alle Vorzüge der Weltstellung in so hohem Grade vereinigt wie bei den Griechen. Ihr Stamm war nicht edler als der anderer Völker. Ihnen nahe verwandte Stämme in dem Innern des Landes hatten keinen Antheil an der Blüthe des griechischen Lebens, sondern nur an seinem Verfalle und seiner Zerstörung. Ihre Sprache war ein Glied der indo-germanischen Sprachenfamilie, schön und bildsam im hohen Grade, aber doch minder reich gestaltet als das Indische und der alten Sprache der Deutschen an Bildungskraft nicht überlegen. Ihr Körper war gewandt, kräftig und oft auch schön, allein auch dieses nicht in höherem Maße als

der anderer südeuropäischer Völker und in geringerem als bei den ungemischten Germanen. In der Zeit, welche Homer schildert, war die Poesie die einzige Kunst, welche die Griechen besaßen. Ihre Bauwerke waren die aller unkultivirten Gebirgsvölker; ihre Industrie konnte nur das Einfachste hervorbringen; alle feineren Gewebe und Metallgeräthe wurden aus Aegypten und Phönicien eingeführt. Ihr Volksleben war von dem ähnlicher Völker nicht unterschieden; es wäre denn durch die sehr harte Sklaverei der in den blutigen Kriegen oder im Seeraube gefangenen Frauen und Kinder. Denn die Männer wurden getödtet oder gar den Göttern geopfert.

Aber nach einigen Jahrhunderten waren die Griechen zu einem Kulturvolke erwachsen, das alle Völker des Alterthums in der Ausbildung des Staatslebens, in der Poesie und vor allem in jedem Zweige der plastischen Kunst weit übertraf; dem selbst die ausgezeichnetsten Völker der neuern Zeit kaum ähnliches, nichts größeres an die Seite setzen können. Und dieses alles bei einem Volke, das jetzt, nachdem es durch die Dankbarkeit seiner späten Enkel und Schüler in der Kultur wieder ins Leben gerufen ist, seinem großen Vorfahren nur in dessen Mängeln gleicht, aber an Macht, so wie in allen Bestrebungen des Geistes, in der Kunst, in der Wissenschaft und in der Politik, nur eine höchst untergeordnete Stellung einnimmt.

Aber Griechenland vereinigte auch zur Zeit seines Emporblühens die schönsten Naturverhältnisse innerhalb des eigenen Landes mit der günstigsten Stellung zu anderen Völkern, welche die Zeit darbieten konnte. Die Gebirge im Norden, der einzigen Gegend, wo Griechenland mit dem Festlande zusammenhing, waren nur von wenigen Päßen durchbrochen und erlaubten selbst der Uebermacht der Perser nur langsam und unter großen Verlusten vorzudringen. Im Innern gab es überall Stellungen, die es dem Feinde unmöglich machten, die Reiterei, seine Hauptwaffe, mit Vortheil zu gebrauchen, und wie in der Schweiz und anderen Gebirgsländern erlagen die eindringenden Schaaren zuletzt der Tapferkeit und der Ortskenntniß der Eingeborenen. Auf der See war der Kampf der Feinde mit dem dort seit vielen Jahrhunderten einheimischen Volke weniger ungleich und noch leichter entschieden, und

nach einigen glücklichen Feldzügen sahen sich die Griechen von jeder Gefahr, die ihnen von dem Perserreiche drohen konnte, befreit.

Schon Jahrhunderte vor den Perserkriegen stand Griechenland in lebhaftem Verkehr mit den Aegyptern, Phöniciern, und anderen ihnen vorangeschrittenen Völkern, von denen es Industrie und Kunst, Göttersagen und Schrift und anfangs auch Kolonien empfing. Aber den mächtigen Priesterstand und den den Geist fesselnden Götterdienst übernahm es nicht. Es erhielt der überlegenen Kultur wie der überlegenen Macht gegenüber seine geistige Freiheit ungeschmälert, und als die Kräfte, welche gegen die eroberungssüchtigen Perser gerichtet waren, sich nach dem Kriege den Künsten des Friedens zuwendeten, waren die Schranken jener orientalischen Bildung bald überschritten. Die von dem Alterthume und dem Glauben geheiligten Formen, denen sich dort die Dichter und Künstler unterwerfen mußten, waren für das junge, aufstrebende Volk nicht vorhanden. Es verband mit der Technik, die es erlernt hatte, auch das feine Gefühl für das Schöne, das von der Natur zwar allen Völkern verliehen, aber von keinem in höherem Grade erweckt und gepflegt wurde als von oceanischen unter einem milden Himmel lebenden Völkern.

So konnte das griechische Volk die vielen edlen Keime, die theils sein eigener Boden hervorgebracht, theils fremde Völker ihm eingepflanzt hatten, ungefesselt entwickeln, und sich dadurch zum ersten Volke des Alterthums erheben; zu dem ersten der Welt, wäre es ihm möglich gewesen mit dem Schönen auch das Gute zu verbinden und zu dem Scheitelpunkte aller menschlichen Bildung, zu dem Bewußtsein der Humanität hinaufzusteigen. Aber diese Idee fehlte fast allen Völkern der alten Welt, und bei dem einzigen, das sie im Keime besaß, blieb dieser unentwickelt, weil die seiner Religion zu Grunde liegende Idee der Humanität alle übrigen ihm fehlenden Bedingungen der höheren Kultur nicht zu ersetzen vermochte.

So fremd aber auch den Griechen die wahre Humanität geblieben war, das Walten des Geistes in der Geschichte nöthigte sie, selbst unwillkürlich in seinem Dienste zu arbeiten; und kein Volk war darin thätiger als das griechische. Was sie in den kleinen Thälern ihres

Gebirges geschaffen hatten, das bereitete die Menschheit vor zur Aufnahme des höheren aus Asien kommenden Geistes. Sie erfüllten diesen Beruf sowohl durch ihre Literatur als durch ihre Kolonien und ihre Eroberungen. Die letzten gehören erst der späteren Zeit an, als die Griechen bereits entschieden in die Reihe der Kulturvölker getreten waren. Die Kolonien wurden jedoch zum Theile schon gegründet, als sie sich auf dem Uebergange aus der Stufe der Naturvölker befanden.

Die Völker des oceanischen Gebirges als Gründer von Kolonien.

Die Völker dieser Klasse standen auf sehr verschiedenen Stufen der Bildung; aber in der Art sie zu verbreiten, beobachteten sie sämmtlich dasselbe Verfahren. Sobald sie zahlreicher und mächtiger wurden, hörten die Raubzüge, einst eine ihrer vorzüglichsten Beschäftigungen, auf. Ihre Kräfte konnten jetzt nützlicher verwendet werden. Der stetige, friedliche Verkehr auf dem Meere brachte weit größere Vortheile als die gewaltsame Störung jedes Verkehrs, und aus den kühnen Seeräubern wurden friedliche, aber muthige Kaufleute, die ihre Schiffe nach allen ihnen zugänglichen Küsten führten und auch mit den rohesten Barbaren einen vortheilhaften Verkehr einzuleiten wußten. An allen diesen Orten blieben Einzelne zurück, welche der einheimischen Sprachen kundig, den Austausch der Güter übernahmen und den Fahrzeugen ihre Geschäfte an der Küste zu erleichtern und zu beschleunigen hatten.

In den Ländern höher gebildeter Völker gehen diese Ansiedelungen selten über den Umfang bloßer Handelsposten hinaus, obgleich sie auch hier zuweilen zahlreiche Gemeinden bilden. Aber bei den roheren Küstenvölkern oder an ganz unbewohnten Küsten verwandeln sich diese Posten entweder bald in Kolonien, oder diese werden gleich anfangs mit Absicht gegründet, indem das Interesse des Handels sich mit den Folgen der Uebervölkerung verbindet. Eine Anzahl von Familien wandert aus, sucht sich an einer für den Handel und den Landbau günstigen Stelle ein Stück Land, das die Eingeborenen, für welche der Boden keinen Werth hat, stets für ein kleines Geschenk einräumen, und gründet hier eine neue Stadt, in der die Sprache und die Sitte

des Mutterlandes nicht nur treu bewahrt, sondern auch durch den Einfluß der höheren Bildung auf die eingeborenen Stämme übertragen wird. So werden die Kolonien oft das Mittel, die geistige Nationalität eines kleinen Landes über große Räume zu verbreiten.

Der schmale Küstensaum von Phönicien, welcher mit den Produkten seines Bodens nur wenige tausend Menschen ernähren könnte, war schon im höchsten Alterthume im Stande, die damals noch von rohen Hirten und Pflanzern bewohnten Küsten von Africa, von Cyrene an bis an die Säulen des Herkules, die Küsten von Spanien und eine Menge Inseln im Mittelländischen Meere mit Kolonien zu besetzen, von denen einige wiederum Pflanzstädte gründeten und zuweilen, wie Karthago, das Mutterland selbst an Macht weit übertrafen. In allen diesen Städten blieb die Sprache, die Sitte und die Religion Phöniciens herrschend. Das ganze Land, welches punischen Kolonien unterworfen wurde, d. h. so weit der Einfluß der Küste reichte, wurde in den Bereich der phönicischen Bildung gezogen, die den Fall von Karthago viele Jahrhunderte überlebte, und auch dann noch nicht ganz verdrängt war, als lange nach dem Sturze der römischen Herrschaft die den Phöniciern verwandten Araber das Land in Besitz nahmen und ihre Religion verbreiteten.

Nicht minder bedeutend waren einige Jahrhunderte nach der Blüthezeit der syrischen Phönicier, die von einigen Theilen Griechenlands ausgesendeten Kolonien. Städte, deren Macht sich kaum über ihre nächste Umgebung erstreckte, wie Milet, Korinth und andere, waren, lange ehe Griechenland eine bedeutende politische Macht erworben hatte, im Stande, rund um das Schwarze Meer und an der Küste des Mittelländischen Meeres bis nach Gallien hin eine Menge von Kolonien zu gründen, die zum Theil eine hohe Blüthe erlangten. In allen diesen Orten wurde die griechische Bildung einheimisch. Sie hatten ihren Antheil an der Entwickelung der griechischen Kunst und Wissenschaft, und betrachteten sich als einen Theil von Griechenland.

Dasselbe erreichten, nur auf einer niedrigeren Stufe der Bildung mit gleich geringen Mitteln zwei südasiatische Völker die Malaien

und die Araber. Jene verbreiteten ihre Kolonien über den ganzen Südosten von Asien bis nach Neuguinea hin. Die Araber, die man sonst nur als Hirten zu beobachten pflegt, besitzen von den südlichen Küsten ihrer Halbinsel zwar dieselbe Abstammung und Sprache, wie die Hirten und Gebirgs-Bewohner, welche den Hauptheil der Bevölkerung bilden, haben aber eine sehr verschiedene Lebensweise erlangt. Sie sind seit den ältesten geschichtlichen Zeiten sehr geschickte Seefahrer, und haben auf den Küstenländern von Südasien und vornehmlich auf der africanischen Ostküste, von Abessinien an, das ihnen einen großen Theil seiner Bildung verdankt, bis nach Madagascar eine große Anzahl von Kolonien gegründet, und von diesen aus ihre Sprache und Religion nach dem Innern des Festlandes verbreitet.

So ausgedehnten Unternehmungen war die Zunahme der Bevölkerung in dem Mutterlande selbst nicht gewachsen. Alle bei der Gründung von Kolonien betheiligten Staaten Griechenlands oder Phöniciens zusammen genommen, hatten wahrscheinlich nicht die Bevölkerung eines der kleineren europäischen Königreiche. Aber sie besaßen in ihrem regen geistigen Leben ein treffliches Mittel, Fremde in den Kreis ihrer Nationalität zu ziehen. Ihre reichen Städte wurden der Sammelplatz der Völker umher, welche von der Macht der Bildung ergriffen, ihre eigene Volksthümlichkeit schnell verloren und den älteren Einwohnern gleich wurden. So konnten kleine phönicische und griechische Staaten stets neue Schaaren von Kolonisten aussenden, und statt sich zu erschöpfen, zu einer immer höhern Blüthe ansteigen. Diese Ein- und Auswanderungen unterdrückten sogar das bei den Gebirgsvölkern sonst sehr mächtige Gefühl für die Nationalität, soweit sich diese auf den Ort der Geburt bezieht. Aber der höheren Nationalität, welche in der Anhänglichkeit an geistige Besitzthümer, an Sprache, Sitte und Religion des Mutterlandes besteht, blieben die Pflanzstädte, ungeachtet der fremden Volkselemente, die sie aufnehmen mußten, so treu, daß die Einwohner von Karthago und Syrakus sich mit demselben Rechte Phönicier und Griechen nennen konnten, wie die von Tyrus und Korinth.

Diese nahe Verwandtschaft in der Bildung des Volksgeistes übt

jedoch nur einen geringen Einfluß auf die politischen Verhältnisse der Mutterstaaten und der Kolonien aus. Von dem Augenblicke ihrer Gründung an sind diese von jeder Abhängigkeit vom Mutterlande frei. Dieses hatte weder die Macht noch den Willen sie darin zu erhalten. Sehr oft war es die in innern Kämpfen unterliegende Partei, die sich durch eine freiwillige oder erzwungene Auswanderung der Macht ihrer Gegner entzog. Es blieb zwischen der Mutter- und der Tochterstadt blos die Pietät übrig, welche sich auf die Uebereinstimmung in den Sitten, auf die Abstammung und die Heiligthümer gründete, aber wo das Interesse widersprach, auch oft verletzt wurde.

Die Schicksale der oceanischen Gebirgsvölker.

Die oceanischen Gebirgsländer haben den Ruhm, eine Menge blühender Töchterstädte an bisher von Barbaren bevölkerten, oder ganz unbewohnten Küsten, gegründet zu haben. Aber die unmittelbare Macht der einzelnen Staaten, aus denen sie bestanden, ging über ihre kleinen, einen Gau des Gebirges selten überschreitenden Gebiete wenig hinaus. Selbst Athen hatte in der Höhe seiner Macht außer einigen Inseln wenig mehr als Attica und das Ehrenamt der Führung bei Kriegen, welches bald wieder verloren ging, und so reich und bevölkert auch einige ihrer Städte waren, so blieben sie doch machtlos im Vergleich mit gut bevölkerten Ländern. Sie konnten sich daher nur so lange in ihrer Unabhängigkeit erhalten, als sich noch keine größeren sich über ein ausgedehntes Land erstreckenden Staaten in ihrer Nähe erhoben hatten. Bei der raschen Entwickelung der oceanischen Gebirgsvölker dauerte es Jahrhunderte, ehe sie von den träger fortschreitenden Bewohnern der Höhen- oder Flachländer eingeholt wurden. Aber das Ziel war ihnen gesteckt. Die phönicischen Städte sanken, als sich am Euphrat ein mächtiges Reich erhob. Griechenland verlor erst einen großen Theil seiner Kolonien an die Lydier und Perser, und dann seine eigene Unabhängigkeit durch die Macht der zahlreichen, zwar stammverwandten, aber den Griechen im Charakter sehr ungleichen Völker in dem Höhenlande an seiner Nordgrenze, sobald diese durch die Griechen selbst zu einer höhern Civilisation gelangt waren.

Die Geistesbildung kann allerdings den Mangel an physischer Macht theilweise ersetzen. Aber sobald sie einmal ein zahlreiches Volk so weit durchdrungen hat, daß es als ein Ganzes handeln und die von einer höheren Kultur bereiteten Hilfsmittel benutzen kann: da ersetzt bald die Bildung der Führer den Mangel an Bildung im Volke; es macht sich der Druck der Masse geltend, und das edlere aber schwächere Volk muß von der kühn eroberten Höhe wieder herabsteigen.

D. Die Naturvölker des Höhenlandes.

Das Höhenland ist, wie das Gebirgsland, ein durch Gebirge oder Meere begrenztes Gebiet, wird aber von ihm durch die größere Ausdehnung aller seiner Theile in die Breite und die geringere in die Höhe wohl unterschieden. Seine Gauen sind größer, flacher und von den benachbarten durch Naturgrenzen mittlerer Art getrennt. Sie sind einander sehr ungleich, einige niedrig und dem Spiegel des Meeres benachbart, andere liegen hundert oder tausend Fuß höher, und sind im Klima, in dem Boden und den Produkten verschieden. Aber die Gauen des Höhenlandes umfassen nicht, wie die des Gebirgslandes, alle Kontraste innerhalb ihres eigenen Bezirkes, sondern bilden gewöhnlich ein jeder ein kleines Flachland oder auch Gebirgsland für sich.

Im Gebirgslande kommen die Grenzen zwischen den einzelnen Theilen denen gegen das Ausland an Schärfe gleich; auch der friedliche Verkehr wird beschränkt, und die Bewohner eines Gaues sind von den Nachbarn eben so getrennt und fühlen sich ihnen eben so fern wie denen eines anderen Landes. Im Höhenlande dagegen stehen die Einwohner aller Gauen in einer weit innigern Verbindung mit einander als mit dem Auslande, und bilden diesen gegenüber ein Ganzes, nicht blos, weil sie unter ähnlichen Naturverhältnissen leben und oftmals gleiche Interessen verfolgen, sondern auch weil sie alle mit einander in vielfacher Verbindung stehen.

Die inneren Grenzen bleiben jedoch immer stark genug, um den Einwohnern eines jeden Gaues, sogar den benachbarten gegenüber,

das Bewußtsein der Selbstständigkeit zu erregen und ihnen die Erhaltung desselben bei feindlichen Angriffen zu erleichtern. Die Bevölkerung eines Höhenlandes besteht daher in einer Anzahl kleiner Völker, deren Selbstständigkeit durch die sie trennenden Naturgrenzen, deren Einheit dem Auslande gegenüber durch den regen, zwischen den einzelnen Gebieten stattfindenden Verkehr bedingt wird.

Man wird daher bei den Völkern des Höhenlandes das Abschleifen aller Unterschiede niemals in dem Grade wahrnehmen, wie bei den Völkern des Flachlandes. Aber eben so wenig jene schroffe Trennung, die im Gebirge herrscht, und die verschiedensten Nationalitäten Jahrtausende lang ohne bemerkliche Wechselwirkung neben einander bestehen läßt. Der Zustand im Höhenlande hält zwischen jenen beiden Gegensätzen die Mitte. Die Völker verkehren mit einander im Kriege und im Frieden und wirken geistig und materiell auf einander ein, aber ohne darum ihren eigenthümlichen Charakter einzubüßen. Sie bilden beinahe, wie die modernen Staaten in Europa, ein System von Völkern, die ungeachtet aller Verschiedenheit in Sprache und Volksweise dennoch eine gemeinsame Kultur und eine gemeinsame Geschichte haben.

Viele Höhenländer stehen in ihrer physischen Bildung den Flach- oder Gebirgsländern so nahe, daß ihr Einfluß auf die Bevölkerung sich von der jener Länder wenig unterscheidet. Aber bei einigen stehen die beiden für das Höhenland charakteristischen Bedingungen, die Trennung nach Außen und die Halbsonderung im Innern, in einem so glücklichen Verhältnisse gegen einander, daß sich die Vorzüge, welche beide Abtheilungen für die Bildung der Völker haben, in ihnen vereinigen. Durch die Beschränkung auf einen Raum, den sie nicht ohne einige Anstrengungen und Gefahren überschreiten können, werden die Einwohner, wie die Gebirgsvölker, zu einer sorgfältigen Benutzung des Bodens, zu festen Ansiedelungen und zu einer organischen Gestaltung ihres Volkslebens genöthiget, die den unsteten Bewohnern des Flachlandes noch lange Zeit fremd bleiben würde. Dagegen haben sie mit den Völkern des Flachlandes die Vorzüge des Verkehrs ohne dessen Nachtheile gemein; denn die Grenzen zwischen den Gauen sind zwar

stark genug, um eine sehr wirksame Hilfe im Kriege zu gewähren, aber nicht hinreichend den friedlichen Verkehr zwischen den Nachbarn zu stören.

Die beiden Hauptformen der Höhenländer, die sich wie bei den Gebirgsländern als kontinentale und oceanische unterscheiden lassen, bringen jedoch verschiedene Wirkungen auf ihre Bewohner hervor.

1. Die Völker des kontinentalen Höhenlandes.

Die kontinentalen Höhenländer oder die Hochländer sind, wenn sie auch in der Nähe der Küste liegen, durch beschwerliche Pässe von dem Meere getrennt. Ihr Klima ist von dem der Küste sehr verschieden. Die Einwohner steigen daher nicht gern in die Tiefe hinab und vermeiden jede Beschäftigung auf dem Meere.

In den kälteren Zonen der Erde sind die Hochländer sehr rauh und werden erst spät durch Auswanderer aus benachbarten wärmeren Gegenden bevölkert. Eines der größten Hochländer der Erde, die Gobi im mittleren Asien wird sogar durch Kälte und Wassermangel beinahe zur Wüste und kann nur von wandernden Hirten bewohnt werden. Auch in der wärmeren Zone giebt es in allen Hochländern große, wasserleere und also unbewohnbare Wüsten. Aber die fruchtbaren Thäler dieser Hochländer gehören dafür zu den schönsten Ländern der Erde. Ihr Klima ist das eines ewigen Frühlings, mild und gleichförmig, die Luft ist trocken, heiter und gesund. Ihr Boden trägt die Früchte fast aller Zonen, in den kühleren Höhen die der gemäßigten, und in den geschützten Niederungen gedeihen fast alle Früchte der heißen Zone.

In der Nähe des Aequators, wo die Flachländer und die niedrigen Höhenländer ursprünglich bald Wüsten oder Steppen, bald mit undurchdringlichem Urwalde bedeckt sind, werden die Hochländer durch ihren mit Wald und Steppe, mit Höhe und Tiefe wechselnden Boden der Lieblings-Aufenthalt der Menschen. Sie sind von fleißigen und ansäßigen Völkern bewohnt, während das Flachland noch lange Zeit von barbarischen Horden durchzogen wird.

Die Geistesbildung der Völker im Hochlande.

In Nordamerica gab es nur ein Land, in welchem sich eine der ägyptischen ähnliche Kultur entwickelt hatte, und dieses war Mexico,

das Hochland, zu dem in der Nähe des nördlichen Wendekreises die ganz America durchziehende Bergkette der Andes erweitert und verflacht ist. Das Land war, als die Spanier es eroberten, in mehrere unabhängige, auf sehr verschiedene Weise verwaltete Staaten getheilt. Die Anzahl der Sprachen war nicht viel kleiner wie im Gebirgslande. Aber die Ausbildung der Kunst und Industrie war allen Völkern gemeinsam, und sie waren im Begriff auch politisch ein Ganzes zu werden, als die Spanier einschritten, jeden edleren Keim im Volksleben vernichteten, die höheren Klassen der Bevölkerung ausrotteten und den Ueberrest an ihre eigene Sprache und Religion zu gewöhnen suchten.

Auch in Südamerica, wo die unermeßlichen Flachländer ungeachtet ihres Reichthums an Produkten nur von den rohesten Jägern und Landbauern bewohnt waren, hatte sich die Bevölkerung der zwei verhältnißmäßig rauhen und unfruchtbaren Hochländer von Peru und Cundinamarca zu einer höheren Kultur gehoben. Nur hier fanden die Spanier ein geregeltes Volkswesen, eine beträchtliche Entwickelung der Industrie und der Kunst und nur hier gab es große Bauwerke, deren Ruinen noch jetzt von der Thatkraft und der Industrie der Ureinwohner zeugen.

In Africa, südlich von der großen Wüste, hat sich kein Volk der Kultur soweit genähert, wie jene americanischen Völker. Aber der fördernde Einfluß der Hochlandsform zeigt sich darin, daß die Völker sich um so mehr heben, je tiefer man aus den niedrigen Ebenen der Küste, in das hoch gelegene Land im Innern eindringt, und vielleicht würde sich auch hier noch eine eigenthümliche Kultur entwickeln, wenn nicht die Europäer diesem entlegenen Lande mit ihrer alles einheimische vernichtenden Kultur schon zu nahe getreten wären.

Die Schicksale dieser Völker.

In Asien beginnt die Geschichte für uns erst mit der vollendeten Bildung einiger Kulturstaaten, deren Hauptsitze fast ohne Ausnahme in den fruchtbaren Niederungen der Ströme lagen. Aber die ihrem Einflusse unterworfene Ländermasse war so ausgedehnt, daß es unmöglich ist zu entscheiden, ob es hier wie in America, die Hochländer von

Persien, Assyrien, China sind, wo die Kultur entstanden und dem Laufe der Ströme folgend in die Niederungen gelangt ist; oder ob sie sich in der Tiefe entwickelt hat, und von da nach den Hochländern an den Quellgebieten der Ströme hinaufgestiegen ist. Aber welche Richtung sie auch verfolgt haben mag, überall nehmen die Hochländer, wenn ihr Klima es erlaubt, an der Kultur der Flußländer Theil, während sich von den letzten eine große Anzahl noch jetzt auf einer verhältnißmäßig niedrigen Stufe befindet oder erst vor einigen Jahrhunderten durch indische und chinesische Kolonien aus einem Zustande erhoben ist, der dem der africanischen Völker nicht sehr überlegen war.

Die Hochländer besitzen durch ihren größeren Umfang und die größere Anzahl und Einigkeit ihrer Bevölkerung einen Einfluß auf das Ausland, von dem die Gebirgsvölker weit entfernt sind. Sie sind nicht blos in der Vertheidigung, sondern auch in dem Angriffe stark, und vermögen daher, was den Gebirgsvölkern niemals auf die Dauer gelungen ist, ihre Macht auch über die Tiefländer auszubreiten. Vornehmlich werden die armen, aber zahlreichen und kräftigen Hochlandsvölker von den reichen Landschaften an den Ufern der vom Hochlande herabsteigenden Ströme angezogen. Völker aus Assyrien und Persien ergossen sich zu wiederholten Malen erobernd über die Ufer des Euphrat und Tigris, und wenn ihre Nachkommen verweichlicht waren, so kamen immer neue Schaaren aus dem Vaterlande der Eroberer nach.

Die Mejicaner haben die Küsten beider Meere erobert. Die Lust nach Eroberung und Beute überwiegt zuweilen die Abneigung gegen das Meer. Aber Seefahrer sind die Bewohner des Hochlandes, z. B. die Perser, die Mejicaner und Peruaner, sogar auf dem Höhenpunkte ihrer Macht niemals geworden und daher ohne jene Eigenthümlichkeit des Charakters und der Bildung geblieben, welche die Befahrung des Meeres herbeizuführen pflegt.

2. Die Völker des oceanischen Höhenlandes.

Die Bewohner dieser Höhenländer sind von der Abneigung, welche diejenigen der kontinentalen Gebirgs- und Höhenländer gegen das Meer haben, gänzlich frei. Das Innere ihres Bodens ist gestaltet wie im Hochlande, aber durch die Arbeit der Gewässer, welche in

einer früheren Periode der Erdbildung diese Länder ganz oder theilweise bedeckt haben, sind die Unterschiede im Innern mehr ausgeglichen als im Hochlande. Nach Außen hin ist das Meer selbst die Grenze, das hie und da in Meerbusen eindringt und mit seiner feuchten Luft das Klima mildert und den Boden befruchtet, der in Verbindung mit den Produkten des Meeres selbst einer zahlreichen Bevölkerung Beschäftigung und Erwerb giebt.

Das oceanische Höhenland verhält sich zu dem kontinentalen beinahe wie das oceanische zu dem kontinentalen Gebirgslande; aber das Meer wirkt hier auf eine andere Weise ein. Die Küste ist weit einfacher gestaltet. Statt der zahlreichen Riffe und Inseln, in welche das Gebirge zersplittert ist, endigt sich das oceanische Höhenland in großen Massen, in Meerbusen und Vorgebirgen von mehr abgerundeter Form, aber mit steilem Gehänge und einem Reichthume der schönsten Häfen, welche diese Küsten zur Aufnahme großer Schiffe und eines ausgedehnten Verkehrs weit geeigneter machen wie die minder zugänglichen Klippenküsten der Gebirge. Die Küste liegt oft dem Fremden eben so offen vor wie dem Eingeborenen, und jene kleinliche Art der Kriegführung, wobei der Schiffer den vorüberfahrenden Kaufmann überfällt, und sich dann mit seinem Raube hinter seine Klippen zurückzieht, ist bei den Höhenländern nicht so leicht durchzuführen als bei den Gebirgsländern. Sie sind vielmehr, so lange ihre Bevölkerung schwach war, gewöhnlich selbst der Gegenstand von Raubzügen oder der Eroberung und Kolonisation anderer Seevölker geworden.

Auch treten sie später auf den Vordergrund der Geschichte. Die Bedingungen, welche die Völker der Hoch- und Gebirgsländer so früh in die Nothwendigkeit versetzen, sich feste Wohnsitze zu bilden, und das Volkswesen organisch zu gestalten, finden sich bei ihnen nicht in gleichem Maße vor. Aber sobald sich ein oceanisches Höhenvolk einmal aus der Kinderzeit der Völker erhoben hat, sei es durch eigene Kraft, oder durch den Einfluß anderer Völker, so steigt es schnell zu einer höheren Bedeutung auf. Die Bevölkerung hat alsdann in ihrer Anzahl und Seekunde hinlängliche Mittel erlangt, sich nicht nur gegen feindliche Angriffe zu schützen, sondern auch ihren Einfluß auf

eine kräftige Weise in fremde Länder zu tragen und dadurch bald die Macht der oceanischen Gebirgsländer weit zu überflügeln. Dieses bestätigt sich überall, wo Höhenländer mit anderen Küstenländern in Verkehr traten, namentlich auch bei den Küsten von Europa. Von diesen gehört ein großer Theil zu den oceanischen Höhenländern, z. B. die Hämus-Halbinsel, wo sie nicht Gebirgsland ist und ein Theil von Italien und Spanien. Doch hat Italien einen in Vergleich mit anderen südlichen Ländern in vieler Beziehung sehr unvortheilhaft gestalteten Boden. Spanien nähert sich dem Gebirgslande; in seinem Innern sind die Grenzen schroff, und dieses wird daher zu einem dem Meere und dem Küstengebiete fremden Hochlande. Nur in der Nähe des Meeres bleibt ein breiter Saum von Höhenland mit seinen Häfen und seiner seekundigen Bevölkerung; und dieser hat auch seine Aufgabe in so hohem Grade erfüllt, wie nur irgend ein Volk der Erde.

Diese besteht, ähnlich der der oceanischen Gebirgsvölker, in der Erhebung des Handels und der Industrie und der Ausbreitung der Kultur jeder Art auf entfernte Länder.

Die Seefahrten und Kolonien der oceanischen Höhenvölker.

Alle oceanischen Höhenvölker beginnen ihre Seefahrten mit dem Fischfange auf dem offnen Meere, der in ihnen den dieser Beschäftigung eigenthümlichen, festen und besonnenen Charakter entwickelt und ihnen die Erfahrungen verschafft, welche zu großen Unternehmungen auf dem Meere unentbehrlich sind. Zu dem Fischfang gesellt sich bald der Handel mit den benachbarten Küstenvölkern, und wenn kein mächtigeres Seevolk zu fürchten ist, oft auch noch das Raubwesen an fremden Handelsschiffen und Küsten. Anfangs wagen es die Fischer nicht, ihre Küsten aus dem Auge zu verlieren; aber bald lernen sie ihrer Kraft mehr vertrauen. Sie segeln keck ins offne Meer hinein, verfolgen hier die größten Seethiere, besuchen alle ihnen bekannten Küsten auf gradem Wege und gelangen auch allmälig an bisher unbekannte Länder. Hier entwickeln sie ein System von Ansiedelungen, welche die Kolonien der oceanischen Gebirgsvölker eben so sehr an Umfang übertreffen wie der Ocean ein verhältnißmäßig kleines Binnen-

meer, und die Macht eines gut bevölkerten Landes die einer Gruppe von Gebirgsthälern.

Die Kolonien der Gebirgsvölker sind gewöhnlich kleine befestigte Städte, die sich allmälig durch Heranziehen und Heranbilden der Eingeborenen vergrößern. Sie sind gleich von ihrer Gründung an politisch unabhängig von dem Mutterlande. Ihre Sprache, ihre Sitten sind die der entfernten Heimat, aber ihr Blut ist großentheils das der alten einheimischen Barbaren. Wenn eine Kolonie, wie einige phönicische und griechische, sich lange Zeit in Blüthe behauptet, so gelingt es ihr wohl den ganzen einheimischen Stamm in den Kreis der Nationalität des Mutterlandes zu ziehen; aber dieses ist selten. Gewöhnlicher ist es, daß die Eingeborenen allmälig selbst Bildung und Macht genug erlangen, um die Fremden entweder zu verdrängen oder sie mit sich zu verschmelzen. Oft unterliegen beide, die Fremden, wie die Einheimischen der Macht eines andern erobernden Volkes, das dann in kürzerer oder längerer Frist die im Volke noch nicht festgewurzelte Bildung, soweit sie der seinigen widerspricht, wiederum zerstört. So gingen die phönicischen Städte in Nordafrica, in Kleinasien und in Griechenland selbst, so die griechischen in Italien und an dem Schwarzen Meere unter, ohne dort punische oder griechisch gebildete Völker zurückzulassen.

Die Kolonien der seefahrenden Völker aus den Höhenländern von Europa besitzen dagegen schon bei ihrer Gründung einen ganz anderen Charakter. Sie sind dem Mutterlande, das sie wie eine entfernte, blos seinen Interessen dienende Provinz behandelt, streng unterworfen; sie werden aber dafür kräftig gegen jeden Feind geschützt und von den innern Kämpfen bewahrt, deren die Kolonien der oceanischen Gebirgsvölker, wie ihre Mutterstädte selbst, so lange unterworfen zu sein pflegen, als sie ihre Unabhängigkeit behaupten. Man hat sich gewöhnt, alle Besitzungen der Europäer in entfernten Ländern Kolonien zu nennen. Es sind aber zum Theil Eroberungen, bei denen sich die Europäer zwar schnell an die Stelle der einheimischen Fürsten gestellt haben, aber auf das Leben des Volkes einen nur langsam steigenden Einfluß ausüben. Sie werden vermuthlich wieder verdrängt werden,

sobald ihr Beruf erfüllt ist, d. h. sobald sie die Eingeborenen so weit herangebildet haben, daß diese ihr Volkswesen im Sinne der europäischen Kultur ohne fremde Hilfe leiten können. Dieses ist z. B. das Verhältniß der zahlreichen Bevölkerung von Ostindien zu ihren gegenwärtigen britischen Beherrschern.

Zum Theil sind die Eroberungen zugleich mit einer gänzlichen Umwälzung des Staats- und Volkslebens verbunden, wie die von Mejico und Peru durch die Spanier. Hier werden die Fremden, denen sich einige große einheimische Familien anschließen, zu den Herren des Landes; die Eingeborenen zu Knechten, die für jene arbeiten müssen. Die einheimische Volksbildung und Religion, welche den Unterworfenen einen Vereinigungspunkt gegen die Unterdrückung der Sieger darbieten würde, wird planmäßig vernichtet und durch die europäische ersetzt, die langsam in die Volksmasse eindringt, aber doch endlich die heterogenen Bestandtheile des Volkes zu einem gleichartigen, europäisch gebildeten Ganzen umgestaltet. Von dieser Umwandlung findet sich bei allen größern und gebildeteren Völkern der Erde von China bis nach Spanien hin eine Menge von Beispielen vor; aber die größten Meister in der Kunst, sie hervorzubringen, waren die alten Römer und die Araber seit der Gründung des Islam.

Die so umgewandelten Völker erwachsen entweder mit dem Mutterlande politisch zu einem Ganzen, oder sie trennen sich von ihm, sobald ihre Interessen sich kreuzen und sie die Macht gewonnen haben, ihre Unabhängigkeit zu erkämpfen; aber geistig bleibt das Volk dem neu erlangten Zustande treu und verläßt ihn nur unter großen Revolutionen, bei denen das alte, beinahe vernichtete Volkselement nur noch eine untergeordnete Rolle spielt.

Für diese beiden Arten von Eroberungen ist die Benennung einer Kolonie nicht geeignet. Wahre Kolonien sind nur Ansiedelungen in schwachen oder gar nicht bewohnten Ländern, wo nicht nur die Kultur, sondern auch die Menschen selbst großentheils aus dem fremden Boden stammen. Die ersten Ansiedler fanden hier nicht angebautes Land, dessen Besitzer sie blos zu verdrängen hatten, sondern einen noch jungfräulichen Boden, wo der Mensch nur der Jagd wegen

umherzog, oder hier und da ein Feld bestellte, welches bald wieder verlassen und dem Naturzustande zurückgegeben wurde. Hier hatten die Europäer nicht nur die Eingeborenen zu verjagen, sondern auch die Aufgabe, das Land dem geregelten Anbau zu gewinnen. Das erste war leicht; denn die Eingeborenen wurden bald besiegt und verdrängt, und die Schlauheit und Tapferkeit, mit der sie den eingedrungenen Fremden zu widerstehen suchten, beschleunigte nur ihren Fall. Aber der Anbau schritt langsamer vor. Die Menschen selbst mußten theils erzeugt, theils aus dem Mutterlande und dessen Nachbarländern herbeigeführt werden. Die neue Bevölkerung gehörte jedoch stets zu den civilisirtesten der Erde. Sie war überdies von den Fesseln frei, welche ihre Vermehrung im Mutterlande hemmten; sie nahm unter dem Schutze einer geordneten Verwaltung in raschen Verhältnissen an Stärke zu, und schneller als auf irgend einem anderen Theile der Erde waren die Urwälder gelichtet, die Ufer der Flüsse und die fruchtbaren Theile der Steppe angebaut, und auf dem eben noch jungfräulichen Boden ein Volk erstanden, das an Bildung und Macht seine Stellung in der ersten Reihe der Völker einnimmt.

Zu diesen Kolonien treten noch diejenigen, deren ursprüngliche Bevölkerung schon einen höhern Grad von Bildung erlangt hatte, einen geregelten Landbau und eine mannigfaltige Industrie besaß, aber dennoch bis auf schwache Ueberreste vertilgt und durch eine neue Bevölkerung ersetzt wurde. Von dieser Art von Kolonien, den traurigsten Zeichen der Barbarei christlicher Völker, haben die Spanier und Portugisen in America eine Menge von Beispielen gegeben. Aber auf dem mit Blut gedüngten Boden haben sich alle diese Kolonien nur langsam entwickelt, und die Barbarei, die ihre Gründung beschleunigte, hat ihren Fortschritt gehemmt.

Die Kolonien der alten Seevölker waren größtentheils Handels-Kolonien, die den zum Seehandel geeigneten Raum selten zu überschreiten pflegten. Die Neuern dagegen mit ihrer zahlreichen und überfließenden Bevölkerung gründeten außerdem viele Ackerbau-Kolonien, die von der Küste aus nach dem Innern vordrangen und keine andere Grenze hatten als Wüsten und Meere, Gebirge und einheimische Stämme, und selbst die Macht des auf die Fortschritte der

Kolonie eifersüchtigen Mutterlandes konnten diese nur ein wenig verzögern, niemals hemmen.

Als Vorbild eines Kolonien gründenden oceanischen Höhenlandes kann man England ansehen. Es ist für sie, was Griechenland für die Gebirgsländer war, aber mit ungleich größerer Macht. Denn der Einfluß, den in alten Zeiten kleine Landschaften besaßen, kam in der neuern Zeit, seitdem die Völker der großen Flachländer den Schauplatz betreten haben, nur ein großes, gut bevölkertes Land gewinnen und behaupten. Englands Industrie ist die größte, die es jemals gab; seine Kolonien umfassen statt eines Binnenmeeres die gesammte Erde. Länder, an Umfang dem Mutterlande gleich, werden binnen wenigen Jahrzehenden, aus menschenleeren Wäldern in Aecker und Weiden verwandelt; die ausgedehntesten Meere werden durchsucht, Gebirge und Moräste durchzogen, und die Bildung des Mutterlandes nach den fernsten Ländern verpflanzt. Wie die Griechen und Phönicier sich ein neues Griechenland und Phönicien schufen, so die Engländer und früher auch die Spanier ein neues England und neues Spanien. Wohin sie gelangen mögen, ihren Volkssinn, ihre Sitte behalten sie unumwandelt bei. Denn es ist das Eigenthümliche eines Volkes von gediegener Nationalität, daß es sich nur schwer zu andern Völkern herabläßt, dagegen mit großer Macht andere Völker, selbst von einer der seinigen gleichen Bildungsstufe, aber einem schwächeren Nationalgefühle, in den Kreis seiner Nationalität zu bannen weiß. So wurde es England möglich, die ungleichartigen Volks-Elemente neu gegründeter Kolonien binnen kurzer Zeit zu einem seiner Einheit bewußten Ganzen zu vereinigen, und stellt sich auch die mündig gewordene Kolonie dem Mutterlande feindlich gegenüber, so kann sie doch niemals die Aehnlichkeit mit ihrer edlen Mutter verleugnen.

Die Schicksale der ansäßigen Naturvölker.

Bei der Untersuchung der ansäßigen Naturvölker mußten wir zuweilen in das Gebiet der Kulturvölker hinübergreifen. Denn sie sind die einzigen, aus denen diese hervorgehen können, und eine ihrer wichtigsten Eigenschaften besteht grade in der Leichtigkeit, mit welcher dieser Uebergang bewerkstelligt werden kann.

Die ansäßigen Naturvölker können nicht, wie die wandernden, Jahrtausende lang in einem fast unveränderten Zustande verharren. Sie sind in einer beständigen, bald vor-, bald auch rückwärts schreitenden Bewegung begriffen. Bald sind sie geistige Nachbaren der Sammelvölker, die sie an Industrie und volksthümlichen Einrichtungen nur wenig übertreffen; bald stehen sie den Kulturvölkern so nahe, daß es nur einer geringeren Anregung bedarf, um sie über die Grenzlinie hinüberzuheben.

Der Hirt, der sein Vieh über die Steppen treibt, und es die Gräser abweiden läßt, welche die Natur gepflanzt hat, und ohne daß er sie unterstützte, wieder von Neuem hervorbringt, bleibt, der sich gleich bleibenden Natur gegenüber, Jahrtausende hindurch sich gleich. Aber das ansäßige Volk verändert die umgebende Natur und versetzt sich dadurch, ohne seinen Wohnort zu verlassen, allmälig auf einen andern Boden. Der Wald sinkt unter der Axt des Landbauers, mit dem Walde schwinden die Sümpfe, die von den Bäumen genährt waren; der bisher unzugängliche Boden wird wegsam, leicht zu durchschauen und leicht zu durchwandern. Die kleineren schwachen Stämme, bisher von Wald und Sumpf geschützt, verschwinden; die zahlreicheren gebildeteren machen sich zu den Herren, oft zu den einzigen Bewohnern des früher vom Urwald bedeckten Bodens. Künstlich erzeugte, oft in fremden Ländern einheimische Pflanzen nehmen die Stelle der wildwachsenden ein; die größeren wilden Thiere werden vertilgt, und es bleiben nur diejenigen übrig, deren Erhaltung die Menschen beabsichtigen. Aus der Natur, die der Mensch gefürchtet und bekämpft hat, schafft er sich eine neue, die ihm dient.

Doch wenn der ansäßige Mensch die Natur verändert, so verändert diese auch ihn. Giebt er ihr andere Pflanzen und Thiere, so gewöhnt sie ihn an Stätigkeit in der Wohnung und Arbeit; sie nöthigt die Völker zu Einrichtungen, welche das Eigenthum und die Früchte der Arbeit sichern; sie regt in ihnen eine Menge von Ideen an, die andern Völkern fern bleiben; sie ist die Urheberin ihrer Lebensweise, sie ist die Begründerin ihrer Geistesbildung, ihrer Geschichte.

Zweiter Abschnitt.

Die Physiologie der Naturvölker.

Wir haben bisher die einzelnen Völker wie Gegenstände der Naturgeschichte behandelt, indem wir sie nach ihren Bildungs-Momenten, das heißt, den Organen des Völkergeistes, zu charakterisiren suchten. Die Aufgabe der Physiologie der Völker ist es nun, diese Organe einzeln durch die Reihe der Völker zu verfolgen. Wir werden uns hierbei ebenfalls auf das beschränken, was für das Verständniß der Naturvölker nothwendig ist. Denn auf die übrigen Völker ausgedehnt, würde die Untersuchung in das weite Gebiet der Kulturgeschichte hinübergreifen, von welcher die Geschichte der einzelnen Künste und Wissenschaften und die der Industrie und Politik nur Abtheilungen sind.

Eine Geschichte der Kultur kann es bei Naturvölkern nicht geben; aber man findet bei ihnen schon die Anfänge aller Kulturzweige, und einzelnes ist bei den an der oberen Grenze der Reihe stehenden Völkern sogar zuweilen auf eine höhere Stufe gelangt, als bei einigen Kulturvölkern selbst; so wie es auch bei Thieren und Pflanzen vorkommt, daß einzelne Theile ihres Organismus eine Entwickelung erreicht haben, von welcher die übrigen noch weit entfernt sind. Zuweilen ist auch ein Kulturvolk zurückgesunken in die Reihe der Naturvölker, und hat einiges aus dem Kulturzustande in seine niedere Stellung mit hinübergenommen. Die Araber im Innern Africa's,

die spanischen Gaucho's in den Steppen von La Plata, welche an sich selbst keinen Anspruch auf den Rang eines Kulturvolkes machen können, haben Gebräuche und Vorurtheile, die niemals hätten entstehen können, wenn ihre Ahnen nicht einst einem Kulturvolke angehört hätten. Oft bleibt es zweifelhaft, ob einige auf eine höhere geistige Ausbildung führende Gebräuche Ueberlieferungen aus der Vergangenheit oder Uebergänge in eine bessere Zukunft, die Dämmerung des Abends oder die des anbrechenden Morgens sind.

Bei der Betrachtung der Bildungs-Momente der Völker darf keine Rücksicht auf die Geistesanlagen der Völker genommen werden. Denn unter welchen Umständen auch die Völker leben mögen, sie sind in der Denk- und Willenskraft einander vollkommen gleich; kaum daß die Erziehung durch die Natur und durch andere Völker einige mit den Ursachen selbst verschwindende Abweichungen in dem Empfindungsvermögen hervorbringen könnte. Wir haben also nicht die Kräfte der Seele selbst, sondern nur die Produkte ihrer Thätigkeit zu untersuchen.

Diese zeigen sich entweder in den persönlichen Eigenschaften der Menschen, die auch an dem Einzelnen wahrnehmbar sind, oder sie werden erst in dem Verkehre der Menschen und Völker mit einander sichtbar. Wir haben daher in diesem Abschnitte erstlich die persönlichen und zweitens die geselligen Zustände der Völker zu betrachten.

Die persönlichen Zustände der Naturvölker.

Wir können diese sehr mannigfaltigen persönlichen Zustände auf drei Abtheilungen zurückführen, die wir als Zustände im Gebiete

1. der Industrie,
2. der Sprache,
3. der Religion

bezeichnen wollen, obgleich diese Ausdrücke nicht ganz den gewöhnlich mit ihnen verbundenen Begriffen entsprechen mögen.

I. Die Industrie der Naturvölker.

Zur Industrie rechnen wir jede den Naturstoffen entnommene Vorrichtung, deren sich der Mensch zur Erreichung eines materiellen oder geistigen Zweckes bedient. Sie entsteht gleichzeitig mit dem Bedürfnisse, und geht daher, wie diese selbst, zunächst aus dem Streben nach Selbsterhaltung hervor. Aber mit der Befriedigung eines Bedürfnisses erwachen neue, die ihre Befriedigung suchen und wo möglich finden, und so schreitet auch die Industrie immer weiter vor.

1. Die Nahrungsmittel.

Das wichtigste aller Bedürfnisse und daher auch die Grundlage aller Industrie ist die Ernährung. Der Mensch benutzt zu diesem Zwecke alle dazu geeigneten Stoffe; aber er zieht stets diejenigen vor, welche ihm bei möglichst geringer Arbeit den größten Genuß verschaffen, also leicht zu sammelnde Pflanzen, leicht zu erlegende Thiere. Da diese Hülfsmittel jedoch bald erschöpft werden, so wird das Sammeln

der Pflanzen allmälig zum Anbau derselben, das Suchen der Thiere zur mühsamen Jagd, zur Fischerei oder zur Viehzucht, und wo die Volkszahl wächst, besteht der Erwerb fast ausschließlich aus der Zucht der Pflanzen oder der Thiere.

Die Land-bauenden Völker haben in der Regel auch Thiere gezähmt, die ihnen zuweilen einen so beträchtlichen Theil der Nahrung liefern, daß man zweifelhaft bleiben kann, ob man die Völker als ansäßige Hirten oder als Ackerbauer betrachten soll. Aber je zahlreicher das Volk, je fruchtbarer der Boden, desto mehr überwiegt der Pflanzenbau. In China, Indien und dem größten Theile von Europa tritt die Viehzucht ganz in den Hintergrund; man verwendet wohl die Milch der Thiere zu einigen Speisen, aber ihre Hauptbenutzung besteht in ihrer Hülfe bei der Feldarbeit.

Die Nahrungsstoffe werden also hauptsächlich aus dem Pflanzenreiche genommen, und zwar sind es bald Wurzeln, bald Früchte, bald selbst das Mark von Bäumen, am häufigsten die Körner von Getreide-Arten, von denen eine einzige oft mehr zur Ernährung eines Volkes beiträgt als alle übrigen, von ihm angebauten Pflanzen zusammengenommen.

In Europa, Asien und Nordafrica werden in allen Zeiten die bei uns üblichen Getreide-Arten, bald die eine, bald die andere, in größerer Ausdehnung angebaut. Indien, China und Japan hatten den Reiß, Mittel- und Süd-Africa den Teff und die Durrha, America den Mais. Der Verkehr der Völker hat allmälig diese und andere Fruchtarten in jedem zu ihrem Anbau geeignetem Lande einheimisch gemacht; aber stets bleiben eine oder zwei Arten entschieden vorwaltend.

Alle Völker besitzen die Kunst sich die Speisen künstlich zu bereiten und sogar an sich ungenießbare und schädliche Stoffe schmackhaft zu machen. Alle verstehen es, Feuer anzufachen. Im alten Griechenland, in Mejico, in Neuholland quirlte man zu diesem Behufe ein Stäbchen Holz in der Höhlung eines anderen; in anderen Ländern nahm man dazu ein paar Steine oder einen Stein und ein Stück Schwefelkies und wählte dazu immer die zweckmäßigsten Holzarten oder Steine aus. Auch bei den Kulturvölkern findet kein neuer Gegen-

stand der Industrie eine so schnelle Verbreitung im Volke, wie ein bequemeres Mittel Feuer anzumachen.

An dem Feuer wissen selbst die rohesten Völker ihr Fleisch zu braten, wobei freilich der Spieß nur ein Holzstück ist. Zuweilen wird ein Loch in die Erde gegraben, Steine und Holz hineingelegt, das Holz angezündet und das Fleisch und die Früchte zwischen den erhitzten Steinen gedämpft. Dieses Verfahren war besonders da üblich, wo es, wie auf den Inseln des großen Oceans, an einem zu Kesseln geeigneten Stoffe fehlte. Die Südamericaner, die alten Deutschen und andere Völker hatten große irdene Töpfe, in denen sie alle Speisen kochten, und wo es an Thone fehlte, that man das Wasser in Kessel von Stein, Holz oder Flechtwerk und brachte es durch vorher erhitzte Steine zum Sieden. Es giebt kein noch so armes Volk, welches nicht das Feuer geschickt zu benutzen wüßte.

Wie kein Volk in seiner Kleidung ohne Schmuck war, so war auch keines in seiner Nahrung ohne Luxus. Es gab fast überall einige salzige, reizende und narkotische Pflanzen, mit denen man die Speisen würzte. Alle Völker, blos diejenigen Jäger und Hirten ausgenommen, denen dazu alle Mittel fehlten, wußten auch schon geistige Getränke zu brauen. Die Hirten bereiteten sie aus der Milch ihrer Zuchtthiere, die Pflanzenbauer aus Getreide, aus Früchten und Wurzeln; sie benutzten sogar Giftpflanzen, Hanf, Mohn, Taback, theils zum Trinken, theils zum Rauchen, um sich den Reiz des Rausches zu verschaffen. Denn dem Rausche giebt sich der rohe Mensch um so leichter hin, je weniger er seine Begierde zu zügeln und an die Zukunft zu denken gewöhnt ist. Die Ackerbauer- und Jägerstämme in den Wäldern und Steppen America's sind dem Rausche nicht minder ergeben, wie die Neger an den Küsten von Africa, und schon die Römer versprachen sich in ihren Kämpfen mit den alten Deutschen mehr Erfolg von den geistigen Getränken als von ihren Waffen.

2. Die Kleidung.

Die Bekleidung ist ein minder allgemeines Bedürfniß als die Ernährung. Wo sie nicht zum Schutz gegen Kälte und Regen dient, ist sie erst die Folge einer gewissen Bildung, welche die Verhüllung

einiger Körpertheile verlangt. Aber in vielen Ländern der heißen Zone geht der Mann oft ganz nackt, und sogar in den kultivirtesten Theilen von Indien und China trägt die arbeitende Bevölkerung selten mehr als einen kleinen Gürtel um die Lenden. Auch die Frauen sind gewöhnlich nicht viel mehr bekleidet, und das nukahiwische Mädchen, das vor Fremden zu erscheinen hat, glaubt dem Anstande vollkommen zu genügen, wenn es einen Kranz von Blättern um seine Hüfte flicht. Die Kleidung gilt bei allen diesen Völkern mehr als Schmuck denn als Bedürfniß; und während bei uns und dem muhammedanischen Orient der Anstand bei dem Erscheinen vor Vornehmern eine vollständige Bekleidung gebietet, herrscht bei vielen Völkern in Indien und den Inseln im indisch-chinesischen Meere der Gebrauch, sich in Gegenwart eines Häuptlings bis an den Gürtel zu entblößen.

Bei den Völkern der kälteren Zonen ist die Kleidung vollständiger, kostbarer; aber sie ist im Ganzen kein Zeichen einer höheren Bildung, und was die Sitte betrifft, so könnten einige Beobachtungen auf die Vermuthung führen, daß die Sittlichkeit um so größer sei, je leichter die Bekleidung ist. Aber auch dieses ist der Fall nicht. Die Stellung der Geschlechter gegen einander beruht auf tieferen Gründen als auf Bekleidung und Putz.

Da, wo das Klima die Bekleidung nothwendig macht, besteht sie in Fellen, als den bequemsten und von der Natur selbst dargebotenen Gewändern. Auch fehlt es solchen Ländern niemals an den geeigneten Thieren. Die Jäger und Fischer benutzen dazu die größeren Land- oder Wasserthiere, die Hirten die Felle ihrer Zuchtthiere. Aber diese werden sogar bei den sehr armen Völkern von Neuholland und dem Feuerlande nicht so getragen, wie sie vom Thiere kommen, sondern stets auf eine immer zweckmäßige, oft sehr künstliche Weise zubereitet. Die Felle werden durch verschiedene Hülfsmittel gegerbt, geschmeidig gemacht, zugeschnitten und genäht. Ein gespaltener Darm oder eine Sehne vertritt die Stelle des Zwirnes, ein Knochen die Nähnadel, andere Knochen oder Muschelstücke die Messer und Scheeren. Die Felle werden von den Weibern mit dem Pelzwerke kleiner Thiere verbrämt, mit farbigen Fäden bunt vernäht, und so

wird eine oft zierliche Kleidung sogar von sehr rohen Völkern bereitet.

Aber eine der ersten Folgen des Verkehres mit einem civilisirterem Volke besteht in dem Verschwinden dieser Felle, welche von dem letzteren begierig gesucht und durch wollene oder baumwollene Zeuge von ähnlicher Form ersetzt werden. Lange ehe die europäischen Ansiedelungen das Gebiet eines nordamericanischen Stammes erreichen, werden die Felle schon gegen wollene Decken und europäische Geräthe ausgetauscht. Die ledernen Krosse der Hottentotten und Kaffern verschwinden, so wie ein Stamm europäische Stoffe kennen lernt, und auch bei den alten Deutschen war dieses das erste, was sie von der Kultur der Römer aufnahmen.

Wo Thiere fehlen, da werden Gras und Blätter, aber ebenfalls nur nach einer sorgfältigen Zubereitung, zur Bekleidung verwendet. Man flechtet sie zu Matten, die durch die Schönheit des Gewebes und der Zeichnung oft selbst in Europa für sehr zierlich gelten würden, und näht sie mit Federn, mit farbigen Fäden und ähnlichen Stoffen aus. Die meisten Länder der Erde besitzen faserige Pflanzenstoffe, Flachs, Hanf, Baumwolle, Kokosnußfasern und dergleichen. Die übrigen haben wenigstens einige Baumarten, deren Bast einer Bearbeitung fähig ist, so daß es keinem Volke an Mitteln fehlt, sich zu bekleiden, sobald das Klima oder die Sitte es gebietet.

Der Schmuck des Körpers.

Der Wunsch zu gefallen, setzt den Menschen fast nicht seltener in Thätigkeit, als der Wunsch zu leben. Sobald er daher für den Augenblick der Selbsterhaltung genügt und oft ehe er die des nächsten Tages gesichert hat, denkt er auch schon auf die Verschönerung seines Leibes.

Die Schmuckliebe zeigt sich an allen Gegenständen und für alle Sinne. Man begnügt sich nicht mit der einfach nährenden Kost; sie soll auch dem Gaumen gefallen. Man salbt die Haut und das Haar mit wohlriechenden Oelen. Aber der größte Theil des Schmuckes dient dem Auge, dem Organe, das durch seine Fähigkeit, viele Theile eines Gegenstandes gleichzeitig anzuschauen, am geeignetsten ist zur Erkennung des Schönen. Schon die Kleidung dient größtentheils zum Schmuck

und bietet der wechselnden Laune einen passenden Stoff dar. Außerdem bedecken sich alle Völker mit Putz, von der einfachsten Schnur, dem Darm oder der Sehne eines Thieres an, welche der roheste Wilde um den Hals, die Arme und Beine schlingt, bis zu den reichen Ringen und Kränzen höher stehender Völker. Man verwendet dazu fast alle möglichen Stoffe. Blätter und Blumen, Früchte und Federn, Knochen und Zähne, ja ganze Thiere, schön gefärbte Kolibri und Insekten, Korallen und Steine werden geschmackvoll an einander gereiht. Um die Arme und Beine legt man Ringe von Elfenbein, Horn, Metall, oft in so beträchtlicher Anzahl und Schwere, daß sie den Trägern, wenn man sie nicht für schön hielte, sehr beschwerlich fallen würden.

Viele Völker begnügen sich nicht mit den Theilen, welche der menschliche Körper in seiner natürlichen Gestalt zum Schmucke darzubieten scheint. Sie durchbohren, um Raum für ihn zu gewinnen, noch die knorpligen Theile des Körpers. Der Botokude im Süden, einige Eskimostämme im hohen Norden von America, mehrere Völker in Africa schneiden die Lippen ein, um eine Scheibe oder ein Stück Holz hineinzustecken. Andere durchlöchern die Oberlippen und Wangen an einer Menge von Stellen. Die Nase wird noch von den Indiern durchbohrt, und sogar in Europa ist in der Durchbohrung des Ohres, um einen Schmuck hineinzuhängen, noch ein Rest der alten barbarischen Sitten übrig geblieben.

Die Kariben in Südamerica legen Schnüre dicht um den Schenkel, um ihn in der Mitte recht dick zu machen. Die Cirkassierin, deren Taille man recht schlank erhalten will, wird von Kindheit an geschnürt, und dem kleinen chinesischen Mädchen wird der Fuß in einen engen Schuh gezwängt und verstümmelt, damit die Jungfrau den kleinen und dicken Fuß erhalte, der bei den Chinesen für eine Hauptzierde des weiblichen Geschlechtes gilt. Bei einigen Völkern in America drücken die Mütter ihren Kindern den Kopf platt, selbst die civilisirten Völker des alten Peru hatten diese Sitte. Aber nur der Freigeborene wurde so geschmückt, dem Unfreien wurde als ewiges Zeichen seines niederen Standes der Kopf in seiner natürlichen Gestalt gelassen.

Andere, und unter diesen selbst einige der gebildetsten Völker von Asien, färben oder schwärzen ihre Zähne; andere verschneiden das Bart- und Haupthaar zu künstlichen Formen oder reißen sich alles Haar am Körper aus. Es giebt sogar Völker, freilich meistens sehr arme, die keine Kleidung haben, welche sie schmücken könnte, die sich tiefe Einschnitte in den Rücken, ins Gesicht und in die Brust machen, und die stolz auf die zollhohen Narben sind, die zugleich das Attribut des erwachsenen Mannes und das Kennzeichen des Stammes sind.

Eine bei rohen Völkern sehr verbreitete Art sich zu putzen, besteht in dem Bemalen des Körpers, besonders des Gesichtes. Bei den Tupi-Stämmen in Brasilien ist es eine Lieblingsbeschäftigung der zärtlichen Mutter, ihre kleinen Kinder, die es noch nicht selbst thun können, sorgfältig mit blauer und rother Farbe zu bemalen, und es dann an sich selbst zu thun, wobei ein vorüberfließender Bach als Spiegel dient. Der Krieger, der in's Feld rückt, der Häuptling, der eine wichtige Rede anzuhören oder zu halten hat, der Gefangene, der zu Tode gemartert werden soll, jeder bemalt sich sorgfältig, und je nach der Handlung, zu der er sich vorbereitet, auf verschiedene Weise. Man bemalt natürlich blos die unbekleideten Theile des Körpers. Mit der Heranbildung des Volkes wird daher diese Art von Schmuck in engere Grenzen eingeschränkt, und sobald man Mittel besitzt, sie durch Kleidung oder künstlichen Schmuck zu ersetzen, bleibt von der alten, barbarischen Sitte gewöhnlich wenig mehr, als ein kleines Zeichen auf Stirn oder Wangen übrig.

Das noch jetzt im muhammedanischen Orient allgemein verbreitete Gelbfärben der Finger und Zehen wird bei uns durch das beständige Tragen der Handschuhe ersetzt. Die kleinen schwarzen Pflästerchen, mit denen man im vorigen Jahrhundert das Gesicht zu zieren suchte, sind für jetzt außer Gebrauch, und von der alten, bei den barbarischen Völkern weit verbreiteten Sitte des Bemalens ist den gebildeten Völkern in Asien und Europa nur die Anwendung der Schminke und einiger Zeichnungen am Auge geblieben, die jedoch mehr eine Nachahmung als eine Verschönerung der Natur sein sollen.

Bei einigen Völkern sind die Gebräuche der Narbenbildung und

des Bemalens auf eine sinnige Weise in dem Tätuiren des Körpers verbunden.

Man macht in den Körper unzählige kleine Einschnitte oder Stiche, und reibt, um das Mal unauslöschlich zu machen, einen ätzenden Farbestoff in die Wunde. Natürlich verwendet man auf diese unvergängliche Art des Zeichnens eine weit größere Sorgfalt als auf das vorübergehende Bemalen, und bei den meistens unbekleideten, aber sehr kunstsinnigen Völkern Oceaniens ist das Tätuiren zu einer Kunst erhoben, die nur wenige verstehen, und die dem anerkannten Künstler Ruhm und Reichthum bringt.

So wissen alle Völker sich zu schmücken, die einen durch Kleider, die andern durch bloßen Putz und andere durch mehr oder weniger unvergängliche Zeichen am Körper selbst. Viele dieser Schmuckweisen sind mit Mühe und Schmerzen und oft mit Gefahr verbunden; aber welches Volk scheut diese wohl, wenn der Mann dadurch seinen Muth und seinen Adel bezeichnen, die Frau ihrem Körper neue Reize verleihen kann?

3. Die Wohnung.

Die Kleidung ist vielen Ländern entbehrlich; die Wohnung ist es selten, und oft ist sie nächst der Nahrung das nothwendigste Bedürfniß. Ihre Erbauung ist daher ein ernstes, mit Umsicht betriebenes Geschäft, und die einmal als zweckmäßig erkannten Einrichtungen werden lange Zeit, selbst Jahrtausende hindurch, beibehalten, wenn sich die Lebensweise nicht verändert.

Es ist bekannt, wie die Thiere, bei denen sich keine Spur einer künstlichen Bekleidung findet, alle Vortheile der Oertlichkeit und des Materials zu benutzen wissen, um sich und ihren Jungen ein behagliches Lager zu bereiten. Auch unter den Völkern ist keines ohne künstliche Wohnung. Die einfachste Wohnung besteht in Höhlen. Diese sind in den Sand- und Kalkstein-Gebirgen sehr häufig, und oft geräumig genug, um ganze Familien und selbst zahlreiche Stämme mit ihrem Vieh und ihrer übrigen Habe zu beherbergen. Die Höhlen werden auch oft zur Wohnung benutzt und dazu erweitert und behaglicher eingerichtet. Für eine zahlreiche Bevölkerung reichen sie jedoch

niemals aus, und wo diese sich gebildet hat, und mit ihr eine höhere Kultur, da ziehen sich die Einwohner aus den Höhlen heraus, bauen sich Häuser und bedienen sich der Höhlen nur noch als Vorrathsräume, insbesondere aber als Leichen-Kammern, die sie mit der Zeit zuweilen zu großen Sälen und langen labyrinthischen Gängen erweitern. So war es und ist es noch zum Theil in Aegypten, Palästina, am südlichen Fuße des Himalaya, am Atlasgebirge in Africa und in mehreren Theilen von America. In den Zeiten der Noth werden diese Höhlen oft ihrem früheren Gebrauche zurückgegeben und dienen als Zufluchtsstätten der Völker und ihrer Habe. Besondere Höhlen bewohnende Troglodyten-Völker giebt es also nicht; sondern jedes Volk, das Höhlen in seinem Gebiete findet, benutzt sie zu Wohnungen oder anderen Zwecken. Da die Umgebung dieser Felsenhöhlen gewöhnlich unfruchtbar ist, so ist ihre Bevölkerung nirgends stark und selten bleibend. Aber es setzt schon einen höheren Grad von Industrie voraus, die Höhlen gar nicht als Wohnungen zu benutzen.

Wo es an Höhlen fehlt, da gräbt sich wohl die wandernde Familie eines armen Sammelvolkes ein Loch in die Erde oder kriecht in einen hohlen Baum und bringt darin die Nacht zusammengekauert auf einem Lager von Blättern und Reisig zu. Wo sie jedoch mehrere Tage verweilen wollen, da bauen sie Hütten, so bequem und geräumig als ihre Lebensweise verlangt, und ihre sehr geringen Hülfsmittel es erlauben.

Weit mehr Aufmerksamkeit als der arme Sammler kann der wohlhabendere, wandernde Hirt auf seine Wohnung wenden. Er darf sie aber nie so fest und schwer machen, daß sie nicht mit Leichtigkeit auf- und abgeschlagen und fortgeschafft werden könnte.

Die ansäßigen Völker haben diese Rücksicht nicht zu beobachten. Einmal errichtet soll das Haus Jahre lang dienen. Es wird daher gewöhnlich mit großer Sorgfalt gebaut. Die Kraft der Weiber, denen dieses Geschäft sonst obliegt, reicht zu der Arbeit nicht mehr hin, und der Mann hält es nicht mehr unter seiner Würde, selbst Hand anzulegen, um sein Haus so groß und dauerhaft zu machen, als die vorhandenen Materialien ihm gestatten.

In sehr warmen Ländern dient die Wohnung den Naturvölkern blos als Zufluchtsstätte bei Ungewittern, als Aufenthalt in den Stunden der Ruhe und als Vorrathskammer der Gegenstände von Werth. Alle Arbeiten, alle Zusammenkünfte werden im Freien vorgenommen. Die Wohnungen haben daher keinen größeren Umfang als ihr beschränkter Zweck erheischt.

Bei den Völkern, die wie einige ansäßige Kaffern- und Türken-Stämme, erst seit kurzer Zeit aus dem Hirtenleben zum Landbau übergegangen sind, hat die Hütte noch die Form und die Größe des Zeltes; aber sie besteht aus festerem Stoffe. Statt der Grasmatten, der Decken von Filz oder Fellen, werden Lehm, dünne Baumstämme und selbst Steine zum Bau genommen, wenn man sie in bequemer Form erlangen kann. Diese kleinen Hütten reichen nur für eine Familie hin. Jede Frau, wenn der Besitzer ihrer mehrere hat, jeder erwachsene Sohn hat seine besondere Hütte. Die Vorräthe von Getreide, Milch und Butter machen neue Hütten nothwendig, so daß die ganze Wohnung eines wohlhabenden Mannes aus einer Menge einzelner Hütten besteht, die gewöhnlich von einem Gehäge umgeben sind, einen gemeinsamen Hofraum haben und ein besonderes, bei Häuptlingen oft ansehnliches Dorf ausmachen. Wie im Lager wohnt auch in den festeren Ortschaften jede Unterabtheilung des Volkes beisammen; die Hüttengruppen der einzelnen Familien sind um die des Häuptlings geschaart und bilden eine Ortschaft für sich. In einer jeden dieser Ortschaften ist ein zu allen wichtigeren Verhandlungen bestimmter Marktplatz, der gewöhnlich auch als Viehhürde dient, und große, oft mehrere tausend Hütten enthaltende Städte sind blos ein Aggregat einzelner Dörfer oder Lager, welche des wechselseitigen Schutzes wegen neben einander gebaut sind.

Indessen haben diese Wohnungen manches unbequeme. Die Familien sind getrennt, die Vorräthe in mehreren Hütten zerstreut, und die Einrichtung der Häusergruppe kostet weit mehr Arbeit und Material als der Bau eines größeren Hauses. Dieses haben alle Völker, besonders die der kälteren Zone, bei denen die Einrichtung der Winterwohnung ein sehr wichtiges Geschäft ist, wohl erkannt. Hier

behalten nur die auf dem Uebergange aus dem Nomadenthume befindlichen Völker die kleinen Hütten bei; alle übrigen, selbst wenn sie einen Theil des Jahres der Viehzucht oder der Jagd wegen umherstreifen und sich kleine Hütten bauen, bewohnen im Winter große, starke Häuser, welche nicht nur die Familie mit aller ihrer Habe, sondern oft mehrere Familien, funfzig und mehr Personen, bequem fassen können. Im Innern erhalten diese großen Häuser so viel Abtheilungen als Familien sind, eine jede mit ihrer besonderen Lagerstätte, ihrer Feuerstelle, und ihrem Vorrathsraume und in der Mitte einen großen freien Platz für die Spiele und Unterhaltungen der Einwohner und der Besuchenden. Die ganze Einrichtung ist zwar bequem, aber freilich in nördlichen Gegenden, namentlich bei Fischfang treibenden Völkern selten reinlich. Neben diesen Häusern findet sich gewöhnlich in jedem Dorfe ein großes Gemeindehaus, geschmückt mit den Trophäen der Jagd und des Krieges, und so fest und schön gebaut, wie das Volk es vermag. In diesem Hause wird alles aufbewahrt, was dem Stamme gehört, die Vorräthe, insofern sie Gemeindegut sind, die Bilder der Götter und die zum Gottesdienst dienenden Gegenstände. Hier versammelt sich der ganze Stamm zu den ernsten Geschäften, wie zu den Spielen und Gelagen; hier werden die Fremden empfangen und bewirthet; und nicht selten diese Häuser zugleich die Wohnung des Häuptlings, ja zuweilen des ganzen Stammes, durch dessen vereinte Bemühung sie errichtet sind. Diese Gemeindehäuser dienen auch bei feindlichen Angriffen als Zufluchtsörter für die Weiber, Kinder und Schätze; sie sind von allen Häusern am besten befestigt und werden am hartnäckigsten vertheidigt.

In der Bauart und den Verzierungen dieser großen Häuser zeigt sich allerdings gewöhnlich ein höherer Grad von Industrie und Kunst als bei den kleinen Hütten; indessen darf man aus dem Dasein derselben nicht auf eine höhere Kultur im Volks- und Familienleben schließen. Die ganz armen Sammelvölker, die Hirten und auch familienweise zerstreuten Waldbewohner können diese Häuser nicht errichten; aber sie bedürfen ihrer auch nicht. Andererseits erkennen höher gebildete Völker das Unangenehme, welches das Zusammenwohnen vieler

Familien in einem Raume hat, zu gut, um nicht wieder zu den einzelnen Familienhütten zurückzukehren. Die großen Häuser zeugen daher immer von einer ziemlich niedrigen Stufe der Entwickelung des Volkslebens.

Alle diese Wohnungen bestehen in nördlichen Gegenden, denen es nicht an Holz fehlt, aus über einander gelegten Holzstämmen, die Fugen mit Moos verstopft, den Blockhäusern der europäischen Hinterwäldler in Nordamerica ähnlich. An andern Orten sind Pfähle oder hohle Bambusstämme in den Boden gerammt, und die Zwischenräume bald mit Zweigen, bald mit Matten oder Tüchern verdeckt. Das Material und die Form sind je nach den Produkten des Bodens und der Sitte der Einwohner sehr verschieden. Man findet sogar oft die verschiedenartigsten Wohnungen, runde und viereckige, von Stein oder Holz, von Pfählen und Matten gebaute, in derselben Landschaft neben einander. Aber die größeren Wohnungen der Häuptlinge sind stets so zweckmäßig gebaut, daß kein Europäer, dem blos die Hilfsmittel des Landes zu Gebote stehen, sie besser bauen könnte.

Die Wohnungen, und besonders die Vorrathshäuser werden zum Schutze gegen Ueberschwemmungen und Raubthiere, wo diese zu fürchten sind, zuweilen auf Pfählen errichtet, und auf gekerbten oder knorrigen Baumstämmen erstiegen. Hin und wieder sieht man in solchen Gegenden einzelne Hütten oder kleine Dörfer wie Vogelnester zwischen den Zweigen eines großen Baumes schweben. Bei einer zahlreichen Bevölkerung sind diese Mittel theils überflüssig, theils ungenügend. Die Thiere wagen sich selten in stark bewohnte Ortschaften, oder werden leicht aus ihrer Nähe verjagt. Gegen Ueberschwemmungen legt man die Dörfer, wo es an natürlichen Anhöhen fehlt, auf künstlichen an, oder schützt sie durch lange und hohe Dämme auf eine mühevolle, aber wirksame Weise.

Die großen Bauwerke der Naturvölker.

Wichtiger und beschwerlicher als diese gegen Thiere oder Gewässer errichteten Wälle sind die Festungs-ähnlichen Bauwerke, welche die kleinere Anzahl in den Stand setzen sollen, sich eine Zeitlang gegen

einen überlegenen Feind zu behaupten. Bei diesen Anlagen hat es keinem der zahlreicheren Naturvölker an Erfahrung gefehlt, und alle waren mit den Vortheilen, welche die Vertheidiger aus Wall und Graben und aus Verhauen ziehen können, wohl bekannt. In flachen Gegenden werden oft Räume von dem Durchmesser einer Stunde und darüber durch Ringwälle und Gräben befestigt. In gebirgigen Gegenden sind die Befestigungen zwar weniger umfangreich, aber künstlicher, und die Hilfsmittel, welche die Unebenheit des Bodens darbietet, werden sogar von sehr uncivilisirten Völkern mit großem Scharfsinne benutzt. So wenig auch alle diese Schutzwerke gegen europäische Waffen vermögen, so sind sie doch gegen die Angriffe einheimischer Feinde so wirksam gewesen, daß viele Stämme ihnen allein die Erhaltung ihrer Selbstständigkeit zu verdanken haben.

In Nordamerica ist die Anzahl der großen Wälle, die theils nur in Ruinen vorhanden sind, theils aus einer jüngern Zeit stammen und wohl erhalten sind, sehr beträchtlich, und sie sind gewöhnlich so aufgeworfen, daß eine oder zwei Seiten des eingeschlossenen Raumes durch einen Strom gedeckt sind. Die Eskimo-Fischer an der americanischen Polar-Küste wissen bei ihren Kämpfen mit den benachbarten Jägervölkern nicht nur den Boden gut zu benutzen, sondern auch durch Anlegung von Schanzen zu verstärken. Vorzüglich künstlich angelegt sind diese Werke bei den Neuseeländern, einem sehr kriegerischen, in einem oceanischen Gebirgslande wohnenden Volke. Wie einst am Rheine und in einigen Höhenländern Asiens fast jede Anhöhe ihre Burg hatte, so hat fast jede Anhöhe in Neuseeland ihr durch Verhaue und Erd- oder Steinwälle geschütztes Dorf, das ein einheimischer Feind und selbst eine europäische Macht nur mit großem Verluste erstürmen kann. Auf den Tonga-Inseln haben die Eingeborenen, die in ruhigen Zeiten keine Befestigung bedurften, die Kunst, Verschanzungen aufzuwerfen, ohne Hilfe fremder Lehrer gelernt, sobald sie in den Bürgerkriegen, von denen sie in neueren Zeiten heimgesucht wurden, ihren Nutzen einsahen, und sie besaßen Scharfsinn genug, um sie sogar gegen die Flinten und die Kanonen, die sich ihre einheimischen Feinde verschafft hatten, wirksam zu machen.

Man hat in den Befestigungen, Gebäuden oder Grabdenkmälern, deren Ruinen sich in großer Menge in vielen, zum Theil sehr schwach bewohnten Theilen von Sibirien und Nordamerica finden, und oft mit einer sehr klugen Benutzung aller örtlichen Umstände angelegt waren, den Beweis für eine früher zahlreiche und civilisirte Bevölkerung zu sehen geglaubt. Aber diese würde nicht blos rohe Wälle oder Erdmauern errichtet haben, sondern Mauern aus künstlichen oder behauenen Steinen, und selbst diese setzen nur dann größere und geschicktere Arbeitskräfte voraus, wenn die Steine sehr schwer zu bearbeiten waren. Große Mauerwerke von weichem Steine findet man auf vielen Insel-Gruppen des Stillen Meeres, wo die Eingeborenen nur sehr unvollkommene Werkzeuge haben. Die sogenannten Cyklopischen Mauerwerke aus sehr großen, unbehauenen Steinen, die man im südlichen Europa und in Asien an vielen Orten findet, setzen zwar bedeutende Arbeitskräfte an Sklaven oder Hörigen voraus, aber keine größere Geschicklichkeit, als man bei vielen Naturvölkern findet. Sie sind vielmehr, weil sie eine große Verschwendung von Menschenkräften nothwendig machen, das Zeichen einer niedrigen Kultur, die zwar die Masse zu bewegen vermag, aber unfähig ist, der Masse zugleich eine kunstgemäße Form zu geben.

4. Die Geräthe der Naturvölker.

Die Werkzeuge, die Waffen und die übrigen Geräthe der Naturvölker sind einander und denen der Kulturvölker darin gleich, daß sie sämmtlich, je nach den Hilfsmitteln des Volkes, sehr zweckmäßig und oft sehr sinnreich gefertigt sind.

Am kleinsten ist daher der Unterschied in den Geräthen aus Holz oder Stein und Knochen und ähnlichen Stoffen, die fast jedes Volk besitzt und bearbeitet. Bei den Schnitzereien aus Holz und Horn, bei den Beuteln und Decken aus faserigen Stoffen, den Matten und Korbgeflechten, und sogar den Thongefäßen ist es oft unmöglich, einen andern Unterschied zwischen verschiedenen Völkern wahrzunehmen als den des Stoffes. Die Erzeugnisse dieser Industrie vieler sonst sehr roher Völker im Innern von Africa und Südamerica können in der Zierlichkeit, der Form und der Zeichnung zuweilen mit den altgrie-

chischen wetteifern. Die Trinkgeschirre aus Kokosnuß- oder Kürbisschale, und viele kleinere Geräthe, deren Verfertigung die Mußestunden der Männer ausfüllt, sind ebenfalls bei Völkern aus verschiedenen Welttheilen und sehr ungleichen Stufen der Kultur von oft ganz gleicher Gestalt.

Man darf hierbei eben so wenig an Uebertragung von einem Volke zum andern denken, wie bei den Handgriffen der Jäger und Fischer. Denn ein Volk, das ein nicht zu entferntes Ziel zu erreichen strebt, findet stets ein zweckmäßiges Mittel auf, und die Auswahl unter diesen ist nicht so groß, daß nicht oftmals verschiedene Völker ihre Aufgabe auf gleiche Weise lösen sollten.

Dieses gilt auch von einer der größten und wichtigsten Klasse von Geräthen, nämlich von den Waffen und den übrigen zum Schneiden oder Stechen dienenden Werkzeugen. Diese wurden, wo es möglich war, aus Kupfer oder Eisen gemacht, aber wo es an Metallen fehlte, war man genöthigt, sich unvollkommenerer Stoffe zu bedienen.

Bei den Kulturvölkern werden nicht nur die schneidenden Werkzeuge, sondern auch eine Menge von anderen Geräthen aus Metall gemacht, und man könnte die Ausdehnung in der Verwendung von Metallen beinahe als den Maßstab für die Industrie eines Volkes benutzen. Wir haben Schiffe und Häuser von Metall. Die Griechen und Römer konnten in älterer Zeit nur ihre Waffen und einige wichtige Werkzeuge aus dem bei ihnen kostbaren Stoffe verfertigen. Viele Naturvölker waren, als man sie kennen lernte, mit dem Gebrauche der Metalle gänzlich unbekannt, und wußten von einem ihnen geschenkten Nagel anfangs keinen anderen Gebrauch zu machen, als ihn zum Schmuck in das Haar oder die Ohren zu stecken. Aber diese Unwissenheit ging bald vorüber, und einmal im Besitz von Metall, lernten sie die große Ueberlegenheit der metallenen Werkzeuge über die von Knochen und Stein, deren sie sich bisher bedienen mußten, auch ohne Hilfe der Europäer vollkommen würdigen. Auf den Sandwichs-Inseln, wohin schon etwas Eisen aus gestrandeten Schiffen gelangt war, fand das Eisen der europäischen Entdecker gleich anfangs den erwünschtesten Markt. Auf den übrigen Inseln des

Stillen Meeres und allen anderen Ländern, wo es früher unbekannt war, wurde das Eisen bald die gesuchteste Waare, und so lange man den geringen Werth, den es in Europa hatte, nicht kannte, gab man Lebensmittel, Schmucksachen und Pelzwerk gern für ein paar Nägel hin. Man führte Kriege um den Besitz eines alten Ankers, und mehr als einmal wurde ein Schiff überfallen, die Mannschaft ermordet und der Rache der Europäer getrotzt, blos weil man sich des Eisens an den Schiffen bemächtigen wollte. Sobald sich ein Volk ein Metall verschaffen konnte, blieb es auch mit der Kunst seiner Bearbeitung nicht lange unbekannt, und in kurzer Zeit waren alle die sinnreichen, aber unvollkommenen Hilfsmittel, mit denen man die Metalle bei dem Baue der Schiffe und Häuser zu ersetzen suchte, durch die Anwendung der metallenen Werkzeuge verdrängt. Unstreitig hat diese Umwandlung in dem Stoffe und der Gestalt der Werkzeuge auch in früheren Zeiten stattgefunden, so oft ein mit den Metallen unbekanntes Volk mit einem Metalle besitzenden und damit Handel treibenden in Verbindung trat.

Die Stein-, Bronze- und Eisenzeiten.

Man findet dieses auch bei den Geräthen bestätigt, welche sich noch aus dem Naturzustande der gegenwärtigen Kulturvölker erhalten haben. Sie sind meistens in Gräbern gefunden worden, in welche jedes rohe Volk, dem Weibe seine vornehmsten häuslichen Geräthe, dem Manne seine Waffen, beiden ihren Schmuck beizulegen pflegte. Man unterscheidet dabei immer zwei scharf getrennte Perioden, die Zeit vor der Anwendung der Metalle und die Zeit ihrer Anwendung, und in vielen Ländern kann man die letzte noch in die Bronze- und in die Eisenzeit theilen.

In der vormetallischen Zeit gab es außer einigen kleinen als Schmuck dienenden Goldblättchen gar keine metallischen Geräthe. Alle Werkzeuge waren von Holz, Stein oder Knochen, die schneidenden von sehr hartem, zu Messern und Aexten geschliffenen Stein. Die in Europa gefundenen Geräthe dieser Art stimmen, wenn nicht im Stoffe, doch in der Gestalt vollständig mit denjenigen überein, welche in den alten japanischen, californischen und chile-

nischen Gräbern gefunden werden oder noch jetzt in Südamerica gemacht werden. Man sieht sehr oft die Eingeborenen der Pampa's von Laplata, welche sich aus Armuth, oder weil die Politik der spanischen Kreolen den Verkauf von Eisen verbietet, keine eisernen Geräthe anschaffen können, mit dem Abschleifen dieser Werkzeuge beschäftigt, die sie zwar so scharf wie Rasirmesser machen können, aber nur mit einem Aufwande von Zeit und Arbeit, die ein Steinmesser zu einem sehr kostbaren und dennoch leicht vergänglichen Werkzeug macht.

Die Bronze=Zeit ist nicht bei allen Völkern vorhanden; aber wo sich Kupfer findet, geht sie gewöhnlich der Eisen=Zeit voran. Die alte Bronze besteht aus Kupfer, das bald mit Zinn, bald mit Zink legirt ist, und dadurch eine dem Stahl wenig nachstehende Härte erlangt. In America gab es, als die Europäer landeten, kein anderes nutzbares Metall als Bronze. Die alten Mexicaner und Peruaner hatten außer dem Stein= nur noch Bronze=Messer. Bei der verhältnißmäßig leichten Bearbeitung der Kupfererze und dem häufigen Vorkommen des gediegenen Kupfers gab es kaum ein Land, das Kupfer enthielt, in welchem es nicht von den Einwohnern verarbeitet und als Tauschmittel benutzt wurde. Es giebt unter den rohesten Stämmen der Eskimo sehr geschickte Kupferschmiede.

Die Helden Homer's waren mit Bronze wohl versehen; aber das Eisen war damals so kostbar, daß man einen Sieger im Kampfspiele mit einer eisernen Kugel belohnen konnte. Der größte Theil der Geräthe, die man jetzt aus Eisen verfertigen würde, war von Bronze, die selbst in der Blüthezeit der Griechen nicht ganz vom Eisen verdrängt wurde. Sogar die Chinesen haben noch Messer von Kupfer.

Im Norden von Deutschland und in dem südlichen Theile von Skandinavien ist die Bronze=Zeit deutlich, sowohl von der vormetallischen als von der Eisen=Zeit verschieden. Aber im südlichen Deutschland scheint, wie in Polynesien und einigen Theilen von America, die Metall=Periode sogleich mit der Anwendung des Eisens begonnen zu haben. Cäsar fand bei den Deutschen noch wenig Metalle vor. Tacitus, wie es scheint, schon viel mehr, und zwar Eisen, das ihnen durch die Skandinavier oder vielleicht durch die Römer selbst zugeführt wer=

den mochte, und das sie dann nach ihrem Bedürfnisse umschmiedeten. So führen auch jetzt noch europäische Händler mehreren eingeborenen Völkern von Africa und America die Waffen zu, mit denen ihre eigenen Landsleute bekämpft werden sollen.

Das Eisen ist zwar weit schwerer zu gewinnen als das Kupfer, und es giebt einige Eisenerze, die erst in der neueren Zeit benutzt werden konnten. Aber wo die Förderung und die Bearbeitung der Eisenerze leichter ist, wurde sie früh erlernt. Man findet sehr geschickte Schmiede, nicht nur in dem alten Schweden und dem nördlichen Spanien, sondern auch bei den Negern in Senegambien und den Kaffern. Der große Nutzen des Eisens hat der Klasse der Eisenarbeiter bei allen diesen Völkern viele Vorrechte verschafft. Sie besitzen eine Art religiöser Weihe und werden zuweilen in den blutigsten Kriegen geschont. Im skandinavischen Norden galten die alten Schmiede als Heroen. Auch bei den Griechen wurde eine der vornehmsten Gottheiten, der Gott des Feuers, zum Gott der Schmiede, zum Schmiede selbst.

Mit dem Stoffe der Werkzeuge ändert sich auch ihre Form. Bei Aexten oder Schwertern von Metall würde die Form, welche bei hölzernen oder steinernen zweckmäßig ist, unpassend sein. Bei der Einführung des Metalls pflegte man zwar in neuentdeckten Ländern die alte Form eine Zeitlang beizubehalten, und so war es vermuthlich auch bei den alten Völkern; aber nach einiger Zeit folgt dem alten Stoffe auch die Form nach, und Alles nimmt eine zierlichere, der Biegsamkeit und Schwere des neuen Materials angemessene Gestalt an.

Die Waffen der Naturvölker.

Die größten Veränderungen haben durch die Verbreitung der Metalle die Waffen erfahren. Waffen hat, wie Kleidung, blos der Mensch. Die einzige Annäherung an eine Waffe bei Thieren ist, daß die Affen Steine oder harte Kokosnüsse nach ihren Verfolgern schleudern sollen; auf Stäbe stützen sie sich wohl, kämpfen aber damit nicht. Aber keinem Volke fehlen die Waffen, und die uralte Sitte, sie den Kriegern ins Grab beizulegen, hat uns mit der Bewaffnung längst untergegangener oder verwandelter Völker bekannt gemacht.

Die Gestalt der Waffen ist nicht sehr mannigfaltig. Schleudern mit Steinen, Bogen und Blasröhre mit zum Theile vergifteten Pfeilen, Keulen und Schwerter sind die gewöhnlichen Angriffswaffen, die in allen Welttheilen und zu allen Zeiten wiederkehren. Je kriegerischer ein Volk ist, desto mehr herrschen die Angriffs-Waffen für den nahen Kampf vor. Völker, die keine andere Waffe als Bogen und Pfeile haben, sind selten kriegerisch, und vergiftete Pfeile sind gewöhnlich das Zeichen eines hinterlistigen und feigen Volks-Charakters. Die tapferen nordamericanischen Jäger hatten gar keine Fernwaffe. Die Wald-Americaner in Brasilien dagegen haben mit Ausnahme des Wurfspießes, der auch in der Nähe angewendet werden kann, gar keine Nahewaffe. Auch der Kafferkrieger in Südafrica hat keine andere Waffe als den Speer zum Stoßen und Werfen, und bei einigen Stämmen noch die Streitaxt, aber weder Bogen noch Schleuder.

Die Schutzwaffen hängen natürlich von den Angriffswaffen ab. Wo blos Mann gegen Mann gekämpft ward, wie bei den Nordamericanern, da würden sie ganz ohne Nutzen gewesen sein. Sie sind immer der Bewegung hinderlich und schaden dadurch mehr als sie nützen. Die Neuholländer und die Kaffern besitzen Gewandtheit genug, um sich vor den Wurfspießen blos durch die Bewegung des Körpers oder durch Pariren mit der eigenen Waffe zu schützen. Aber gegen die Wolken von Pfeilen, welche bei anderen Völkern üblich sind, hilft weder Gewandtheit noch Körperstärke. Hier suchte man sich entweder durch pfeildichte Bekleidung oder durch einen großen Schild zu schützen. Die alten Mejikaner und Peruaner hatten pfeildichte baumwollene Röcke, welche sogar die Spanier von ihnen annahmen. Schutzwaffen für den Kopf sind nicht sehr verbreitet, jedoch gab es Helme von Holz mit Visir bei einigen sehr rohen Völkern der nordwestlichen Küste von America.

In keinem Punkte sind die Völker weniger hartnäckig und bereitwilliger das Beispiel ihrer Feinde nachzuahmen als in der Bewaffnung. Die Erfahrung spricht sich gar zu deutlich über die Vorzüge oder Nachtheile einer Bewaffnungsart aus, als daß die Vorliebe für das Gewohnte sich lange behaupten könnte. Wenn schon Eisen jedem mit

seiner Gewinnung unbekannten Volke sehr werthvoll erschien, so wurden die Feuer-Waffen der neueren Zeit zu einem Schatze, den man nicht zu theuer erkaufen konnte. Die alten Waffen und mit ihnen die alte Art der Kriegsführung verschwanden binnen wenigen Jahrzehnden bei allen neu entdeckten Völkern, die sich europäische Waffen in hinlänglicher Menge verschaffen konnten. Die Uebung, die sie früher in dem Gebrauche ihrer Wurfspieße oder Bogen besaßen, übertrugen sie bald auf den der Flinte, und die Söhne des Negers und Americaners, der mit Erstaunen zum erstenmale einen Mann zu Roß erblickte und vor dem Blitze und dem Donner eines Gewehrs erschrocken niederstürzte, sind oft ebenso gewandte und kühne Reiter und Gewehrschützen geworden, wie die Europäer selbst.

Ueberhaupt ist kein Volk so hartnäckig in seinen Gebräuchen, daß es sie behielte, blos weil sie alt sind. Es behält sie bei, weil es sie für besser hält als die Neuerungen. Man überzeuge die Menschen, daß das Neue ihren Bedürfnissen besser genüge, und man wird sie bald ebenso eifrig das Neue ergreifen sehen, als sie früher das Alte vertheidigten.

II. Die Sprache der Naturvölker.

Die Sprache ist das Werkzeug der Mittheilung der Gedanken und Empfindungen, die erste und wichtigste Erfindung des menschlichen Geistes. Sie ist es, welche die Bestrebungen und Anschauungen der Einzelnen zu einem Gesammtleben des Volkes vereinigt; durch sie allein wird der Fortschritt in der Entwickelung des Volksgeistes möglich. Denn auf der Bahn, welche der Geist der Menschheit zurückzulegen hat, vermag der Geist des einzelnen Menschen nur eine kurze Linie vorzuschreiten. Niemals würde sich seine Industrie und seine Wissenschaft weit von den Grenzen entfernt haben, welche die Thiere und Menschen von einander trennt, wenn er sich nicht in der Sprache ein Werkzeug geschaffen hätte, das ihn raschen Fluges durch die von anderen vor ihm zurückgelegten Räume führen und auf den Standpunkt heben konnte, von dem ausgehend er alle Kraft seines Geistes auf das Ersteigen neuer, noch unbetretener Höhen wenden konnte.

1. Der Ursprung der Sprache.

Von allen lebenden Sprachen sind zwar die Wurzeln in dem tiefsten Alterthume verborgen, und die ersten Stufen ihrer Entwickelung sind daher unserer Beobachtung unzugänglich. Aber dennoch gehört die Bildung einer Sprache, wenn man darunter blos das Werkzeug der Mittheilung der Gedanken begreift, zu den gewöhnlichsten Erscheinungen bei dem Verkehre der Menschen.

Sobald zwischen zwei Menschen das Bedürfniß zur Mittheilung entsteht, zwischen der Mutter und ihrem Kinde, zwischen Personen aus ganz verschiedenen Völkern, deren Sprachen kein Wort mit einander gemein haben, ja sogar zwischen Menschen, denen das Organ des Gehörs und der Stimme gänzlich fehlt, wird schnell eine für ihr Bedürfniß ausreichende Sprache gebildet. In diesem Sinne hat es also niemals Menschen ohne Sprache gegeben, und selbst ein plötzlich aus der Erde emporgestiegenes Menschenpaar würde sich in kurzer Zeit eine ihm genügende Sprache gebildet haben.

Von diesen unvollkommenen Geburten der Nothwendigkeit bis zu den ausgebildeten Sprachen, selbst des rohesten Volkes, ist eine weite, vermuthlich nur in Jahrtausenden auszufüllende Kluft. Aber bei der Ausbildung derselben hat der menschliche Geist gewiß keine anderen Gesetze beobachtet, als bei der Entstehung jener Sprachkeime selbst. Wir wollen versuchen, seiner Thätigkeit zu folgen.

Alle jene unvollkommenen Versuche, sich zu verständigen, gehen aus zwei von einander sehr verschiedenen Quellen hervor, nämlich entweder aus den Geberden und Lauten, welche das unwillkürliche Produkt einer Empfindung sind, oder aus denen, welche, um dem Auge oder dem Ohre das Bild eines Gegenstandes vorzuführen, willkürlich hervorgebracht werden.

Beide fließen sehr bald zusammen. Denn die willkürlichen Zeichen werden aus einem möglichst vollständigen Bilde bald zu einer bloßen Andeutung des Gegenstandes, welche aber hinreichend ist, um die Vorstellung desselben von neuem zu erwecken; z. B. von der ganzen Gestalt eines Thieres, die man etwa mit dem Finger in die Luft oder in den Boden zeichnen würde, bleibt ein leichter Umriß des Kopfes,

von der Nachahmung der Modulation einer Vogelstimme blos ein charakteristischer Laut. Andererseits werden die ursprünglich unwillkürlichen Zeichen späterhin absichtlich wiederholt, sobald man die Empfindungen, bei denen sie zu entstehen pflegen, der Anschauung anderer vorführen will; und diese sind gewöhnlich schon einfach genug, um keiner weiteren Abkürzung zu bedürfen.

Jede wirkliche Sprache, unter der man nur die absichtlich hervorgebrachten Zeichen begreifen kann, beruht daher auf der Nachahmung oder Abbildung theils der äußeren Natur, theils der willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen des menschlichen Körpers selbst.

Einem Fremden, der in einen Kreis taubstummer Knaben tritt, wird schnell eine Eigenschaft abgesehen und nachgeahmt und dadurch allen kenntlich gemacht. Einer der Lehrer in der Taubstummen-Anstalt zu Paris wurde von den Knaben, und zwar ganz ohne Ironie bezeichnet, indem sie das Haupt auf die rechte Schulter neigten; ein anderer, indem sie mit der Hand in das Haar fuhren; ein dritter, indem sie die Busennadel, die er zu tragen pflegte, durch die Bewegung eines Fingers nachahmten. Diese Zeichen wurden in der Unterhaltung der Zöglinge ganz wie Eigennamen gebraucht. Die Kuh bezeichnen sie durch zwei Bewegungen, von denen die erste die Hörner, die zweite das Melken andeutet. So lernen es die Taubstummen, sich auch ohne Hilfe eines Lehrers zu verständigen.

Menschen mit gesunden Sinnen können sich außer diesen, blos zum Auge sprechenden Mitteln, auch der Stimmwerkzeuge bedienen und so den Zweck der Verständigung auf eine vollkommnere und einer größeren Mannigfaltigkeit fähigen Weise erreichen.

Man kann daher bei der ursprünglichen Sprache drei Arten von Hilfsmitteln unterscheiden: die Laute, welche zum Ohre sprechen, die Geberden, welche zum Auge sprechen, und endlich die ebenfalls zum Auge sprechenden Bilder, zu denen es aber fremder Hilfsmittel bedarf, wenn z. B. das Bild eines Thieres in den Boden oder in Baumrinde gezeichnet werden soll. Die Anwendung dieser Mittel hat es der Mannschaft eines europäischen Schiffes zu allen Zeiten möglich gemacht, sich mit den Eingebornen einer neu entdeckten Küste

schon nach wenigen Tagen bei fast allen nothwendigen Gegenständen ihres Verkehres verständlich zu machen; und derselben Mittel hat man sich unstreitig auch in den ältesten Zeiten bei der Bildung der Sprache selbst bedient. Aber die Mannigfaltigkeit der Mittel, welche die ersten Schritte zur Bildung einer Sprache erleichtern, wird ihren Fortschritten hinderlich. Man sucht daher jetzt, und suchte gewiß auch früher, um verschiedenen Bedürfnissen zu genügen, jedes einzelne derselben so weit auszubilden, daß es schon für sich ausreichend war. Die Sprache der Laute, die nur zur Mittheilung an Anwesende dienen kann, aber für diese die zweckmäßigste ist, sondert sich allmälig von der Sprache der Bilder ab. Diese, welche es möglich macht, auch zu Abwesenden zu sprechen, hat bei Naturvölkern, die das Bedürfniß einer solchen Mittheilung in sehr geringem Maße haben, eine nur untergeordnete Bedeutung, wurde aber als Bilder- oder Schriftsprache zu einem sehr ausgebildeten Werkzeuge der Kulturvölker. Die Geberdensprache endlich, welche bei Menschen mit gesunden Sinnen weder dem Auge, noch dem Ohre soviel leistet, wie die beiden andern Sprachen, konnte nur unter besonderen Umständen, wie bei Taubstummen, eine höhere Wichtigkeit und Ausbildung erfahren und diente daher nur zur Ergänzung und Ausschmückung der Lautsprache.

Die Bildung der Lautsprache.

Zur Entwickelung dieser Sprache, die allen Anforderungen der Mittheilung an Anwesende genügen kann, besitzt der Mensch alle Bedingungen in seinem Organismus selbst. Anfangs ist sie noch aufs innigste mit der Geberdensprache verbunden. Aber je vollkommener die Sprache ihren Beruf erfüllt, desto mehr läutert sie sich von den blos zum Auge sprechenden Theilen und erlangt endlich eine Stufe, bei welcher die Geberden und Bilder ganz entbehrt werden können; so daß die Sprache, wenn sie auch diese Hilfsmittel nicht immer ganz verschmäht, doch im Wesentlichen eine blos hörbare, eine reine Lautsprache geworden ist.

Diese Selbstständigkeit hatte die Lautsprache schon bei allen Völkern erreicht, die man kennen gelernt hat. Denn die Geberden mit

denen alle uncivilisirten Völker und die niederen Stände der civilisirten ihre Rede zu begleiten pflegen, sind in der Regel nicht mehr absichtlich und zum Verständnisse nothwendig; sie bilden also nicht mehr einen Theil der Sprache.

Eine noch weitere Entwickelung der Lautsprache ist diejenige, in welcher sie nicht einmal aller Hilfsmittel der Stimme benützt, sondern ihren Zweck ohne alle Modulation und Betonung, also blos durch den Wechsel der Laute zu erreichen sucht. Allein diese Reife hat die Sprache erst bei einigen literarisch gebildeten Völkern erreicht, und die weitere Entwickelung ist in diesem Falle wohl nicht immer eine höhere gewesen.

Der Bildungsgang einer Sprache, ist ziemlich verwickelt und von äußeren Umständen abhängig. Denn die Bedürfnisse sind wechselnd, und mit der Entstehung eines neuen Bedürfnisses, dem die Sprache genügen muß, wird auch ihre Bildungskraft in Thätigkeit versetzt. Auch ist die Sprache kein organisches Wesen, wie die Pflanze und das Thier, in deren Keimen schon alle Bedingungen ihrer Entfaltung so vollständig enthalten sind, daß ihre Gestalt von den Umgebungen, in denen sie aufwächst, im Wesentlichen unabhängig ist. Die Lautsprache ist vielmehr ein Produkt der Kunst, welches der menschliche Geist nur durch die sorgfältigste Benutzung seiner körperlichen Werkzeuge, der Organe der Stimme und des Gehörs und dann auch nur nach einer Jahrhunderte lang fortgesetzten Arbeit hervorbringen konnte; dessen sich sogar der Einzelne, der es fertig gebildet vorfindet, nur nach Jahre langer Uebung mit Sicherheit bedienen kann.

Aber der Künstler kennt selten den Ursprung und die Theorie seiner Werkzeuge. Seinen Zweck ausschließlich vor Augen, künstelt er an ihnen, und übt an seinen Organen, bis beide so vollkommen mit einander harmoniren, daß er sich seiner Werkzeuge mit Erfolg bedienen kann, selbst ohne seiner Bewegungen bewußt zu sein. So ist es auch mit der Sprache. Ohne ihren inneren Bau zu kennen, verfolgt der Mensch bei ihrem Gebrauche nur seinen Zweck, nämlich die Mittheilung seiner Gedanken. Seine Organe sind die Stimme und das Gehör; das Werkzeug ist die Sprache selbst, die sich der Mensch, wie

alle Werkzeuge, erst erfinden mußte. Die Organe und die Sprache wirkten auf einander ein und schliffen einander ab, bis jene die Uebung und diese die Form erlangt hatte, welche dem Zwecke am besten entsprach.

Die Spaltung der Sprachen.

Wären die Organe aller Menschen einander vollkommen gleich; besäßen sie die Fähigkeit, die verschiedenen Laute sowohl hervorzubringen als wahrzunehmen in gleichem Grade: so wären auch vielleicht die bei den verschiedenen Völkern entstandenen Sprachen einander im Wesentlichen gleich und nur nach der Oertlichkeit, in der die Völker leben, etwas abgeändert. Aber die Menschen sind von dieser Uebereinstimmung weit entfernt. Nicht nur in dem Wuchse und in den Zügen des Gesichtes sind die Völker einander ungleich, sondern auch in dem Bau der Organe des Gehörs und der Stimme. Schon bei den Kindern ist die Fähigkeit alle Unterschiede der Laute richtig zu hören und nachzusprechen, ungeachtet der Biegsamkeit ihrer Organe, in sehr ungleichem Maße vorhanden. Noch mehr ist dies bei den Erwachsenen der Fall, die sich durch ihre Stimme fast mit derselben Leichtigkeit unterscheiden lassen wie durch ihre Gestalt. Man findet Völker, z. B. die Hottentotten, die sich unabhängig von den Lauten ihrer Sprache schon im Gesange durch den Klang und die Tonhöhe ihrer Stimme vor allen Nachbarn auszeichnen; und es ist eine der gewöhnlichsten Erscheinungen in dem Gebiete der Sprachen, daß gewisse Lautverbindungen, die bei dem einen Volke sehr beliebt sind, bei einem andern sehr hart erscheinen, oder gar nicht auszusprechen sind.

Diese angeborenen oder anerzogenen Unterschiede in den Organen beruhen zum Theile auf den Abweichungen in der Lebensweise und der Heimat der Völker. Die dünne, trockne Luft der Gebirge gewöhnt den Alpenhirten an rauhere, mehr aspirirte Laute. Der Fischer, der seine Stimme durch das Brausen der Brandung hörbar machen will, und seine Töne langsam und kräftig hervorstößt, wird den Wohlklang, den geschmeidigen Uebergang der Laute weniger fühlen als der Bewohner der Savanne oder des Waldes, der kein anderes Geräusch zu hören pflegt, als das Säuseln des Windes in den Blättern, der mit

leiser Stimme reden kann und dem keine Modulation der Stimme entgeht.

Der Wohlklang im Gehör, so wie der Wohllaut in der Stimme, haben also nicht nur von Volk zu Volke, sondern auch innerhalb desselben Volkes an verschiedenen Orten und Zeiten eine sehr verschiedene Bedeutung.

Es bilden sich daher fortwährend Dialekte, sogar bei den alten, den Kindern stets wohleingeübten Sprachen, sobald der Wohnort oder die Lebensweise irgend eine bedeutende Veränderung erfährt. Man sende eine Kolonie in ein entferntes Land, wo die Menschen weniger bequem wohnen, sich mit einfacherer Kost begnügen und mehr wandern müssen wie in ihrem Vaterlande: so wird sich die Sprache binnen wenig Generationen, wenn nicht die Literatur und der Verkehr mit dem Mutterlande vermittelnd eintreten, zu einem neuen Dialekte verändert haben.

Die Wirkungen, welche bei unseren nach allen Seiten hin ausgebildeten Sprachen gewissermaßen nur das Beiwerk treffen können, werden bei den ungebildetern Sprachen roher Völker tiefer in das Wesen eindringen, und selbst eine gänzliche Umgestaltung derselben herbeiführen.

Man denke sich in einer früheren Periode der Menschheit, in einem fruchtbaren Thale etwa am südlichen Fuße eines Hochlandes einen Stamm, der zu zahlreich für seinen Wohnsitz geworden, sich zu einer theilweisen Auswanderung genöthigt sieht. Der zurückbleibende Theil behalte seine frühere Lebensweise bei; er nähre sich von den Früchten der Bäume oder den mehlreichen Wurzeln einiger Kräuter, die ohne viele Mühe gesammelt und fortgepflanzt werden können.

Von den Auswanderern steigt ein Theil in die höhere Landschaft hinauf; ein anderer folge den Ufern des Flußes in das wärmere Tiefland. Jener findet in der kühleren Höhe die Früchte nicht mehr vor, von denen er sich in seinem früheren Wohnsitze ernährte; die mitgenommenen Samen schlagen nicht aus, und es bleibt keine andere Nahrung als einige einheimische Früchte und das Fleisch der erlegten Thiere. Er wird zu einem Jäger= oder Hirtenvolke.

Der andere Theil sieht sich ebenfalls in einem Lande, in dem seine heimatlichen Pflanzen nicht mehr gedeihen, in einem heißeren Klima, in der Mitte dichter, den Strom begleitender Waldungen und wird genöthiget, die Fische oder Schalthiere zu genießen, die er aus dem Strome oder am Meeresufer erlangen kann.

Die Sprache war, als die Auswanderung nothwendig wurde, nur nach den Bedürfnissen der Heimat gebildet. Die Anzahl der Gegenstände, die man zu bezeichnen hatte, war gering, und die geistigen Vorstellungen waren in dem engen Raume und bei der kleinen Anzahl der Bewohner so einfach und gleichförmig verbreitet, daß man, um verständlich zu werden, nur weniger sprachlicher Hilfsmittel bedurfte. Aber welche Fülle von bisher unbekannten Gegenständen drängt sich dem Auge in dem neu betretenen Lande auf? Ein jeder sieht etwas neues und will seinen Fund dem andern beschreiben; eine Menge von neuen Begriffen sucht das ihnen entsprechende Wort, welches die arme, für ganz andere Verhältnisse gebildete Sprache nicht geben kann. Aber die Sprache sucht diese Schwierigkeiten zu überwinden; sie arbeitet fort und fort, allmälig wird sie ihres Gegenstandes mächtiger, und nach einiger Zeit hat sie für jeden neuen Gegenstand das passende Wort, für jene neue Beziehung die entsprechende Ausdrucksweise gefunden.

In der neuen Umgebung hat auch das Gefühl, das in der Heimat für Wohlklang und Wohllaut herrschte, eine Umwandlung erlitten. Manches, was dort misfiel, hat hier den Misklang verloren, und umgekehrt. Die Laute ändern sich um, werden härter oder weicher, mehr oder weniger gehaucht und gelispelt; sie verbinden und sondern sich nach anderen Gesetzen als in der Sprache der Väter: so daß Nachzügler aus dem Mutterlande, die den Vorausgegangenen nach einigen Generationen folgen, einen in der Lebensweise wie in der Sprache sehr veränderten Stamm vorfinden werden.

Im Laufe der Jahrhunderte wiederholt sich die Spaltung. Die getrennten Theile wandern in entfernte Gegenden, wachsen dort zu neuen Völkern heran, und verlieren nach der Art der Naturvölker jede Erinnerung an ihren ursprünglichen Wohnsitz. Ihr Körper, ihre

Lebens- und Sinnesweise und auch die Sprache setzen sich mit der neuen Heimat in Einklang, und sie werden zu mehreren, sowohl von den Bewohnern jenes Thales, aus dem ihre Väter einst gezogen waren, als von einander, ganz verschiedenen Völkern.

Die Beständigkeit der Sprachen.

So haben die Sprachen von Völkern gleichen Stammes oft jeden Anschein von Aehnlichkeit verloren, wenn die Zeiten, in denen sie sich trennten, sehr entfernt, und die Umgebungen, in denen sie leben, sehr verschieden sind. Aber wo kein Wort mehr übereinstimmt, da entdeckt das tiefer blickende Auge des Sprachforschers die ursprüngliche Verwandtschaft, und vermag sogar die Stufe der Entwickelung zu bestimmen, auf welcher die Sprache sich befand, als der Stamm sich theilte und jeder Theil die Sprache auf seine eigene Weise auszubilden anfing.

Denn die Sprache der Laute besitzt eine Festigkeit, welche Völkerstürmen widersteht, denen alle anderen Werke der Völker, denen ihre Religion, ihre Sitten, ihre Lebensweise erliegen müssen. Zwar werden die Worte verändert, aber nur nach bestimmten, durch die ganze Sprache sich gleich bleibenden Gesetzen der Lautbildung. Es müssen neue Gegenstände benannt werden; aber der Stoff zu den Worten wird dem alten Wortvorrathe entnommen. Es sind neue geistige Verhältnisse zu bezeichnen; aber man bedient sich dazu der für die verwandten physischen Beziehungen vorhandenen Sprachmittel. Wortvorrath und Grammatik behalten, trotz aller Veränderungen, das Gepräge ihres Ursprunges deutlich bei; und die Sprachen von Völkern, deren Ahnen einst *einem* Stamme angehört haben, werden ihre Verwandtschaft auch nach Jahrtausenden nicht verleugnen.

Im äußersten Norden von Europa, an der Küste des Polarmeeres und in dem Binnenlande des nördlichen Skandinaviens hauset das Volk der *Lappländer*, ein armes, unwissendes, geknechtetes Volk, das niedrigste in der Reihe der europäischen Völker, klein und häßlich an Gestalt und schmutzig an Körper und Kleidung. Die *Magyaren* in Ungarn dagegen gehören zu den schönsten Menschen des Erdtheils, ein kühnes, die Freiheit liebendes, aufstrebendes Volk, der entschiedenste Gegensatz zu jenem Volke des Nordens. Beide sind durch weite

Länder und zahlreiche Völker slavischen, lettischen und germanischen Stammes von einander getrennt. Aber dennoch giebt die Verwandtschaft der Sprachen keinem Zweifel Raum, daß ungeachtet aller Verschiedenheit in der Bildung und Lebensweise ihre Vorfahren einst einem Volke angehört haben. Die geschichtliche Untersuchung über den Ursprung der Magyaren hat dieses Resultat vollständig bestätigt. Die Lappländer gehören entschieden zu den finnischen Völkern, welche den ganzen Raum von Skandinavien an durch das nördliche Rußland bis weit über den Ural hinaus bewohnen, welche zwar jetzt zum Theil die Sprache und die Sitten der herrschenden Russen angenommen haben, aber noch vor Kurzem eine der finnischen nahe verwandte Sprache und Körperbildung hatten. Aus einem Theile dieses Landes, das noch lange Zeit den Namen Groß-Ungarn führte, waren die Vorfahren der Magyaren in das heutige Ungarn eingewandert, hatten die Bewohner besiegt und sich mit ihnen vermischt. Ihre Nachkommen haben nun zwar dadurch eine den westlichen europäischen Völkern näher stehende Körperbildung erlangt; aber die Sprache ihrer Väter ist ihnen im Wesentlichen geblieben. So wenig vermögen die Naturverhältnisse die Verwandtschaft der Sprachen zu zerstören.

2. Die Wechselwirkung der Sprachen.

Indessen ist eine Verbindung zweier Völker zu einem Ganzen, auch wenn eine der beiden Sprachen den Sieg erlangt, selten ohne Einfluß auf die Sprache des neu entstandenen Volkes; und dieser zeigt sich bald blos in der Aufnahme vieler neuer Wörter, bald aber auch in der Umwandelung derselben in eine neue, zwar der früheren verwandte, aber doch immer verschiedene Sprache.

Diese Umwandelung beginnt, sobald zwei Völker verschiedener Zunge sich treffen, und ihr erstes Produkt ist gewöhnlich ein chaotisches Sprachgemenge, das ihnen eine Zeitlang als Werkzeug der Mittheilung dient. Eine solche Sprache bildet sich leicht in denjenigen Handelsstädten am Meere, wo Leute aus ganz entfernten, in keiner näheren Verbindung stehenden Völkern mit einander in Verkehr treten. Diese blos zu dem Verkehre zwischen Fremden dienende Sprache besteht zwar hauptsächlich aus der Sprache des vornehmsten der fremden Völker, ist

aber mit einer Menge, zum Theile bis zum Unkenntlichen verstümmelter Wörter aus allen dort zusammentreffenden Sprachen gemischt. Die Lingua franca, die in allen Seestädten der Türkei als Sprache des Verkehres dient, oder doch bis auf die neuere Zeit gedient hat, ist ein unorganisches Gemisch des Italienischen mit dem Arabischen und Türkischen. In der Handelssprache von Canton und den Handelsplätzen von Guinea herrscht gewöhnlich das Englische vor; aber dieses wird so ausgesprochen wie die Chinesen und die Neger es können, und ist wiederum mit einigen dem Organe der Engländer angepaßten Wörtern aus dem Chinesischen und den Negersprachen gemischt; und diese Aussprache behalten, um verstanden zu werden, sogar diejenigen bei, welche die richtige anwenden könnten, oder beide Sprachen verstehen.

Alle diese barbarischen Dialekte bleiben nur auf den Handelsverkehr mit den vorüberziehenden Fremden beschränkt, und treten auch hier gegen eine der beiden reinen Sprachen zurück, sobald es nicht mehr an Dolmetschern fehlt.

Eine bleibende Veränderung der Sprache tritt nur da ein, wo Menschen von ungleicher Sprache sich zu einem Volk zu vereinigen streben. In dem Sprachen-Kampfe, den das Bedürfniß einer gemeinsamen Sprache hervorruft, siegt bald eine der alten Sprachen, bald entsteht eine neue.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung hatten Holländer das ihnen gegenüber anfangs zahlreiche Volk der Hottentotten unterjocht und fast zu Sklaven herabgedrückt, so daß ein großer Theil der Hottentotten als Diener in den Häusern der holländischen Bauern lebte. Obgleich der Unterschied der Sprachen beider Völker so groß ist, wie er sich nur auf Erden findet, so haben doch die Kinder auf dem Lande, welchem Stamme sie auch angehören mögen, beide Sprachen gleich geläufig reden gelernt. Bei der großen Ueberlegenheit der Holländer und ihrer Sprache konnte jedoch ihr Sieg nicht zweifelhaft sein. Die Hottentotten der Kolonie haben zum größten Theile die Sprache ihrer Väter verlernt, und das Holländische, das zur allgemeinen Landessprache geworden ist, hat keine andere Veränderung erlitten als daß es zur

Bezeichnung örtlicher Gegenstände, für welche es früher keine Ausdrücke hatte, eine Anzahl hottentottischer Wörter aufgenommen hat.

Denselben Erfolg, nur unter etwas abweichenden Umständen, hatte die Verbindung von Europäern und Negern in Westindien. Diese stammten zwar sämmtlich aus Africa; aber ihre Sprachen waren einander zuweilen eben so ungleich, wie den europäischen. Die Sprache, in der die Negersklaven mit einander und mit den Herren verkehren lernten, war daher im Wesentlichen derjenigen ihrer Herren gleich, also spanisch, englisch oder französisch, aber stets den Organen der eingeführten Neger angepaßt, also ziemlich entstellt und mit vielen africanischen Wörtern gemischt. Diese Sklavensprache erhielt sich jedoch nur so lange als Neger aus Africa eingeführt wurden. Nach der Aufhebung des Sklavenhandels, als der überwiegend größere Theil der Neger von Jugend auf an die europäischen Laute gewöhnt wurde, haben die Neger die Sprache ihrer Herren angenommen und sprechen in den französischen Inseln das Französische, in den brittischen das Englische und in den spanischen das Spanische ganz so gut wie ein geborener Europäer auf einer gleichen Stufe der Bildung.

Hier war der Sieg der Sprache auf der Seite des politisch-herrschenden und gebildeteren Volkes, auch da, wo seine Anzahl weit kleiner war, als die der Unterjochten und beide sich großentheils ungemischt erhielten.

Wo die Bildung und die politische Gewalt keinen beträchtlichen Unterschied machen, da entscheidet die Anzahl. In Nordamerica wohnen Millionen von Menschen deutscher Abkunft. Sie stehen dem englisch redenden Theile der Bevölkerung weder in den politischen Rechten noch in der Bildung nach; aber dennoch sind nur wenig ihrer Muttersprache treu geblieben. Wo sie in der Minderzahl sind, ist ihre Sprache schon in der nächsten Generation untergegangen. Sie erhält sich aber auch in den Distrikten, wo die Deutschen den größten Theil der Bevölkerung ausmachen, nur wenige Jahrzehnde länger. Ihr Verfall beginnt mit der Einführung einer Menge englischer Wörter für Dinge, für welche zwar das deutsche Volk genügende Ausdrücke hat, oder leicht bilden könnte, aber nicht der wenig gebildete Bauer oder

Handwerker, der nach America zog. Die Anzahl dieser Wörter, die anfangs noch einen deutschen Klang und deutsche Beugungen erhalten, breitet sich auf Kosten der rein-deutschen Formen immer mehr aus. Der Gebildete wendet sich von dem rohen Sprachgemische zu der reinen, in den Gesetzbüchern und den Räumen der Staats-Verwaltung und des Großhandels herrschenden englischen Sprache, die jedermann schon seiner Beschäftigung wegen erlernen muß, und endlich bleiben selbst dem Landmanne von der Muttersprache seiner Großeltern nur wenige Ausdrücke übrig, die auch zuweilen in die Hauptsprache des Landes übergehen, wenn sie eine hier vorhandene Lücke ausfüllen, und die einzigen Spuren sind, welche der starke deutsche Bestandtheil des Volkes in der Sprache desselben zurückgelassen hat.

In der Sierra morena in Spanien zeugt die hohe Gestalt, das blonde Haar und die weiße Haut der Bewohner einiger Gemeinden, daß der Stamm der Deutschen, die hier vor etwa achtzig Jahren eingewandert sind, fast unvermischt geblieben ist; auch die Familiennamen sind noch ganz die deutschen. Aber die deutsche Sprache ist von der Landessprache, dem Spanischen, gänzlich verdrängt worden, und nur einige Greise haben noch eine geringe Kenntniß von ihr behalten.

Leichter noch als bei den eben angeführten Völkern ist die Verwandelung der Sprache bei den Mischraßen, die aus einer Verbindung zweier, zwar nicht an Stärke, aber an Bildung und politischem Ansehen ungleichen Volkstheile hervorgegangen sind. Hier nimmt die Sprache niemals, wie es bei dem Körperbau der Fall ist, eine den Mischungs-Verhältnissen entsprechende Stellung an; sondern der herrschende oder gebildetere Stamm hat dem ganzen Volke seine Sprache mitgetheilt. Die Mulatten in America reden die Sprache ihrer europäischen Väter. Die Grika am Vorgebirge der Guten Hoffnung, Mischlinge aus Hottentotten und Holländern, reden holländisch; die Einwohner mehrerer Länder im Osten von Africa, wo Araber sich mit den Eingeborenen gemischt haben, blos arabisch.

Merkwürdiger als in den angeführten Beispielen ist die Umwandelung, welche ein herrschendes Volk in der Sprache der Besiegten sogar da hervorgebracht hat, wo eine eigentliche Mischung fast gar

nicht stattfinden konnte. Die Sprache der herrschenden Griechen, Römer, Araber, wurde bei den von ihnen unterjochten Völkern bald die der höheren, dem Einfluße der Sieger stets am meisten ausgesetzten Stände; und allmälig wurde die Sprache der Gesetze, der Religion, der Literatur und der Vornehmen auch die Sprache des Volkes. So reden die Nachkommen vieler keltischen, iberischen und deutschen Stämme eine Abart des Lateinischen, die nicht viel weiter von der Sprache der alten Römer entfernt ist, wie die romanische Sprache im Gebiete des alten Latiums selbst. So haben Millionen von Mauren und Negern arabisch, von Slaven und Kelten deutsch oder englisch gelernt, und viele Völker America's haben sich schnell, bald an eine der bei ihnen von den Jesuiten eingeführten americanischen Sprachen, bald an das Spanische oder Portugisische gewöhnt und ihre Muttersprache gänzlich vergessen.

Ein solches Resultat setzt jedoch die Vereinigung vieler günstigen Umstände voraus. Das fremde Volk muß herrschen, muß den Einfluß seiner Sprache durch Religion und Gesetzgebung verstärken, und diese Einwirkung bis zur gänzlichen Einführung seiner Sprache fortsetzen können. Diese Bedingungen werden in der Regel nur dann erfüllt, wenn das erobernde und gebildete Volk auch noch eine eigene Heimat hat, aus der stets neue Einwanderer kommen und die Reinheit ihrer Sprache erhalten. Wo dieses der Fall nicht ist, nimmt die Sprache des besiegten Volkes zwar eine Menge neuer Wörter auf, aber ihr Hauptinhalt, obgleich geschmälert und in den Formen verarmt, bleibt im Wesentlichen unverändert.

Dieses war der Fall bei der englischen Sprache. Französisch redende Eroberer drangen in das Land der Angelsachsen, beraubten, mordeten die Eingeborenen, beherrschten den Ueberrest mit eiserner Strenge, machten ihre Mundart zu dem Organe ihrer Gesetze, zur Sprache aller derer, welche sich über das gemeine Volk erheben wollten. Aber die Anzahl der Einwanderer war beschränkt, und erhielt durch spätere Nachzügler keine beträchtliche Verstärkung mehr. Das unterdrückte, seinen Siegern an Bildung gleiche Volk machte seine Anzahl wieder geltend. Bald lernten die Nachkommen der normännisch-

französischen Eroberer die Volkssprache früher als die ihres Stammes, und schnell, wie ihre Ahnen das Normännische unter den Franzosen, vergaßen sie unter den Angelsachsen ihr Französisch.

Jetzt ist die Sprache des englischen Volkes entschieden angelsächsischer Abkunft. Grammatik, Partikeln, die überwiegende Mehrzahl der Wörter, die in dem Verkehre der Volksmasse, in dem Handel und den Gewerben gebraucht werden, ist germanisch. Aber für Alles, was sich auf verfeinerte, anfangs nur den höhern Ständen zugängliche Lebensgenüsse bezieht, hat das Englische die Benennung aus dem Französischen entlehnt; und da einmal so viele fremde Elemente in der Sprache waren, so war auch vielen andern, minder nothwendigen Wörtern die Aufnahme erleichtert. Für neue Begriffe, welche die Kultur ihm brachte, suchte der Engländer nicht mühsam germanische Worte zu bilden; er entnahm sie gleich fertig dem Französischen oder dem diesem verwandten Lateinischen, und der germanische Antheil der englischen Sprache hat zwar an der Entartung aller neueren Sprachen seinen vollen Antheil behalten, aber keinen an ihrer geistigen, durch die höhere Kultur herbeigeführten Entwickelung. Diese besitzt nun die englische Sprache; d. h. die Vereinigung des sächsischen mit dem französischen Elemente.

Aehnliche Erscheinungen wurden theils durch den Einfluß der Herrschaft und der höhern Kultur, theils durch die letzte allein hervorgebracht: z. B. von dem Arabischen in Persien und der osmannischen Türkei, von dem Persischen in Indien und von dem Chinesischen in allen Ländern, welche ihre Kultur aus China empfingen.

Diese vollständigen Umwandelungen einer Sprache bleiben jedoch im Ganzen selten, und werden stets von einer Umgestaltung des politischen, und oft auch des geselligen und religiösen Zustandes begleitet. Selbst Unterjochung durch Völker fremden Stammes, wenn diese nicht zugleich eine höhere Kultur besitzen, bringt keine Aenderung hervor. Die mongolischen Völker, welche China zu wiederholten Malen erobert haben, ließen die Sprache der Besiegten unberührt. Die Engländer, welche das Volksleben der Indier in vielen Punkten umgestaltet haben, sind, ungeachtet ihrer höhern Kultur, der Einfüh-

rung ihrer Sprache bis jetzt um keinen Schritt näher gerückt. Mit wenigen Ausnahmen behalten die Völker die Sprache ihrer Ahnen bei, nur abgeändert durch die Oertlichkeit, durch die neu erlangten Begriffe und die ebenfalls veränderten Ansprüche an Wohllaut und Wohlklang, aber ohne fremde Elemente von Bedeutung aufzunehmen.

5. Die Gruppirung der Sprachen.

Sieht man von den Mischsprachen, als einem späteren und minder edlen Erzeugnisse der Bildungskraft der Sprachen ab, so kann man diese nach dem Grade ihrer Verwandtschaft in Abstufungen bringen, von den gänzlich verschiedenen Sprachen an, bei denen man weder in den Wörtern selbst, noch in der Art, wie sie verbunden oder von einander abgeleitet werden, die geringste Aehnlichkeit findet, bis zu den Mundarten herab, deren Abweichungen nicht groß genug sind, um die Verständlichkeit aufzuheben. Wir wollen die beiden ersten Theilungsstufen Klasse und Familie benennen.

Unter den höchsten Abtheilungen, den Klassen, giebt es zwei, welche allein die Sprachen von vier Fünftheilen sämmtlicher Menschen umfassen. Die eine herrscht in China, Japan und dem größten Theile von Hinterindien, die andere, ihr im Westen benachbarte, umfaßt alle Länder von der Ganges-Mündung bis nach den Küsten des Atlantischen Meeres. In beiden Klassen giebt es hochgebildete, in vielen Arten von Wissenschaft und Kunst reich ausgestattete Sprachen, neben andern, die nur Völkern genügen, die sich wenig über die niedrigste Stufe der Kultur erhoben haben. Aber dennoch bildet jede dieser beiden Klassen ein Ganzes, und ihre Charaktere sind so scharf von einander gesondert, als es nur bei Sprachen möglich ist, indem alle übrigen, so weit man sie kennt, selbst wenn sie den rohesten Völkern angehören, ihre Stellung zwischen jenen beiden Klassen einnehmen

In der ostasiatischen Sprachklasse sind die Wörter mit wenigen Ausnahmen einsylbig. Alle Abänderungen eines Begriffes, alle Verhältnisse werden durch besondere Wörter ausgedrückt, die, ohne irgend eine Beugung zu erleiden, oder in andern Wörtern hervorzubringen, blos neben einander gestellt werden.

Gegen die Sprachen dieser Klassen, welche man die atomisti-

schen nennen könnte, bilden die Sprachen der andern Klasse den entschiedensten Gegensatz. Man könnte sie die dynamischen nennen. Sie stehen jenen nicht nach in der Fähigkeit, neue Begriffe und Verhältnisse durch Zusammenstellung mehrerer Worte zu bezeichnen; sie besitzen aber außerdem das Vermögen, ihre Stammwörter theils durch Umwandlung der Laute, theils durch Verbindung mit gewöhnlich unselbstständigen Sylben zu neuen Wörtern umzubilden, und dadurch den Anforderungen, welche an die Sprache gestellt werden, auf eine bequemere und vollständigere Weise zu genügen. Was der Chinese nur durch Anhäufung mehrer Wörter, und selbst dann nur mit Hilfe der Höhe oder Stärke des Tones, oder der Modulation erwirken kann, das bezeichnet der Grieche und der Deutsche in ihren weit bildsameren und reicheren Sprachen durch ein einziges Wort.

Für uns ist die zweite Klasse die wichtigste, weil zu ihr die Sprachen aller der Völker gehören, welche theils im Alterthum, theils in der neuern Zeit an derjenigen Kultur Theil genommen haben, deren Resultat die Bildung der christlich-europäischen Völker ist.

Von den Familien dieser großen Klasse sind zwei genauer untersucht, die indisch-germanische und die ägyptisch-semitische. Zu jenen gehören fast alle Sprachen im nördlichen Theile von Indien, in Iran und der Bucharei bis an die Küsten der drei Europa umgebenden Meere. Nur einige türkische und finnische Völker und einige andere, dem Erlöschen nahe, die auf verschiedenen Theilen dieses weiten Gebietes zerstreut sind, haben Sprachen aus anderen Familien. Zu derselben Familie gehörte wahrscheinlich auch die Sprache der alten Bewohner von Kleinasien und Assyrien. Das Armenische und die Sprachen des iberischen Stammes im Kaukasus sind entweder Glieder derselben, oder doch einer ihr nahe verwandten Familie. Jetzt ist diese Sprachfamilie mit der Herrschaft der Europäer auch in America und Neuholland verbreitet, und wird bei der schnellen Vermehrung einiger eine indo-germanische Sprache redenden Völker in einem Jahrhundert von der größeren Hälfte des Menschengeschlechts gesprochen werden.

Diese Familie zerfällt wiederum in mehrere Gruppen, die man

als Unterfamilien zusammenfassen kann. Die Gruppe der germanischen Sprachen besteht aus dem Schwedischen, Dänischen, Holländischen und Deutschen, die man als Schwestersprachen ansehen kann. Eine ähnliche Gruppe bilden die romanischen Sprachen in Frankreich und mehreren Ländern des südlichen Europa, sämmtlich Töchter des Lateinischen, das die einst hier herrschenden keltischen, iberischen und dacischen Sprachen verdrängt hat. Im westlichen und mittlern Theile von Europa waren die keltischen Sprachen, die jetzt nur noch in einigen Theilen der brittischen Inseln und in einem Winkel Frankreichs gesprochen werden, und überall dem Erlöschen nahe sind, eine sehr ausgedehnte Gruppe, und das Slavische breitet sich in mehreren Schwestersprachen über den ganzen Osten von Europa bis in das Innere des heutigen Griechenlands und über den Norden von Asien aus.

Alle lebenden Sprachen sind neueren Ursprungs. Keine der neueren Sprachen, deren Geschichte man kennt, vielleicht mit Ausnahme des Chinesischen und Arabischen, erreicht anderthalb Jahrtausende. Die meisten zählen kaum die Hälfte dieses Alters, und die Sprachen der vor 800—1000 Jahren lebenden Völker möchten wohl eben so selten ihren Enkeln zu unserer Zeit, wie ihren Ahnen vor 1600 bis 2000 Jahren verständlich sein.

Bei Schwestersprachen ist die Verschiedenheit immer so groß, daß die Völker, wie z. B. Schweden und Deutsche nur durch Dolmetscher verkehren können. Aber die Sprachen der Ahnen beider Völker vor 500—600 Jahren standen einander weit näher, und man kann nicht zweifeln, daß sie vor 12—1500 Jahren einander verständliche Mundarten redeten, so daß die dialektischen Abweichungen sich im Laufe der Jahrhunderte zu wesentlicher Sprachverschiedenheit gesteigert haben.

Noch verschiedener als jene beiden germanischen Sprachen sind das Deutsche und Italienische. Aber die Vorgänger dieser Sprachen, das Gothische und das Lateinische, besonders in dessen älteren Formen, haben so viel Verwandtschaft mit einander und dem Griechischen, daß man sie sämmtlich als Schwestersprachen ansehen darf, welche

eben so, wie die Schwestersprachen unserer Zeit, in einer im höhern Alterthume lebendigen Sprache ihre gemeinsame Wurzel haben.

Mit dieser alten, zwar verlorenen, aber in ihren Töchtern zu erkennenden Muttersprache hat wiederum das Sanskrit, die heilige Sprache der Inder, und das Zend, die Sprache der alten Perser, so viel übereinstimmendes, daß man geneigt war, die eine oder die andere dieser beiden Sprachen für die Mutter der europäischen zu halten. Aber wenn dieses auch nicht der Fall ist, so ist doch keinem Zweifel unterworfen, daß eine alte, aber schon sehr reich ausgebildete Sprache die gemeinsame Aeltermutter sämmtlicher indo-germanischen war.

Man könnte daher sämmtliche Sprachen dieser Familien wie in einem Stammbaume ordnen. An der Spitze würde jene alte Sprache stehen, die man als den Ahn der ganzen Familie ansehen müßte, und auf diese folgten in langer, vielfach gegliederter Reihe die übrigen Sprachen bis auf die noch lebenden Glieder der Familie herab. Einige dieser Sprachen sind, ohne einer anderen den Ursprung gegeben zu haben, gänzlich erloschen; andere haben dafür eine Menge von Nachkommen hinterlassen, die immer stärker auseinander gehen, je weiter sie sich verzweigen.

Auf eine ähnliche Weise können die Sprachen der zweiten großen Familie, der ägyptisch-semitischen, betrachtet werden. Unter diesen zeichnet sich das Aegyptische durch das Alter seiner Literatur aus; da wir von keiner andern Sprache der Erde so alte und so authentische Ueberreste besitzen, als die Hieroglyphen, welche in den Pyramiden und andern uralten Denkmälern der ägyptischen Kunst eingegraben sind; und das Hebräische durch seine zwar jüngere, aber immer noch sehr alte und für die Geschichte der Menschheit hochwichtige Literatur. Diesen Sprachen reihet sich das weit verbreitete Arabische an; und wenn auch der Stammbaum dieser Familie lange nicht so reiche Blüthen trägt, wie der indo-germanische, so folgen doch seine Verzweigungen demselben Gesetze.

Zwischen diesen beiden großen Familien zeigt sich auf den ersten Blick gar keine Aehnlichkeit. Aber die genauere Untersuchung weist

nicht nur in der Art der Wortbildung, sondern auch in dem Stoffe der Sprachen, in den Wurzelwörtern, eine so nahe Uebereinstimmung nach, daß man auch hier zwischen den Ahnen beider Völkerfamilien eine gewisse Verwandtschaft anerkennen muß. Aber sie ist nicht so nahe, als die Verwandtschaft der Sprachen zwischen Völkern einer Familie. Denn die Ahnen der letzten trennten sich, als die Sprache bereits einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht hatte: während die Ahnen der Völker, deren Sprachen wohl einer Klasse, aber verschiedenen Familien zugehören, wahrscheinlich schon in einem höheren Alterthume von einander getrennt wurden, als die Sprache zwar schon einen reichen Vorrath von Stammwörtern besaß, ihn aber noch wenig ausgebildet hatte. Diese Ausbildung unternahm dann ein jedes Volk für sich, und führte sie auf eine, seinen Bedürfnissen und Schicksalen entsprechende, von der des Brudervolkes verschiedene Weise aus.

Auf den Zusammenhang von Sprachen verschiedener Klassen hat sich zwar die Untersuchung bis jetzt nur sehr wenig gewendet; indessen ist die Aussicht vorhanden, auch hier die Spuren des Bandes zu entdecken, welches in der Urzeit alle Menschen umschlang.

Die Vertheilung der Sprachen nach den Völkern.

Die Sprachen sind sehr ungleichförmig vertheilt. An einigen Orten kann man auf einer geraden Linie von einigen hundert Meilen fortwandern, ohne mehr als eine Sprache zu finden; an anderen Orten trifft man auf einer jeden Tagereise mehrere Völker, deren Sprachen so verschieden sind, daß sie sich nicht ohne Dolmetscher verständigen können. Einige Sprachen werden von hundert und mehr Millionen Menschen verstanden, andere nur von wenigen Familien.

Dieses hängt im Allgemeinen von der Bildungsstufe der Völker ab. Bei höher kultivirten Völkern sind die Sprachen weniger zahlreich. Denn diese breiten ihre Sprache weit über ihre ursprüngliche Grenze aus; sie verjagen oder vernichten nicht blos viele ihren Fortschritten hinderliche rohe Völker, sondern üben auch geistig einen kräftigen Einfluß auf die benachbarten, besonders die verwandten Stämme aus, die sie physisch erhalten, aber geistig vernichten, indem sie die

Sprachen derselben erst aus der öffentlichen Rede und der Poesie, und dann auch aus dem Verkehre der Familien selbst verdrängen. So verschwinden viele Dialekte, und viele andere, welche die Veränderungen in der Lebensweise und dem Boden bei einem sich selbst überlassenen Volke hätten erzeugen müssen, werden im Keime erstickt.

Auf deutschem Boden lernt der Fremde nur eine Hauptsprache kennen, die mit geringen, für ihn kaum wahrnehmbaren Abweichungen von den Alpen bis zu den Gestaden der Nord- und Ostsee gesprochen und verstanden wird. Wie viele Mundarten würde Deutschland haben, wenn eine jede, die einmal entstanden war, sich erhalten und in der Richtung, in welcher sie von den übrigen abwich, weiter fortgebildet hätte? Rußland, China bieten ähnliche Erscheinungen dar. In America, wo man noch vor wenigen Jahrzehenden Hunderte von Sprachen fand, kann man von der Mündung des Mackenzie bis zu der des Missisippi, und von dem Atlantischen bis zu dem Stillen Meere wandern, ohne eine andere Sprache als die englische zu hören, und von Californien bis zur Magellansstraße, keine andere als die spanische oder portugisische. Ueberall breiten die Sprachen der gebildeten Völker sich aus, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Sprachen weniger gebildeter Völker allein auf der Erde herrschen werden.

Bei rohen Völkern sind dagegen die Sprachen weit zahlreicher. Dort giebt kein Volksstamm leicht seine Mundart auf. Der geringe, in der Regel feindliche oder doch mistrauische Verkehr der Stämme übt keinen Einfluß auf die Sprachen aus. Wo sich Stämme theilen und getrennte Wohnsitze einnehmen, da verhindert nichts die Bildung neuer Dialekte, die nach einigen Generationen zu neuen Sprachen werden, und man vernimmt ein Gewirre von dem Anscheine nach gänzlich verschiedener Sprachen bei Völkern von gleicher Gestalt und gleicher Lebensweise, welche unter dem Einflusse einer höhern Kultur nur eine Sprache gehabt hätten.

Indessen wird die Anzahl der bei den roheren Völkern vorkommenden Sprachen gewöhnlich überschätzt. Man glaubte auf 10,000 Quadratmeilen Hunderte von Sprachen annehmen zu dürfen, weil man ihrer auf 100 Quadratmeilen zehn gefunden hatte. Aber

Völker, welche kein Ackerbau an den Boden fesselt, deren Bewegung keine Viehheerde hemmt, kennen keine Anhänglichkeit an ein Vaterland. Sie ziehen leicht von Ort zu Ort. Verschiedene Stämme eines Volkes wandern oft nach entgegengesetzten Richtungen; sie zersplittern sich daher leicht und kreuzen sich mit andern, so daß auf 10,000 Quadratmeilen wohl mehr Dialekte, aber nicht viel mehr Sprachen, als auf den zehnten Theil dieses Raumes kommen.

Man würde ferner irren, wenn man Sprachen, die dem europäischen Ohre verschieden klingen, auch für gänzlich verschieden halten wollte. Die unbedeutenden schriftlichen Hilfsmittel, die man über die Sprachen der meisten sogenannten wilden Völker besitzt, haben zu einer Ueberschätzung ihrer Anzahl verleitet. Mit einem Verzeichnisse schlecht gewählter und oft misverstandener Wörter, und darauf ist unsere Kenntniß von der Sprache eines wilden Volkes oft beschränkt, würde man selbst an den deutschen Mundarten die nahe Verwandtschaft nicht immer errathen, und in der That, je höher unsere Kenntniß von den Sprachen steigt, desto kleiner wird ihre Anzahl; scheinbar ganz verschiedene finden ihre Mitglieder, und man entdeckt einen hohen Grad von Verwandtschaft zwischen Sprachen, die man früher für gänzlich verschieden hielt.

Im Kaukasus, dem großen Gebirgslande, wo, wenn kein mächtiger Feind droht, fast jedes Gebirgsthal sein von der übrigen Welt abgeschlossenes Leben führt, wollte ein arabischer Reisender nicht weniger als 72 gänzlich verschiedene Sprachen gefunden haben. Nach der Untersuchung der neuesten Zeit ist nicht nur die Anzahl der Sprachen viel kleiner, sondern es gehören auch die Sprachen sämmtlicher einheimischer Stämme, einige später eingewanderte mongolische und türkische ausgenommen, zu der indo-germanischen oder der iberischen Familie; und auch diese sind mit einander verwandt.

In Westafrica, wo jedes Volk seine eigenthümliche Sprache haben sollte, und allein an der Küste zwischen den Mündungen des Senegal und des Quorra zwölf gänzlich verschiedene Sprachen angegeben wurden, ergab sich bei einer genaueren Untersuchung viel übereinstimmendes, sowohl im Wortvorrathe als in der Benutzung.

Auch die so zahlreichen americanischen Sprachen, die in ihrem ganzen Baue, in den Gesetzen ihrer Satzbildung gleichen Grundsätzen folgen, scheinen sich in wenige Familien gruppiren zu lassen; und wenn man einst alle im Munde eines Volkes oder in schriftlichen Denkmalen lebenden Sprachen nach dem Grade ihrer Verwandtschaft wird ordnen können, so wird nicht nur ein großer Theil der für selbstständig gehaltenen Sprachen zu bloßen Dialekten einer anderen werden, sondern auch die wirklich verschiedenen Sprachen werden sich zu einigen wenigen Klassen und Familien sammeln. An die Stelle des chaotischen Gewirres, das in dem Gebiete der Sprachen zu herrschen scheint, wird sich eine ähnliche Anordnung setzen lassen wie bei den Stämmen und Raßen der Menschen selbst.

Die Vertheilung der Sprachen nach den Raßen.

Ein Blick auf einige Familien eines Volkes lehrt uns die Raße kennen; von der Sprache eines Volkes ist es schwerer sich eine Vorstellung zu bilden. Es ist dazu ein längerer Zeitraum erforderlich, als die Reisenden gewöhnlich zu ihrer Verfügung haben. Man ist daher auch weit davon entfernt, von den Sprachen eine ähnliche Anschauung zu haben wie von den Raßen. Aber für einige Sprachfamilien ist die Untersuchung schon weiter gediehen und giebt die Mittel an die Hand eine der wichtigsten Fragen der Ethnologie zu beantworten, ob nämlich zwischen jenen beiden vom Zufalle am wenigsten abhängigen Eigenschaften der Völker, der Gestaltung des Körpers und der Bildung der Sprache ein naher Zusammenhang stattfinde, oder nicht.

Unter den Sprachfamilien ist keine so genau bekannt wie die indogermanische. Sie wird von einer großen Anzahl von Völkern gesprochen, die ursprünglich zwischen dem Bengalischen Meerbusen und dem Atlantischen Meere wohnten und sich später auch über America ausgebreitet haben. Einige dieser Völker haben sie erst später durch den Einfluß ihrer indo=germanischen Lehrer oder Beherrscher angenommen. Aber diejenigen, denen sie, soweit die geschichtlichen Nachrichten reichen, ursprünglich angehörte, die nördlichen Hindu, vornehmlich von dem Stamme der Braminen, der Lehrer und Ver=

breiter der indischen Religion und Sprache, die Perser, die Griechen, die Slaven, die Kelten, die Deutschen und viele andere mehr, sind sämmtlich nur wenig verschiedene Unterabtheilungen der Kaukasischen Raße.

Dasselbe gilt von den Völkern semitischer Abkunft. Die alten Aegypter, die man nach einigen Andeutungen der griechischen Schriftsteller für Neger halten wollte, gehörten, wie sich aus der Betrachtung ihrer Mumien ergiebt, zu derselben Raße wie die Araber selbst.

Zu den schönsten Völkern dieser Raße gehört auch der größte Theil der Bewohner des kaukasischen Gebirgslandes, und auch bei ihnen ist die Sprache entweder ein Zweig des Indo=germanischen selbst oder doch der ihm verwandten iberischen Familie. Dasselbe gilt von der Sprache der alten Bewohner Armeniens. Mithin haben alle Völker Asiens von rein kaukasischer Raße auch Sprachen aus derselben oder aus verwandten Familien. Von den europäischen Völkern macht nur das kleine Volk der Wasken eine Ausnahme; indem zwar seine Körperbildung der kaukasischen gleicht, aber seine Sprache keine nahe Verwandtschaft mit derjenigen der übrigen europäischen und asiatischen Völker dieser Raße zeigt.

Unter den africanischen Völkern gehören mehrere derselben Raße an, einige freilich wie die Fuhla, Bari und andere einer von den europäischen und asiatischen Völkern dieser Raße verschiedener Abtheilung.

Von den Sprachen dieser Völker ist eine der abessinischen ganz semitisch. Einige andere Sprachen Abessiniens und Nubiens tragen deutliche Zeichen einer Verwandtschaft mit dem Semitischen und Altägyptischen. Auch die Urbewohner der Berberei haben nach neueren Untersuchungen eine dem Alt=ägyptischen verwandte Sprache. Von den übrigen africanischen Völkern dieser Raße, den Tibbu, Galla, Fuhla, Bari sind die Sprachen theils gänzlich unbekannt, theils ist ihr Verhältniß zu den Sprachen der verwandten Völker noch nicht untersucht, und es läßt sich daher nicht bestimmen, ob und wie weit sie unter einander und mit anderen Sprachen verwandt sind. Bei fast allen körperlich einander nahe stehenden Völkern hat sich daher auch

bei den Sprachen, soweit sie untersucht sind, eine Verwandtschaft ergeben.

Dasselbe gilt von der Raße, welche den größten Theil der Inseln bewohnt, die in unzählbarer Menge von Madagascar an über den Indischen und Stillen Ocean bis in die Nähe der americanischen Küste verbreitet sind und den kaukasischen Bewohnern von Westasien und Europa noch näher steht als die Mehrzahl der Bewohner von Vorderindien und Ceylon. Der andere Theil der Bevölkerung dieser Inseln und Australiens gehört zu den Negern und zeigt in seinen zahlreichen Stämmen dieselbe Mannigfaltigkeit von Charakteren, welche wir eben bei den africanischen Negern angegeben haben.

In beiden Raßen giebt es eine Menge verschiedener Mundarten. Aber es fiel schon den ersten Entdeckern auf, daß die den Europäern ähnlichen Bewohner der zwei, weit von einander entfernten Inseln Taheiti und Neuseeland, die vor der Ankunft der Europäer auch nicht die leiseste Kunde von einander hatten, sich mit einander und den beiden Völkern ebenfalls ganz unbekannt gebliebenen Bewohnern der Sandwichs Inseln verständigen konnten. Spätere Untersuchungen haben nun dargethan, daß nicht nur alle zu dieser Raße gehörigen Eingeborenen der Inseln des Oceans Dialekte einer Sprache reden, sondern daß auch die ihnen körperlich verwandte Bevölkerung der übrigen Länder innerhalb des oben bezeichneten großen Raumes sämmtlich Sprachen derselben Familie haben.

Es wäre eine der merkwürdigsten Uebereinstimmung von Sprache und Raße, wenn sich die Ansicht eines ausgezeichneten Sprachforschers bestätigen sollte, daß diese in ihrer Gestalt der kaukasischen so nahe stehende Raße ihr auch in der Sprache verwandt sei. Indessen wird dieß von anderen bestritten.

Die weit größere, wenn auch weniger zertheilte Fläche des nördlichen und mittleren Asiens, die sich von der Grenze China's bis an die Küste des Polarmeeres und des Aralsee's und früher sogar bis an das Schwarze Meer und die Ostsee erstreckte, bewohnen die sprachlich und körperlich verwandten mongolischen und türkischen Völker. Die Sprachen aller dieser Völker sind nämlich Glieder einer Familie

und diesem entspricht auch die Aehnlichkeit in dem Körperbau der mongolischen und türkischen Völker. Denn die ächt türkischen Volksstämme, die Jakuten, die Usbeken, die Kirgisen, die sich nicht wie die Osmanen und die Tartaren des südlichen Rußlands durch Vermischung mit Kaukasien verändert haben, zeigen den Charakter der mongolischen Raße fast so ausgebildet wie die ächten Mongolen selbst.

Eine mit der mongolischen Raße entfernt verwandte, aber von ihr in mehreren Rücksichten unterschiedene, kleine Zwischenraße ist die der Eskimo-Völker, die von Labrador und Grönland an bis nach Asien hin einen langen und schmalen Streifen in der Nähe des Polarmeeres und des nördlichen Stillen Meeres bewohnen. Bis auf einige wenige binnenländische Stämme sind sie sämmtlich Meeresfischer, die sich in den Gesichtszügen und selbst in dem Wuchse und Ebenmaße der Glieder von allen ihren Nachbarn unterscheiden. Alle diese über einen ungeheuren Raum zerstreuten Völker dieser Nebenraßen reden wenig verschiedene Dialekte einer und derselben Sprache.

Dasselbe gilt auch von den an dem entgegengesetzten Ende der Erde wohnenden Hottentotten und Kaffern. Jene bilden eine von allen übrigen Völkern sehr abweichende, für unsere Augen sehr unschöne Raße, die noch vor einem Jahrhundert in vielen Stämmen über mehrere tausend Quadratmeilen verbreitet war. Sie redeten ebenfalls sämmtlich blos verschiedene Dialekte einer nach unserem Gefühle ebenfalls sehr übelklingenden Sprache.

Nördlich vom Hottentotten-Lande ist der ganze Süden von Africa bis an die Aequatorgegenden hinauf von den Kaffern, Matjapi, Makua und vielen anderen Völkern bewohnt, deren Haar ganz negerartig ist, die sich jedoch durch ihre der kaukasischen Form weniger fern stehenden Züge und ihren Knochenbau als eine besondere Abtheilung von Negervölkern darstellen. Auch diese reden sämmtlich Sprachen einer Familie, die erst da ihre Grenzen zu finden scheint, wo in Angola und im Innern von Africa die Heimat der ächten Negervölker anfängt.

Und so ist es überall auf der Erde; selbst die roheste Raße, die man kennt, die Raße der Austral-Neger macht davon keine Ausnahme. Obgleich kein Volk für eine Zersplitterung der Sprachen so günstige

Umstände darbietet, nämlich das Zusammentreffen der niedrigsten Kultur, der wenigsten Bedürfnisse, der schwächsten Bevölkerung mit der Zerstreuung in eine Menge kleiner ganz unabhängiger Stämme über einen ungeheuern Raum; obgleich die Anzahl der Sprachen so groß erscheint, daß man behaupten konnte, daß jeder Stamm eine seinen Nachbarn unverständliche Sprache rede, scheinen auch sie sich dem allgemeinen Gesetze zu fügen. Nach den neuesten Forschungen haben alle Stämme an der Ost- und Südküste von Neu-Holland nur Sprachen aus einer Familie, und es ist wahrscheinlich, daß auch die übrigen negerähnlichen Völker in Australien und den oceanischen Inseln ihren nach europäischen Begriffen edler geformten und höher gebildeten Nachbarn wenigstens darin gleichen, daß auch bei ihnen die Sprachen mit einander verwandt sind.

Von dieser Uebereinstimmung giebt es auch Ausnahmen. Nicht selten zeigt die Sprache eines Volkes eine Verwandtschaft, von welcher der Körperbau weit entfernt ist. Es giebt Neger und Hottentotten mit europäischen und arabischen Sprachen, kaukasische Völker mit der Sprache der Türken. Aber in den meisten Fällen läßt sich die Ursache nachweisen, welche den Völkern die ihrer Raße fremde Sprache zugeführt hat. Wenn man jedoch diese Umstände berücksichtigt oder von fremdem Einfluß wenig berührte Völker mit einander vergleicht, so wird man zwischen Sprache und Raße in der Regel eine nahe Uebereinstimmung finden, und könnte man alle Völker der Erde nach ihrem Ursprunge in einen Völkerstammbaum ordnen, so würde dieser wahrscheinlich ein Bild sowohl von dem Verhältnisse der Raßen als dem der Sprachen darbieten.

4. Die Schicksale der Sprachen.

Die Sprache theilt natürlich die Schicksale des Volkes. Die Sprache eines vernichteten oder gänzlich aufgelösten Volkes stirbt aus, und es bleiben nur Trümmer von ihr in den Sprachen der Ueberwinder oder deren Nachkommen übrig. Was daher die Selbstständigkeit eines Volkes schützt, materielle wie geistige Zustände, trägt auch zur Erhaltung der Sprache bei. In den Gebirgsländern werden sie ungeachtet der geringen Stärke der Völker zuweilen Jahrtausende hindurch

fast unverändert erhalten. In den Flach- und Höhen-Ländern dagegen werden die Sprachen wie die Bewohner leicht umgestaltet; sie können sich den Sprachen mächtiger und gebildeter Völker gegenüber nur durch eine Verbreitung über große Räume oder durch eine reiche Ausbildung behaupten.

Auch die Größe des Volkes schützt nicht immer vor der Vernichtung der Sprache und es giebt zahlreiche Völker in Europa, welche unter dem Einflusse fremder Völker seit 2000 Jahren mindestens drei verschiedene Sprachen angenommen haben, ohne daß das Volk während dieser Zeit durch ein anderes verdrängt worden wäre.

Die wirksamste Bedingung zur Erhaltung einer Sprache ist die Literatur. Wir verstehen darunter nicht blos die, welche sich in Schriften zeigt und daher blos bei Kulturvölkern vorkommen kann, sondern auch die der Rede und der blos mündlich verbreiteten Poesie. Diese fehlt kaum den rohesten Völkern gänzlich, und ist oft die einzige Kunst, welche sie besitzen. Insbesondere wird die Beredsamkeit bei den Jägern und noch mehr bei den Hirten und Pflanzern mit geordnetem Volksleben zu einer Kunst, welche bei der Oeffentlichkeit aller den Verkehr zwischen den Völkern und Familien betreffenden Verhandlungen sehr geschätzt und fleißig geübt wird. Die Reden, die vor einer Versammlung von americanischen Jägern oder von Kaffern gehalten werden sollen, werden sorgfältig vorbereitet und wenn sie auch einige Stunden dauern sollten, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit angehört. Man beurtheilt bei ihnen und bei den Erzählungen, welche die gewöhnlichen Abendunterhaltungen aller etwas behaglich lebender Völker ausmachen, nicht blos den Charakter und die Anordnung des Stoffes, sondern auch die Sprache, die Wahl und den Klang der Ausdrücke, und diese auf die Sprache gewendete Aufmerksamkeit trägt nicht nur viel zu ihrer Erhaltung und Ausbildung bei, sondern wirkt auch der sprachlichen Trennung der einzelnen Stämme entgegen.

Das Ziel, nach welchem bei unseren modernen bis vor Kurzem ohne öffentliches Leben gebliebenen Völkern die Literatur strebt, die Vereinigung der räumlich getrennten Theile eines Volkes zu einem

geistig gleichartigen Ganzen, das wird von jenen Völkern ohne Schrift, aber mit öffentlichem Leben, auf eine weit wirksamere Weise erreicht. Statt daß bei uns nur ein kleiner Theil des Volkes an dem geistigen Leben des Ganzen Theil nehmen kann, ist bei jenen roheren Völkern alles gemeinsam. Die edle Kunst der Rede ist dort kein Monopol einzelner Stände; fast jeder Mann weiß sich sprachlich schön auszudrücken, und die Darstellungskunst der Redner, der Erzähler und Sänger zu würdigen.

Indessen können auch Literatur und Beredsamkeit die Umwandelung der Sprache nicht verhindern. Die Sprache ist das unmittelbarste Organ der Bildung, und wenn diese sich verändert, ändert die Sprache sich mit. Wenn die Bildung sinkt, wenn Ideen verschwinden, die im Volke lebten, so verschwinden mit ihnen auch die entsprechenden Ausdrücke und Wendungen. Wenn die Bildung steigt, und neue Ideen erwachen im Volk, so muß für diese der entsprechende Ausdruck gefunden werden, und diese Aufgabe wird um so schwerer, je abstrakter die Ideen werden, je weiter sie sich von dem Boden der Natur entfernen.

Diese Aufgabe wird zwar immer gelöst; aber die Veränderungen, welche die Sprache dadurch erleidet, sind nicht immer ein Gewinn für sie. Sie wird immer geschmeidiger und im Ausdrucke reicher. Aber derselbe Weg, der bis zu einem gewissen Punkte verfolgt, in die Höhe steigt, geht, wenn man die Wanderung fortsetzt, wieder herab. Auf dieser zweiten Seite des Weges sind alle lebenden Sprachen bereits beträchtlich fortgeschritten; sie tragen alle schon die Zeichen des Greisenalters. Je weiter man innerhalb einer Sprachfamilie zurückgeht, desto kräftiger wird die Sprache; aber der Höhenpunkt war bereits überschritten, als die ältesten noch vorhandenen Ueberreste einer Sprache entstanden. Die gesammte Geschichte der Sprachen bietet uns, was die Vollkommenheit ihres Baues betrifft, nur ein Fortschreiten des Verfalles dar. Man kennt keine Tochtersprache, die ihrer Mutter an Schönheit und Kraft gleichkäme.

Denn je größer die Anwendung ist, die man von einem Werkzeuge macht, desto eifriger ist man bemüht, es bequem zu haben und alles,

was den Gebrauch stören könnte, und gereichte es ihm noch so sehr zur Zierde, zu entfernen. Statt die edlen Bildungen, die man an den alten Sprachen bewundert, zu entwickeln, giebt man den minder vollkommenen, aber bequemeren eine größere Bedeutung. An die Stelle der im Organismus der Sprache wurzelnden Gesetze treten von ihrer Wurzel in der Sprache gelöste und dadurch willkürlich erscheinende Regeln; die starken Formen verschwinden, die weichen breiten sich aus. Was die älteren Sprachen durch den Wechsel der Laute oder durch Ableitungssylben ausdrückten; das umschreiben die jüngeren, nach Art der atomistischen Sprachen, durch Hülfswörter und Zusammensetzungen. Ja oft wird es bequemer gefunden, statt neue Ausdrücke zu bilden, sie fertig gebildet aus fremden Sprachen zu entlehnen. So sind z. B. die Beugungen der deutschen Sprache farblos gegen die alt-hochdeutschen, und diese wiederum gegen die gothischen. Die romanischen Sprachen und die neu-griechische stehen in dieser Beziehung weit zurück gegen das Alt-griechische und Lateinische und diese wiederum gegen das Sanskrit.

Die lebendige Kraft, die in den alten Sprachen die reichsten Blüthen und Früchte schuf, ist allmälig erschlafft. Ihr ursprünglicher Charakter, als eines in allen seinen Theilen wohl gefügten Kunstwerkes, ist verloren gegangen. Die neuern Sprachen sind größtentheils zu dem bloßen Werkzeuge einer anderen Thätigkeit herabgesunken.

Die Sprachen, die in der alten Zeit einen an den mannigfaltigsten und edelsten Pflanzen reichen Gebirgslande glichen, sind in der späteren Zeit flach und eintönig geworden. Sie gleichen jetzt mehr dem fruchtbaren Gefilde eines Tieflandes mit seinen weiten Feldern und Wiesen voll nützlicher Pflanzen, wohl geeignet, den Bedarf einer zahlreichen, fleißigen Bevölkerung zu genügen; aber fast ohne einen anderen Charakter als den der Nützlichkeit.

9. Die Bilder-Sprache.

Die Sprache der Bilder, durch deren Hülfe man auch mit dem nicht Anwesenden sprechen kann, hat eine ganz andere Entwickelungsgeschichte als die Sprache der Laute. Diese wird schon bei den Naturvölkern in höchster Vollkommenheit gefunden, und ist bei den Kultur-

völkern bereits auf dem Wege des Verfalls; die Bildersprache dagegen erlangt ihre Entwickelung erst bei den Kulturvölkern; bei den Naturvölkern ist sie noch höchst unvollkommen.

Indessen ist kein Volk so roh, daß es nicht Mittel besäße, auch Abwesenden einige Nachrichten mitzutheilen. Einige Einschnitte oder Zeichen in einem Baume, einige auf gewisse Weise gelegte Blätter und Zweige reichen hin, den feindlichen Stamm, seine Stärke, die Anzahl der getödteten Feinde oder Genossen, die Richtung des Marsches und ähnliches anzugeben, wobei die Zeichen zum Theil rohe Abbildungen, zum Theil aber auch verabredet, also wahre Schriftzeichen sind. Wenn das Bedürfniß steigt, nimmt auch die Vollkommenheit der Bildersprache zu.

Viele Völker bedienen sich beweglicher Stäbe oder Tafeln mit Einschnitten verschiedener Art, theils um das Gedächtniß zu unterstützen, theils um Botschaften abzusenden, deren Inhalt der Bote selbst nicht kennt.

Mehrere andere schon dem Kulturzustande nahe stehende Völker in America und Asien hatten außer diesen Kerbhölzern farbige, mit Knoten bezeichnete Schnüre, Quippu, deren Lage und Anzahl für viele, zum Theil sehr verwickelte Mittheilungen hinreichten. Etwas Aehnliches besaßen die nord-americanischen Jägervölker in dem Wampum, einer Verbindung von Korallenschnüren verschiedener Farbe und Größe, welche eine wichtige Rolle in dem Volksleben jener Völker spielten.

Dies ist jedoch der weiteste Fortschritt, den die Bildersprache bei Naturvölkern erlangt hat. Erst bei den Kulturvölkern wurde das Bedürfniß einer vollkommneren Schrift rege. Die in Süd-America verbreiteten Quippu wurden in Peru so sehr verbessert, daß man mit ihnen ein vollständiges Register der Bevölkerung des großen Inka-Reiches und der Steuern führen und sogar viele geschichtliche Notizen aufbewahren konnte. Noch weiter und auf einem anderen Wege waren die Mejikaner fortgeschritten. Sie hatten sich, als man ihr Reich zerstörte, schon aus Abbildungen und verabredeten Zeichen eine für die Zwecke ihrer Regierung und ihrer Kultur hinreichende Bilderschrift

zusammengesetzt. Die weitere Entwickelung dieser Schrift bis zu einer höheren, für die Zwecke literarisch gebildeter Völker genügenden Stufe läßt sich bei den Aegyptern und Chinesen Stufe für Stufe verfolgen, so daß man, die Beobachtungen bei verschiedenen Völkern an einander knüpfend, eine deutliche Anschauung von dem ganzen Wege erlangt, den die Kultur in der Entwickelung der Schriftsprache nahm, von den rohen in den Sand oder in Baumrinde gezeichneten Figuren an bis zu den Wortzeichen der Chinesen und den Lautzeichen der Europäer.

III. Die Religion der Naturvölker.

Wissenschaft und Glaubenslehre sind Produkte einer höheren Kultur; sie fehlen daher den Naturvölkern. Aber ihre Anfänge sind gleichzeitig mit denjenigen der Industrie, und wie diese aus den leiblichen Bedürfnissen des Menschen hervorgehen, so sind jene das Produkt eines nicht minder dringenden geistigen Bedürfnisses. Mag auch der Körper zuerst seine Befriedigung verlangen; sobald seine Mahnungen ruhen, wendet der Mensch sein geistiges Auge auf seine eigene Natur und auf die, welche ihn umgiebt, und sucht beide in ihrem Wesen und in ihrer gegenseitigen Beziehung zu erkennen. Diesem Ziele strebt der Mensch auf zwei sehr verschiedenen Wegen nach, auf dem der Vernunft und dem des Glaubens.

Auf dem Wege der Vernunft bleibt der Mensch seiner Stellung zu dem Ziele, das er erreichen will; er bleibt jedes Fortschrittes, den er macht, vollkommen bewußt; er erkennt alle Dinge durch eine für alle Menschen gleiche, von der besonderen geistigen Stimmung des Einzelnen unabhängige Kraft, und das Resultat dieses Erkennens ist die *Wissenschaft*, die daher, soweit sie diesen Namen verdient, nur *eine* ist für die gesammte Menschheit.

Aber der menschliche Geist wird von Begierde und Vorurtheil verleitet; er weicht ab von dem Wege der Vernunft und rückt kaum jemals einen Schritt vor, ohne eine Menge von falschen Stellungen versucht und nach langem Irren wieder verlassen zu haben. Die Wissenschaft schreitet daher äußerst langsam vor und vermag nicht dem nach Erkenntniß dürstenden Geiste des Menschen zu genügen. Dann sucht

dieser im Glauben die Lösung, die ihm die Wissenschaft versagt. Er versetzt sich, ohne des Weges, den er zurückgelegt, bewußt zu sein, rasch in den Mittelpunkt des Gebietes, das er zu erkennen wünscht und erreicht so sein Ziel, oder meint es erreicht zu haben. Aber das Princip, das ihn geleitet, ist ein individuelles. Es führt die Einzelnen wie gesammte Völker auf sehr verschiedene Wege, und erst die Wissenschaft kann entscheiden, ob die Richtung, die eingeschlagen wurde, zur Wahrheit oder zum Irrthum führte.

Unsere gesammte Erkenntniß, sowohl im Gebiete des Geistes als in dem der Natur, beruht daher auf einer Verbindung von Glauben und Wissen. Beide Elemente sind stets mit einander gemischt, und oft bestand das, was man Wissenschaft nannte, blos in einer, in der Form der Wissenschaft entwickelten Glaubenslehre. Im Laufe der Zeit lernt man diese beiden Elemente mehr und mehr sondern; und wenn nicht etwa einem Volke durch traurige Geschicke das geistige Erbe seiner Vergangenheit geraubt wird, so ist das spätere Geschlecht dem älteren stets in dem Umfange seines Wissens überlegen. Aber in der Jugend haben die Völker fast keine andere Grundlage ihrer Erkenntniß als den Glauben, und bei den Naturvölkern giebt es daher keine eigentliche Wissenschaft, sondern nur eine durch einige Resultate der Beobachtung und des Nachdenkens modificirte Glaubenslehre.

Wir haben daher bei den Naturvölkern weder der Wissenschaft, noch aus ähnlichen Gründen der Kunst besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Beide treten bei ihnen niemals selbstständig auf, und das einzige Gebiet, in welchem sich die Erkenntniß vieler Völker zu einem Ganzen gestaltet, ist das der Religion oder des Verhältnisses, in welches sich der Mensch zu den die gesammte Welt belebenden und beherrschenden Kraft stellt. In ihr findet der Mensch die Befriedigung seines geistigen Bedürfnisses.

1. Die Gottheiten.

Die Genien der Natur.

Der Anfang aller Erkenntniß im Gebiete der Religion ist die Unterscheidung von Materie und Kraft, von Körper und Geist. Unmittelbar nach dem Tode zeigen die Menschen noch gar keine Veränderung;

es fehlt zum Leben nichts als eine, wie es scheint, von dem Schicksale des Körpers unabhängige, geistige Kraft, die mit dem Körper vereinigt ist, so lange er lebt und sich im Momente des Todes von ihm trennt. Diese Kraft ist die Seele oder als selbstständiges Wesen gedacht: der Genius des Körpers. Ein solcher Genius bewegt die Körper der Menschen, der Thiere und der Pflanzen. Genien anderer Art treiben das Wasser als Quell aus der Erde hervor und führen es als Bach durch die Gefilde. Genien sind es, die das Meer zu hohen Wellen thürmen und es brausend an die Gestade werfen. Genien bewegen die Luft, und treiben die Wolken und Gewitter herbei. Sie sind es auch, welche die Sonne, den Mond und die Sterne durch den Raum des Himmels tragen. Genien sind überall, wo Leben und Thätigkeit ist, selbst da, wo man keinen Körper erblickt. Sie sind sämmtlich unkörperliche, einen Körper bald bewohnende, bald unabhängig von ihm bestehende, mehr oder weniger Einfluß übende Wesen. Von der Macht, die man ihnen zuschreibt, ist die Verehrung, welche sie bei den Völkern finden, abhängig. Die mächtigsten und daher gefürchteten Genien heißen Götter.

Die Gottheiten der Gestirne.

Unter ihnen nimmt den ersten Rang der Genius oder die Gottheit der Sonne ein, der den Sonnenkörper über die verschiedenen Theile der Erde hinführt und ihr die zur Erzeugung und Erhaltung alles lebendigen unentbehrlichen Kräfte, Licht und Wärme, verleiht. Seiner Gunst bedürfen alle Völker. Bald hoffen sie, daß er die lange Winternacht des Nordens vertreiben und die Land und Gewässer bedeckende Eishülle lösen werde; bald fürchten sie seinen zerstörenden Einfluß auf den Boden, den er aller Feuchtigkeit berauben und zur Wüste machen kann. Der Genius der Sonne ist daher von allen Geistern der Natur der mächtigste; er wird von allen Völkern auf der ersten Stufe des religiösen Bewußtseins als der höchste Gott verehrt.

Dem Monde hat die Wissenschaft der neuesten Zeit fast allen Einfluß auf die Erdfläche genommen. Seine Lichtwechsel haben nicht die geringste für den Landmann wahrnehmbare Beziehung zur Witterung,

keinen auf die Pflanzen, keinen auf die Thier- oder Menschenwelt. Er ist den Menschen gegenüber in der That fast nichts, als eine matte Leuchte von wechselnder Größe, welche zuweilen einen Theil der Nacht erhellt, aber am Tage nur als mattes Wölkchen am Himmel erscheint. Und nur am Ufer des Oceans hätte der aufmerksame Beobachter durch die Springfluthen in der Nähe der Voll- und Neumonde, und das täglich zweifache Ansteigen des Wassers einen Zusammenhang zwischen dem Meere und dem Monde entdecken können.

Aber der Glaube gab dem Monde, was ihm die Wissenschaft versagt. Sein milder Glanz, der in heiteren und kühlen Nächten am stärksten ist, macht ihn zum Sinnbilde der Kälte; der kalte nächtliche Thau der wärmeren Zone zum Spender der Feuchtigkeit im Gegensatz zur heißen, die Feuchtigkeit verzehrenden Sonne. Seine regelmäßigen Lichtwechsel, deren Ursache den Naturvölkern unbekannt ist, wirken auf den Körper der Menschen ein, und sogar seine häufig eintretenden Finsternisse tragen dazu bei, den Thaten des Mondgenius eine eigenthümliche, durch die Poesie ausgeschmückte Färbung zu geben. Er wird daher bei den meisten Völkern dem Sonnengott zur Seite gestellt, aber für eine minder mächtige Gottheit gehalten.

Die Sonne ist also die Gottheit des Tages und des Lichtes, der Wärme und der Trockenheit, der Mond die Gottheit der Nacht, des Dunkels, der Kälte und der Feuchtigkeit. Beide vereinigen sich zu der Eintheilung der Zeit. Die Sonne giebt das Jahr, die Jahreszeiten und die Tage, der Mond den Monat und das Monats-Viertel, die siebentägige Woche.

Von den Sternbildern dienen einige, wie der kleine Bär, das südliche Kreuz und andere, vielen, auch sehr rohen Völkern zur Auffindung des Pols und mithin als Wegweiser in den einförmigen Flächen des Meeres und der Wüste. Andere, die sich durch ihren Glanz oder ihre Gruppirung auszeichnen, wie der große Bär, der Gürtel des Orion, Kanopus und andere, werden nach einer Aehnlichkeit, die sie mit irdischen Dingen haben, benannt und in Gedichten gefeiert. Aber eine eigentliche Verehrung haben sie bei keinem Naturvolke gefunden. Erst später und in Ländern, wo der Dienst der Gestirne mit Bewußt-

sein ausgebildet wurde, werden noch einige glänzende, zu gewissen wichtigen Epochen des Jahres hervortretende oder verschwindende Fixsterne und die größeren Planeten in den Kreis der religiösen Betrachtung gezogen.

Die Gottheiten der Luft und der Erde.

In demselben Raume wie die Gestirne, walten auch die Genien der atmosphärischen Kräfte, die Erzeuger des Donners, der Regengüsse und der Orkane. Es sind mächtige Götter, von deren Gunst der Schiffer im Meere, wie der Wanderer im Inneren der Länder sein Heil erwartet. Aber sie thronen, dem Auge des Menschen verborgen, auf den Gipfeln der höchsten Berge oder in unzugänglichen Höhlen, aus denen der Sturm über das Meer und die Ebene dahinbraust, und nur selten, wenn man die höchsten Berge erstiegen hat, sieht man ihre Nebelgestalten im Himmelsraume schweben; oder mitten im Toben der Elemente zeigt ein Blitzstrahl auf einen Augenblick die riesigen Umrisse des zürnenden Gottes.

Die Atmosphäre ist ein Schauplatz der Wirksamkeit einiger Götter, aber zu gestaltlos, um selbst der Körper einer Gottheit zu sein. Ein Gott des Luftraumes ist erst das Produkt einer spätern Reflexion.

Auch ein Gott der Erde ist erst entstanden, als man des Gegensatzes der Sonne und der zu befruchtenden Erde bewußt wurde, und sich daher auch den Erdkörper als Leib einer Gottheit denken mußte. Bei den nicht reflektirenden Naturvölkern hat die von den Füßen getretene und ihren Werkzeugen durchwühlte Erde keine eigene Gottheit; sie ist blos der Gegenstand der Thätigkeit einer Menge von Genien. Aber jede Quelle, jeder Fluß, jeder von den Winden umtobte Berg ist der Leib einer Gottheit. Diese sind jedoch nicht wie die Genien der Gestirne für alle Völker gleich wichtig; es sind örtliche Geister, deren Ansehen auf einen kleinen Kreis beschränkt bleibt.

An den Küsten zeigt der Genius des Oceans seine Macht. Bald führt der Ocean dem Fischer eine reiche Beute zu; bald verschlingt er den Kahn und läßt die Familie trauernd am Ufer zurück. Er stürzt verheerend über die Ufer, reißt ausgedehnte Landstriche mit sich fort und kehrt dann, nachdem er die größten Veränderungen her-

vorgebracht hat, in seine frühere, großartige Ruhe zurück. Alle Küstenbewohner sehen daher im Oceane einen der mächtigsten Geister, der je nach der Anschauungsweise der Völker, bald den Ocean selbst zum Körper hat, bald blos in ihm thront, entweder auf einer einsamen, vom Ocean umspülten Insel, oder auf dem tiefsten Grunde des Meeres, von dem er sich erhebt, wenn er die Wellen bewegen und über Schiffe und Ufer sich ergießen will.

Neben dem Gott des Oceans hat jeder Felsen, jede Grotte, jede Bucht ihren örtlichen Genius, der in seinem engen Kreise eine zuweilen sehr hohe Verehrung genießt. An der steilen Südküste von Java brandet das Meer an dem Kalkgestein der Küste und wühlt oder erweitert große Höhlen, in denen sich die Schwalbe mit eßbarem Neste in ungeheurer Menge aufhält und den Umwohnern eine ergiebige Nahrungsquelle darbietet. Daher verehren diese, ungeachtet ihres Muhammedanismus, den Genius der Schwalben-Höhle Rankop als eine der mächtigsten Gottheiten, von der es abhängt, ob die Sammler der Nester bei ihrer gefährlichen Arbeit eine reiche Ernte oder den Tod finden sollen.

Im Innern des Festlandes ist der Ocean und seine Verehrung unbekannt; aber an seine Stelle treten in wärmeren Ländern die Quellen, welche den sonst unfruchtbaren Boden zur schönsten Oase machen. Eine noch höhere Verehrung erlangen die Flüsse der Stromländer, welche aus ihren Betten tretend einen langen Streifen an ihren Ufern mitten in der Wüste zum fruchtbarsten Boden umschaffen. Für die zahlreiche Bevölkerung dieser Gegenden wird daher, nächst der Sonne, der Fluß zum Hauptgotte, dessen Steigen und Fallen und dessen Wirkungen auf die Pflanzen in den mannigfaltigsten Symbolen verehrt wird.

Das Feuer ist wie das Wasser ein zu gewöhnliches und von den Menschen abhängiges Element, um der Gegenstand einer allgemeinen Verehrung werden zu können. Aber wo der Erde, anstatt des Wassers, ein Feuerstrom entquillt, der hoch in die Lüfte aufsteigt und durch Wasser nicht zu löschen ist, da glauben die Völker ein Bild der Gottheit zu sehen, die das Feuer beherrscht. Die Regionen der Naphtha-

quellen an der Ostküste des Kaspischen Meeres und in Persien sind daher der Sitz eines uralten Feuerdienstes.

Wichtiger noch, obgleich ebenfalls nur örtlich, ist die Verehrung der Genien der Vulkane. In Ländern, wie die Sandwichsinseln, Sicilien, die Inseln des griechischen Meeres, in deren Vulkanen die geschmolzene Lava am Boden des Kraters glüht und zuweilen verheerend hervorbricht; wo sich Nachts eine Feuersäule erhebt und die in kurzen Pausen emporgeschleuderten Steine beleuchtet; wo heftige Erdbeben in weitem Umkreise den Boden erschüttern; wo Inseln sich erheben und versinken; wo Berge einstürzen und Tausende von Menschen unter ihren Trümmern begraben: da steigt natürlich der Feuer-Geist des Vulkanes zu einer gewaltigen Macht empor, der zwar wohlthätig wirkt, wenn er als schwaches Feuer erscheint, aber in der Entfaltung seiner Kraft zur furchtbarsten und verderblichsten Gottheit wird.

Es werden an einigen Orten zuweilen ganz ungewöhnliche Erscheinungen beobachtet. Aus einigen Bergen der Wüste, aus einigen Höhlen am Meere kommt zu gewissen Zeiten ein seltsames Geräusch hervor, bald der Stimme eines klagenden Menschen, bald dem Geheule wilder Thiere, bald dem Brausen des Meeres ähnlich; aber die Luft ist in vollkommener Ruhe, und weder Thiere noch Menschen sind nahe. Dann sind es Dämonen, die dort ihr unheimliches Wesen treiben, und die Menschen täuschen oder necken wollen. Oft zeigen sie dem vor Müdigkeit oder Durst hinsinkenden Wanderer die Mauern einer gastlichen Stadt, oder den weiten Spiegel eines Sees; aber wenn er näher herantritt, so weicht das Bild zurück, und er sieht sich in der Mitte einer öden, wasserleeren Fläche. Aehnliche Trugbilder macht auch die Fee Morgana an der Südspitze von Italien, wo sie Palläste und Kirchen und Brücken auf dem Meere vorspiegelt, die aber, wenn man sie in einem Kahne aufsucht, in Nichts zerrinnen. Auch die Irrlichter, welche auf der sumpfigen Fläche umhergaukeln, sind kleine neckische Erdgeister, die den Wanderer irre zu führen suchen.

Die Gottheiten der Thiere und Pflanzen.

Wenn ein Thier oder eine Pflanze sich durch Kraft, Schönheit oder Nützlichkeit auszeichnet, so wird auch ihr Genius vor den übrigen hervorgehoben. Der schöne, weitschattige Feigenbaum in Ostindien, der Wenzi in Abessinien, und vielleicht auch die Eiche und der Lorber in Europa werden theils als Götter, theils als Lieblingsaufenthalte von Göttern an vielen Orten verehrt. Dieselbe Achtung genießen der Elephant, der Tiger, das Krokodil und einige Schlangenarten, die sich dem Menschen theils durch ihre Kraft, theils durch ihr Gift furchtbar machen. Dieses hält jedoch die Jäger nicht ab, zugleich ihre gefährlichsten Feinde, den Ichneumon und den Ibis göttlich zu verehren.

Hin und wieder, vielleicht an Orten, wo diese Thiere einst sehr furchtbar waren, oder einzelne Thiere lange Zeit der Verfolgung trotzten und daher für gefeiet galten, steigt ihr Ansehen. Man wagt es nicht mehr, sie zu tödten, und erträgt geduldig die Folgen ihrer großen Vermehrung.

Wie mit den schädlichen, verfährt man auch mit den nützlichen Thieren. Der nordische Bär ist ein durch sein Fleisch, sein Fett, sein Fell sehr werthvolles Thier, das der Jäger mit demselben Auge betrachtet, wie der Hirt in heißen Ländern den heiligen Quell, der ihm und seiner Heerde Nahrung giebt. Wenn er das Thier getödtet hat, sucht er daher durch Sprüche und Opfer den Geist zu sühnen, den er gewaltsam vom Körper getrennt hat.

Die gezähmten Thiere und die angebauten Pflanzen werden als eine Gabe der Götter angesehen und als Opfer benutzt; aber sie sind so zahlreich, und ihre Entstehung liegt so sehr in der Hand des Menschen, daß er ihnen, als Produkten seiner Industrie, keine religiöse Verehrung widmen kann. Aber bei vielen Völkern werden einige durch ihren Wuchs oder ihre Färbung ausgezeichnete Thiere aus der Masse hervorgehoben, und auf sie wird die Verehrung übertragen, die man nicht dem ganzen Geschlechte widmen kann. Die bedeutendsten Beispiele sind die eigenthümlich gezeichneten Pferde bei den mongolischen, türkischen und selbst germanischen Völkern, der

Apis der Aegypter, die rothe Kuh der Israeliten, der weiße Elephant bei den Völkern Hinterindiens. Nur bei dem ackerbauenden Hindu, einem Volke mit sehr stark ausgeprägtem religiösem Bewußtsein, ist das ganze Geschlecht der bei der Feld-Arbeit nothwendigen Rinder so weit geheiligt worden, daß niemand sie zu tödten oder von ihrem Fleische zu essen wagt.

Aber in allen diesen Dingen herrscht Willkür. Der Hain, der an dem einen Orte als Ruhestätte einer Hauptgottheit verehrt wird, ist an andern Orten kaum bekannt; und ein Thier, das hier kein Mensch zu verletzen wagt, wird an einem benachbarten Orte getödtet; dort heilige Bäume werden hier ohne Scheu gefällt.

Die Seelen der Menschen als Gottheiten.

Zu den Genien, die eine örtliche Verehrung erlangen können, gehört auch die Seele des Menschen, welche den Körper bei dem Tode verläßt, und körperlos oder mit einem andern Körper bekleidet, ihr Leben fortsetzt. Die Seele des Mannes, der, so lange er lebte, der Führer des Volkes im Rath und im Kriege war, bleibt auch nach ihrer Trennung von dem Körper anderen menschlichen Genien überlegen und wirkt heilsam auf das Volk ein, das ihn wie ein göttliches Wesen verehrt. Der Erfinder oder Verbreiter einer dem Menschen nützlichen Kunst im Ackerbau, in der Wein- und Oel-Kultur, der Begründer einer neuen Religion wird ebenfalls in einem oft sehr weiten Kreise verehrt. Die Völker betrachten die alten Theile ihrer Geschichte wie man wol ein entferntes Gebirge anschaut. Das allmälige Ansteigen des Bodens bis zu dem Fuße des Gebirges, die Stufen, die Vorberge werden nicht erkannt, und man erblickt blos das Hauptgebirge, das sich in einsamer Größe unmittelbar aus der Tiefe zu erheben scheint. So verschwinden auch die Stufen, auf denen ein Reformator, ein Entdecker, ein Eroberer hinangestiegen sind. Die Namen ihrer Vorgänger und Mitarbeiter werden, wenn nicht eine gelehrte Literatur sie festhält, sogar bei Kulturvölkern schnell vergessen, ihre Arbeit und ihre Person in diejenige einer hervorragenden Persönlichkeit versenkt, und diese erscheint als der einzige Schöpfer des neuen Zustandes, als ein göttliches oder doch von der

Gottheit unmittelbar begeistertes Wesen; so daß man oft zweifelhaft bleibt, ob die Attribute der Gottheit auf einen Menschen übertragen, oder die Thaten eines Menschen einem Gotte beigelegt sind.

Die Genien lebloser Dinge.

Es giebt auch ganz leblose und unwirksame Gegenstände, die durch ihren Ursprung oder ihre Gestalt zu einer religiösen Weihe gelangen. Vom Blitze getroffene Bäume, Meteorsteine werden überall verehrt. Die Kaaba in Mekka, nach welcher die Araber schon vor Muhammed wallfahrteten, ist wahrscheinlich ein Meteorstein. Pflanzen und Thiere aller Art, denen man eine heilsame oder schädliche Wirkung zuschreibt, Knochen und Zähne untergegangener Thiere, die gewöhnlich als Ueberreste von Riesen gelten, und Reliquien von heiligen Thieren und Menschen, deren Ursprung natürlich nicht kritisch untersucht wird, besitzen ebenfalls bei den rohen Völkern aller Zeiten einen hohen Grad von Heiligkeit.

Die Aufnahme fremder Gottheiten.

Zu dieser großen Anzahl von Gottheiten und Genien, welche dem gegenwärtigen Wohnsitze des Volkes ihr Dasein verdanken, treten noch andere, welche aus einer älteren Heimat des Volkes oder von anderen Völkern herstammen. Ein Volk, das einmal an dem Meeresufer gewohnt hat, wird die Verehrung der Meeresgottheiten auch noch im Innern der Länder beibehalten, und die Anbetung einer bei einem mächtigen Volke hochverehrten Gottheit wird auch leicht bei seinen Nachbaren Eingang finden. Denn in keinem Gebiete ist der Mensch für fremde Eindrücke so empfänglich als in dem der Religion. Die Industrie und die Wissenschaft der Nachbarvölker wird verschmäht, aber eine neue Art der religiösen Verehrung, von deren Einfluß auf die Schicksale der Menschen man Beweise zu haben glaubt, wird bereitwillig aufgenommen und oft mit reißender Geschwindigkeit über große Länder fortgepflanzt.

Wir finden daher bei den Naturvölkern zuweilen ein sehr reich bewohntes Pantheon, von den mächtigen, allgemeinen Naturgottheiten an, bis zu den zahllosen niederen Genien, deren Einfluß nicht über einen engen Bezirk hinausgeht. Diese Götter sind für die kind-

lichste Auffassungsweise völlig unabhängig von einander; jeder hat seinen Wirkungskreis und ihm eigenthümliche Zwecke, und der Mensch sucht die Gunst derjenigen Götter zu erlangen, deren er gerade bedarf, und von deren Macht er einen Schutz gegen den Einfluß anderer, vielleicht seinen Feinden gewogener Gottheiten, zu erlangen hofft. Er verwirft einen Gott, der seine Wünsche nicht erfüllt, und wendet sich an einen anderen, der ihm mehr Vertrauen einflößt.

Die Götter=Systeme.

Diese regellose Menge von einander unabhängiger Gottheiten, die willkürlich in das Getriebe der Natur= und Menschenwelt eingreifen, entspricht jedoch weder dem Schönheitssinne, noch der Reflexion eines gebildeten Geistes, der in allem, was er geistig anschaut, sowohl eine innere Nothwendigkeit, als eine harmonische Ausbildung zu finden strebt.

Es sind daher bei jedem Volke, selbst dem rohesten, das man kennen gelernt hat, bereits Versuche gemacht worden, das Chaos der Götterwelt zu entwirren und ihre Glaubenslehre, auch ohne dieses Zweckes bewußt zu sein, auf eine den Anforderungen der Poesie wie der Vernunft mehr entsprechende Weise zu gestalten.

Bei vielen Naturerscheinungen lag der Zusammenhang jedem nachdenkenden Menschen deutlich vor. Auch ohne eine klare Anschauung von der Beleuchtung des Mondes durch die Sonne zu besitzen, mußte man an der Gestalt der mehr oder weniger verdunkelten Mondscheibe und ihrem sehr matten Glanze, wenn sie mit der Sonne zugleich am Himmel steht, erkennen, daß der Mond, und also auch die Gottheit des Mondes, ein von der Sonne abhängiges und ihr untergeordnetes Wesen ist.

Auch zwischen der Sonne und dem Feuer ist so vieles gemeinsam, daß man in ihnen entweder die Wirksamkeit einer und derselben, oder doch zwei sehr nahe verwandter Kräfte finden mußte. Alle Licht= und Wärme=Erscheinungen der Erde sind daher entweder das Produkt einer Gruppe mit einander verbundener Gottheiten, deren mächtigste die Thätigkeit der schwächeren bestimmt, oder nur einer einzigen großen Gottheit, welche ihr Macht über alle mit Licht und Wärme verbundenen Erscheinungen unmittelbar ausdehnt.

Zu ähnlichen Gruppen gestalten sich die Geister der Quellen, der Flüsse und des Meeres, welches die Flüsse in sich aufnimmt, die Geister der Atmosphäre, die Erzeuger von Regen und Stürmen, von Donner und Blitz, die der Pflanzen und Thiere u. s. w.

Aber in der That erscheinen alle Naturkräfte mit einander verbunden. Die Sonne und die übrigen Gestirne steigen bei ihrem Aufgange aus dem Schooße des Meeres oder der Erde empor, und sinken bei ihrem Untergange wieder in ihr Inneres hinab. Auf dem Meere und in der Steppe sieht man bei gewissen Ständen der Sonne ungeheure Züge von Wanderthieren, die dem Fischer oder Jäger eine willkommene Beute darbieten. Diese und ähnliche Erscheinungen, und besonders die hohe Regelmäßigkeit in allem, was die Vegetation des Bodens betrifft, und die Wanderungen des Hirten und die Arbeiten des Landbauers und Jägers bestimmt, überzeugen den Beobachter von dem Walten einer die sämmtlichen Mächte der Natur beherrschenden Kraft, welche zwar im Einzelnen verschiedene und selbst entgegengesetzte Bestrebungen duldet, aber jede wesentliche Abweichung von dem bei allem Wechsel beständigem Entwickelungsgange der Natur und der Menschenwelt verhütet.

Bei dieser Auffassungsweise können die Götter nicht, wie in der ersten Stufe der Naturreligion, an ihre Körper gebunden sein, und in der That konnte sich die religiöse Anschauung auch bei den Völkern, die sie am wenigsten entwickelt hatten, nicht gänzlich auf dieser Stufe festhalten. Ueberall sind schon einige Genien von den Körpern, denen sie ursprünglich angehören, gelöst. Bei höher stehenden Völkern wird dieses Streben, die Götter aus den Banden der Körper zu befreien, noch allgemeiner. Die Götter der Gestirne und der Gewässer wohnen zwar in den ihnen unmittelbar untergebenen Naturkörpern; aber sie können sie auch verlassen und an andern Orten thätig sein. Es entstehen Götter, denen gar kein Naturkörper angehört, Götter der Atmosphäre, der Erde und dergleichen, welche alsdann als Häupter der vielen, mehr örtlichen Götter innerhalb der Atmosphäre und der Erde angesehen werden.

Was die Reflexion nur in todten Umrissen andeutet, das führt die

Poesie der Völker in lebendigen Farben aus. Kein Volk ist ohne Poesie, selbst die ganz rohen, ewig mit dem Hunger kämpfenden Sammler nicht. Aber bei den glücklichen Völkern, deren Geistesschwingen sich freier ausbreiten können, wird jede Lücke in den Beobachtungen sogleich gefüllt, jeder Widerspruch ausgeglichen; alles erlangt eine scharf bestimmte Gestalt. Schon ein Fremdling, der in ihrer Mitte erscheint, wird Gegenstand der Poesie. Sie setzen sich aus den wenigen Zügen, die sie beobachtet haben, seine ganze Persönlichkeit, seine ganze Geschichte zusammen, dichten ihm nach der Weise ihres eigenen Landes eine Beschäftigung, eine Familie an, und bald erscheint ihnen der Fremde so bekannt, als wären sie Zeugen seines Lebenslaufes von seiner Geburt an bis zur Stunde seiner Ankunft gewesen.

Dasselbe geschah auch in dem Gebiete der Götterwelt. Wo die Reflexion blos eine Verbindung erkennt, da stellt die Dichtung einen bestimmten Grad von Verwandtschaft auf. Die Gottheit des Mondes ist die Schwester oder der minder mächtige Bruder des Sonnengottes; das Meer, das sie beim Auf- und Untergange aufnimmt und wieder hervortreten läßt, ist ihre gemeinsame Mutter; der Boden, der sich mit Früchten bedeckt, wenn die Sonne ihn von dem Eise befreit, oder mit befruchtendem Regen getränkt hat, ist seine Gattin; der Vulkan, der den Boden mit seiner feurigen Masse überschwemmt, der Sandsturm, der ihn ausdörrt und alle Früchte tödtet, oder der eisige Wind des Nordens, sind feindliche Brüder des Sonnengottes, die sein Werk zu zerstören suchen. Die gesammte Götterwelt ist eine Familie, in der ähnliche Bestrebungen, ähnliche Leidenschaften obwalten, wie in der Familie der Menschen; nur alles auf einem weit größeren Felde.

Die Gestalten der Götter.

Die Götter erlangen eine dem Umfange und der Art ihrer Thätigkeit angemessene Gestalt. Diese ist entweder die des Gegenstandes, als dessen Genius die Gottheit gilt, oder die menschliche. Die letzte wurde bei allen etwas vorgeschrittenen Völkern herrschend, aber mit mannigfachen Abänderungen. Die Götter sind weit kräftiger, riesi-

ger; die weiblichen, reizender. Aber mehr als auf die Schönheit der Gestalt achtete man auch die Attribute, die den Umfang und die Art ihrer Macht charakterisiren sollten. Um ihre Stärke darzustellen, reichten ein paar Arme nicht aus, man gab ihnen vier, acht, hundert Arme, hundert Brüste, man besäete ihren Körper mit Augen. Die feindlichen Götter dagegen dachte man sich mit den schwärzesten Farben. So schön die guten, so häßlich sind diese. Ein ungeheurer Mund, die Hauer des Ebers, die Klauen des Tigers, der Schweif des Löwen, der Rachen des Krokodils wurde auf mannigfache Weise verbunden. Man opferte auf dem Gebiete der religiösen Darstellung das Schöne oft gegen das Charakteristische auf, und war sich auch vielleicht ihrer Häßlichkeit und Unnatur nicht deutlich bewußt, weil die Götter anfangs blos in Worten nicht in plastischen Gestalten gezeichnet wurden.

Bei den meisten Völkern übte jedoch die plastische Kunst einen bedeutenden Einfluß auf die Gestalten der Götter. Die alten Künstler fanden ihre Vorbilder bei den Dichtern, gaben aber allmälig ihren Gestalten eine bestimmte Physiognomie, von welcher sich bei Völkern mit ausgebildeter Götterlehre, ihre Nachfolger zuweilen selbst nach Jahrtausenden nicht zu entfernen wagten. Den Griechen haben nach Herodot die homerischen Gedichte, den Indiern ihre großen Epopöen die Gestalten und die Charaktere der Götter vorgezeichnet.

2. Die religiösen Sagen.

Die Entstehung der Welt.

Wie bei der Betrachtung der Naturerscheinungen, so verfuhren die Völker auch bei der für sie wichtigen Frage über das Entstehen und Vergehen der Dinge. Man ging dabei unbewußt von der richtigen Voraussetzung aus, daß alles im Raume begrenzte auch in der Zeit einen Anfang und ein Ende habe, daß das Unendliche im Raume auch unendlich in der Zeit sei. Aber man hielt das schon für unendlich, dessen Grenzen das beschränkte Auge des Menschen nicht wahrnehmen konnte. Daher sind der Luftraum, die unbegrenzt erscheinende Erdfläche, die Gewässer, auch die Materie selbst, wie das Volk sie begriff, von Ewigkeit her da gewesen. Aber alles war ungestaltet, chaotisch; es bedurfte noch der Sonderung in einzelne Körper.

Da trat ein bildendes Wesen auf, an Macht dem unermeßlichen Stoffe gewachsen, den es zu bewältigen hatte. Es schuf erst die Nebengötter zu Gehülfen bei seiner Arbeit und unternahm dann die Gestaltung der Welt. Der Sitz dieser Schöpfung war bei allen Völkern ein ausgezeichneter Punkt ihrer Heimat, ihrer gegenwärtigen, wenn sie, wie die meisten Naturvölker, die Erinnerung an frühere Wanderungen verloren hatten; des Landes von dem die Väter ausgegangen waren, wenn sie noch Ueberlieferungen dieser Art besaßen. Der Küstenbewohner dachte sich den Gott, wie er die Insel an einem gewaltigen Angelhaken aus dem Meere hervorhob, oder wie er in der Gestalt einer Schildkröte, oder eines Riesenfisches das Land auf seinem Rücken herbeitrug. Bei Völkern, welche die Gewalt der Kälte oder der Vulkane kannten, bedienten sich die Götter der Eisschollen oder der vulkanischen Kraft bei ihrem Werke. In den sumpfigen Fluß- und Uferländern gestaltete sich die Sage etwas anders. Dort brachten die Götter erst das Licht in die trübe, chaotische Masse, trennten diese dann in den Himmel und in die Erde, und theilten den sumpfigen, weder für den Fuß des Menschen, noch die Wurzeln des Baumes geeigneten Boden, in das feste Land und das Gewässer.

Die Vergangenheit des Menschen.

Auf das neugebildete Land wurde dann der Mensch gesetzt. In der Art, wie dieses geschah und in der Auffassung der ersten Schicksale des Menschengeschlechtes stimmen die ältesten Sagen der Völker vielfach überein; natürlich nicht etwa weil sich darüber eine ursprüngliche Tradition erhalten hätte; sondern weil der menschliche Geist über denselben einfachen Stoff sinnend und ihn poetisch gestaltend, stets nahe dieselben Resultate finden mußte.

Es herrscht nämlich bei allen Menschen, von den rohesten an bis zu den civilisirtesten hinauf, die Meinung vor, daß die Zeit ihrer Jugend, die *ihnen* am schönsten erschien, auch für die Menschheit überhaupt schöner und besser gewesen sei, als die Gegenwart. Man täuscht sich gewöhnlich. Die Zeitgenossen sind nicht schlechter als ihre Väter. Die Vergangenheit erscheint nur, wie alles entfernte, frei von jenen

zahlreichen Flecken, die man blos an den zeitlich und räumlich nahen Gegenständen erkennen kann. Bei den civilisirten Völkern unserer Zeit, denen so viele Mittel zur Kenntniß ihrer unmittelbaren Vorfahren zu Gebote stehen, ist zwar diese Bevorzugung des Alterthums auf engere Grenzen beschränkt; sie können nicht an den großen Fortschritten zweifeln, welche Wissenschaft und Kunst seit einigen Jahrhunderten gemacht haben; aber auch hier pflegt der Greis, wenn auch nicht die Kraft des Körpers und den Reichthum des Geistes, doch die Tugend und die Gottesfurcht seiner Jugendzeit zu rühmen; obgleich diese keinen größeren Antheil davon besaß als die Gegenwart. Aber bei roheren Völkern erstrecken sich diese Vorzüge des Alterthums auf die gesammte Thätigkeit und selbst den Körper des Menschen. Schon Homer rühmt von seinen Helden, daß sie Steine schleuderten, die zu seiner Zeit zwei Männer nicht heben würden. Dieselbe Vorstellung von der Entartung der Menschen haben auch die übrigen Naturvölker von ihrem Alterthume. Die Väter waren weiser und stärker als sie, sie wurden aber noch von den ihrigen übertroffen, und je weiter man in das Alterthum zurückgeht, desto weiser und kräftiger werden die Menschen, desto höher war das Alter, das sie erreichten, und desto länger behielten sie ihre Körperkräfte bei. Daher besaßen, nach der Sage aller Völker, die ersten Geschlechter der Menschen eine die gegenwärtige um das Zehnfache übersteigende Lebensdauer und eine riesige Größe und Kraft, und man wies auf die Knochen der urweltlichen Riesenthiere als Ueberreste der ersten Menschengeschlechter hin.

Was man an den Menschen zu beobachten glaubte, trug man auch auf die Natur über. Das Klima und der Boden haben sich zu ihrem Nachtheile geändert; die Luft ist rauher; die Regengüsse oder die Ueberschwemmungen der Flüsse treten nicht mehr so regelmäßig ein, wie sonst. Die Sorgen und Leiden, mit denen der Mensch jetzt zu kämpfen hat, sind den früheren Geschlechtern unbekannt gewesen.

In den Sagen der Eskimo hatten die Ahnen ein weit schöneres Leben, als sie selbst. Das Eis ging früher auf; das Treibholz, das jetzt kaum zu ihren Bogen und Wurfspießen hinreicht, kam sonst in so großer Menge, daß sie selbst ihre Hütten davon bauen konnten. Die

Wallfische und Robben waren zahlreicher, und das Fleisch und der Thran für ihre Winter-Lampe war leichter zu erlangen wie jetzt.

Dem Jäger älterer Zeiten fehlte es der Sage nach nicht an Bären und Hirschen; der Pflanzer nahm seine Früchte von Bäumen und Feldern, die keiner Pflege bedurften; ein ewiger Frühling herrschte, wo jetzt bald die Kälte, bald die Hitze peiniget, und alles war glücklich unter der Obhut der wohlwollenden Götter.

Aber diese paradisische Zeit hörte auf, als die Menschen übermüthig durch ihr Glück, die Gebote der Götter übertraten. Die Götter verließen sie und sendeten Feuer und Wasser und Ungeheuer, um sie zu züchtigen. Die alten Heroen kämpften zuweilen noch mit Glück gegen die Götter, und schützten das Menschengeschlecht gegen die dämonischen Gewalten. Aber ihre Söhne und Enkel waren weit schwächer als sie. Sorge, Noth und Krankheit brachen ein über die Menschen und machten sie zu dem hülflosen Geschlechte, welches jetzt die Erde bewohnt.

Die Zukunft des Menschen.

Mit einem noch größeren Eifer als die Vergangenheit sucht der der Mensch seine Zukunft zu ergründen. Diese erscheint allen Völkern als eine Fortsetzung ihrer Vergangenheit. Die Entartung dauert fort, und endlich stirbt das Menschengeschlecht, das immer weniger Kräfte behält, und immer größere Trübsal zu ertragen hat, entweder allmälig ab, oder es wird von den zürnenden Göttern plötzlich vernichtet durch Feuer- oder Wasserströme, durch Hitze oder Kälte, je nachdem das Volk die eine oder die andere dieser Naturkräfte mehr fürchten gelernt hat

Wichtiger als dieses allgemeine Schicksal der Menschheit ist jedoch einem jeden Menschen seine eigene Zukunft nach der Trennung der Seele von dem Leibe. Das Leben wird von gar vielen Hoffnungen bewegt, deren Erfüllung in eine spätere Zeit hinabgerückt wird, und endlich naht der Tod, ohne daß der Mensch den Lohn für seine Mühe empfangen hätte. Kein Volk hat daher der menschlichen Seele die Hoffnung versagt, das nach dem Tode zu finden, was sich ihr während des Lebens entzogen hatte. Nur über die Lebensweise, welche der Seele nach ihrer Trennung vom Körper zugeschrieben wird, weichen die Vorstellungen verschiedener Völker von einander ab.

Nach einer weit verbreiteten Meinung lebt die Seele als Genius in der Nähe ihrer irdischen Heimat fort. Sie behält ihre irdischen Neigungen und Abneigungen bei und sucht ihre Zwecke und die ihrer Angehörigen durch jedes Mittel zu befördern. Die Seele des Vaters umschwebt das Kind, die des großen Feldherrn sein Volk und sucht ihm Glück zu bringen; die des Ermordeten sucht Rache an dem Mörder. Aber die Erfahrung lehrt nur zu oft, daß die Kräfte dieser Seelen den Wünschen, die man ihnen zuschrieb, nicht entsprechen. Der Sohn, das Volk werden unglücklich; der Mord bleibt ungerächt; und der Zustand dieser stets strebenden, aber ihr Ziel selten erreichenden Seelen erscheint deshalb den Völkern oft als ein unglücklicher. Die Seele irrt heimatlos und traurig umher, bis es ihr endlich verstattet wird, nach dem eigentlichen Wohnsitze der Seelen zu gelangen. Dieser liegt in einem entfernten Lande im äußersten Osten oder Westen, jenseit eines für die Menschen unersteiglichen Gebirges oder eines Meeres oder auch in den oberen Regionen der Luft, unter einem ewig heiteren Himmel, und dort findet der Mensch endlich das Glück, nach dem er auf Erden vergebens gesucht hatte.

Andere Völker führen ihre Seelen unmittelbar nach dem Tode in jene Heimat des ewigen Glückes. Dort findet der germanische Krieger alle seine Wünsche befriedigt. Den Tag über kämpft er und siegt oder fällt; aber die Abende zecht er in der Walhalla im Kreise der Götter und Helden. Der nordamericanische Fischer und Jäger findet dort die Thiere, denen er nachstellt, in Menge; sein Leben wird demjenigen gleich, welches die Ahnen führten, ehe sie durch den Zorn der Götter ihr Glück verloren hatten. Der sinnliche Orientale genießt die Freuden seines Paradises, und von demselben Standpunkte geht zu unserer Zeit der fromme Europäer aus, wenn er in dem ewigen Leben, das ihn nach seinem leiblichen Tode erwartet, dem Schöpfer ewig Hallelujah singen wird, oder der Gelehrte, wenn er die höchste Glückseligkeit in der Beantwortung aller der Fragen findet, nach der er hienieden so eifrig und so vergeblich gestrebt hat.

Weniger ausgebildet als bei den in steter Arbeit und Sorge lebenden Völkern sind die Vorstellungen von der Unsterblichkeit der Seele

bei denjenigen Völkern, welche in einem milden Klima ein verhältnißmäßig heiteres und müheloses Leben führen. Hier erscheint der Tod in einer mehr düsteren Gestalt, und neben der Sage von einem glücklichen Leben im Kreise der seligen Götter bilden sich auch andere aus von einem Schattenreiche, tief im Innern der Erde, in welchem die Seelen trauernd umherwandeln und mit Sehnsucht der Freuden der Oberwelt gedenken. Diese Ansicht herrscht in den Sagen der alten Griechen und der Polynesier vor.

Das Verhältniß der Götter und Menschen.

Ueber das Verhältniß der Götter zum Menschen sind die Vorstellungen bei denjenigen Natur-Völkern, die sich über die niedrigste Stufe der religiösen Anschauung erhoben haben, beinahe übereinstimmend. Ein mächtiger Gott, der Vater der Götter und Menschen, steht an der Spitze der Regierung der Welt. Ihn umgiebt nach der Art irdischer Fürsten eine Anzahl minder mächtiger Götter, und um diese schaart sich die unzählige Menge niederer Geister, die theils von ihren Körpern gesonderte Natur-Kräfte, theils vergötterte Menschenseelen sind. Jede dieser Gottheiten hat ihren Wirkungskreis, in dem sie wie ein Statthalter in irdischen Reichen fast unumschränkt herrscht, so lange sie das ihr angewiesene Feld nicht überschreitet. Nur dann, wenn eine Naturkraft übermächtig wird und die Bestrebungen der Hauptgottheiten bedroht, greifen diese in das Leben der Natur ein. Noch seltener tritt der höchste Gott, der Allvater selbst, thätig auf und richtet die durch das willkürliche Handeln der niederen Götter gestörte Weltordnung wieder her.

In diesen weiten Ramen werden alle wichtigen Angelegenheiten in der Natur- und Menschenwelt eingefügt. Die irdischen Kämpfe werden zu Kämpfen von Göttern. Die Entscheidung oder der Friede rühren von einer Versöhnung der Götter her. Die Ursachen und der Verlauf dieser Kämpfe bilden einen unerschöpflichen Gegenstand für die Poesie; und bei den poetischeren Völkern, wie bei den Eingebornen der oceanischen Inseln und Gebirgsländer, ist dieser Sagenkreis, der zugleich die Götter und Menschen und die von ihnen belebte Natur umfaßt, überaus reich und schön ausgebildet.

Die auf diese Weise innerhalb eines Volkes entstandenen und von ihm poetisch gestalteten Sagen sind zwar nicht ganz von Widersprüchen und Wiederholungen frei, bilden jedoch ein in seinen Hauptzügen harmonisches und der Anschauung des Volkes entsprechendes Ganzes. Aber wenige Völker waren von dem Verkehre mit anderen so abgeschlossen, daß nicht eine Menge fremder Sagen sich eindrängten, welche die Anzahl der Gottheiten vermehrten, den alten einheimischen Göttern neue, den früheren oft widersprechende Attribute und Charaktere übertrugen und den Organismus der Götterwelt störten.

Indessen gelang es gewöhnlich auch hier die ungleichartigen Bestandtheile der Götterlehre zu einem Ganzen zu vereinigen, in dem es freilich immer viele Widersprüche und Lücken gab. Die Götter verschiedenen Ursprunges wurden zu einer großen Familie verbunden, deren Zweige aber einander feindlich gegenüber stehen. Gewöhnlich vertreten die am meisten verehrten Götter, es mochten dieses die alten einheimischen oder die später eingeführten sein, das gute Princip. Sie standen mit der anderen entweder im ewigen Kampfe oder diese waren besiegt und gefesselt, um niemals oder doch nur in einer sehr späten Zeit wieder einen Einfluß auf das Schicksal der Menschen zu gewinnen. Es ist derselbe Ideengang, der sich auch bei der Einführung des Christenthums zeigte, wobei die alten einheimischen Götter dem Gotte der Christen als dämonische Mächte gegenüber traten. Sogar in unseren Tagen findet man in den Berichten von Reisenden, besonders von Missionären oft die Bemerkung, daß den von ihnen besuchten Völkern die Vorstellung einer Gottheit gänzlich fehle; daß sie nicht einen Gott, sondern nur einen Teufel anbeten.

So ehrenwerth indessen die aufopfernde Thätigkeit der Missionäre ist, so sind sie doch zur Auffassung eines fremden Glaubens weniger geeignet als irgend ein anderer Stand. Ihnen ist jedes göttliche Wesen, das sie nicht selbst verehren, ein Teufel; jeder Glaube der ihrer individuellen Meinung widerspricht, ist Gottesleugnung oder Götzendienst. Sie halten die Glaubenslehre der Naturvölker, die von ihnen gewöhnlich als Wilde bezeichnet werden, keiner genaueren Untersuchung werth. Zwischen ihnen und den Priestern, als Trägern der religiösen

Vorstellungen, so wie in der Regel der gesammten Kultur des Volkes, herrscht von der Zeit ihres Auftretens an die entschiedenste Feindschaft. Sie betrachten diese Priester als das vornehmste Hinderniß gegen den günstigen Fortgang ihrer Thätigkeit. Sie verfolgen sie mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote stehen, und suchen ihren Stand sowie alle an die alte Religion des Volkes erinnernden Denkmale zu vernichten.

Die Schilderungen, welche die Missionäre von den Religionen neu entdeckter Naturvölker gegeben haben, selbst vorausgesetzt, daß sie die Absicht und die Fähigkeit hatten alles treu zu berichten, sind daher nicht aus den Mittheilungen gebildeter Priester geschöpft, die keinen Beruf fühlen konnten, ihren gefährlichsten Feinden die Geheimnisse des ihnen heiligen Glaubens zu offenbaren sondern beruhen auf den Aeußerungen des rohen Volksglaubens, der selbst die einfachste und reinste Religion in das Gebiet der Sinnlichkeit herabzuziehen pflegt.

Auf diese Weise ist uns der Inhalt der Religionen der alten germanischen, slavischen und keltischen Völker, und der von den Spaniern und Portugisen unterjochten und fast ausgerotteten americanischen Völker verloren gegangen, und sogar von den Religionen der erst seit einigen Jahrzehnden aufgefundenen Oceanier ist nur wenig gesammelt worden. Erst in der neuesten Zeit haben einige protestantische Missionäre mit dem Eifer für den eigenen Glauben auch den Sinn für die Geistesbildung der Völker zu vereinigen gewußt. Sie haben ihre Bekanntschaft mit der einheimischen Sprache zu dem Sammeln von Sagen und Liedern benutzt und gezeigt, daß ein noch unentwickelter Zustand der staatlichen und geselligen Einrichtungen gar wohl mit einem Schatz schöner Dichtungen und einer sehr ausgebildeten Mythologie vereinbar sind.

Der weiteren Ausbildung der Glaubenslehre und Wissenschaft sind die Naturvölker nicht mehr gewachsen. Das begonnene Werk wird von den Kulturvölkern fortgesetzt. Diese beseitigen die Widersprüche, welche sich noch in der Thätigkeit der Naturgottheiten finden, lösen die Götterwesen ganz von den Naturkörpern ab und vereinigen die Menge verschiedener Gottheiten zu einem einzigen, sich nach der Thätigkeit, die es übt, in verschiedener Weise darstellenden Wesen. Die Darstellung

dieser monotheistischen Auffassung gehört jedoch der Geschichte der Philosophie und der Religionen an, und tritt also aus dem Felde unserer Untersuchung heraus.

3. Der Volksglaube.

Die Glaubenslehre eines Volkes ist zwar ein Produkt seiner gesammten geistigen Thätigkeit; sie spricht sich aber eben sowohl, wie die Kunst und Wissenschaft, immer nur bei einigen wenigen, besonders begabten Individuen aus. Die übrigen nehmen, je nach ihrer Persönlichkeit, statt der Wissenschaft nur einige Erfahrungen und Regeln, statt der Glaubenslehre nur einige Glaubenssätze auf, und bei der Unfähigkeit oder Ungeübtheit der meisten Menschen, den Begriff des Geistigen zu erfassen, stellen sich diese Vorstellungen durchgängig auf eine sehr niedrige Stufe.

Der Volksglaube, das heißt die Summe aller dieser einzelnen Glaubenssätze, ist daher bei allen Völkern sehr weit von der Höhe entfernt, zu welcher sich die Glaubenslehre innerhalb des Volkes bei den Trägern seiner Intelligenz ausgebildet hat. So groß auch die Unterschiede zwischen diesen Lehren sein mögen, der wirkliche Glaube der meisten Völker, der Natur- wie der Kulturvölker, bewegt sich zwischen engen Grenzen, und ist nur auf eine untergeordnete Weise von der Bildungsstufe abhängig, welche das Volk in der Industrie, oder im Familien- und Staatsleben erreicht hat, und mit geringen Ausnahmen auch fast unabhängig von dem, was man das religiöse Bekenntniß zu nennen pflegt. Der Volksglaube steht in dieser Beziehung in einem ähnlichen Verhältniß zu der Glaubenslehre, die sich bei den gebildeten Mitgliedern des Volkes ausspricht, wie die Sprache der Volksmasse zu der edlen Sprache der Poesie und Wissenschaft. Ein gebildetes Volk schafft sich bald die seiner Stellung angemessene Ausdrucksweise. Aber die edelste Sprache ist eben so wenig wie die edelste Glaubenslehre im Stande, ein rohes Volk oder rohe Menschen zu erheben; sie wird vielmehr von ihnen zu ihrer eigenen Bildungsstufe herabgezogen.

In dem Volksglauben, selbst der am höchsten gebildeten Völker, sinkt die Auffassung von der Gottheit oft wieder auf die unterste

Stufe zurück. Die Götter werden bei ihnen von denselben Gefühlen, wie die Menschen, von Liebe und Haß, Nachsicht und Unversöhnlichkeit bewegt, und je enger der Ideenkreis eines Menschen ist, desto geringer ist der Unterschied zwischen seiner Gottheit und ihm selbst.

Die Fetische.

Die Gottheiten oder Genien werden niemals ohne einen Körper gedacht, der gewöhnlich aus weit zarterem Stoffe besteht und bildsamer ist als die gewöhnlichen Körper, aber ebenfalls eine bestimmte, meistens menschliche Gestalt trägt. Aber der Volksglaube begnügt sich damit nicht. Er hebt den Unterschied zwischen dem Genius eines Gegenstandes und diesem selbst auf. Er richtet seine Wünsche und Gebete nicht mehr an die den Körper beherrschende Gottheit, sondern an diesen selbst.

Diese körperlichen mit göttlichen Kräften begabten Gegenstände des Volksglaubens werden Fetische genannt. Jeder Stoff, dessen Genius ein Einfluß auf die Natur zugeschrieben wird, kann durch die Gedankenlosigkeit der Volksmasse zum Fetisch werden. Die Anzahl der Fetische ist daher so groß und mannigfaltig wie die der Genien selbst, und die Macht, die ihnen zugeschrieben wird, ist eben so ungleich vertheilt. Die Gottheiten der Sonne, des Oceans, mit den Körpern selbst zusammenfallend, genießen als Hauptfetische die allgemeine Verehrung. Andere Fetische haben einen engeren Kreis. Sie sind die Schutzgötter eines Volkes, einer Familie, ja einer einzigen Person; sie dienen zuweilen nur einem besonderen Zwecke: sie schützen vor dem Giftpfeil des Feindes, dem Zahne des Tigers, sie bewirken eine ergiebige Ernte oder einen glücklichen Feldzug. Dabei herrscht die größte Willkür; denn sobald man auf die Erkenntniß des Zusammenhanges zwischen dem Fetisch und der Wirkung, die er hervorbringen soll, verzichtet, ist jede Schranke in der Macht derselben gehoben. Ein jeder Gegenstand kann jedem Zwecke dienen. Ein Traum, die Versicherung eines eigennützigen Priesters reicht hin einem Fetisch Glauben zu verschaffen, und wo dieser einmal erzeugt ist, da wird das Wunder „des Glaubens liebstes Kind" niemals fehlen, um ihn zu bestätigen und seine Macht zu vermehren.

Wir lächeln mit Recht über die Fetische der Völker im westlichen Africa, welche einen unzugänglichen Felsen mitten im Strom als Fetisch des Volkes, eine große Schlange, oder eine Familie Affen als Fetische einer Ortschaft verehren, sie in der schönsten Hütte beherbergen, und ihnen täglich Milch, Früchte und Fleisch darbringen; bei denen es in jeder Hütte kleine aus Thon oder Holz roh geformte Götterbilder giebt, die man bei jeder Mahlzeit mit etwas Milch und Oel bestreicht, und wo endlich der Neger selbst sich mit den seltsamsten Amuletten aller Art, mit Schlangenzähnen, Federn, Vogelschnäbeln, ja sogar mit Stückchen von europäischem Zeuge, Flintenschlössern und dergleichen behängt, und mit der festen Ueberzeugung auf die Jagd oder in den Krieg zieht, daß er nunmehr vor jeder Gefahr geschützt sei. Wir wundern uns, daß alle die herben Erfahrungen, die er täglich über die Nichtigkeit der Fetische macht, nicht hinreichen, ihn von seiner Leichtgläubigkeit zu heilen. Aber ist es denn bei uns in Europa anders?

Zwischen den Stückchen Papier und Seidenzeug und der Gicht oder den Krankheiten der Kinder, gegen die sie bei uns so häufig angewendet werden; zwischen den armen Meisen, denen mit gewissen Ceremonien und Sprüchen der Kopf abgebissen und begraben wird, und dem Zahnweh, das dadurch geheilt werden soll; überhaupt zwischen einer großen Anzahl unserer Heilmittel und dem Zweck, den man damit erreichen will, ist kein anderer Zusammenhang vorhanden, als zwischen dem Fetisch und dem Schlangenbiß, gegen den er schützen soll. Zwar werden bei der engen Begrenzung unserer Glaubenslehre mit der Anwendung jener Zaubermittel mehr medicinische als religiöse Vorstellungen verbunden; aber die Leichtgläubigkeit ist bei uns, ungeachtet unserer Bildung, eben so groß, wie bei dem Fetisch-dienenden Neger. Auch fehlt es den gebildetsten Völkern keineswegs an wahren Fetischen, deren Ursprung und Zusammensetzung der Anbetung eines Negers vollkommen würdig sind.

Die Fetische der Kulturvölker.

Die alten Aegypter hatten eine sehr ausgebildete Götterlehre, welche mit derjenigen der bramanischen Indier auf einer Stufe

gestanden zu haben scheint. Aber die Volksmasse hatte einen Fetischdienst, bei dem nur die Gestalten durch Kunst veredelt waren, deren Inhalt jedoch mit denen der Neger übereinstimmte. Jede Stadt hatte ihren Lokal-Gott, eine Schlange, eine Katze, oder auch ein lebloses Wesen. Das ganze Land hatte zum Fetisch den Apis-Stier, welcher von der Volksmasse eben so verehrt wurde, wie das goldene Kalb von den Israeliten in der Wüste.

Auch in Indien, wo die Glaubenslehre, wie sie von den verständigsten unter den Priestern und in ihren heiligen Schriften aufgefaßt wird, fast bis zur Philosophie gesteigert ist, hat das Volk zum National-Fetisch den Gangesstrom, dessen Wasser über ganz Indien verführt, bei allen Opfern, bei Krankheiten, als heilbringend angewendet wird; in dessen Fluthen umzukommen ein Glück ist; dessen Quellen in den Eisgebirgen des Himalaya die Pilger unter den größten Mühsalen aufsuchen, und den Tod nicht scheuen, der die meisten auf ihrer Wanderung dahinrafft. Neben diesem Hauptfetisch giebt es eine große Anzahl kleinerer, heilige Tempel und Teiche, Götzenbilder jeder Größe, welche der Einfluß des gebildeten Priesterstandes, der den wahren Volksglauben verachtet, nicht beseitigen konnte, und dieses vielleicht auch nicht beabsichtigte.

Einen noch ziemlich rohen Fetischdienst, und zwar ohne die Weihe einer reinern Glaubenslehre, kann man nicht umhin, auch bei den Griechen und Römern anzunehmen. In den heiligen Bäumen und Quellen unterschied der höher gebildete Dichter freilich die Nymphen oder den Genius von dem Wasser oder Baume selbst; aber das Volk machte diesen Unterschied nicht, und behandelte seine zahlreichen Amulette, seine Götterbilder und heiligen Orte vollkommen als Fetische, und wenn auch der hochentwickelte Schönheitssinn der Griechen alles Widrige aus dem Gottesdienst entfernte und die Gestalten der Götter veredelte, so stand doch das religiöse Bewußtsein im Volke auf keiner höheren Stufe, als bei den Negern. Die Griechen und Römer besaßen keinen einflußreichen Priesterstand, der den Volksglauben läutern konnte, und die Philosophie, die sie an dessen Stelle setzten, konnte die Volksreligion wohl vernichten, aber nicht erheben.

Unter den Glaubenslehren ist keine so weit verbreitet, wie der Buddhismus. Zu ihm bekennen sich die Einwohner von China, Japan, Hinterindien und einem Theile von Ostindien; und sie breitet sich noch jetzt im Innern von Asien auf Kosten der einheimischen Naturreligionen aus. Sie gehört zu den geistigsten, die es giebt. Sie kennt nur einen Gott, der von Zeit zu Zeit auf die Erde herabsteigt, um die Religion zu läutern, zu verbreiten und die Bösen zu züchtigen. Neben ihm stehen blos menschliche, durch ihre Frömmigkeit geheiligte und verehrte, aber immer als Menschen erkannte Wesen. Aber dennoch haben die Gläubigen dieser Religion Mittel gefunden, sie zu einem Volksglauben herabzuziehen, der dem Fetischglauben der Neger wenig überlegen ist. Die zahlreichen Menschen- und Thiergestalten, die Buddha während seiner Verkörperung auf Erden annahm, werden zu eben so vielen Göttern, die als besondere Wesen verehrt werden, und sich auf mannigfache Weise mit den einheimischen, vor Einführung des Buddha-Dienstes, verehrten Göttern, verbinden. Die Spuren von Buddha's Tritten, die Stätten, wo er Wunder that, die Reliquien seines Körpers, obgleich sie jedem Nachdenkenden als unächt erscheinen müssen, genießen bei der nicht nachdenkenden Volksmasse einen hohen Grad von Verehrung. Die Völker pilgern nach ihnen hin, erwarten von ihrer Berührung, ja von ihrem Anblicke, die Heilung ihrer Leiden und die Vergebung ihrer Sünden. Neben dem Gotte, und beinahe wie er selbst, werden auch die Heiligen verehrt. Sie sind die Schutzgeister der Stätten, wo sie geboren oder begraben wurden und wo Reliquien von ihnen aufbewahrt werden. Der gläubige Buddhist, der nicht selbst eine Reliquie besitzen kann, sucht sich wenigstens einen von Priestern an heiligen Orten geweihten Gegenstand für theuren Preis zu verschaffen, und erwartet von ihm die Erfüllung seiner Wünsche mit nicht geringerer Zuversicht, wie der Neger von seinem Fetisch.

Zwar lehrt der Glaube, daß nur Buddha der Gott sei, daß alle Heiligthümer keinen anderen Werth haben, als den Glauben an ihn zu erregen und zu erhalten. Aber ist das durch die Priester selbst von dem Verständniß des wahren Buddha-Glaubens fern gehaltene Volk,

ist überhaupt das ungebildete, leichtgläubige Volk fähig, diese Beziehung aufzufassen? Für den Menschen aus dem Volke ist die in ihren Grundsätzen so reine Buddha-Religion ein roher, weder zu seiner Vernunft, noch zu seinem Gemüthe, sondern nur zu seiner Phantasie oder seiner Sinnlichkeit sprechender Götzendienst.

Und ging es dem Christenthume besser? Auch dieses hat die Reinheit seiner Gotteslehre nicht vor dem Herabsinken zu einem Volksglauben schützen können, der in einigen Ländern dem rohesten Naturdienste africanischer Völker vollkommen gleich ist. So deutlich es auch die Einheit Gottes ausspricht, so wird dennoch eine Schaar von Heiligen, welche Verdienst oder Wahn zu ihrem Range erhoben hat, zu wahren Untergöttern. Die Abbildungen der heiligen und göttlichen Personen fallen in den Augen des rohen Volkes mit den heiligen Wesen selbst zusammen; man verehrt die Bilder als Fetische; man schreibt fratzenhaften Madonnenbildern, der Kunstbildung eines Negers würdig, Wunderkräfte zu. Die wahren und falschen Reliquien der Heiligen haben in der Meinung des Volkes zum Theil die Kraft behalten, die diesen selbst beiwohnte; sie geben Orakel, sie heilen Krankheiten, sie dienen dem gläubigen Volk als Amulette, und wo es an ihnen fehlt, ersetzt man sie, wie bei den Negern, auf eine wirksame Weise durch Zeug- und Metallstücke, auf welche ihre Kraft unter geheimnißvollen Ceremonien übertragen ist, und verleiht dadurch dem Krieger und Seefahrer einen wirksamen Schutz in den Gefahren ihres Berufes.

Die Medicinbeutel der Nordamericaner der Prairien, die Kriskris der Fanti-Neger und die Wundermedaillen der Europäer sind nur in der Form verschieden. Sie setzen bei dem Empfänger dieselbe Geistesstimmung, und bei den Gebern denselben Glauben oder denselben Trug voraus. Es ist in der Art, wie die Neger ihre Fetische, und die Neapolitaner und einige andere den christlichen Namen führende Völker ihre Kreuze und Heiligenbilder verehren, und wenn ihre Wünsche nicht befriedigt werden, auch züchtigen, kein Unterschied. Der nach Brasilien und dem spanischen America als Sklave geführte Neger durfte blos die Namen und die Attribute einiger seiner Fetische

ändern um unter dem Auge und der Leitung der Geistlichkeit, als guter katholischer Christ, seine Feste und Orgien eben so feiern zu können, wie in seinem Vaterlande. Weder die industrielle Höhe des Volkes, noch die Poesie, noch die Reinheit der Glaubenslehre selbst vermögen den Volksglauben vor der tiefsten Entartung zu schützen, wenn nicht derjenige Stand im Volke, dessen Beruf es ist, auf den Geist des Einzelnen im Volke zu wirken, wenn nicht die Priester und Lehrer sich selbst und andere an freies Forschen gewöhnen, und der Neigung des ungebildeten Geistes, alles Geistige in den engen Kreis seiner Anschauung herabzuziehen und seinen Begierden dienstbar zu machen, eifrig entgegen arbeiten.

Die Anbetung der Götter.

Es giebt nur sehr wenige Völker und zwar nur unter denen, die auf die Befriedigung ihrer einfachsten Bedürfnisse beschränkt sind, welche kein Mittel anwenden um die Gunst der Götter zu erlangen. Alle übrigen Völker suchen sich diese zu erwerben und wenden dabei dasselbe Verfahren an, welches sie den Mächtigen der Erde gegenüber als wirksam erkannt haben.

Einzelne werden zuweilen von der Hoheit der Götter und der Liebe zu ihnen zu frommen Reden und Handlungen hingerissen; aber bei der Mehrzahl der Menschen, sowohl bei den Natur- als den Kulturvölkern beruht der Gottesdienst vornehmlich auf dem Bestreben, die Macht der Gottheit zu dem eigenen Vortheile zu lenken.

Die Menschen richten daher ihre Gebete und Opfer stets an denjenigen Gott, von dessen Einfluß sie sich für ihren gegenwärtigen Zweck am meisten versprechen, daher seltener an den Allvater, den Schöpfer der Götter und Menschen, der ihnen zu erhaben und zu entfernt erscheint, als an niedere, dem Menschen näher stehende Gottheiten, und die größte Verehrung empfangen die Lokal-Götter, die zwar minder mächtig sind, sich aber dafür ihren Anbetern ausschließlicher widmen können als die höhern Gottheiten.

Die Hauptfeste der heidnischen Neger gelten daher nicht den großen Naturgöttern, sondern den örtlichen Götzen, den Schlangen und Tigern, die sie verehren; und sogar bei den Christen wird da, wo

neben der Gottheit selbst noch andere heilige Wesen verehrt werden, Gott der Vater weit weniger angebetet, als der Mensch gewordene Erlöser und dieser weniger als die heilige Jungfrau; die größten Feste aber sind dem Schutzpatron, also nach der Auffassungsweise des Volkes, dem Lokalgotte des Tempels oder der Stadt geweiht.

Auf denselben Grundsätzen beruht auch die Anordnung des Gottesdienstes. Wer sich der Gottheit naht, giebt seinen Bewegungen den Charakter der Demuth, das Haupt wird geneigt und die Kniee gebogen, der Körper fällt nieder auf die Erde und die Stirn berührt den Staub des Bodens. Der Kopf, die Schultern und die Füße werden entblößt oder bedeckt, die Gewänder geordnet, wie es die Sitte des Landes in Gegenwart eines höher stehenden gebietet; und zuweilen bleibt es zweifelhaft, ob die Formen des Gottesdienstes von dem Dienste der Häuptlinge entlehnt sind, oder ob umgekehrt die despotischen Häuptlinge eine gottähnliche Verehrung verlangt haben. Jedoch sind die dem Häuptlinge zu erweisenden Ehren gewöhnlich weit umständlicher, als die welche man der Gottheit bezeigt.

Unter den Gebeten sind viele bei sehr verschiedenen Völkern genau übereinstimmend, kurz und schmucklos bei Völkern von sehr einfacher Sitte, poetisch und rednerisch ausgeschmückt bei anderen. Man glaubt in den Hymnen polynesischer Insulaner oft bloße Uebersetzungen alter hebräischer Gebete zu hören.

Wie man sich Vornehmeren, an die man eine Bitte zu richten hat, bei den meisten Völkern nicht ohne Geschenke nähern darf, so auch den Göttern, und die Ueberzeugung von dem Reichthume derselben thut dieser Sitte keinen Eintrag. Die Gaben oder Opfer an die Götter sind ursprünglich, wie sie der Arme dem Reichen bringt, meistens sehr geringfügig. Ein paar Tropfen eines Getränkes, einige Körner Getreide, einige Früchte und Fettstückchen genügen den Göttern, und oft bringt man blos Blumen und wohlriechende Kräuter dar. Die Opfer werden an die Orte getragen, wo die Götter sich aufzuhalten pflegen. Für die Götter, deren Sitz man in die Luft oder die Räume der Sternenwelt verlegt, werden sie verbrannt oder auf hohe Bäume und Felsen getragen. Für Gottheiten der Gewässer werden sie in den

Fluß oder das Meer geworfen. Den Waldgöttern wird die Speise unter die Bäume gesetzt, und wenn die wilden Thiere sie verzehren, so ist es es ein Zeichen, daß die Gabe von den Göttern genehmigt ist. Den Göttern der Erde wird sie in Höhlen gelegt oder in tiefe Schluchten geworfen.

Höher gebildete Völker bleiben jedoch selten bei diesen einfachen Opfergaben stehen. Die Opfer steigen mit dem Reichthum des Bittenden und dem Umfange seiner Wünsche. Die einfachen Opferstätten werden zu Tempeln, die Fettstücke, die der Hirt zu bringen pflegte, zu ganzen Hekatomben. Aus den wenigen Worten, welche der Betende an die Götter richtet, wird eine Liturgie und der Dienst der Götter verlangt die Thätigkeit eines besondern Standes.

4. Der Priesterstand.

Ursprünglich betet und opfert ein jeder, welcher die Hilfe der Götter erlangen will. Wenn für mehrere zu bitten war, wenn das Glück einer Familie, eines Heeres, eines ganzen Volkes gesucht wurde, dann opferte der Familien=Vater, der Feldherr, der Fürst. Dieses ist auch bei vielen Völkern noch jetzt der herrschende Gebrauch. Aber sobald der Gottesdienst und die Götterlehre verwickelter wurde und besondere Fertigkeiten und Kenntnisse verlangte, bildete sich auch ein eigener Priesterstand aus.

Indessen ist der Götterdienst nicht der einzige Beruf der Priester. Denn sie sind nicht blos das Organ des Menschen bei den Göttern, sondern auch das Organ der Götter bei dem Menschen, dem sie die Befehle derselben verkünden, oder ihm Antwort auf seine Fragen ertheilen.

Je weniger der Mensch mit der Natur bekannt ist, desto häufiger sieht er in ihren Erscheinungen die freie Thätigkeit göttlicher Wesen. Man pflegt zwar das Gute zu genießen, ohne viel über die Ursachen nachzudenken, aus denen es entstanden sein mag, aber um so eifriger forscht man den Ursachen der unglücklichen Ereignisse nach. Alles Unglück auf der Jagd und im Kriege, jede Krankheit wird dem Einflusse einer Gottheit zugeschrieben, deren Zorn man besänftigen, oder deren Macht man durch den Einfluß einer höheren Gottheit unschädlich

machen muß. Hier tritt der Priester als Organ der Gottheit auf. Er nennt dem Fragenden die Götter, deren Gunst er bedarf, giebt ihm die Mittel an sie zu gewinnen und erlangt dadurch oft einen entscheidenden Einfluß auf das Leben und die Schicksale der Völker.

Die Propheten der rohen Völker.

Die Keime des Priesterwesens finden sich schon bei sehr rohen Völkern. Es giebt bei jedem Volke einige durch Kenntnisse ausgezeichnete Männer und Frauen, die sich auf die Veränderungen des Klimas und Bodens verstehen, die Ursachen und die Heilmittel der Krankheiten kennen und daher das Vertrauen der Götter in höherem Maße besitzen als die übrigen Menschen. Vereinigen sie mit der Gabe zu beobachten eine lebhafte Phantasie, und haben sie auch, was bei Menschen von diesem Temperamente gewöhnlich ist, Visionen und bedeutungsvolle Träume: so glauben sie selbst mit den Göttern in einem unmittelbaren Verkehre zu stehen und theilen diesen Glauben auch anderen mit.

Leute dieser Art sind die Propheten einiger nordamericanischen Völker. Sie zeichnen sich zwar in ihrer Lebensweise nicht von ihren Genossen aus; sie jagen, fischen und kämpfen wie jeder andere im Volke. Aber es sind gewöhnlich Häuptlinge von hohem Talente, tapfer und beredt, die von jedem Betruge weit entfernt, sich selbst für Organe der Gottheit halten und von ihren Genossen, nicht ganz ohne Grund, als Weise und Propheten verehrt werden.

Die Zauberer.

Bei einigen zwar etwas gebildeteren, aber trägen und minder großherzigen Völkern in Südamerica zeigen sich die Anfänge des Priesterwesens schon von einer minder edlen Seite. Die Würde des Häuptlings ist bei ihnen erblich; aber die Priesterschaft beruht auf persönlichen, von denen, welche man an einem Häuptlinge verlangt, sehr verschiedenen Fähigkeiten und ist daher nur selten mit politischem Einflusse verbunden. Auch genießen die Priester dort lange nicht das Ansehen der Propheten-Häuptlinge bei den Völkern des Nordens.

Bei den Guarani und anderen südamericanischen Völkern machen die Priester oder Paje aus ihrer Kunst ein Gewerbe. Wenn eine

Krankheit ausbricht; wenn der Regen nicht zur rechten Zeit kommt; wenn die Jagd- oder Kriegeszüge unglücklich ausfallen: dann schickt man, um das Uebel zu heilen zum Paje, wie zu einem Arzt. Der Paje bereitet sich zur Uebung seiner Kunst durch Einsamkeit und Fasten vor, legt eine phantastisch geschmückte Kleidung an und behängt sich mit Schellen und Klappern. Dann sucht er sich durch heftige Bewegungen, berauschende Tränke und Dünste in eine fieberhafte Aufregung zu versetzen und verfällt dann gewöhnlich in eine tiefe, wirkliche oder scheinbare Betäubung. In diesem Zustande verkehrt er mit den Göttern, die ihm erscheinen und ihm die Mittel zur Abhilfe des Uebels offenbaren.

Die Ursache allgemeiner Unglücksfälle ist gewöhnlich der Zorn eines Gottes über die Verletzung eines heiligen Gebrauches; bei Krankheiten ist es ein Dämon, der in den Leib des Kranken gezogen ist. Der erzürnte Gott wird durch Kasteiungen und durch Opfer gesühnt. Aber schwerer ist's den Dämon zu vertreiben. Der Paje wendet alle Mittel an, welche die Erfahrung ihn oder seine Vorfahren als wirksam kennen gelehrt hat, Kräuter, Bäder, Blutentziehung und vor allem wilde Tänze und Zaubermittel verschiedener Art. Aber wenn der Dämon dennoch nicht weicht und der Kranke stirbt, dann bekennt der Paje wohl, daß der Dämon der Krankheit mächtiger war als die, über welche er selbst gebieten konnte, oder er beklagt, daß man ihm die Zeit gelassen habe, sich fest zu setzen, ehe man die Hülfe des Paje in Anspruch nahm. Zuweilen nennt er auch einen Menschen, der den Dämon durch seine Künste in den Leib seines Feindes gezaubert habe, und bietet auf diese Weise, da die Mittel zur Heilung mislangen, wenigstens die zur Rache dar.

Die Paje werden für ihre Wirksamkeit reich belohnt, also durch den zweifachen Trieb, den des Ehrgeizes und des Eigennutzes bewegt. Sie sind daher nicht mehr blos die von der Wirklichkeit ihrer Macht überzeugten Schwärmer; sie sind auch Schauspieler, die ihre Künste mit Berechnung üben und kein Mittel, selbst Gaukeleien nicht, verschmähen, um ihr Ansehen zu behaupten. Aber zuweilen werden sie durchschaut, und wenn sie die durch ihre Versprechungen lange hinge-

haltene Hoffnung dennoch nicht erfüllen können, mit Hohn verjagt, oder gar getödtet.

Wir haben nur die Paje genannt. Aber was wir von ihnen angeführt haben, findet sich auch in vollkommen gleicher Weise bei vielen anderen Naturvölkern wieder. Die Angekok der Eskimo, die Schamanen der mongolischen und finnischen Völker in Nord-Asien, die Zauberer und Regenmacher der Betjuanen und Kaffern sind Brüder der Paje. Alle besitzen dieselben Kenntnisse von den Kräften der Thierstoffe und Kräuter; alle wenden dieselben Mittel an, um sich und die Umgebenden in den für die Visionen der Götter geeigneten Zustand zu versetzen. Sie wissen alle mit gleicher Schlauheit die geglückten Unternehmungen zur Vermehrung ihres Ansehens zu benutzen und für die verunglückten eine genügende Entschuldigung zu finden, so daß der Glaube an ihre Wunderkraft nur äußerst selten erschüttert wird.

Man glaube nicht, daß ihnen dieses nur möglich wird, weil sie in der Mitte eines unwissenden Volkes leben. Die Europäer in ihrer Nähe haben gewöhnlich ein nicht minder festes Vertrauen auf ihre Kunst wie die Eingeborenen, und selbst die Völker von Europa schützt alle Bildung nicht vor ähnlichen Täuschungen. Wer bei uns mit Zuversicht auftritt, und wie ein Schamane oder Paje, den Glauben an seine Kräfte als die erste Bedingung zu ihrer Wirksamkeit erklärt, der bringt diesen Glauben auch gewöhnlich hervor. Die zahlreichen medizinischen und religiösen Halb-Gaukler, Halb-Schwärmer, die heilenden Schäfer und Somnambulen bei den gebildetesten Völkern von Europa wenden keine anderen geistigen Mittel an, wie die Paje in den Urwäldern und Pampas von America.

Bei den roheren Völkern werden die Paje durch kein anderes Band mit einander verknüpft, als durch die Gleichheit des Berufes. Es sind, wie unsere Aerzte, einzelne Personen, welche ihre Stellung ihren Kenntnissen, oder ihrem Benehmen verdanken und ihre Kunst bald in einem sehr engen Kreise üben, bald in einem weit über die Grenzen ihrer Heimat hinausgehenden Felde ein großes Ansehen genießen. Diejenigen der zweiten Klasse, welche die Europäer kennen gelernt

haben, waren fast durchgängig Männer von großer Klugheit und Beobachtungsgabe, die Träger von allem, was das Volk an Kenntnissen und oft auch an Traditionen besaß. Obgleich in der Regel von der Wirksamkeit ihrer Kunst überzeugt, wissen sie doch die Grenzen derselben besser zu ziehen, als die ihnen blind folgende Volksmasse. Sie sind daher gewöhnlich auch die ersten, welche die Ueberlegenheit der Europäer erkennen, aber zugleich auch in ihnen die gefährlichsten Feinde ihres Ansehens erblicken. Vornehmlich verhaßt sind ihnen die Missionäre, welche, wie sie glauben, als ihre Nebenbuler auftreten, und sie offen der Gaukelei anklagen. Jemehr der Einfluß der einheimischen Priester und Zauberer bedroht wird, desto häufiger bieten diese alle Mittel, selbst die trügerischsten auf, um sich und ihren Göttern das bisher behauptete Ansehen zu bewahren und sinken dadurch wirklich zu bloßen Gauklern herab.

Die Priester-Innungen.

Bei gebildeteren Völkern wird nicht nur der Stand der Priester zahlreicher, sondern er erlangt gewöhnlich eine gewisse Einheit und dadurch eine höhere Macht. Aus dem Unterrichte, den schon der Paje einem Jünglinge giebt, den er stets bei sich hat und der später in seine Stelle treten soll, entwickelt sich allmälig ein regelmäßiges Erziehungs-System. Jeder, der die Würde eines Priesters erlangen will, hat sich unter der Aufsicht älterer Priester einem vieljährigen Noviciate zu unterwerfen. Er wird an Einsamkeit, an Fasten, an geduldiges Ertragen von Schmerzen gewöhnt, und stufenweise in die Geheimnisse seines Berufes eingeweiht, den er aber erst in einem reiferen Alter und nach vielen zum Theile sehr schweren Prüfungen selbständig übernehmen darf. Aber dann tritt er in eine durch Pflichten und Rechte verbundene Körperschaft, deren Mitglieder alle von einem Interesse gehoben, einen bedeutenden und oft entscheidenden Einfluß auf das ganze Leben des Volkes üben.

Solche Priester-Institute können nur bei zahlreichen und wohlhabenden und zwar vornehmlich Pflanzen-bauenden Völkern bestehen. Die wandernde Lebensweise und das einfache Volksleben der Hirten-Völker ist ihrer Entwickelung nicht günstig. Die mongolischen

Nomaden in Innerasien hatten bis zur Zeit, als sich der in Indien und Tibet ausgebildete Buddhismus bei ihnen verbreitete, blos einige Schamanen. Jetzt haben die buddhistischen Priester an einigen Orten allerdings einen beträchtlichen Einfluß erlangt, aber nur bei den fast despotisch beherrschten Stämmen, welche mit ihrer Freiheit auch viele andere Eigenthümlichkeiten der ächten Hirtenvölker verloren haben. Die Kaffern hatten einige Zauberer und Regenmacher, die aber nur in der Zeit der Noth einigen Einfluß erlangten. Bei den Deutschen gab es wohl einige heilige Männer und Frauen, deren Aussprüche als Orakel galten; aber es fehlte ihnen, wie es scheint, sogar eine den Schamanen und Pajen verwandte Priesterklasse. Auch in Arabien, aus dessen ansäßiger Bevölkerung zu wiederholten Malen die Stifter neuer Religionssekten hervorgegangen sind, besitzen die Priester bei den Hirtenstämmen nur einen sehr geringen Einfluß; und nirgends ist der Islam weniger fanatisch und von religiösen Gebräuchen freier, wie bei den muhammedanischen Beduinen in Arabien.

Dagegen hat das Priesterwesen in America, wo es fast keine Viehzucht gab, einen sehr günstigen Boden gefunden. Bei allen halbcivilisirten Völkern, welche die Spanier vorfanden, hatte es bereits eine für den Zustand des Volkslebens sehr fortgeschrittene Organisation erlangt. In Mejico bildeten die Priester einen sehr angesehenen Stand, in Bogota und Peru, besaßen diese sogar die Herrschaft des Landes. Auch bei den sehr zahlreichen ansäßigen Völkern im westlichen Africa ist der Priester von großer Bedeutung. In den größeren Staaten theilen sie die Herrschaft mit dem Fürsten; in den kleinern bilden sie einen geheimen und mächtigen Bund, dem gar keine Macht gegenübersteht.

Bei allen diesen Völkern sind die Priester die Träger alles Wissens. Auch bei gebildeteren Völkern besitzen sie, nach der Meinung der Volksmasse, den höchsten Theil der menschlichen Wissenschaft, das Wissen von Gott und dem Leben nach dem Tode. Sie sind bei allen Völkern die Führer auf dem Wege des Heils, denen jeder folgen muß, der auf Glückseligkeit hofft. Schon in diesem Leben senden die Götter demjenigen Glück, der ihren durch den Mund der Priester verkündeten

Gebote Folge leistet; aber wenn er es auch auf Erden nicht finden sollte, so harret sein nach dem Tode im Lande der Seligen ein um so größerer Lohn. Denn das irdische Leben, in dem ja der Frömmste so oft sein Ziel verfehlt, ist nur eine Vorbereitung zu dem ewigen, mit dem Tode des Körpers beginnenden Leben der Seele. Das Schicksal des Körpers ist in den Augen aller von Priestern belehrten Völker von geringer Wichtigkeit. Er ist vielmehr durch die Begierden, die er erregt, die Ursache von allen Leiden der Seele, deren Streben es sein muß die Begierde zu unterdrücken, um ausschließlich den von den Priestern offenbarten Befehlen der Götter nachleben zu können.

Diese leicht faßlichen Lehren geben den Priestern einen überwiegenden Einfluß auf die Gemüther, besonders der schwächern und der weniger gebildeten Theile des Volkes, und sie unterlassen nichts um diesen Einfluß noch zu vermehren. Die Verehrung der Priester als der Organe der Gottheit wird den Gläubigen stets als eine ihrer ersten Pflichten dargestellt. Der Priester stehe höher als der Fürst; denn Gott sei mehr als der Mensch, und seine Gebote gehen denen der menschlichen Obrigkeit voran.

Der Charakter der Priester.

Im Allgemeinen geben die Priester auch das Beispiel der Lehre, die sie vortragen. Sie begegnen ihren Oberen mit der größteu Verehrung. Sie beobachten in ihrem Gange, ihrer Kleidung den äußeren Anstand. Sie verzichten auf alles persönliche Besitzthum und bleiben arm, während ihr Stand sich bereichert. Sie legen sich viele körperliche Entbehrungen auf; Fasten, Geisselung, Cölibat sind den Priestern bei vielen Völkern vorgeschrieben, und obgleich sie diese Vorschriften nicht immer streng beobachten; aus dem Fasten zuweilen blos die Enthaltung von einer gewissen Speise machen, aus der Geisselung blos eine leichte Berührung und aus dem Cölibat blos die Vermeidung der die Ehe heiligenden Formen; so ist doch da, wo ihr Stand nicht ganz entartet ist, das Streben nach irdischen Genüssen bei ihnen kleiner als bei den übrigen Theilen des Volkes. Sie sind mildthätig gegen Arme und gehen gewöhnlich freudig dem Tode entgegen, wenn sie damit die Verbreitung ihres Glaubens fördern können.

Indessen hat diese Stellung der Priester auch nachtheilige Folgen für ihren Charakter gehabt. Als die Organe des göttlichen Willens fühlen sie sich hoch über alle Menschen erhaben und zur Herrschaft im Volke berufen, und sie besitzen auch den Hochmuth und die Herrschsucht, die ein solcher Glaube erregen muß, in vollem Maße. Aber da sie die Waffen in der Regel nicht selbst führen, und ihre Macht daher nur mittelbar üben können, so entwickelt sich bei ihnen eine den Herrschsüchtigen sonst nicht eigene Schlauheit und Schmiegsamkeit Mächtige pflegen dem Rechte zu trotzen; die Priester wissen es zu umgehen. Die Anwendung schlechter Mittel um einen für gut gehaltenen Zweck zu erreichen, namentlich der fromme Betrug, der schon bei dem Paje und Schamanen eine Hauptquelle der Macht ist, findet da, wo die Priester eine Körperschaft bilden, seine eigentliche Heimat.

Die Herrschaft der Priester wird, wo sie unbestritten ist, gewöhnlich sehr milde geübt. Denn die meistens bejahrten und an die strenge Uebung ihrer religiösen Pflichten gewöhnten Führer des Standes pflegen von den despotischen Launen eines genußsüchtigen weltlichen Fürsten frei zu sein; und die Völker haben häufiger über die Strafloſigkeit Schuldiger als über die Belästigung Unschuldiger zu klagen. Aber wo sie bestritten wird, da kennt der Priester keine Schonung. Das Mitleid mit den körperlichen Leiden, das zuweilen den Arm des Gewaltthätigen zurückhält, übt auf den Priester keinen Einfluß. Er martert oder tödtet ja den unwesentlichen Leib blos um die ewige Seele vor der Verdammniß zu bewahren. Die Mordlust, die selbst den Unschuldigen nicht schont, kommt zuweilen auch bei kriegführenden Völkern in der Hitze der Leidenschaft vor, hört aber gewöhnlich mit dieser auf. Bei dem Priesterstande ist sie eine Folge des Systems. Ueberall auf der Erde, in Europa, in Asien und in America vor Jahrtausenden, wie vor wenigen Jahrzehenden, wurde jede Auflehnung gegen die Priester, wo sie nicht gelang in Strömen von Blut und Feuer erstickt.

Der Verfall der Priesterstände.

Die Macht der Priester wird jedoch durch alle diese Mittel der Gewalt und Schlauheit nicht vor dem Verfalle bewahrt, den ihr theils geistige, theils physische Kräfte bereiten.

Die geistige Macht der Wissenschaft wird zwar in Ländern, wo die Priester herrschen, nur äußerst langsam entwickelt; aber ganz verhindert wird sie nicht. In dem gebildeten Theile des Volkes, ja im Priesterstande selbst, bildet sich eine Opposition aus, welche sein Ansehen untergräbt und ihn schutzlos jedem Angriffe bloßstellt. So war es in China und Japan, wo die Priester, obgleich ihre Organisation seit der Zeit ihrer höchsten Blüthe dem Anscheine nach keine wesentliche Veränderung erlitten hat, dennoch allen Einfluß verloren haben, und zu einer sehr wenig geachteten Volksklasse herabgesunken sind. Sogar in Indien, besonders in Decan, wo der Bramanismus die ältere Naturreligion nicht ganz bewältigen konnte, hat sich an vielen Orten eine das Ansehen der Braminen in Leben und Schrift eifrig bekämpfende Opposition gebildet. Auch die africanischen Negervölker sind von solchen Revolutionen nicht frei geblieben.

Kräftiger und schneller als die blos geistige Macht wirkt die materielle Gewalt der Macht der Priester entgegen. So groß diese auch auf die Gemüther sein mag, sobald sie die Interessen verletzt, wird ihr göttlicher Ursprung bezweifelt. Daß sich Fürsten durch ihre Frömmigkeit nicht abhalten lassen das Oberhaupt der Geistlichkeit mit gewaffneter Hand zu bekriegen, davon bietet die Geschichte von Karl V. und Philipp II. nicht die einzigen Beispiele dar; und in einem offenen Kampfe zwischen der weltlichen und geistigen Macht kann diese keinen ernsten Widerstand leisten.

Noch häufiger als durch den Widerstand des eigenen Volkes ist die Gewalt der Priester durch die Macht fremder Waffen vernichtet worden. Alle Staaten sind von Zeit zu Zeit von ihren Nachbaren besiegt worden, und die von Priestern beherrschte Staaten besitzen bei ihrer mehr auf Schlauheit als auf Kraft berechneten Verfassung weniger Mittel einen offenen Kampf zu bestehen, als ein weltlicher Staat von gleichem Umfange. Sie werden besiegt, das Land erobert; die weltliche Macht geht in andere Hände über; und selbst wenn es dem gebildeteren Priesterstande rohen Eroberern gegenüber gelingt, seine geistige Gewalt auch über die neue Dynastie auszudehnen, so bleibt diese immer vorsichtig genug, die weltliche Gewalt in ihren Händen fest zu

halten und den Priestern nur den Einfluß auf die Seele und auch diesen nur geschmälert zu überlassen. Denn der Verlust ihrer früheren Macht ist nicht nur eine Folge ihres Mangels an physischer Kraft, sondern auch ein Zeichen der Unwirksamkeit derjenigen göttlichen Gewalten, als deren Organe die Priester gelten wollten.

Die Priesterstaaten von Indien, Japan, den Freundschafts-Inseln, von Bagdad sanken durch innere Zwietracht, Peru, Bogota, Tibet durch äußere Gewalt. Aber in der Regel waren die Priester, ehe sie der materiellen Gewalt erlagen, schon durch geistige Kräfte bekämpft und dem Sturze nahe gebracht.

Die Priester-Kasten.

Bei den meisten Völkern gehen die Priester unmittelbar aus dem Volke hervor. Der Priesterstand bietet sowohl durch seinen Einfluß als seine Wohlhabenheit immer soviel Annehmlichkeiten dar, daß es ihm nicht leicht an Bewerbern fehlt. Aber zuweilen sind die Priester nicht sowohl ein Stand als eine geschlossene und aus gewissen Familien bestehende Kaste. Eine solche Familie oder Kaste bildete der Priesterstand bei den Israeliten, wo seine Entstehung noch in die Zeit der Herrschaft der Stammes-Einheit hineinragte. Bei sehr vielen anderen Völkern, die auf einer gewissen Stufe von Halbbildung stehen, streben alle Berufsweisen und mit ihnen auch die Priesterschaft zur Erblichkeit hin. In diesem Falle werden alle männlichen Glieder gewisser Familien, wenn sie nicht etwa schwere körperliche oder geistige Mängel haben, zu Priestern bestimmt. Auch wird die Bildung einer Priesterkaste nicht immer durch das Cölibat verhindert; nur daß alsdann nicht jeder Mann im Stamme Priester sein kann. Jedoch ist dieses selten, und wir wollen nur den Fall betrachten, wo wie bei den Indiern und Aegyptern alle Mitglieder eines Stammes geborene Priester sind und dann auch gewöhnlich eine Erziehung genießen, welche sie zu ihrem Berufe eignet.

Diese Priester theilen im Allgemeinen den Charakter, den wir als den des Priesterstandes überhaupt bezeichnet haben. Sie sind mäßig in Genüssen, aber ehrgeizig, hochmüthig und schlau; milde und wohl-

thätig, wo sie gebührend geehrt werden; ohne Erbarmen, wo man ihr Ansehen bestreitet.

Selbst wohl unterrichtet im Gebiete der ihnen zugänglichen Wissenschaft, entziehen sie dem Volke jedes Mittel einer wahrhaft wissenschaftlichen Erkenntniß. Sie gewöhnen an Glauben, aber nicht an Forschen. Sie achten mehr auf die Uebung der ihrer Religion eigenthümlichen Gebräuche, als auf die der allgemein menschlichen Pflichten.

Aber die Lebensweise und die Schicksale der Priester-Kasten weichen von denen der Priester-Stände ab. Bei diesen, z. B. bei den Buddhisten, steht die Anzahl der Priester mit dem Bedürfniß oder doch mit den Unterhaltungsmitteln soweit im Einklang, daß sie sämmtlich ihre religiösen Pflichten üben können; und wenn ihr Glaube sich ausbreitet, so bildet sich auch aus dem neubekehrten Volke bald ein Stand heraus, welcher dem religiösen Bedürfnisse desselben genügen kann.

Bei den Priester-Kasten ist dieses nicht möglich. Sie sind über die Länder, wo ihr Glaube herrscht, sehr ungleichförmig vertheilt. Die Braminen z. B. sind in einigen Theilen Indiens, wohin ihre Religion sich erst in späterer Zeit verbreitet hat, in so geringer Anzahl, daß sie nicht zur Leitung des Gottesdienstes hinreicht. Sie müssen diesen zum Theile Priestern anderer Abkunft überlassen, die sie zwar verachten, aber nicht beseitigen können, und mit ihnen das Ansehen und die Einkünfte theilen, auf die sie einen ausschließlichen Anspruch zu haben glauben. Dagegen sind sie an anderen Orten in so großer Menge, daß sie ganze Dörfer bewohnen, Ackerbau und Handwerke treiben und sich vielen anderen, zum Theil sehr niedrigen Beschäftigungen hingeben müssen. Aber hier wie dort wird ihr Ansehen durch das Misverhältniß vermindert und bleibt oft auf einige äußere Ehrenbezeugungen beschränkt.

Der Einfluß der Priester, mögen sie eine Kaste oder blos eine Körperschaft bilden, ist überall, wo er einmal begründet ist, jedem Fortschritte feindlich; denn jeder droht ihr Ansehen zu untergraben, das auf einer göttlichen, keiner Verbesserung fähigen Ueberlieferung beruht. Völker ohne mächtige Priesterstände pflegen ihre religiöse Ueberzeugung allmälig den wechselnden Verhältnissen anzuschmiegen. Auch verein-

zelt im Volke stehende Priester werden zuweilen von einem neuen, im Volke erwachten religiösen Streben ergriffen und sogar dem Vortheil ihres Standes zuwider mit fortgerissen. Ein Priester-Stand dagegen sucht seine Einrichtungen so lange wie möglich in unveränderter Gestalt zu erhalten; aber in allen seinen Theilen vermorscht bricht das Gebäude endlich unter gewaltigen Erschütterungen zusammen und erdrückt die Priester in seinem Fall.

5. Der Götterdienst der Naturvölker.

Unter der Hand der Priester, deren vornehmster Beruf der Götterdienst ist, erlangt dieser eine Ausbildung, die sich von der einfachen Form, in welcher er bei Völkern ohne Priester auftritt, durch den Umfang und die Festigkeit der Gebräuche wesentlich unterscheidet.

Die Gebete.

Die Gebete, die ursprünglich blos der Ausdruck einer Gemüthsbewegung waren, und daher das Gepräge der Sprache und der Bildungsstufe ihrer Zeit trugen, werden durch den Einfluß des Priesterstandes zu fest stehenden Sprüchen, welche sich Jahrhunderte hindurch in Form und Inhalt unverändert erhalten, und daher den späteren Geschlechtern in der Sprache und im Gedanken fremd erscheinen. Wir finden dieses nicht nur bei den gebildeten Völkern in Europa und Asien, deren Gebete in einer ihnen gewöhnlich fremden Sprache abgefaßt sind; sondern auch bei den Taheitern und anderen Polynesiern, deren Gebet-Sprache veraltet und oft dem Volke, zuweilen auch den Priestern unverständlich geworden ist. Die Gebete und Ausrufungen sinken dann zu leeren Worten, zu Ceremonien ohne Bedeutung herab, und wenn sie kurz sind, zu mystischen Formeln, die, auch wenn ihr Inhalt verständlich blieb, völlig gedankenlos unzählige Mal wiederholt werden. Christen, Muhammedaner und Buddhadiener glauben eine Gott gefällige Handlung zu verrichten, wenn sie in Kränzen gereihte Kügelchen zwischen den Fingern hingleiten lassen und bei jeder Kugel maschinenmäßig ein Gebet murmeln. Bei einer solchen Art von Gebeten ist das Verfahren der Kalmücken wirklich zweckmäßig zu nennen, welche, um die mündliche Wiederholung der Worte zu

ersparen, ohne die Kraft der Gebete zu vermindern, diese auf Räder schreiben lassen, die jeder Vorübergehende oder auch der Wind in Bewegung setzt.

In ähnlicher Weise haben sich die übrigen Gebräuche des Gottesdienstes entwickelt. Für eine größere Volksmenge bestimmt, nehmen sie weniger auf den Einzelnen, als auf den Charakter und die Bedürfnisse der Volksmasse Rücksicht und werden daher nicht sowohl auf das Gemüth und die Vernunft, welche für jede Persönlichkeit ein anderes Verfahren verlangen würde, als auf die Sinne der Gläubigen berechnet.

Bei allen Völkern mit einflußreichen Priestern ist daher der Gottesdienst im Verhältniß zu den Mitteln, über die sie gebieten können, sehr prachtvoll eingerichtet. Feierliche Gesänge der Priester, in die das Volk von Zeit zu Zeit einstimmt, wechseln mit dem Schalle weittönender riesenmäßiger Trompeten und Pauken oder mit melodischeren, die Sinne eines gebildeteren Volkes mehr ansprechenden Weisen. Singende und Weihrauch verbreitende Knaben, lange Reihen von Priestern mit eigenthümlichem Schnitte des Haupthaares und Bartes, die sich bald durch die Kostbarkeit ihrer von Gold und Edelstein funkelnden Gewänder, bald durch die Einförmigkeit und Schmucklosigkeit derselben auszeichnen, ziehen durch die Räume der Tempel und Ortschaften. Alles wird aufgeboten, um den Eindruck der Feierlichkeit zu erhöhen. So fanden die Spanier den Götterdienst in Mejico und Peru, wohin noch keine Nachricht von dem Dasein der alten Welt gedrungen war; so war es in Aegypten und Babylonien und Judäa, so war es sogar bei den rohen Völkern von Guinea und Polynesien.

Als die ersten katholischen Missionäre nach Tibet kamen und dort die prächtige Liturgie der Buddhisten, ihre Tempel und heiligen Bilder, ihre Trachten und ihre Umzüge sahen; als sie die Anzahl und die Sitten der Lama's und die Herrschaft des Groß-Lama beobachteten und zugleich die der katholischen in vielen Theilen nahe verwandte Glaubenslehre der Buddhisten kennen lernten, wurden die frommen Männer von der Aehnlichkeit ihrer eigenen heiligen Religion mit dem verhaßten Götzendienst, den zu zerstören sie aus weiter Ferne herübergekommen waren, so betroffen, daß sie glaubten, der Teufel selbst habe

diese Aehnlichkeit geschaffen, um den christlichen Glauben zu verhöhnen und ihre eigenen Bemühungen zu vereiteln.

Die Gelehrten, nicht minder erstaunt wie die Missionäre, suchten diese seltsame Uebereinstimmung durch die Uebertragung der religiösen Einrichtungen von einem Volke auf das andere zu erklären. Aber sie waren nicht einig über das Volk, bei dem sie sich zuerst gebildet haben sollten. Nach einigen waren die Buddhisten die Erfinder, nach anderen die Katholiken. Aber sowohl die Geistlichen wie die Gelehrten waren im Irrthume. Die gottesdienstlichen Gebräuche sind bei allen diesen Völkern gleich ursprünglich. Wie bei dem Jäger im Walde und dem Fischer im Meere, so führen auch bei den Körperschaften der Priester ähnliche Bedürfnisse in den verschiedensten Ländern die Anwendung ähnlicher Mittel herbei.

Die Opfer.

Die Grundsätze, welche bei dem eigentlichen Gottesdienste beobachtet werden, werden es auch bei den Opfern. Diese, die bei den Völkern ohne mächtigen Priesterstand der Willkür der Einzelnen anheim gegeben sind, erlangen durch die Priester eine feste Gestalt. Die symbolischen Opfer, die Blumen, Kräuter und Früchte treten zurück, und an ihre Stelle kommen die aus werthvolleren Gaben bestehenden Opfer, Nahrungsmittel, Geld und Gut und Sklaven, da nicht mehr ein unsichtbarer, keiner Geschenke bedürftiger Gott, sondern Priester als dessen Stellvertreter das Opfer in Empfang nehmen.

Die Erstlingsfrüchte zu opfern, ist bei fast allen Völkern Sitte. Wo Priester sind, wird die Menge des zu opfernden fest bestimmt und umfaßt gewöhnlich den zehnten Theil und mehr noch von der gesammten Ernte. Das Schlachten eines Thieres, selbst bei Hirten eine Seltenheit, war gewöhnlich mit religiösen Gebräuchen verknüpft. Aber den Göttern wurden nur einige Tropfen Blut oder ein Fettstück dargeboten, das übrige von den Opfernden gegessen. Aber später verlangten die Götter, d. h. die Priester als deren Organe, einen größeren Antheil. Einiges wenige wird als symbolisches Opfer verbrannt, oder den wilden Thieren als Vertretern der Naturgottheiten überlassen; das übrige bleibt den Priestern.

Diese erhalten auch noch andere Opfer. Wer sich in einer großen Gefahr befindet, verspricht den Göttern als Preis seiner Rettung eine Gabe, deren Größe der Gefahr angemessen ist. Bei der Rückkehr aus einem glücklichen Feldzuge erhalten die Götter einen bedeutenden Theil der Kriegsbeute; ja sie erhalten sie ganz, wenn der Feind sehr gefürchtet war, und die Hülfe der Götter besonders wirksam zu sein schien.

Die Götter bestrafen den Sünder, aber sie verzeihen ihm auch, wenn er Buße thut. Das in der Leidenschaft vergossene Blut wird durch reiche Opfer gesühnt. Für einen im Kriege verheerten Tempel werden neue gebaut und reicher ausgestattet; und bei den ewigen Kriegen der Naturvölker und der Leidenschaft, die noch durch keine Politik gezügelt ist, fehlte es niemals an Veranlassung zur Sünde und zur Buße.

Aber vornehmlich ist es der Sterbende, der der Hilfe des Priesters bedarf, um seiner Seele die Gnade der Götter zu erwirken. Diese wird nur durch reiche Gaben erkauft. Güter, von denen der Lebende sich nicht trennen mochte, werden bereitwillig nach dem Tode abgetreten. Bei den erst vor Kurzem zum Buddhismus bekehrten Buräten am Baikalsee war die Macht der Geistlichkeit schon so stark, daß reiche Fürsten sie zu Erben einsetzten und ihren Kindern kaum das Nothdürftige hinterließen. „Denn was der Kirche gegeben wird, wird Gott gegeben," ist eine in allen Ländern sehr beliebte Lehre der Priester, und diese führt auch allmälig einen großen Theil des Eigenthums in ihre Hände. In Tibet besitzen sie über Zweidrittheile des gesammten Grundbesitzes, und es ist bekannt, wie groß der Reichthum der katholischen und muhammedanischen Geistlichkeit in den ihr ergebenen Ländern war, ehe er durch die religiösen und politischen Revolutionen der neueren Zeit geschmälert wurde.

Indessen bestehen die Opfer keineswegs ausschließlich in diesen Gaben an die Priester. Andere werden den Göttern unmittelbar dargebracht, und ihre Bedeutung beruht nicht auf dem Nutzen, den die Tempel oder ihre Diener dadurch erlangen, sondern theils auf dem Genusse, den die Götter selbst an werthvollen Opfern haben, theils auf der Buße, welche sich die Geber durch Aufopferung eines werthvollen Theiles ihrer Habe auferlegen.

Die Menschenopfer.

Zu dieser Klasse gehören die Opfer an Pferden und andern nicht gegessenen Thieren, die Hekatomben, wo ganze Heerden geschlachtet und verbrannt werden, vor allem aber die Menschenopfer, die scheußlichste und dennoch bei Völkern von einer gewissen mittleren Stufe der Bildung sehr gewöhnliche Art von Götterdienst. Bei ganz rohen Völkern sind sie niemals vorhanden. Völker von einer höheren Kultur erkennen wohl das Naturwidrige dieses Gebrauches, sie schränken ihn ein; aber ihn ganz abzuschaffen, wird bei der Stätigkeit aller religiösen Einrichtungen erst durch das Sinken der Priestermacht möglich. Ja einige, ihnen nahe verwandten Gebräuche, die man gemilderte Menschenopfer nennen könnte, werden noch jetzt bei europäischen Kulturvölkern als gottgefällige Handlungen geübt. Indessen haben viele Völker, auch unter denen, bei welchen der Priesterstand eine große Macht besaß, sich gänzlich davon freigehalten, und andere ohne sehr mächtigen Priesterstand ihn zuweilen aufgenommen.

In America hat es bis vor kurzer Zeit einige Völker gegeben, und vielleicht bestehen sie noch jetzt, deren Hauptfeste mit einem Schmause von Menschenfleisch verbunden waren. Menschenopfer, als Götterdienst, gab es jedoch nur bei den Mejikanern, dem civilisirtesten Volke des Welttheils und hier waren sie erst wenige Jahrhunderte vor der Ankunft der Spanier eingeführt. Aber die Mejikaner waren auch ein sehr kriegerisches, an Blut gewöhntes Volk, und der kriegerische Adel bildete mit den Priestern einen und denselben Stand.

Auf vielen polynesischen Inseln, besonders auf denen, die einen mächtigen Priesterstand hatten, waren Menschenopfer gar nicht selten. Die Einwohner von Neuseeland, deren religiöse und politische Einrichtungen weit einfacher waren, als auf der Mehrzahl der übrigen Inseln, tödteten zwar ohne Scheu einen Sklaven, um sich aus seinem Fleische ein Mahl zu bereiten; dieser Mord war jedoch ganz ohne religiöse Gebräuche. Dagegen pflegten die Einwohner von Taheiti und Tonga, welche den Genuß von Menschenfleisch auf das tiefste verabscheuten, noch während ihres Verkehrs mit den Europäern den Göttern bei wichtigen Angelegenheiten einen Menschen zu opfern.

Indessen war der Gebrauch, wie es scheint, seit dem Verfalle der Priestermacht im Erlöschen und wurde nur selten und unter der Misbilligung vieler Eingeborenen geübt.

Die alten Deutschen, die Kaffern, die nordamericanischen Jäger und andere kriegerische, an Blut gewöhnte Völker, die aber keinen ausgebildeten Götterdienst und keinen einflußreichen Priesterstand hatten, haben die Menschenopfer nie gekannt. Dagegen waren sie bei den Kelten, die beides besaßen, häufig. Auch die Griechen haben sich, wie aus der Geschichte der Iphigenia und anderen Sagen hervorgeht, in ihrer Heroenzeit nicht frei davon gehalten, aber sie, wie es scheint, schon lange vor Homer verworfen. Vor Troja hat Achill einige zu diesem Behufe in der Schlacht selbst nicht gleich getödtete trojanische Gefangene am Scheiterhaufen des Patroklus geschlachtet; aber dieses geschah aus Rache, nicht um die Gunst der Götter zu gewinnen. Die roheren Römer opferten noch nach der Schlacht von Cannä einen Gallier und eine Gallierin.

In Asien gab es wenige Länder, wo Menschen geopfert wurden. Es geschah weder in China, noch in Indien, noch in Persien; aber in Syrien, in Palästina und den phöniciſchen Kolonien gab es seit den ältesten Zeiten einen blutigen Opferdienst, der sich vielleicht bis zu dem Untergange ihrer Selbstständigkeit erhalten hat.

In der größten Ausdehnung herrscht dieser gräßliche Gebrauch in einigen Staaten von Guinea, in Aschanti, in Dahome, wo bei jedem großen Feste Hunderte und Tausende von Menschen getödtet werden; und obgleich er auch hier von vielen Eingeborenen und zuweilen dem opfernden Fürsten selbst verabscheut wird, so haben es diese aus Furcht vor den Priestern bis jetzt noch nicht gewagt ihn abzuschaffen. Es giebt Zeiten, wo die Geistlichkeit an der Spitze der Bildung eines Volkes steht; es giebt andere, wo sie sich mit löblichem Eifer der Unterdrückten gegen den Eigennutz der Mächtigen annimmt; aber daß sie freiwillig auf einen heiligen Gebrauch verzichtet hätte, weil er etwa unmenschlich gewesen wäre, davon ist in der Geschichte der Völker kein Beispiel vorhanden.

Bei den meisten Völkern gingen die Menschenopfer aus dem Kriege

hervor. Die wehrhaften Gefangenen sind dem Tode verfallen; man tödtet sie entweder gleich oder spart sie wie Achilles oder die nordamericanischen Jäger zu einem feierlichen und martervollen Tode auf. Bei Völkern mit einem ausgebildeten Götterdienste nahm diese, wie jede andere wichtige Handlung, die Gestalt einer religiösen Weihe an, und aus dem einfachen Tödten des besiegten Feindes wird allmälig ein feierliches Menschenopfer. Dieses waren daher bei kriegerischen Völkern gewöhnlich gefangene Krieger, die keine Schonung erwarteten. Aber war man einmal gewöhnt, die Menschenopfer als einen dem Dienste eines Gottes wesentlichen Bestandtheil anzusehen, so griff man, wenn es an Gefangenen fehlte, auch zu anderen Menschen, zu erkauften Sklaven, oder zu Verbrechern, insbesondere solchen, die der Zauberei oder der Verletzung heiliger Gebräuche bezichtigt waren; oder man tödtete auch, wie in Taheiti, plötzlich einen ganz unschuldigen, von den Priestern aus dem zuschauenden Volke bezeichneten Mann.

Bei diesen Opfern betrachtete man den dazu bestimmten Menschen ungefähr in demselben Lichte, wie ein zum Opfer bestimmtes Thier, nur als eine werthvollere und daher den Göttern willkommenere Gabe. Einige Menschenopfer haben jedoch einen andern Ursprung, nämlich die Ueberzeugung, daß die Götter demjenigen ihre Gunst zuwenden werden, der sich selbst schmerzliche Opfer auferlegt. Es sind Bußopfer, deren Werth nicht durch den Gewinn des empfangenden Gottes sondern durch den Verlust, den der Geber erleidet, gemessen wird. Dahin gehören schon die Fasten und Kasteiungen, mit welchen sich südamericanische Häuptlinge zu ihren Kriegszügen vorbereiten, oder die schmerzhaften Uebungen, denen sich muhammedanische und buddhistische Fakirs unterwerfen, und dafür von dem Volke als Heilige verehrt werden. Aber der Fanatismus steigert sich zuweilen bis zu der Aufopferung der kostbarsten Besitzthümer, ja bis zum Morde der eigenen Kinder. Die Opfer der Iphigenia wie des Isaak sind mythisch und nach der milderen Sage einer späteren Zeit nur versucht, nicht ausgeführt worden. Aber die historisch beglaubigten Kinderopfer bei den Kanaanitern und den durch die Verbindung mit ihnen entarteten Israeliten, sogar bei einigen Völkerschaften von Polynesien, zeigen

allerdings von der Macht des Fanatismus über die kräftigsten Naturgefühle des Menschen.

Auch Selbstopfer sind nicht ganz ungewöhnlich, und die Verehrung, welche die Wahnsinnigen genießen, die sich zur Ehre Gottes verstümmeln oder tödten, sind ein Beweis, daß der Volksglaube gebildeter Nationen noch unter den der Naturvölker herabsinken kann, denen diese Entartung fremd ist. In Indien werfen sich Fanatiker in den Ganges oder vor den Wagen des Djagarnaut. Muhammedanische und christliche Fanatiker treiben die Fasten und Geisselungen bis zum Selbstmorde. In mehreren Theilen von Africa und Asien opfern sich Wittwen oder Freunde willig auf dem Scheiterhaufen ihrer Angehörigen.

Aber die Anzahl aller dieser Opfer wird mit jedem Jahre vermindert. Wo die Europäer oder Muhammedaner herrschen, unterdrücken sie jedes unfreiwillige Menschenopfer mit Gewalt; wo sie blos als Missionäre auftreten, unterstützen sie den Einfluß derjenigen Eingeborenen, welche den Gebrauch verabscheuen, und geben dadurch dem roheren Volke einigen Ersatz für den Verlust an Freiheit und an häuslicher Tugend, welcher eine der ersten Folgen seines Verkehres mit einem gebildeten Volke zu sein pflegt.

Die Orakel.

Die Orakel verkündigen die Zukunft; sie entsprechen also einem der sehnlichsten Wünsche des Menschen und sind daher bei allen Völkern, die civilisirtesten ausgenommen, ein wichtiger Theil der religiösen Gebräuche. Selbst diese sind nicht ganz von dem Glauben an Orakeln frei und sehen in vielen Erscheinungen, unter andern im Fluge und dem Geschrei gewisser Vögel, die Vorboten bald von Glück, bald von Tod und Verderben; nur daß dieser Glaube von der Religion getrennt ist und mehr in das Gebiet des gewöhnlichen Aberglaubens gehört.

Alle von den Göttern begeisterte Menschen besaßen die Gabe der Prophezeiung; sie ist sogar in den Augen der Völker ein Hauptzeichen ihres göttlichen Berufes. Auch den Schamanen und Paje fehlt sie nicht.

Die Form der Orakel ist sehr mannigfaltig. Bald erscheint der Gott dem Propheten im Traume, und dieser verkündet die Vision bei seinem Erwachen; bald giebt der Gott selbst seinen Willen dem Volke hörbar kund. Oft wählt er sich dazu willenlose Werkzeuge, ein kleines Kind, ein Thier, eine Pflanze. Das Rauschen einer Eiche, das Geschrei eines Raben ist hin und wieder ein Orakel. Priester betäuben sich durch starke Gerüche oder Tränke, um die Gabe der Prophezeiung zu erlangen. Die Priesterin von Delphi war auf dem Dreifuße von den Dünsten des heißen Quelles umgeben, während sie ihr Orakel sprach, und die Priester faßten ihre dunkle Worte in wohllautende Verse. Blödsinnige gelten bei den Muhammedanern als von Gott begeisterte Wesen, und ihre oft gedankenlosen Worte werden als Orakel verehrt. Die Lebenszeichen einer vom Körper krankhaft gebundenen Seele werden von ihnen, wie von unsern ärztlichen Magnetiseurs, als Aeußerung einer höheren Freiheit, einer Gottähnlichkeit angesehen!

Wahre Orakel, nur für besondere Fälle bestimmt, sind auch die Gottesurtheile, welche von den verschiedensten Völkern, den Europäern im Mittelalter und den Negern in West-Africa auf eine gänzlich übereinstimmende Weise geübt wurden; oder die Loose, wobei die Entscheidung zwar scheinbar zufällig ist, aber in der That von Gott selbst herbeigeführt wird. Die alten nach Island auswandernden Norweger warfen in der Nähe der Küste die heiligen Pfosten ihres heimatlichen Hauses in das Meer, und an der Stelle des Ufers, wo sie strandeten, wurde die neue Wohnun gebaut. Auf eine ähnliche Weise wurden nach den Sagen der Griechen und Römer viele Kolonien an den Stätten angelegt, wo ein Paar Raben sich niedergesetzt, oder wo eine Sau mit ihren Jungen sich gelagert hatte.

Am häufigsten sprach der Gott durch den Flug der Vögel und die Lage der Eingeweide von Opferthieren. Die alten Griechen und Römer, und die rohen, menschenfressenden Dayak in Borneo wandten dabei genau dasselbe Verfahren an.

Nicht immer werden die Orakel von Priestern angeordnet. Aber wo Priester sind, stehen sie unter ihrer Leitung, werden künstlicher und

dem Bereiche des Volkes entzogen. In der Regel mochten die, welche das Orakel verkündigten, eben so sehr von der Wahrheit desselben überzeugt sein, wie die Volksmasse selbst. Aber bei keinem Zweige des Gottesdienstes liegt die Versuchung zu einem frommen Betruge so nahe, wie bei den Orakeln, und die Priester, welche dem gläubigen Volke in Neapel das Blut des heiligen Januarius vorzeigen, oder eine Bildsäule eine bejahende oder verneinende Bewegung machen lassen, sind eben so wenig von absichtlicher Täuschung frei, wie die Priester in Delphi, welche ihre Antworten in doppelsinnigen Hexametern gaben.

6. Die halbreligiösen Gebräuche.

Wo das religiöse Gefühl durch einen Priesterstand genährt und geleitet wird, wird das gesammte Leben davon durchdrungen, und jede bedeutende Handlung in eine Beziehung zur Gottheit gesetzt. Die Ehe, die Benennung des Kindes und später die Erklärung seiner Mündigkeit, sind bei allen Völkern mit Festen, und wo Priester sind, auch mit Gebeten und Opfern verbunden. Bei dem Tode und dem Begräbniß wird die Hilfe des Priesters in Anspruch genommen. Bei der Einweihung eines Hauses, bei Kriegszügen, bei der Niederlage wie bei dem Siege, sucht man die Tempel auf zu Gebeten des Dankes oder der Bitte. Einige der wichtigsten Handlungen im Leben werden erst durch die Weihe des Priesters als gültig anerkannt. Bei frommen Völkern, wie den Juden und Muhammedanern, hat fast jede Handlung des Lebens ihr Gebet. Selbst Speise und Trank, Erwachen und Niederlegen, jede nicht ganz gewöhnliche Erscheinung in der Natur wird von religiösen Gebräuchen begleitet. Neben diesen gottesdienstlichen Gebräuchen giebt es eine Menge anderer, welche der Religion zwar nicht ganz fremd sind, aber nicht zu den eigentlich religiösen Gebräuchen gerechnet werden können. Man könnte sie halbreligiös nennen. Unter diesen sind die Speise-Verbote am wichtigsten.

Die Speise-Verbote.

Ganz frei von ihnen sind die Sammelvölker und Jäger, welche in der That oft schon durch den Hunger genöthigt werden, zu allem

eßbaren zu greifen, was sie finden können. Auch bei den Fischervölkern, bei denen die religiösen und politischen Einrichtungen auf einem noch niedrigeren Standpunkte zu sein pflegen als bei den Jägern, sind keine Speisegesetze bekannt. Was bei diesen Völkern noch nicht entstanden ist, davon haben sich die am höchsten civilisirten Völker schon frei gemacht. In China, wie in den gebildetsten Theilen von Europa, werden gar keine Speise-Verbote befolgt. Dagegen sind die Speise-Gesetze auf einer mittlern Stufe religiöser Bildung, besonders bei den Völkern, welche religiösen Gebräuchen eine große Wichtigkeit beilegen, sehr verbreitet.

Bei den Juden und den Muhammedanern ist das Fleisch der Schweine, bei den Indiern das der Rinder verboten. Einige andere Völker halten es für eine Sünde, Fische zu essen. Zuweilen beschränkt sich das Verbot nur auf eine bestimmte Zeit oder auf das weibliche Geschlecht; und diese Gesetze werden oft mit der äußersten Strenge, selbst unter großen Entbehrungen beobachtet, ohne daß man einen andern Grund dafür angeben könnte als die Sitte.

Gewöhnlich gilt die verbotene Speise auch als ungesund. Dieses geht jedoch wahrscheinlich aus der Meinung hervor, daß die Götter denjenigen strafen, der die heiligen Gebräuche verletzt; denn in der That ist keine einzige der verbotenen Speisen ungesunder als andere, die man ohne Scheu genießt. Die Fische, die Schweine, die Fruchtarten, deren sich viele Völker enthalten, dienen anderen zur täglichen Nahrung, ohne daß diese davon den geringsten Nachtheil verspürten. Der Gebrauch ist wohl religiösen, nicht medicinischen Ursprunges.

Bei den Indiern werden die Rinder nicht gegessen, weil man sie als Symbol der die Erde befruchtenden Gottheit für heilig hält. Aus ähnlichen Gründen ist in andern Ländern der Genuß anderer Thiere untersagt. Bei den Negervölkern werden mehrere Thierarten, welche als National-Gottheiten verehrt werden, weder getödtet noch gegessen. Diese Abneigung kann sich da, wo der Glaube an die Seelenwanderung herrschend ist, bis zur Enthaltsamkeit von aller thierischen Nahrung, bis zu der Scheu vor der Tödtung des lästigsten Insektes steigern.

Das Fleisch anderer Thiere wird aus dem entgegengesetzten Grunde nicht genossen; weil man sie nämlich für unrein hält. Viele Völker essen nicht von dem Fleische einiger Vögel und Vierfüßler, weil man glaubt, daß sie sich von Leichen nähren. Fast überall, wo überhaupt Speisegesetze gegen Thiere beobachtet werden, gehört das Schwein zu den verbotenen Thieren, weil es alle eßbaren Stoffe, auch die widerwärtigsten verzehrt.

Hin und wieder mag es wohl blos die Gewohnheit sein, welche von dem Genusse mancher Thiere abhält. Einige, jetzt das Ufer bewohnende Hottentotten und Kafferstämme essen die Seefische wohl nur deßhalb nicht, weil sie als ursprünglich kontinentale Hirtenvölker einem ihrer gewöhnlichen Speise so fern stehenden Nahrungsmittel abgeneigt sind. Indessen sind diese Gebräuche bei keinem Volke, bei dem nicht ein mächtiger Priesterstand der Wächter der Sitte ist, so fest gewurzelt, daß sie nicht dem Bedürfnisse oder dem Beispiele wichen.

In Südamerica müssen sich die Frauen zu gewissen Zeiten einiger Pflanzen enthalten, und hier vielleicht in der That durch eine misverstandene Gesundheitslehre. Auf den polynesischen Inseln sind den Frauen theils auf immer, theils auf bestimmte Zeiten einige von den Männern sehr geliebte Nahrungsmittel verboten, ohne daß irgend ein anderer Grund als die Gewohnheit angegeben würde. Aber auf diesen Inseln hat die Religion so tiefe Wurzeln geschlagen, und durchdringt so sehr das gesammte Leben des Volkes, daß die scheinbare Willkür, welche sich in diesem Gebrauche findet, sich wohl lösen würde, wenn man ihre Glaubenslehre genauer kännte als es bisher der Fall war.

Die Verletzung des Körpers.

In einem ähnlichen Verhältnisse zur Religion, wie die Speise-Verbote, steht die durch alle Welttheile sehr verbreitete Sitte, einen Theil des Körpers, etwa durch Ausreißen von Zähnen, von Haaren, durch Einschnitte und dergleichen, zu verletzen, ohne jedoch den Körper dadurch zu schwächen. Sie ist zuweilen so innig mit dem gesammten religiösen Leben des Volkes verbunden, daß man sie als ein Hauptzeichen desselben ansehen kann. Bei anderen wird sie zu einem

Gebrauch, der leicht angenommen und abgelegt werden kann. Dieses ist bei einigen Völkern mit der **Beschneidung** der Fall. Sie ist bei den Kaffern allgemein verbreitet. Nur bei den Zulah's wurde sie, wie es heißt, vor einigen Jahrzehenden durch einen despotischen König abgeschafft und ist seitdem, auch nach seinem Tode unterblieben.

Die Bestattung der Leichen.

Mit dem Tode und dem Begräbniß sind sehr viele halbreligiöse Gebräuche verbunden, die zum Theil auf der Vorstellung beruhen, welche sich ein Volk über den Zustand der Seele nach dem Tode gebildet hat. Schon die Art des Todes ist von religiösem Interesse. Die alten nordischen Krieger hielten es, wie die der Gegenwart, für ehrenvoll auf dem Schlachtfelde zu sterben; und nur der gefallene Held konnte einen Platz in der Walhalla einnehmen. Daher ließ sich der tapfere Mann, der von Alter und Krankheit gebeugt, nicht mehr hoffen durfte, ehrenvoll von Feindes Hand zu fallen, zuweilen von seinem eigenen Sohne mit der Keule erschlagen, oder von einem Felsen herabstürzen. Bei andern Völkern lassen sich die Sterbenden in den Wald, aufs Feld, an das Ufer des Flusses oder Meeres tragen, um ihre Seele dort den Göttern darzubieten.

Die **Bestattung** ist fast bei allen Völkern mit Feierlichkeiten verbunden. Nur bei den arabischen Beduinen bindet der nächste Angehörige den Körper bald nach dem Verscheiden auf ein Kamel, und begräbt ihn an einer einsamen Stelle in der Wüste. Aber der arme neuholländische Sammler wird nach seinem Tode von dem ganzen Stamme zur Grabstätte geleitet. Das Grab ist künstlich gegraben und mit Zweigen und Blättern geschmückt. Mit der Wohlhabenheit der Völker steigen auch die Zurüstungen. Man bezahlt Priester, um Trauerreden zu halten, Trauerweiber, um die Bestattung mit Klageliedern und Geschrei zu begleiten, und verwendet oft theils auf die Leichenfeierlichkeit selbst, theils auf die Errichtung eines Denkmals, einen beträchtlichen Theil des Nachlasses.

Die Art der Bestattung hängt theils von der Glaubenslehre, theils von örtlichen Verhältnissen ab. Die am weitesten verbreitete Sitte ist die Beerdigung. Man begräbt die Leichen in einen Mantel

gehüllt, zuweilen auch in hölzerne oder irdene Gefäße gesteckt, so tief in der Erde wie möglich, und bedeckt sie zum Schutze gegen die Raubthiere mit Steinen. Bei vielen Völkern gilt es daher als religiöser Gebrauch, daß jeder Vorübergehende einen Stein auf den Hügel werfe; so daß die Grabhügel angesehener Personen, wenn sie an besuchten Straßen liegen, oft einen beträchtlichen Umfang erreichen.

Diese Gräber nehmen bei kunstsinnigen Völkern eine regelmäßige Gestalt an. Man ebnet den Boden, auf dem die Leiche liegen soll, pflastert ihn mit Steinen und legt andere große Steine so umher, daß sie eine Art Kammer bilden, in welcher die Leiche mit dem, was man ihr beigiebt, frei liegen kann. Auf diese Steinkammer häuft man den Hügel auf und stellt auf seiner Spitze und an seinem Fuße wiederum große Steine in regelmäßiger Form, oft in der eines Altars auf, auf welchem die Hinterbliebenen den Göttern Opfer darbringen. Der Bau der Kammer selbst stand mit der Industrie des Volkes im Einklange. Sie waren, wenn das Volk an die Errichtung künstlicher Gebäude gewöhnt war, zuweilen gemauert oder aus Holz gezimmert. Solche meistentheils umfangreiche Gräber aus einer über den Anfang einer beglaubigten Geschichte hinausgehenden Zeit sind in den nördlichen und mittleren Theilen von Europa noch jetzt in Menge vorhanden. Sie waren aber früher auch in Südeuropa häufig; und ganz ähnliche Gräber haben die Ureinwohner von America, von Asien, ja sogar von Südafrica ihren Hinterbliebenen errichtet.

Einige dieser Leichenhügel dienten nur einem Einzigen oder einer Familie als Grab; in andern wurden alle Todten eines Stammes beigesetzt, und sie hielten zuweilen Tausende von Leichen.

Was die meisten Völker durch die Aufschüttung der Hügel sorgfältig zu vermeiden suchen, das führen andere absichtlich herbei. Sie setzen ihre Leichen frei aufs Feld, auf Bäume oder künstliche Gerüste, um sie von dem Wilde oder den Vögeln verzehren zu lassen; oder sie werfen sie ins Wasser, wo sie eine Beute der Fische und Krokodile werden. Indessen geht diese den natürlichen Gefühlen des Menschen widersprechende Sitte stets aus eigenthümlichen Ansichten über die Fortdauer der Seele nach dem Tode hervor.

Die Scheu vor der Verletzung der Leichen durch Menschen oder Thiere, und vor den gewöhnlichen Folgen des Begrabens, hat einige Völker auf die Sitte des Verbrennens und auf das Einbalsamiren geführt. Beide finden sich niemals bei ganz rohen Völkern. Aber bei den schon höher stehenden Völkern der Waldregionen ist das Verbrennen der Leichen eine sehr verbreitete Sitte. Bei den Indiern, so wie bei den ältesten Griechen und Römern, wurden die Leichen verbrannt, die Knochen und die Asche gesammelt und in Gräbern oder Grabkammern, zuweilen in der Wohnung des Verstorbenen aufbewahrt. Nur die Sklaven wurden bei den Griechen und Römern wie Thiere verscharrt. Auch bei den alten Deutschen und den übrigen nord-europäischen Völkern war diese Sitte zu einer gewissen Zeit herrschend. Bei den Arabern, Mongolen und andern Hirtenvölkern in Baum-armen Steppen konnte sie nie allgemein werden und wurde nur bei Fürsten angewendet; und bei den civilisirten Völkern der neuern Zeit ist sie theils aus religiösen Bedenklichkeiten, theils wegen der bei einer starken Bevölkerung beträchtlichen Kosten ganz aufgegeben worden. Alle christlichen und muhammedanischen Völker, die Chinesen und sogar fast alle Negervölker begraben ihre Leichen.

In höhlenreichen Gegenden werden die Leichen gewöhnlich in Höhlen beigesetzt, wenn nicht eine aus dem Auslande gekommene Religion es anders gebietet. In Aegypten zum Beispiel, wo der gut benutzte Boden keinen Raum zu Gräbern ließ, wurden die Höhlen, die früher vermuthlich die Wohnsitze der Lebenden waren, zu Ruhestätten der Verstorbenen. Sie wurden, so wie das Bedürfniß stieg, erweitert und zu den Grabkammern für die Leichen des sehr zahlreichen Volkes. Auch bei den alten Israeliten scheint dieses die ursprüngliche Begräbnißart gewesen zu sein. In America hat man an mehreren Orten Höhlen mit vielen hundert regelmäßig gelagerten Leichen gefunden. In diesen Höhlen von Kalk- und Sandgestein pflegt schon die Natur die Leichen vor Verwesung zu schützen, und diese Mumien blieben Jahrhunderte hindurch fast unverändert. Aber fast in allen diesen Ländern hat man das Werk der Natur durch die Kunst zu unterstützen gesucht, und die Leichen zuweilen auf eine so

künstliche Art einbalsamirt, daß man die Mumien auch in solchen Ländern aufbewahren konnte, wo sie ohne Hilfe der Kunst schnell in Staub zerfallen wären.

Die Opfer bei der Bestattung.

Die Leichen mochten aber verbrannt oder beerdigt, oder in künstlichen oder natürlichen Kammern beigesetzt werden, bei fast allen Völkern, bei sehr civilisirten wie bei den rohesten, herrscht die Sitte, dem Körper desjenigen, den man im Leben verehrte, auch einiges von dem, was er liebte, mit ins Grab zu legen. Man gab dem Manne seine Waffen, dem Weibe die Spindel mit ins Grab, und stellte gewöhnlich noch etwas Speise und Trank bei, was vielleicht ursprünglich noch aus dem Wunsche entsprang, daß der Körper, wenn er aus dem Scheintode erwacht, wovon es bei der schnellen Beerdigung immer einige Beispiele geben mußte, nicht ganz hilflos blieb. Später wurde dies zur leeren Form, die zuweilen, jedoch selten, auch bei verbrannten und einbalsamirten Leichen geübt wurde.

Gewöhnlich gab man den Todten auch ihr Geschmeide mit ins Grab, und zuweilen so bedeutende Schätze, daß sie die Habgier der Enkel reizte, die sich zum größten Aergerniß der Priester der Schätze bemächtigten. Die Abneigung der Hinterbliebenen, ein Eigenthum der Verstorbenen zu gebrauchen, als wäre es Unrecht, irgend einen Nutzen aus seinem Tode zu ziehen, geht bei einigen Völkern, z. B. den Djippewäh im Norden von America, so weit, daß sie alles, was der Verstorbene besaß, zerstören, selbst die Hütten, das Pelzwerk und die Waffen, und sich dadurch oft dem bittersten Mangel aussetzen.

Fast alle Völker geben als Ursache des Gebrauches, den Leichen viele, ihnen im Leben nützlich oder angenehm gewesenen Dinge mit ins Grab zu legen, den Wunsch an, daß sich die Todten ihrer im andern Leben bedienen mögen, ein natürlich nur symbolisch gemeinter Spruch, da man wohl weiß, daß von den ins Grab gelegten Dingen nichts berührt wird. Aber dieser an sich kindlich schöne Wunsch führt zu einer traurigen Uebertreibung. Man tödtet an den Gräbern der Häuptlinge ihre Rosse, ihre geliebtesten Sklaven und Frauen, und die Trauer und die Sehnsucht nach dem Wiedersehen im Lande

der Seligen veranlaßt Sklaven und Frauen sogar oft freiwillig in den Tod zu gehen. Von diesem Gebrauche sind die beiden Extreme der Völker, die rohesten wie die gebildetsten, ganz frei; auch bei den Deutschen, den Kaffern und anderen Völkern auf diesen Stufen der Bildung kam sie nicht vor; aber bei vielen, besonders unter dem Einflusse eines organisirten Priesterthums stehenden Völkern, bei einigen skythischen und vorderasiatischen Stämmen, auf den polynesischen Inseln und einem großen Theile von Africa und America war sie sehr verbreitet.

Jede höhere Kultur setzt diesem Gebrauche engere Grenzen. Bei keinem Kulturvolke, selbst bei denen nicht, die Menschenopfer dulden, wurden Frauen oder Sklaven wider ihren Willen am Grabe geopfert. Aber freiwillig, so weit man die Folge der Bethörung durch fanatische Priester eine freiwillige Handlung nennen kann, verbrennen sich im civilisirten Indien noch heutigen Tages Wittwen auf dem Scheiterhaufen ihrer Gatten; und dieses ist nicht etwa der Ueberrest der Sitte eines früheren barbarischen Zustandes, sondern, wie so mancher andere tadelnswerthe Brauch, erst in späterer Zeit durch die Ausartung der Religion entstanden, indem die Grenzen, in denen diese Selbstmorde gestattet oder empfohlen werden, erst seit wenigen Jahrhunderten den gegenwärtigen Umfang erreicht haben. Allein wie alle der Natur widerstrebende Gebräuche hat auch dieser keine tiefen Wurzeln im Volke; ein Regierungsbefehl der herrschenden Engländer reichte hin, um ihn in ihrem Gebiete fast gänzlich zu vernichten.

7. Der Einfluß der Religion auf die Völker.

Die Religion greift mehr in die Gebräuche als in die Sinnesart der Völker ein. Sie hat ihren Antheil an den nicht sehr beträchtlichen Veränderungen, welche die Erziehung in dem Charakter und dem Temperamente hervorbringt, aber sie steht den Naturumgebungen an Einfluß auf den Geist der Menschen weit nach.

Der Einfluß der Religion auf die Gesinnung.

Wenn die Völker stets den Vorschriften ihrer Glaubenslehre nachlebten, so würde diese in der That ihren Charakter bestimmen; aber theils haben die Völker statt der Glaubenslehre nur einige Glaubens-

sätze, welche das Geistige wenig berühren; theils beobachten sie auch diese nicht, wo sie in Widerstreit mit anderen Interessen treten.

Keine religiöse Lehre ist so geeignet auf die Handlungen der Menschen durch Furcht oder Hoffnung einzuwirken wie die von der Unsterblichkeit der Seele. Aber sie übt diesen Einfluß nur selten aus. Auch bei Völkern, deren Ueberzeugung von einem glücklichen Leben nach dem Tode sehr lebendig ist, geht sie niemals so weit, den Tod als etwas erwünschtes oder nur gleichgültiges erscheinen zu lassen. Einzelne Enthusiasten suchen ihn auf; aber die übrigen meiden ihn, soviel sie können, oder gehen ihm, wenn er unvermeidlich ist, oder mit dem Tode ein höheres Ziel zu erreichen ist, doch nur als einem Uebel, mit Fassung entgegen. Die Opfer der französischen Revolution ertrugen den Tod durch die Hand des Henkers trotz ihres Unglaubens mit derselben Fassung, wie die gläubigen Moslem; und die alten Griechen, denen das Leben nach dem Tode als freudenleer erschien, kämpften für das Vaterland oder für den Sold nicht minder tapfer wie die modernen Europäer oder die fanatischen Seikh.

Bei Christen und Muhammedanern ist der Mord eines Menschen unter Androhung zeitlicher und weltlicher Strafen verboten; aber die Religion verhinderte weder Sultane noch christliche Fürsten des Mittelalters ihre Brüder und Kinder in der Wiege zu tödten, wenn sie dadurch ihre Herrschaft zu befestigen glaubten. Und was frommt's, daß die christlichen Europäer den Göttern keine Menschen opfern, wenn sie Tausende zu Ehren Gottes auf Schlachtfeldern oder Scheiterhaufen dahin opfern, oder wenn Hunderttausende von Negern auf ihren Sklavenschiffen und Pflanzungen dem niedrigsten Eigennutze zur Beute fallen!

In der Krankheit, wo der Geist des Menschen gebeugt ist und Ungewißheit über sein Schicksal ihn bedrängt, pflegt er wohl auf den Fall der Genesung Buße zu versprechen und einen Theil seines Nachlasses zu religiösen Zwecken zu bestimmen. Aber in vollkräftiger Gesundheit läßt sich der Mensch nur in den sogenannten Pflichten gegen Gott, in Fasten, Beten und anderen religiösen Gebräuchen von den Lehren seines Glaubens leiten; aber in den Pflichten gegen seine

Mitmenschen folgt er nicht ihnen, sondern den Anregungen seines Charakters, im Guten wie im Bösen, bald seinem wohlwollenden Gemüthe, bald seinen Begierden. Die meisten Menschen handeln, als glaubten sie an keine Gottheit, die strafen und belohnen könnte.

Zum Glück für die Menschheit ist dem Geiste des Menschen ein Gefühl für das Rechte angeboren, das eine Glaubenslehre zwar nur wenig kräftigen, aber auch nur wenig schwächen kann. Wenn die Völker jedes Glaubens gleiche Laster haben, so haben sie auch gleiche Tugenden. Griechen und Römer, Deutsche und Franzosen sind sich darin gleich, und haben auch nicht mehr Beispiele der aufopfernden Treue und des höchsten Edelsinnes aufzuweisen, wie die rohen nordamericanischen Jäger und die Eingeborenen von Neuseeland und den Tonga-Inseln. In dem Einzelnen ist das Gute und Böse auf mannigfaltige Weise gemischt; aber im Volke gleicht sich alles persönliche aus. Sitte, Religion und Naturumgebung vermehren oder vermindern die Versuchung zu manchen Uebelthaten. Aber wenn sie nach einer Richtung das Gute fördern, so pflegen sie es nach der anderen zu hemmen; und sind sie auch im Ganzen von bedeutendem Einflusse auf die Bildung des Verstandes, die Bildung des Herzens verfolgt ihren unabhängigen Gang.

Der Einfluß der Religion auf die Wissenschaft.

Es giebt bei den Naturvölkern keine ausgebildete Wissenschaft oder Kunst; aber sie besitzen Beobachtungen und Erfahrungen, die zu ihnen führen, wenn günstige Umstände eine höhere Kultur hervorbringen. Wir werden daher in diesem Abschnitte öfter als sonst in das Gebiet der Kulturvölker übergreifen müssen.

Die Anfänge der Wissenschaft sind fast unabhängig von den Glaubenslehren an sich. Das Gebiet der Religion ist in den Augen der Gläubigen von allen übrigen auf das schärfste getrennt. Den aus anderen Quellen entspringenden Anschauungen erlauben sie gar keinen Einfluß auf ihre religiöse Ueberzeugung und lassen sich durch keinen Widerspruch derselben in ihrem Glauben irren. Der in den gewöhnlichen Verhältnissen des Lebens genau beobachtende und prüfende Mensch weist in der Religion alle Kritik von sich ab und glaubt blind-

lings was ihm von Menschen, denen er sich geistig weit überlegen fühlt, als glaubhaft geschildert wird.

Aber andererseits stört die Religion auch die wissenschaftlichen Bestrebungen nicht. Die Widersprüche, welche eine konsequente Fortsetzung derselben zwischen ihnen hervorbringen muß, werden noch nicht erkannt, und beide gehen daher eine Zeitlang unabhängig neben einander fort. Auch bei einer hohen Bildung, wo Glaubenslehre und Wissenschaft gewöhnlich der Beruf verschiedener Stände sind, können beide neben einander bestehen, ohne daß sie einander zu zerstören suchten. Aber bei Priesterständen ist diese Unabhängigkeit nicht möglich. Hier sind beide Arten geistiger Bestrebungen in denselben Personen vereinigt. Sie wirken auf einander ein und müssen, so lange überhaupt noch eine geistige Thätigkeit stattfindet, in Einklang gebracht werden. Dieses Bemühen übt nun auf die Wissenschaft einen bald hemmenden, bald fördernden Einfluß.

In dem Gebiete der Religion selbst wird die Glaubenslehre durch die Wissenschaft gereinigt und veredelt und gelangt dadurch auf die höheren Stufen ihrer Entwickelung. Aber dem eigentlichen Volke kommt davon wenig zu Statten. Denn alle Priesterstände, ohne Ausnahme der Zeit und der Heimat, theilen ihre Kenntniß in eine esoterische und eine exoterische. Jene ist das reifste Produkt des Gedankens, das sich im Volke bilden konnte; sie umfaßt Gott und das Naturganze im Verhältniß zum Menschen, wie sie sich im Lichte der Philosophie der Zeit darstellen. Sie bleibt aber dem Volke selbst gänzlich fremd, welchem nur die exoterische, leicht verständliche, materielle Auffassung zugänglich ist. Das Exoterische ist zugleich im Wesentlichen derjenige Theil der Lehre, der einem jeden mitgetheilt werden kann, ohne daß dadurch eine Schmälerung des Ansehens der Religion und ihrer Diener zu besorgen wäre.

Unter den mit der Religion nicht unmittelbar verbundenen Wissenschaften finden wir besonders die Astronomie und die Mechanik gefördert. Die Astronomie, die Lieblingswissenschaft der Großen und Mächtigen, weil sie sich mit dem räumlich und massenhaft Größten beschäftigt und kostbarer, nur von ihnen ausführbaren Zurüstungen

bedarf, ist bei allen Völkern mit einem Priesterstande zu einer im Verhältniß zu anderen Wissenschaften hohen Stufe gelangt. Schon die bloße Aufzeichnung der gewöhnlichen astronomischen Erscheinungen, der Schattenlänge, der Stellung der Sonne und des Mondes gegen die Gestirne und der Finsternisse, führt, einige Jahrhunderte hindurch fortgesetzt, zu einer sehr genauen Kenntniß der Umlaufszeiten und mehrerer sogenannter Unregelmäßigkeiten in den Bahnen der beiden Hauptgestirne. Die Länge des Jahres und des Monats war nicht blos bei den Aegyptern und Indern, sondern auch bei den Mexicanern und anderen americanischen und polynesischen Völkern recht genau bestimmt.

Auch einige Fabrikationszweige, wie man an noch vorhandenen Geräthen wahrnehmen kann, zeugen von einer sehr fortgeschrittenen Technik. Aber alle diese Fortschritte waren im Verhältniß zu der langen Zeit, die sie bedurften, nur klein und wurden bei den Griechen nach wenigen Jahrzehnden freier Forschung bedeutender als bei den Priestervölkern in eben so viel Jahrhunderten. Denn sobald eine Wissenschaft oder Kunst einen gewissen, für die Bedürfnisse dieser Völker ausreichenden Umfang erreicht hat, bleibt sie stehen. Die späteren Generationen zehren geistig von dem, was die Väter gesammelt haben. Das Volk ist wie erstarrt und kann Jahrtausende in diesem Zustande bleiben, wenn nicht fremde Völker einbrechen und die abgestorbenen Gewächse zerstörend, den Boden zur Aufnahme einer neuen Saat vorbereiten.

Der Einfluß der Religion auf die Kunst.

Die Kunst ist inniger mit der Religion verbunden, wie die Wissenschaft; denn sie bedürfen einander. Die Künste finden durch die Vermittelung derselben einen reichen und ihrer höchsten Aufgabe würdigen Stoff; und die Religion bedarf der Künste, um den Gottesdienst selbst und die Orte, wo er stattfindet, auf eine wirksame Weise zu schmücken.

Die Stätten für die Gebete und Opfer sind ursprünglich entweder in der Wohnung der Betenden selbst, oder in freiem Felde, in Hainen, auf den Gipfeln der Berge. Aber wo sich ein umfangreicher Gottesdienst gebildet hatte, hielt man ihn in besonderen Gebäuden, in Tem=

peln, ab. Die Wandervölker bereiten zu diesem Zwecke zuweilen große, reichgeschmückte Zelte. Bei andern Völkern ist die Wohnung des Häuptlings zugleich der Ort, wo sich die Gemeinde zum Dienste der Götter versammelt. Die Polynesier haben zu ihren Opfern und Grabstätten große, erhöhte, mit großen Steinen umfriedete und gepflasterte Räume, welche nur eine sehr mühsame Arbeit des gesammten Volkes erbauen konnte. Bei einigen dieser Völker z. B. den Einwohnern der Karolinischen Inseln sind es schon wirkliche Tempel, und bei den Kulturvölkern selbst bilden die Tempel stets den Mittelpunkt der gesammten Baukunst; sie sind die kostbarsten und umfangreichsten Gebäude, die sie besitzen.

Für die übrigen Künste war die Religion nicht immer gleich vortheilhaft; einige wurden dadurch sogar unterdrückt. Eine Religion, welche aus Furcht vor dem Götzendienste alle Abbildungen aus den Tempeln verbannt, entzieht der Kunst ihr schönstes Gebiet, und wenn sie sogar jede Abbildung des Menschen streng untersagt, so wird eine höhere Ausbildung der Malerei und Skulptur ganz unmöglich.

Einen noch größern Nachtheil als diese Verbote bringt die Stätigkeit hervor, in welche die Religion alle mit ihr verbundenen Darstellungen versetzt. Die anfangs durch die Bedürfnisse des Gottesdienstes beförderte Kunst wird, sobald ihnen genügt ist, in ihrer Entwickelung gehemmt. Wie die Sprache, so erstarrt auch die Kunst in dem Dienste der Gottheit, und von der Gestalt, in welcher das Volk eine Gottheit an einem heiligen Orte zu sehen gewohnt war, wird keine Abweichung mehr erlaubt.

Zwar machen die religiösen Darstellungen nur einen Theil des weiten Kunstgebietes aus, aber den wichtigsten; und bei Völkern mit einer ausgebildeten Götterlehre, welche alle Seiten des Lebens durchdringt, wird die bei den religiösen Kunstgegenständen gebotene Weise auch in allen andern Richtungen herrschend. Oft sieht man in den Steinmonumenten von Aegypten und Indien, so wie in den aus fügsameren Stoffen bereiteten Bildnereien der Südsee-Insulaner, den Kampf des Kunstsinnes mit den Geboten des Glaubens. Das Beiwerk ist höchst zierlich ausgeführt, die Thierbilder sind treu dargestellt,

selbst die Züge der Götter und Menschen voll Adel und Ausdruck; man erkennt die innere Kraft, die den Künstler erheben will. Aber die Gestalten selbst behalten die gebotene rohe und steife Zeichnung bei, die Perspektive bleibt falsch, die Gruppirung der Figuren mangelhaft. Die Kunst, die sich nur in der Freiheit entfalten kann, bleibt von den ihr in der Kindheit angelegten Banden auf ewig gefesselt.

Von dem nachtheiligen Einflusse der Ueberschätzung alter Formen sind sogar diejenigen Völker nicht ganz frei, bei denen es keine vom hohen Alterthume überlieferten Götterbilder gab, oder keine Priester, welche Einfluß genug besaßen, die alten Formen streng zu bewachen. Sie findet sich sogar in Gebieten, welche der Religion so fern stehen wie die Heraldik. Aber am häufigsten und nachtheiligsten ist dieser Einfluß in den der allgemeinen Verehrung dargebotenen Bildwerken. Bei den gebildetsten Völkern des neuen Europa giebt es eine Menge von hochverehrten Bildern, welche den bescheidensten Anforderungen an ein Kunstwerk Hohn sprechen, und durch das Ansehen, das sie genießen, das Auge gegen schöne und edle Formen abstumpfen und den erwachenden Kunstsinn zu ersticken drohen.

Indessen ist die alte Sitte, wenn sie nicht durch die Religion geheiligt wird, selten stark genug, um dem wahren Kunstgefühl auf die Dauer zu widerstehen. Auch die Griechen, haben in alten Zeiten theils aus Nachahmung der orientalischen Götterbilder, theils aus ähnlichen Ursachen wie die Orientalen selbst, vielhändige und thierköpfige Bildsäulen verfertigt. Als aber ihr Kunstsinn erwachte und sich von jedem Vorurtheil frei entwickelte, konnten sie an die Stelle der Misgestalten, die kein hohes Alterthum und kein Priesterstand schützte, die höchsten Produkte ihrer Kunst in die Tempel setzen.

Die Religion ist es also nicht, welche an sich selbst die höhere Entwickelung der Kunst fördert; glücklich für diese, wenn sie nur nicht hemmend wirkt. Die Götter-reiche Religion der Griechen, so wie in späterer Zeit die Form, welche der christliche Glaube angenommen hatte, haben durch die Stoffe, die sie den Künstlern darboten, und den Wetteifer, den sie erregten, einen großen Antheil an der Entwickelung der Kunst gehabt. Aber auch nur auf diese mittelbare

Weise. Denn derselbe Geist, der die edlen Jupiter- und Apollo-Statuen für die Tempel schuf, bildete zu gleicher Zeit die Bacchantinnen und Hetären, die Hermaphroditen und Faunen für die üppigen Gemächer der Reichen. Die Maler der Madonna und der Heiligen waren dieselben, welche auch die Bettelbuben, die Leda und die Danae malten. Der in allen Gebieten erweckte Kunstsinn fand in den Gegenständen des Gottesdienstes ein allerdings sehr ergiebiges Feld. Aber die Religion allein, wenn sie ihre Herrschaft in der Kunst behauptet hätte, würde die Diana in ihrer alten Form vom Tempel zu Ephesus sicherlich beibehalten haben.

8. Die Verbreitung der Religionen.

Die Religionen haben ihre innere und ihre äußere Geschichte. Jene, die Thätigkeit des Geistes im Gebiete der Religion, haben wir, so weit sie in den Bereich der Naturvölker gehört, bereits oben behandelt. Die äußere Geschichte besteht in der Verbreitung derselben unter den Menschen.

Diese ist immer sehr langsam. Die Völker nehmen von einander wohl die Benennung der Gottheiten, einige Formen des Götterdienstes und die Gebete an; aber die wirkliche Annahme einer fremden Glaubenslehre setzt die Vereinigung mehrerer selten erfüllter Bedingungen voraus. Die höhere geistige Entwickelung derselben ist dabei wol wichtig, aber keineswegs entscheidend. Sie kann sogar unter gewissen Umständen der Verbreitung hinderlich sein, und die höhere zuweilen von der niedrigeren verdrängt werden, wenn der politische Einfluß, die geistige Regsamkeit und die Bildungsstufe des Volkes auf der Seite der letzten stehen. In Vorderasien, und der griechischen Halbinsel, in Africa, in Spanien und in Arabien selbst wurden viele christliche und jüdische Völker zum Islam bekehrt, und in der Hälfte von Deutschland und Frankreich wurde der Protestantismus wiederum vom Katholicismus verdrängt, der dort die größere politische Macht besaß.

Die günstigste Bedingung zur Verbreitung einer Religion bei Naturvölkern ist das Dasein eines Priesterstandes auf der Seite des lehrenden und die Abwesenheit oder Machtlosigkeit desselben auf der

Seite des die Lehre empfangenden Volkes. Denn die Priester sind bei den nicht sehr hoch civilisirten Völker nicht nur die einzigen, welche eine genaue Kenntniß der Glaubenslehren besitzen, sondern auch diejenigen, welche allein ein lebhaftes Interesse an ihrer Verbreitung nehmen, theils weil sie das edle Bedürfniß fühlen, die Wahrheit, die sie zu besitzen glauben, auch andern Völkern mitzutheilen, theils aus dem selbstsüchtigen Bestreben nach der Ausdehnung ihrer Macht. Aus denselben Gründen sind sie aber auch die entschiedensten Gegner der Einführung jedes neuen Glaubens, welche niemals möglich ist, so lange sie ihre Macht behaupten.

In Peru und Mexico konnte das Christenthum erst nach der gänzlichen Vernichtung des einheimischen Priesterthums Raum gewinnen; und die Spanier sind zu entschuldigen, wenn sie dem Beispiel aller älterer Bekehrer folgend, sich wenig um die Interessen einer ihren Zeitgenossen unbekannten Alterthums-Wissenschaft kümmerten, sondern alles zerstörten, was an den früheren religiösen Zustand erinnerte.

Auch bei den fast civilisirten Eingeborenen der polynesischen Inseln, welche die große Ueberlegenheit der Europäer schnell erkannt und daher auch eine günstige Meinung von ihrem Glauben erlangt hatten, konnte das Christenthum selten ohne blutige Religionskriege eingeführt werden, weil der Priesterstand der Gefahr, die seinen Einfluß bedrohte, mit aller Macht zu begegnen suchte. Sogar bei einigen ganz rohen Völkern in der Nähe der Küste von Guinea, welche jeden Weißen als ein höheres Wesen verehren, sind die Bemühungen der christlichen Missionen an dem Einflusse des ganz ungebildeten, aber mächtigen Priesterstandes gescheitert.

Nur im südlichen Africa, wo es keine Priester giebt, kann sich das Christenthum unter dem Einflusse frommer und gebildeter Sendboten schnell verbreiten; eben so wie einst bei den Deutschen und Slaven, wo ebenfalls kein tief in das Volksleben eingedrungener Gottesdienst zu besiegen war.

Weniger als ein Priesterstand ist eine Priesterkaste, sowohl zur Verbreitung der eigenen als zur Abwehr einer fremden Religion geeignet. Bei dem Priesterstande hängt die Anzahl und die Vertheilung

der Geistlichen von dem Bedürfnisse ab. Ein jeder, der den Beruf fühlt, tritt in den Stand ein, und bei der Verbreitung ihres Glaubens zu einem fremden Volke erheben sich aus der Mitte desselben Männer in Menge, welche den neuen Glauben nicht nur weiter verbreiten, sondern auch volksthümlich machen. Die Priesterkasten dagegen sind in ihrer Heimat gewöhnlich so zahlreich, daß die Mehrzahl zum Ackerbau oder Handel greifen muß und die Theilnahme an den Gegenständen des Glaubens verliert; so daß die gesammte Kaste mehr zu einer aristokratischen als religiösen wird. Bei den Völkern, zu denen sich ihre Religion verbreitet hat, sind dagegen nur wenige Priester, und diese können als fremden Stammes niemals mit dem Volke verwachsen. Es ist daher selten, daß eine Religion mit Priesterkaste sich sehr weit über ihre Heimat hinaus verbreitet oder außerhalb derselben lange erhalten hätte.

Die Aegypter, die Bramanen, die Juden haben daher ihre Religion niemals über große und von ihrem Ursprunge entfernte Länder ausdehnen können, wenn nicht ein Theil des Volkes selbst auswanderte; während der Muhammedanismus oder der Buddhismus, dessen Priester keine Kaste bilden, an keine Heimat gebunden ist und in Japan wie an der Küste von Senegambien eben so fest mit dem Volksleben verwachsen ist, wie in Tibet und in Arabien.

Durch die Einführung einer neuen Religion wird jedoch die ältere niemals ganz vernichtet, und je niedriger der Volksglaube ist, den sie hervorbringt oder gestattet, desto leichter nimmt sie fremde Elemente in sich auf und paßt sie der Gesinnung des Volkes an. Bei den alten Griechen und Römern konnten die verschiedensten Glaubensformen ungestört neben einander bestehen; und dieselbe Volksmasse, welche den einen Tag das Fest des Jupiter beging, brachte den nächsten Tag den asiatischen Sonnengöttern, Herkules oder Bacchus ihre Opfer und feierte den dritten Tag die Mysterien der ägyptischen Isis.

Die Buddhisten in China und Japan beten neben den allgemein verehrten Verkörperungen des Buddha auch noch Götter an, welche aus der vor-buddhistischen Zeit der einheimischen Natur-Religion stammen und in Tibet und Indien gänzlich unbekannt sind. So hat

auch das entartete Christenthum des südlichen Europa in seinem Heere von Heiligen eine Menge heidnischer Gottheiten, welche an denselben Orten und fast auf dieselbe Weise verehrt werden, wie zu den Zeiten des Heidenthums.

Solche niedrig stehende und jede Art von Götterdienst leicht aufnehmende Religionen sind daher weit leichter zu verbreiten als höher stehende, auf einfacher, geistiger Grundlage ruhende Glaubenslehren, die alles fremdartige abstoßen. Der Muhammedanismus und das Christenthum, wie die gebildeteren Katholiken und Protestanten es auffassen, hat sich daher niemals schnell auf rohe Götzendiener übertragen lassen. Aber daher haben sie auch, wenn sie aufgenommen wurden, das gesammte Volksleben veredelt, während das After-Christenthum der Neger sich von ihrem früheren Götzendienste nur dadurch unterscheidet, daß statt der Tiger und der Schlangen jetzt das Kreuz ihr Fetisch ist.

Die Missionen der Muhammedaner.

Die Mittel, welche verschiedene Völker anwenden, um ihre Religion zu verbreiten, hängen sowohl von der Bildungsstufe und der Macht des Volkes als von dessen Glaubenslehre ab. Die einfachsten Mittel wendet der Muhammedanismus in den von den Hauptsitzen seiner Macht entfernten Ländern an.

Ein muhammedanischer Mollah kommt an einen ganz heidnischen Ort. Dort von ein paar Eingeborenen, die auf ihren Reisen von Muhammedanern gastlich aufgenommen waren, beschützt, gründet er eine kleine Schule. Sein sanftes Wesen, seine Redlichkeit und Klugheit, seine Erzählungen von den Wundern der großen muhammedanischen Städte am Nil oder am Mittelländischen Meere verschaffen ihm Freunde. Er nimmt einige Knaben ins Haus, die er Sprüche aus dem Koran, die er arabisch lesen und schreiben lehrt, und mit den Sitten der gebildeten Muhammedaner bekannt macht, und die dafür mit ihm und für ihn arbeiten. Denn seine Lebensweise ist ganz die der Eingeborenen. Den fremden muhammedanischen Kaufleuten dient er als Dolmetscher und Gastfreund und erlangt dadurch allmälig ein gewisses Ansehen bei den heidnischen Einwohnern des Ortes. Die

Knaben wachsen heran; allmälig bildet sich eine Gemeinde, die außer den arabischen Gebetformeln auch muhammedanische Sitte und Bildung kennt und übt; und der Islam und mit ihm eine in Vergleich zur einheimischen hohe Kultur, ist eine Stufe tiefer in das Innere von Africa fortgeschritten.

Auf diese Art verfährt der Muhammedanismus in allen Ländern, wo er sich nicht aufs Schwert stützen kann. Wo er es vermag einige Fürsten zu gewinnen und seine Macht gegründet ist, da werden die widerstrebenden und die schwächeren Nachbaren gewöhnlich gewaltsam bekehrt. Aber so lange dieß Ziel noch nicht erreicht ist, suchen die Missionäre nur durch Lehre und Beispiel zu wirken; sie trennen sich und ihre Jünger nicht vom Volke, und bleiben diesem auch, soweit es ihre Glaubenssätze zulassen, in der Lebensweise treu. Aber dennoch ist der ganze Sinn des bekehrten Volkes umgewandelt. Die einheimischen Priester haben ihr Ansehn verloren, und mit ihm ist eine Menge barbarischer Gebräuche verschwunden. Die Selbstmorde und Verstümmelungen bei dem Tode von Fürsten und Angehörigen, die Menschenopfer, die Gottesurtheile haben aufgehört. Allmälig bereitet sich auch im Familienleben und in der Lebensweise ein Zustand vor, der dem anderer civilisirter muhammedanischer Völker gleicht. Viele Fellata-Staaten im Innern Africas und die Mandingo in Senegambien sind nur noch in der Farbe ihres Gesichtes und in ihren Zügen von Arabern und Persern verschieden. So ist der Islam von Tripolis und Kairo aus durch den nördlichen großen Theil des Welttheils langsam, aber stetig fortgerückt, hat am Senegal und Gambia schon das Atlantische Meer erreicht und trifft im Süden unweit der Küste von Guinea mit den protestantischen Sendboten zusammen, welche ihre reinere Glaubenslehre von der Küste aus nach dem Innern zu tragen suchen.

Hier an den Höfen von Dahome und Aschanti halten sich jetzt muhammedanische und christliche Missionäre auf. Diese, an allen anderen Orten der Erde unversöhnliche Feinde, arbeiten hier dem grausamen Priesterstande gegenüber, der alljährig Tausende von Menschen schlachten läßt, als Freunde an demselben edlen Werk. Sie wollen beide die Menschenopfer zerstören, barbarische Gebräuche

abschaffen, und den Dienst des einen Gottes einführen; und sie haben ihr schönes Ziel beinahe erreicht.

Die Missionen der Katholiken.

Das Christenthum hat in dem ersten Jahrtausende seines Bestehens seine Erfolge auf ähnliche Weise, theils durch Lehre und Beispiel, theils durchs Schwert erlangt. Es hat sich von den Provinzen des römischen Reiches aus über alle Nachbarländer verbreitet, und den Verlust, den es durch die Eroberungen des Islams erlitt, durch die Bekehrung der germanischen und slavischen Völker reichlich ersetzt. Dann trat eine lange Pause ein, in der es, von mächtigen Feinden bedrängt, an allen seinen Grenzen mehr auf die Behauptung seines Gebietes als auf neue Erwerbungen bedacht sein konnte. Durch die Entdeckung der Seestraßen nach Südasien und America wurden neue Völker bekannt; die Macht der Europäer dehnte sich über weite Länder aus, und die siegenden Heere der Kolonisten waren stets von eifrigen Missionären begleitet.

Von den zwei Theilen, in welche das alte katholische Christenthum um diese Zeit gespalten wurde, konnte der schwache und in seinem Dasein schwer bedrohte Protestantismus anfangs keinen thätigen Antheil an dem Werke der Missionen nehmen. Katholiken waren es ausschließlich, welche das Christenthum sowohl in allen von Spaniern und Portugisen eroberten Ländern, als auch in den großen Reichen des östlichen Asiens zu verbreiten suchten. In den civilisirteren Ländern von America war der Erfolg vollständig und dauernd. Hier waren die Eroberer selbst die Missionäre. Wer sich nicht taufen ließ und den christlichen Gottesdienst besuchte, wurde getödtet oder verjagt. Nach wenigen Jahren gab es unter den Unterthanen des katholischen Königs von Spanien keinen Heiden mehr. Alle verehrten das Kreuz; aber freilich war ihr Christenthum auch darauf beschränkt. Sie waren durch die Aufnahme einiger christlichen Gebräuche eben so wenig zu Christen geworden, wie durch die Aufnahme einiger spanischen Worte zu Spaniern.

Dasselbe thaten die Portugisen, so weit ihre Macht reichte. Diese war an vielen Orten zwar von geringer Dauer; aber in allen Län-

dern, wo sie einmal geherrscht haben, findet sich jetzt noch eine zahlreiche Schaar sogenannter Portugisen, die körperlich den Eingeborenen ganz gleich sind, sich aber durch ihre Tracht und ihr Christenthum als Nachkommen von Europäern darstellen. Aber sie bilden eine höchst entartete Mittelklasse, welche den Hochmuth und die Habsucht der europäischen Händler mit dem Aberglauben und der Unwissenheit der Eingeborenen in sich vereinigt hat.

Einen großen Erfolg versprachen die Missionen der Portugisen und anderer katholischen Völker in den civilisirteren Ländern des östlichen Asiens und in Abessinien. Ueber alle diese, jetzt zum Theil sehr schwer zugängliche Länder hatten sie sich schnell verbreitet, einen großen Theil der Einwohner zum Christenthum bekehrt, und sie schmeichelten sich schon mit der Hoffnung, einige der bevölkertsten und civilisirtesten Länder der Erde dem Christenthum gewonnen zu haben, als alle ihre Erfolge plötzlich vernichtet wurden. Denn die Katholiken verbreiten ihre Religion an keinem Orte der Erde, ohne zugleich nach der Herrschaft zu streben; nicht blos nach der geistlichen Herrschaft, die in so großen Entfernungen in einigen Rücksichten heilsam sein könnte, sondern auch nach der weltlichen. Ein französischer Minister konnte in einer öffentlichen Sitzung der Kammer unter Beistimmung der Anwesenden versichern, daß die französischen Missionäre mit der Religion der Mehrzahl der Franzosen auch die Macht Frankreichs in fremden Ländern begründeten. Ebenso dachten auch die alten spanischen und portugisischen Missionäre, und zogen dadurch in den Ländern, wo ihnen die schönsten Früchte zu reifen schienen, jene gewaltsamen Katastrophen herbei, durch welche das Christenthum in China, Japan, Hinterindien, und der Katholizismus in Abessinien vernichtet und allen Europäern der Zugang versagt oder erschwert wurde. Unzählige Christen fanden den Tod in der Schlacht oder durch die Hand des Henkers; aber ohne wie die alten Märtyrer den Boden des Heidenthums zur Aufnahme der christlichen Religion zu befruchten. Denn sie waren nicht als Opfer des Glaubens, sondern als Opfer der Herrschsucht gefallen.

Die Missionen der Mönche.

Ein ähnliches Schicksal, obgleich dem Anscheine nach von ganz anderen Umständen begleitet, hatten die Missionen der Jesuiten in Paraguay. Hier wie in anderen Theilen America's hatte man theils friedlich, theils gewaltsam eine große Anzahl von Eingeborenen in einzelnen Missionen gesammelt, und zu einer ansäßigen Lebensweise genöthigt. Diese Aufgabe wurde dadurch erleichtert, daß die gesammelten Stämme auch schon vorher größtentheils in großen Ortschaften lebten und an einem zum Theil ziemlich entwickelten Ackerbau gewöhnt waren. Die früher nur familienweise in den Wäldern umherwandernden Stämme konnten nur selten veranlaßt werden, nach den Missionen zu kommen, und hier starben sie entweder bald aus, oder sie flohen in ihre Wälder zurück. An der Spitze der Missionen standen Mönche, zugleich als weltliche und geistliche Herren. Nirgends auf Erden war daher eine Despotie so streng durchgeführt wie hier, sie dehnte sich auf die gesammte Beschäftigung der Einwohner, sogar auf ihr Familienleben aus.

Die Mönche gehörten verschiedenen Orden an; aber am besten geleitet und am ausgedehntesten waren die Missionen der Jesuiten. Diese zeichneten sich auch hier, wie in allen ihren Bestrebungen, durch Konsequenz und Geschicklichkeit aus. Die Kräfte und Fähigkeiten der Eingeborenen wurden am besten benutzt, der Ackerbau gut geregelt, europäische Handwerke und Künste wurden eingeführt. Die Herrschaft war mild und führte dennoch dem Orden große Reichthümer zu. Aber die Macht, welche die Missionen dem Orden verschafften, wollte er zu eigenen Zwecken benutzen; er schloß sie daher streng gegen die Herren des Landes, gegen die Spanier und Portugisen ab und wählte zu seinen Priestern nur selten Eingeborene dieser Länder, sondern Fremde, Franzosen, besonders aber Deutsche, bei denen der Kampf mit dem Protestantismus jenen energischen und von jedem Eigennutz freien Eifer erweckt hatte, welcher sie zu den geschicktesten und fügsamsten Werkzeugen in den Händen ihrer Oberen machte. Aber dasselbe Loos, was sie in China und Japan von den einheimischen buddhistischen Fürsten erlitten hatten, das erwartete sie jetzt von den katho=

lischen Fürsten des Mutterlandes selbst, die in ihren Kolonien keine ihrem Ansehn gefährliche Macht dulden wollten. An einem und demselben Tage wurden sämmtliche Missionen in Paraguay geschlossen, die zahlreichen frommen Priester, die ihrem Glauben jedes Opfer zu bringen bereit waren, ihren Heerden entrissen, und fast eben so grausam behandelt wie in China und Japan.

Man hoffte jetzt den Nutzen, den die Missionen dem Orden verschafft hatten, für den Staat zu erlangen; aber vergebens. Die Eingeborenen, von Jugend auf an die Führung der Jesuiten gewöhnt, wie Unmündige behandelt, konnten nicht plötzlich zu Männern werden. Die Missionen zerfielen, die Eingeborenen zerstreuten sich, kehrten in die Steppen und Wälder zurück oder gingen unter. Nur sehr wenige dieser Missionen haben sich erhalten und sind jetzt von einem Gemisch der Nachkommen Eingeborener und Europäer bewohnt.

Die Missionen der andern Mönchsorden hatten einen noch geringeren Erfolg. Sie besaßen nicht die Kunst der Jesuiten, die Arbeiten der Eingeborenen auf eine zweckmäßige Weise zu leiten. Diese blieben fast eben so roh und unwissend, wie in ihren ursprünglichen Dörfern. Sie sahen in dem Leben der Missionen keinen Vortheil, sondern nur Zwang; sie entflohen oder starben allmälig dahin. Viele Missionen waren nach einiger Zeit wieder verlassen oder erhielten sich nur durch die von den Mönchen von Zeit zu Zeit veranstalteten Menschenjagden, die mehr Menschen kosteten als sie dem Christenthume auf die Dauer zuführten. Jetzt haben die Unruhen, welche in dem ehemals spanischen America jede friedliche Thätigkeit störten, und die Eroberung von Kalifornien, einem Hauptsitze der Missionen, durch die Anglo-Americaner, diesem ganzen der Religion der Humanität wenig entsprechenden Missionswesen ein Ende gemacht.

Die Gewalt der spanischen und portugisischen Eroberer hat die Ueberreste einiger fast civilisirten Völker der neuen Welt zum Christenthume bekehrt, aber ohne in ihrer Lebensweise eine wesentliche Aenderung hervorzubringen. Ihre Verbindungen mit den Eingeborenen haben an anderen Orten eine Bevölkerung in das Leben gerufen, die sich ebenfalls christlich nennt, aber nur Götzen unter christlichen

Namen verehrt. Fromme und eifrige Männer haben bei unzähligen rohen Volksstämmen sterbende Kinder getauft und Erwachsene an christliche Gebräuche gewöhnt. Aber ein Volk zur Kultur zu erheben ist nach der Zeit der Reformation den katholischen Missionären noch niemals gelungen, ja kaum jemals von ihnen versucht.

Die Missionen der Protestanten.

Die Protestanten haben in den ersten zwei Jahrhunderten nach der Reformation für die Verbreitung ihres Glaubens unter den Heiden nur wenig thun können. Anfangs waren ihre Staaten meistens arm, und die Kriege um ihr Dasein nahmen ihre ganze Thätigkeit in Anspruch. Als in späterer Zeit sich auch protestantische Völker an der Gründung von Kolonien und Eroberungen in nicht-christlichen Ländern betheiligten, versuchten auch ihre Geistlichen die Heiden zu bekehren; aber ihre Erfolge waren gering. Den für die Missionen in Africa und America fruchtbarsten Boden hatten bereits die katholischen in Besitz. Die Waldregionen Nordamericas aber, die ihnen noch frei standen, waren von wenig zahlreichen, aber kriegerischen Stämmen bewohnt, die mit den Fremden bald in einen Krieg auf Leben und Tod verwickelt, den friedlichen Missionen wenig Raum gestatteten.

In Indien, wo es den katholischen Geistlichen zuweilen gelungen war, zahlreiche Gemeinden um sich zu sammeln, hatten die Protestanten anfangs gar keinen Erfolg. Denn wo die katholischen Staaten große Reiche gründeten, hatten die protestantischen nur kleine, von Kaufleuten verwaltete Handelsposten, in denen ein gewaltsames Verfahren wie die Spanier und Portugisen es liebten, weder möglich noch in dem Interesse des Handels zuläßig war. Jene verloren den größten Theil ihrer Besitzungen; diese haben ihre Posten zu großen Reichen erweitert. Aber das Christenthum an sich hat trotz aller Bemühungen bis jetzt nur wenig neue Bekenner gefunden. Denn bei den Völkern dieser Länder, die als Muhammedaner oder Brama-Diener ein festes Glaubenssystem hatten, ist die Bekehrung durch Missionäre nur von geringem und sehr langsamen Erfolge; es wäre denn durch gewaltsame Mittel, welche die Humanität und die zum Glück mit dieser in Einklang stehende Staats-Klugheit verbietet.

In dem letzten Jahrhundert hat jedoch das Missionswesen der Protestanten einen großen Aufschwung erlangt. Die Vereine, die sich zuerst in Deutschland, später auch in England und Nordamerica bildeten, gaben den Bemühungen der Protestanten die Einheit und Kraft, welche die Katholiken in ihren Orden und dem Kirchen-Regimente besaßen, und der wachsende Reichthum und die politische Macht der protestantischen Staaten verschaffte auch ihren Missionen die nothwendigen geistigen und physischen Hilfsmittel.

Freilich wurde der größte Theil der Geldmittel besonders der reichen englischen Vereine auf eine zwecklose Weise vergeudet. Sie hofften Juden, Muhammedaner, Katholiken und Buddhisten durch die Vertheilung von Millionen von Bibeln und Traktaten zu bekehren und suchten nicht den Geist des Christenthums, sondern den ihrer Sekten zu verbreiten.

Aber in den Ländern, wo die deutschen Brüder-Gemeinden und die in demselben Sinne handelnden englischen Vereine thätig waren, war der Erfolg ein wahrhaft erhebender. Der Aufnahme in die Gemeinschaft der Christen geht in allen diesen Missionen die Erziehung zum Christenthume voran, und dieses besteht nicht blos in dem Glauben des Christen, sondern auch in der Bildung des Menschen. Aber um dieses Ziel zu erreichen muß die Belehrung beiden Geschlechtern ertheilt werden, jedem in seiner Weise, und daher begleitet den protestantischen Missionär in der Regel auch die Gattin, als die Gefährtin seiner Mühen und seiner Erfolge.

In dieser Art wirken die Brüdergemeinden in den eisigen Gefilden von Grönland und Labrador mit einer Hingebung, welche von den Sendboten keiner Religion übertroffen und durch die Sorge für die Familie noch erhöht wird.

Aber wirksamer noch als im hohen Norden ist die Thätigkeit der protestantischen Missionäre in Südafrica und Polynesien, wo zahlreiche Völker, schon zum Unterrichte gereift, nur der Lehrer harren, die ihnen die höhere Bildung bringen sollen. Die Missionäre verfahren beinahe wie die muhammedanischen; nur treten sie entschiedener auf, wie es den Mitgliedern eines gebildeten und mächtigen Volkes

gezietnt. Sie erlernen die Sprache der Eingeborenen und suchen, sobald sie es können, auf die Knaben und Mädchen durch die Schule, auf die Männer durch die Predigt zu wirken. Aber sie lehren nicht nur den Glauben, sie lehren auch die Künste und die Sitte der Europäer. Sie brauchen ihren Unterhalt nicht durch ihre und ihrer Schüler Arbeit zu erwerben; aber sie bauen das Land, sie ziehen Gräben, sie errichten Mühlen, sie führen europäische Werkzeuge ein. Die Eingeborenen spotten anfangs über diese Zurüstungen, zuweilen zerstören sie sie auch und verjagen die Fremden; aber bald bereuen sie ihre Uebereilung, rufen die Europäer zurück und folgen ihrem Beispiel.

Unter den von ewigen Kriegen heimgesuchten Völkern sind die Missionäre stets die Friedensstifter. Sie wagen sich kühn in die Heere eroberungssüchtiger Tyrannen, denen kein Einheimischer zu nahen wagt. Viele fallen als Opfer; die katholische Kirche hat in der Zeit ihres größten Eifers nicht mehr Märtyrer zu beklagen als die Protestanten. Aber oft gelingt ihr Werk; und zuweilen haben auch einige von ihren herbeigeschafften Waffen, oder eine kleine Zahl europäisch bewaffneter Reiter einen einheimischen Eroberer in seinem Siegeslaufe gehemmt. Der Ruf von der Macht und Weisheit der Fremden verbreitet sich immer tiefer in das Innere des Welttheils hinein. Die Völker bringen die größten Opfer, um die klugen und mächtigen und dennoch friedliebenden Fremdlinge bei sich zu sehen, und allmälig gewöhnen sich die Eingeborenen an die Lebensweise und Sitte der Europäer und zuletzt auch an ihren Glauben. Auf diese Weise sind seit drei Jahrzehnden zahlreiche Völker im Süden Africas dem Christenthume gewonnen. Die launische Despotie mehrerer einheimischer Fürsten ist gebrochen, das Loos der besitzlosen Volksmasse erleichtert und ein noch rohes, aber edles Volk der Kultur entgegengeführt.

Der gesellige Zustand der Naturvölker.

Der gesellige Zustand eines Volkes besteht in der Art des Verkehrs, der bei dem Volke stattfindet. Dieser kann nach drei Richtungen betrachtet werden, nämlich nach dem Verkehre

1. innerhalb der Familie
2. innerhalb des Volkes
3. innerhalb des Menschengeschlechtes, d. h. nach dem Verkehre der Völker unter einander.

I. Das Familienleben der Naturvölker.

Zur Familie im engsten Sinne gehören blos die Eltern und die unmündigen Kinder; im weiteren Sinne auch die erwachsenen Söhne und alle Verwandten, welche sich den übrigen Theilen des Volkes gegenüber als ein inniger Verbundenes, als ein Ganzes, darstellen. In dieses treten auch die Diener und die Sklaven ein.

Die Grundlage der Familie, die Familienliebe, ist bei allen Völkern von gleicher Stärke. Der Sohn des arabischen Emirs ist trotz dem, daß er sich in Gegenwart seines Vaters nicht zu setzen wagt, oft nicht minder ungehorsam gegen ihn als der des gebildeten Europäers. Im Kampfe der Familienliebe mit der Selbstsucht sind die Beispiele der gräßlichsten Verbrechen, so wie der edelsten Aufopferungen bei allen Völkern im Verhältnisse zu der Versuchung in gleicher Anzahl vorhanden.

Aber diese Versuchungen selbst treten bei verschiedenen Völkern in

sehr ungleicher Weise auf. Denn die Ansprüche, welche an die Glieder der Familie gemacht werden, sind von der Lebensweise abhängig, und ungeachtet aller Uebereinstimmung in der Familien-Liebe, wird das Familien-Leben bei jedem Volke auf eine eigenthümliche Weise entwickelt.

Bei den Naturvölkern besteht auch innerhalb der Familie ein weit höherer Grad von persönlicher Freiheit als bei den Kulturvölkern. Wer eines andern nicht bedarf, ist unabhängig von ihm. Die Eltern beherrschen ihre Kinder nur so lange diese ihrer bedürfen, der Mann die Frau, der Starke den Schwachen, der ohne ihn schutzlos wäre. Bei den eigenthumlosen Völkern ist also jeder unabhängig, der sich zu ernähren und zu vertheidigen weiß. Eine dienende Volksklasse ist nicht vorhanden. Bei den Völkern mit Eigenthum ist die Abhängigkeit des Sohnes vom Vater größer und hat eine längere Dauer. Der Sohn erwartet von dem Vater nicht nur Schutz, sondern auch Eigenthum. Der besitzlose Theil des Volkes wird von dem besitzenden abhängig und sinkt zum Theil zur Sklaverei herab. Der Staat, der dieser Abhängigkeit des Sohnes und Dieners entgegenwirken sollte, indem er von den Familiengliedern einen Theil ihrer Pflichten wie ihrer Rechte übernimmt, erlangt erst bei den Kulturvölkern die dazu nothwendige Kraft; und auch bei diesen bewacht der Staat den Verkehr innerhalb der Familie gewöhnlich nur so weit, als er es in seinem eigenen Interesse nothwendig findet und schreitet daher nur in sehr seltenen Fällen ein.

Wir wollen diese Verhältnisse mehr im Einzelnen verfolgen.

1. Die Eltern und die Kinder.

Die Eltern müssen das Kind, wenn es am Leben bleiben soll, ernähren und schützen. Es steht ihnen bei den meisten Völkern frei dieses zu thun oder zu unterlassen; und da alle Eltern ihre Kinder lieben, so ist ein Misbrauch dieser Gewalt im natürlichen Zustande der Völker nicht zu fürchten.

Der Kindermord.

Aber bei Völkern deren ganzes Leben eine Kette von Mühsal und Mangel ist, wo die Unmöglichkeit ein Kind zu erhalten schon oft bei

seiner Geburt mit Sicherheit vorausgesehen werden kann; da nimmt das Tödten eines Kindes zuweilen den Schein einer Handlung der Liebe an. Wo die Mutter kaum einem Kinde Nahrung geben kann, und aus Erfahrung weiß, daß selbst dieses den Beschwerden der Lebensweise in den ersten Jahren zu erliegen pflegt; da wird von Zwillingen nur ein Kind erhalten, und wenn die Mutter stirbt, auch der Säugling mit ins Grab gelegt; da tödtet die Mutter ihr schwächliches oder entstelltes Kind, das ja doch dem frühen Tode verfallen wäre, gleich nach der Geburt.

Unter Völkern, denen es nicht an Nahrung fehlt, ist der Kindermord selten; nur sehr entstellte Kinder werden ihrem Geschicke überlassen. Der Mord eines wohlgebildeten Kindes würde von der Volksstimme streng gerügt werden.

Bei Kulturvölkern wird der Kindermord gewöhnlich unter den härtesten Strafen verboten; aber dennoch in Europa wie in China vielleicht nicht in geringerem Grade unmittelbar oder durch Vernachläßigung des Kindes geübt, wie bei den ärmsten Völkern der Polar-Region und der Steppen. Dann bei der ungleichen Vertheilung der Güter bleibt die größte Anzahl der Familien ganz ohne Eigenthum, und zu dieser den Völkern der höchsten Stufe mit denen der niedrigsten gemeinsamen Ursache des Kindermordes tritt bei den Kulturvölkern noch eine zweite, indem manches zur Mutter gewordene Weib aus Furcht vor der Schmach, die auf ihr lasten würde, die Geburt des Kindes zu verbergen sucht.

Indessen ist die Anzahl der aus diesen Ursachen bei rohen wie bei gebildeten Völkern umkommenden Kinder immer nur sehr klein im Verhältniß zu den Geburten und ohne einen wahrnehmbaren Einfluß auf die Bevölkerung. Weit nachtheiliger wird der Kindermord bei denjenigen Völkern, wo er nicht mehr vereinzelt auftritt, sondern zum Gebrauche eines ganzen Standes geworden ist. Bei der Adelsklasse einiger indischen Stämme, bei denen Polyandrie herrscht, wird die Mehrzahl der weiblichen Kinder, von denen nur wenige einen ebenbürtigen Gatten finden könnten, gleich bei der Geburt getödtet. In Neuseeland führten die ewigen Kriege, welche den größten Theil der

männlichen Jugend hinrafften und die Frauen zur Ehelosigkeit oder einer drückenden Polygamie verdammten, denselben Gebrauch herbei.

Bei allen diesen Völkern ging der Mord des Kindes aus dem Wunsche hervor, es einem traurigen Loose zu entziehen. Aber ganz ohne Entschuldigung ist der Kindermord bei denjenigen Völkern, bei denen er nicht aus Liebe entspringt, sondern blos aus der selbstsüchtigen Scheu vor der Unbequemlichkeit, welche die Erziehung der Kinder verursachen würde.

Die Mbaya, ein wohlhabendes Reitervolk in Paraguay und einige benachbarte Völker sollen alle Kinder bis auf ein einziges spät geborenes umbringen. Ein so gräßlicher Gebrauch würde, wenn nicht vielleicht die Reisenden ihre Schilderung übertrieben haben, in einem schnellen Absterben des Stammes seine Strafe finden.

In dem fruchtbaren und lieblichen Taheite gab es vor der Ankunft der Europäer eine aristokratische Genossenschaft, in der man, so lange die Eltern nicht ein gewisses Alter erreicht hatten, alle Kinder tödtete, blos um nicht durch sie an der Fortsetzung des ausschweifenden Lebens gehindert zu werden.

Die Mbaya und die Taheiter sind nun zwar barbarische Völker ohne Kultur und Wissenschaft. Aber traurig ist es, neben ihnen auch die Griechen und Römer nennen zu müssen, deren Verfall durch den bei ihnen herrschenden Kindermord wesentlich beschleunigt wurde. Ein bis zwei Kinder genügten einem Elternpaar. Die später geborenen wurden getödtet oder ausgesetzt. Aber solche Gebräuche finden sich bei keinem gesunden Volke. Sie zeugen von einer Zerrüttung des Familienlebens, welche, wenn sie herrschend wird, die Abnahme der Bevölkerung und den Sturz des Staatslebens unausbleiblich herbeiführt. Staat und Religion haben sich daher überall vereinigt, um den Kindermord mit göttlicher und menschlicher Strafe zu belegen.

Wenn die Kinder diese sie in ihren ersten Lebenstagen bedrohende Gefahr bestanden und die Eltern sich an sie gewöhnt haben, so bedarf es zu ihrem Schutze keiner Gesetze mehr. Das Naturgefühl der Eltern reicht zu ihrer Erhaltung hin. Der Mord eines Kindes ist alsdann nur die Folge von Leidenschaft oder Bosheit, die zwar bei

allen Völkern vorkommt, aber bei allen zu den seltensten und am meisten verabscheuten Verbrechen gehört.

Die Erziehung der Kinder.

In dem Benehmen der Eltern gegen die kleinen Kinder sind alle Völker einander gleich. Der Neuholländer beschwichtigt das Schreien seines Kindes mit denselben Mitteln, wie die brittischen Kolonisten in seiner Nähe. Die Kinder lernen laufen, sprechen und werden bei den africanischen Buschmännern wie bei den armen Volksklassen von Europa so früh wie möglich gewöhnt, für sich selbst zu sorgen.

Die Spiele und die Uebungen der Kinder stimmen in den entferntesten Ländern oft bis auf das Kleinste überein. Ihr Benehmen gegen einander und gegen Fremde, ihre Scheu vor jeder neuen Gestalt, ihre Zutraulichkeit, wo sie Wohlwollen finden, diese und alle andern Gewohnheiten des Kindesalters zeigen über die ganze Erde hin nicht die geringste Verschiedenheit.

Erst wenn die Kinder heranwachsen, wird die Lebensweise des Volkes von Einfluß auf ihre Erziehung. Diese ist bei allen Naturvölkern höchst mild. Bestrafungen wie Liebkosungen sind selten. Dennoch nehmen die Kinder bald alle Eigenschaften an, welche die Eltern an ihnen lieben. Körper und Geist werden durch keine künstlichen Bande gefesselt. Jener entwickelt sich meistentheils zu kräftigen und schönen Formen; dieser wird früh auf die Beobachtung der Natur gerichtet, Gedächtniß und Ortssinn werden geübt, und das Vertrauen auf die eigene Kraft weit früher geweckt, als es in Europa der Fall ist.

Der Knabe ist anfangs blos bei seiner Mutter und hilft ihr bei der Arbeit. Später nimmt ihn der Vater unter seine Leitung, übt ihn in dem Gebrauche der Waffen und erzieht ihn zu der Lebensweise und zu den Beschäftigungen des Volkes. Die Erziehung der Mädchen bleibt ganz der Mutter anheim gegeben. Das Volk als Ganzes oder der Staat übernimmt erst bei sehr entwickeltem Volkssinne einen Theil der Erziehung der Kinder.

Sobald der Jüngling das Alter erreicht hat, in dem er sich selbst ernähren und schützen kann, ist er vollkommen frei. Seine Mündigkeit beginnt mit dem Tage, an dem er sie üben kann. Bei

kriegerischen Völkern wird ihm vom Vater oder Häuptling die Rüstung des Kriegers in der Regel feierlich überreicht. Wo kein Eigenthum ist, da ist nunmehr ein jedes Band außer dem der natürlichen Zuneigung gelöst. Bei Völkern mit Eigenthum ist der Einfluß der Eltern größer und dauernder. Aber auch der heerdenreiche arabische Häuptling giebt seinem erwachsenen Sohne eine Lanze und ein Kamel und überläßt ihn seinem eigenen Willen. Nur bei den wohlhabenden Völkern, besonders einigen wandernden Hirten, wo die Familien stets neben einander lagern, behält der Vater den Einfluß und oft die Herrschaft bis zu seinem Tode bei; doch mehr als Stammeshäuptling denn als Vater, indem sein ältester Sohn mit den Besitzthümern auch die Rechte über die jüngeren Familienglieder von ihm erbt. Bei ansäßigen Völkern ist diese Fortdauer des Einflusses weniger allgemein. Die Familien lösen sich hier leichter auf und treten, ohne ein Ganzes zu bilden, in die Volksmasse ein. Aber die Glaubenslehre aller Völker, von dem sittlichen Gefühle der Familienliebe geleitet, strebt das Band zwischen Vater und Sohn enger zu knüpfen, und wandelt die natürliche Kindesliebe zu den Eltern in ein göttliches Gebot. Die Liebe der Eltern zu den Kindern bedarf dieser Hilfe nicht.

Die Beerbung.

Nach dem Tode eines Mannes erben die Söhne und nächst ihnen die Brüder. Aber von der beweglichen Habe der eigenthumlosen Völker kommt den Erben wenig zu Statten; denn theils wird sie mit ins Grab gelegt, theils zerstört, theils bei der Leichenfeier vergeudet. Ja an einigen Orten würde man die Sitte verletzen, wenn man etwas von dem Nachlasse behalten wollte.

Bei den Völkern mit Eigenthum haben sich über die Vertheilung des Nachlasses verschiedene, zum Theil seltsame Gebräuche gebildet. Er wird entweder von den Söhnen gemeinsam verwaltet, und die Familie bleibt ungetrennt; oder ein jeder Sohn nimmt den ihm vom Vater oder der Volkssitte zugewiesenen Antheil und baut sich eine eigene Hütte, wenn er sie noch nicht besitzt. Dieser Antheil ist zuweilen für alle Söhne gleich; jedoch ist dieses selten. Gewöhnlich erhält der älteste oder auch der jüngste den größten Antheil, muß aber dafür

auch die Versorgung der Schwestern und die Pflichten der Gastfreundschaft für die ganze Familie übernehmen. Bei einigen africanischen Völkern werden durch ein übertriebenes Gefühl für die Reinheit des Blutes nicht die Söhne, sondern die Schwestersöhne als Erben eingesetzt.

Von den meisten dieser Gebräuche läßt sich der Ursprung in der Lebensweise des Volkes, besonders in der Beschaffenheit des Eigenthumes, bei andern in der Religion nachweisen. Zuweilen sind es willkürliche Satzungen eines Despoten, die sich auch bei veränderten Volksleben erhalten haben.

Die Töchter nehmen nur bei wenigen Völkern an dem Nachlasse des Vaters Theil. Wo alles mit dem Schwerte erworben und vertheidigt werden muß, da sind die Töchter gänzlich von dem Schutze des Vaters oder der Brüder abhängig. Auch bedürfen sie keines Eigenthums. In dem väterlichen Hause werden sie von dem Vater oder den nächsten Blutsverwandten unterhalten. Diese statten sie, wenn sie als Bräute das väterliche Haus verlassen, mit den nothwendigen Geräthen aus oder empfangen von dem Bewerber den Brautpreis. Eine Mitgift, als Theil des väterlichen Erbes, kommt vielleicht bei keinem einzigen Naturvolke vor und fehlt sogar bei vielen Kulturvölkern. Sie ist erst das Resultat einer sehr vorgeschrittenen Kultur. Sogar da, wo die Wittwen in dem Besitze des Vermögens ihrer Gatten bleiben, und die Tochter dem Vater auf dem Throne folgt, bringt das Mädchen aus dem Volke ihrem Gatten keinen Antheil an dem Erbe der Eltern zu.

2. Die Gatten.

Bei allen unverdorbenen Völkern verbinden sich die Jünglinge und Mädchen erst in reiferem Alter. Im Norden mit zwanzig bis dreißig Jahren, im Süden zwar früher, aber in der Regel doch später, als es bei den civilisirten Völkern desselben Klimas üblich ist.

Bei vielen Völkern ist das Mädchen, sobald sie erwachsen ist, vollkommen so unabhängig wie der Mann. Sie pflegt den Umgang, der ihr gefällt und wechselt ihn, so oft sie will, bis sie endlich eine bestimmte Wahl getroffen hat. Bei anderen setzt die Sitte dem Mäd-

chen engere Schranken, und der Verkehr überschreitet die Grenzen nicht, welche einer züchtigen Jungfrau ziemen. Bei allen Naturvölkern, so wie bei den ärmeren Klassen der Kulturvölker hängt die Ehe von der Neigung der jungen Leute ab, und bei den besitzlosen Völkern üben die Eltern bei der Wahl der Gatten gar keinen unmittelbaren Einfluß aus. Aber je größer die Unterschiede im Besitze und im Range werden, desto größer wird der Einfluß der Eltern; und läßt sich auch der junge Mann das Recht seine Gattin zu wählen, niemals gänzlich rauben, so wird doch das schwächere und an das Haus gebundene Mädchen von dem Willen der Eltern und der Brüder abhängig und bei einigen Völkern zu einem willenlosen Werkzeuge ihrer Verwandten.

Die Wahl des Gatten oder der Gattin ist bei allen Völkern, wie hoch oder niedrig sie sonst stehen mögen, von ähnlichen Umständen begleitet. Schönheit, Ansehen, Reichthum üben ihren Einfluß überall. In dem Wunsche zu gefallen sind sich alle Völker gleich; sie unterscheiden sich nur durch die Mittel, die sie dabei anwenden. Die romantische Liebe mit allen ihren Folgen, der edelsten Aufopferung, der Verzweiflung, die zum Selbstmorde führt, und der maßlosen, die furchtbarsten Verbrechen hervorbringenden Eifersucht, ist an den Ufern des Missuri und des africanischen Fischflusses eben so häufig als an denen des Ganges und des Rheines.

Die Beschäftigung und die Rechte der Frauen.

Sobald die Gatten verbunden sind, übernimmt der Mann die Rechte und die Pflichten, die bisher dem Vater oder den Brüdern zukamen. Er hat ausschließlich für die Ernährung und die Vertheidigung der Familie zu sorgen. Er zieht in den Krieg und auf die Jagd; er weidet und schützt die Heerden und verfertigt alle dazu nothwendigen Werkzeuge, auch die Waffen und die Kähne. Die übrigen Arbeiten gehören der Frau, die nur sehr selten an der Arbeit des Gatten Theil nimmt. Zwar begleiten die Frauen und Schwestern ihre kriegerischen Gatten und Brüder in den Kampf, bringen ihnen Nahrung und Geschosse in die Schlachtreihe und verbinden ihre Wunden. Aber sie kämpfen nicht mit, und nach der Niederlage der Männer über-

liefern sie sich, wenn sie nicht fliehen können, dem Sieger oder geben sich den Tod.

Die Hauptbeschäftigung der Frauen besteht in der Pflege der Kinder, der Bereitung der Speisen und Geräthe und der Einrichtung des Hauses. Einige wenige Arbeiten ausgenommen, die sich der Mann vorbehalten hat, weil sie Kraft verlangen, oder weil auch er zuweilen eine Beschäftigung für seine Muße sucht, hält es der Mann gewöhnlich unter seiner Würde, der Frau bei ihrer zum Theil sehr mühsamen Arbeit zu helfen. Je roher das Volk, desto härter ist diese; und bei einigen Völkern müssen die Frauen alle Arbeiten verrichten, zu denen ihre Kräfte ausreichen. Sie müssen die Beute bei der Jagd aus dem Walde, bei dem Fischfange aus den Kähnen herbeischaffen, Pflanzen und kleine Thiere sammeln, Feuermaterial suchen und sogar die Hütten bauen und das Feld bestellen. Während der Mann sich in Tagen der Ruhe von den Stunden seiner angestrengten Arbeit erholen kann, ist die Frau zwar leichter als er, aber ununterbrochen beschäftigt.

Auf den Wanderungen der Völker, die keine Lastthiere besitzen, müssen die Frauen ihre Kinder und alle Geräthe tragen; der Mann trägt nichts als seine Waffen. Dagegen sitzen die Frauen der Hirtenvölker nebst ihren Kindern auf den Thieren, während der Mann gewöhnlich bewaffnet neben her schreitet.

Im Uebrigen unterscheidet sich die Lebensweise der Frauen nur wenig von derjenigen der Männer. Sie haben eine ähnliche Kleidung; sie genießen mit wenigen Ausnahmen dieselben Speisen; sie nehmen an den Spielen und Tänzen der Männer Theil, oder haben ihre eigenen, welche ihrem Geschlechte angemessener sind. Nur sind sie sowohl in den Speisen als in den Vergnügungen weit mäßiger wie die Männer. Von der Trunksucht, die vielen rohen Völkern eigen ist, sind die Frauen, selbst wenn sie die Tränke bereiten, fast gänzlich frei.

Dennoch werden die Frauen bei den meisten uncivilisirten Völkern als Wesen niederer Art angesehen. Sie müssen sich von gewissen Speisen und Orten entfernt halten; in den Tempeln und den Versammlungen des Volks ist ihnen die öffentliche Rede verboten; sie

gelten für immer als unmündig. Mit den Fortschritten der Kultur in einem Volke pflegen diese, wie manche andere barbarischen Gebräuche sogar noch die Bestätigung durch das Gesetz zu erlangen. Erst die Humanität der neuern Zeit hat diese und ähnliche Unterschiede zwischen den Menschen in ihrer Nichtigkeit erkannt und sich bemüht den Frauen die ihnen genommenen Rechte zurückzugeben.

Von entscheidendem Einflusse auf die Stellung der Frauen ist das Zahlen-Verhältniß der beiden Geschlechter in der Ehe, ob der Mann eine Frau oder ihrer mehrere hat; oder ob im Gegentheile mehrere Männer nur eine Frau haben.

Die Monogamie.

Von dieser ist die Monogamie, wo jeder Mann nur eine Frau hat, die einzige naturgemäßige Verbindung. Die früheren Reisenden haben zwar die Verbreitung der Polygamie in den heißen Ländern der Erde dadurch zu erklären und zu rechtfertigen versucht, daß dort die Anzahl der Frauen eine überwiegend größere sei. Allein dieses beruht auf einem Irrthume. Nach den genauern Untersuchungen der neueren Zeit findet auf allen Theilen der Erde, in den kältesten wie in den heißesten Zonen, zwischen der Anzahl der neugeborenen Knaben und Mädchen nur ein geringer, gewöhnlich nicht über ein Zwanzigstel betragender Unterschied statt und dieser sogar in der Regel zum Vortheile der Knaben. Auch er wird durch die, in den ersten Jahren etwas größere Sterblichkeit der Knaben so weit ausgeglichen, daß die Erwachsenen beider Geschlechter fast überall in gleicher Anzahl sind. Wenn eine Anzahl Männer auch durch ihre geringere Mäßigkeit und die Gefahren, denen sie bei ihren Arbeiten unterworfen sind, hinweggerafft wird, so wird dieses durch das Geschlechtsleben der Weiber ausgeglichen. Die Natur hat jedem Manne also nur eine Gattin angewiesen, und die Monogamie ist daher bei fast allen Völkern nicht nur die übliche, sondern oft auch die einzige durch die Sitte oder das Gesetz gestattete Art der Ehe.

Sie ist auch diejenige Verbindung, bei welcher die gesellige Stellung beider Geschlechter am wenigsten verschieden und daher der Bildung am förderlichsten ist. Indessen behauptet der Mann auch hier

stets eine überlegene Stellung. Er beherrscht die Frau durch seine Ueberlegenheit an Erfahrung, vielleicht auch an Charakter, jedenfalls durch seine größere Körperkraft; und je roher ein Volk ist, je mehr der Mann geneigt ist, alles, was er zu erlangen die Macht hat, auch als sein Eigenthum anzusehen, desto unumschränkter herrscht er im Hause. Es giebt zwar Frauen genug, welche einen weibischen Mann durch ihre männlichen Eigenschaften beherrschen; aber es giebt kein Amazonenvolk, bei welchem dieses der allgemeine Gebrauch wäre. Sogar, wo die Frau männliche Beschäftigungen ergreift, wo sie die Waffen führen kann, führt sie der Mann doch noch kräftiger; und kommt es zum Kampfe, so bleibt in der Wirklichkeit, wie in der Sage, der Sieg zuletzt dem Manne.

Der Mann behält in der Ehe seine Freiheit immer im höheren Grade bei als die Frau. Das ihren Neigungen früher unbeschränkt folgende Mädchen wird ganz der Gewalt des Mannes anheim gegeben, der sich selbst zwar keinen Zwang auferlegt, aber jede Verletzung seiner Rechte durch Mishandlung, ja durch Verstümmelung und Ermordung der Frau rächt, ohne daß diese ein Mittel besäße, ihre eigenen Rechte wirksam zu schützen. Wo ihre Familie weit mächtiger ist, als die des Mannes, kann sie bei ihren Verwandten eine Zuflucht, oder wenn sie beleidigt wird, einen Rächer finden; aber wo diese Stütze fehlt, da bleibt der Frau nichts als ihre weibliche Gewandtheit und ihr Einfluß auf die Kinder, eine Hilfe, welche jedoch, wie die Erfahrung lehrt, überall, wo nur eine Gattin ist, bei rohen wie bei gebildeten Völkern hinreichend ist, die Wagschale wieder zu ihren Gunsten zu neigen.

Bei den monogamen Naturvölkern, deren Zustand noch nicht durch Sklaverei verändert ist, wird die Frau zwar mit Arbeiten überbürdet, aber sie ist persönlich frei und kann, so lange sie nicht den Verdacht des Mannes erregt, eben so unbeschränkt mit Fremden verkehren wie eine europäische Frau. Wo Sklaven sind, da wird der Zustand der Frau gänzlich verändert. Die Bestellung des Feldes, das Herbeitragen von Holz, Wasser, die Erbauung der Wohnungen, jede beschwerliche Arbeit wird den Sklaven übergeben. Selbst im

Innern des Hauses wird jedes etwas mühsamere Geschäft von Sklavinnen verrichtet. Aber die Erleichterung, welche die Frauen durch die Sklaven erlangen, wird von ihnen sehr theuer, auf Kosten ihrer Freiheit erkauft. Denn wo Sklaven alle Arbeit außer dem Hause übernehmen, da gilt es bei den Frauen für unschicklich, im Freien gesehen zu werden. Sie werden allmälig gewöhnt, das Haus nur selten und verhüllt zu verlassen, und zuletzt wird es ihnen zum Gefängniß, das sie von der Männerwelt abschließt. Die Frau wird dadurch auf den Umgang mit Frauen, der Mann auf Männer beschränkt, und der die Bildung des Geistes fördernde Verkehr der Geschlechter geht gänzlich verloren. Auch die Erziehung der Mädchen wird von diesem Grundsatze geleitet. Wie die Mutter, so sehen auch die Töchter vor ihrer Verheirathung keinen Mann, als den Vater und die Brüder; sie haben keine Stimme bei der Wahl des Gatten und werden diesem oft aus Gründen übergeben, die von denjenigen, welche die Neigung des Mädchens bestimmen würden, sehr verschieden sind.

Diese nachtheiligen Folgen der Sklaverei auf die Stellung der Frauen zeigen sich sogar schon bei den Griechen. Noch in den homerischen Zeiten verkehrten die Frauen unbefangen mit fremden Männern, nahmen die Fremden gastfrei auf, beschieden sie zum Gespräch in ihr Zimmer und traten sogar allein in den Kreis der Männer, ohne einen anderen Zwang, als die natürliche Scheu der Gattin oder der Jungfrau, wie sie auch bei uns unter ähnlichen Umständen eintreten würde. Damals hatten die Griechen nur wenige und in ihrer Lebensweise den Herren gleich gehaltene Sklaven. Aber als sie sich durch Handel und Krieg bereichert und die Häuser der Reichen mit Sklaven gefüllt hatten, da änderte sich dieser Zustand zum großen Nachtheile der Frauen ab. Diese wurden besonders in den höheren Ständen ganz auf das Haus und den Verkehr mit Frauen gewiesen; ihre ganze Erziehung wurde für diese Lebensweise berechnet; und während sie als alleinige Gattinnen Macht genug besaßen, ihren Männern das Leben zu verbittern, vermochten sie nicht diese zu fesseln; und der fein fühlende Grieche, der sich nach einer gewandten Unterhaltung mit einem gebildeten weiblichen Wesen sehnte,

war genöthigt sein Haus zu verlassen und das einer Aspasia aufzusuchen, die bei allem Geiste und aller Anmuth doch nur eine Hetäre war.

Die Polyandrie.

Bei einigen in Gebirgsländern lebenden und mit Ackerbau beschäftigten Völkern, deren Grundeigenthum klein und nicht leicht theilbar ist, wo daher die jüngeren Söhne in dem väterlichen Hause bleiben, hat sich zuweilen die Polyandrie ausgebildet. Alle Brüder haben nur eine Gattin, deren Kinder gewöhnlich als die des ältesten Sohnes, als Hauptes der Familie gelten. Zuweilen heirathet auch einer der jüngeren Brüder; aber dennoch bilden alle im vollsten Sinne des Worts nur eine Familie.

Wo mehrere Männer nur eine Gattin haben, da würde, wenn die beiden Geschlechter in gleicher Anzahl blieben, die Mehrzahl der Mädchen unvermählt bleiben. Um sie diesem Loose zu entziehen, werden viele weiblichen Kinder gewöhnlich gleich nach der Geburt ermordet. Polyandrie und Mädchenmord sind daher stets mit einander verbunden. Bei solchen Völkern genießt natürlich die Frau das größte Ansehen im Hause, und sie würde die Herrin ihrer Männer sein, wenn sie nicht stets Sklavinnen oder Mädchen niedrigen Standes zu Nebenbulerinnen hätte. Denn eine solche mörderische Sitte ist niemals bei einem ganzen Volke möglich. Sie entspringt aus der aristokratischen Untheilbarkeit der Güter und findet sich daher nur bei den vornehmeren Familien eines Volkes. Da sie in wohlgeordneten Staaten und in den Vorschriften einer edleren Religion höchstens Duldung, aber niemals Unterstützung findet, so ist sie wenig verbreitet; aber sie herrschte bei den alten Spartanern; und bei der stolzen Adelskaste in einigen Theilen von Indien und Tibet hat sie trotz aller Bemühungen der Engländer noch nicht ausgerottet werden können.

Die Polygamie.

Polygamie und Polyandrie sind nur bei einer Störung in dem Gleichgewichte der Geschlechter möglich. Diese wird durch Kindermord erhalten, jene wird durch den großen Verlust, den die kräftige Mannschaft vieler Völker in den ununterbrochenen Kriegen erleidet, zu

einer unter diesen Umständen fast naturgemäßen Sitte. Indessen hat die Polygamie nur bei einigen eigenthumlosen Völkern diesen einfachen Grund. Bei Völkern mit Eigenthum sind die Kriege selten mörderisch genug, um die Gleichheit der Geschlechter wesentlich stören zu können. Aber was die Kriege nicht thun, wird bei ihnen durch die ungleiche Vertheilung des Eigenthums bewirkt. Die Hauptmasse dieser Völker, deren Eigenthum immer nur zur Befriedigung der Bedürfnisse ausreichend ist und keinen Luxus gestattet, bleibt stets auf eine Frau beschränkt; aber die Wohlhabenden, denen es auch zur Befriedigung ihrer Launen nicht an Mitteln fehlt, leben gewöhnlich in Polygamie. Bei keinem Volke ist die Monogamie so streng geboten, daß nicht einige Häuptlinge die Neigung und die Mittel hatten, sich von dem herrschenden Gebrauche zu entfernen. So war es bei den alten Deutschen, bei denen z. B. der von Cäsar besiegte Ariovist mehrere Frauen hatte; so ist es auch bei den durch ihre Religion streng auf eine Frau beschränkten bramanischen Indiern, bei denen die Radja zuweilen mehrere gleich berechtigte Frauen haben; so finden auch bei den christlichen Völkern die Reichen und Vornehmen Mittel genug, das strenge Verbot der Polygamie zu umgehen.

Bei den Kaffern in Südafrica hat der Mann in der Regel nur eine Frau, und das Verhältniß beider Geschlechter ist der Sitte eines freien, züchtigen Volkes angemessen. Die Häuptlinge haben ihrer mehrere, gewöhnlich Töchter ihrer Standesgenossen, jede in einer besonderen Hütte, mit gewissen, durch den Gebrauch geheiligten Rechten. Aber bei einigen kafferschen Völkerschaften ist es den Fürsten gelungen die Macht aller Häuptlinge zu brechen und eine unumschränkte Gewalt zu erlangen. Bei diesen hat jede Scheu vor alter Sitte aufgehört. Sie haben ganze Dörfer mit ihren Frauen bevölkert, die nach Willkür gewählt und der Laune des Despoten gänzlich anheim gegeben sind, der sie wie Thiere verkauft oder verschenkt oder bei dem geringsten Verdachte tödten läßt.

So roh, wie bei diesen und anderen africanischen Fürsten tritt die Polygamie freilich nur selten auf; aber selbst in ihrer mildesten Form bleibt sie niemals ohne die nachtheiligsten Folgen für das sittliche Ver-

hältniß der Ehe. Denn wo mehrere Frauen sich um die Gunst eines Mannes bewerben müssen, da hört in dem ohnedies zum Nachtheile der Frau sich neigenden Verhältnisse jedes Gleichgewicht auf. Die Frau, die allen Wünschen des Mannes schmeichelt, wird zur Sklavin desselben, und dieser gewöhnt sich, sie als ein untergeordnetes Wesen despotisch zu beherrschen.

In den Haremen der orientalischen Großen werden den Frauen alle Genüsse des ausschweifendsten Luxus geboten; aber dennoch sind sie in den Augen des Gatten nur niedrige Wesen, die keinen anderen Beruf haben, als dem Vergnügen des Herrn zu dienen und keinen anderen Werth als den, welchen seine Gunst ihnen verleiht. In der Jugend geliebt und gepflegt, wird die Frau, wenn sie nicht etwa so glücklich ist, die Mutter eines noch lebenden Sohnes zu sein, im Alter verachtet und hat bei ihrer Abgeschlossenheit von der Welt und ihrer Unbekanntschaft mit allen geistigen Bestrebungen keine andere Beschäftigung, als die niederen Eifersüchteleien und Intriguen des Harems.

Zwar ist die Lebensweise dieser Frauen so kostspielig, daß nur der Fürst sein Harem reichlich besetzen und nur der Wohlhabende mehr als eine Frau haben kann; der arme Perser und Türke muß in einer eben so strengen Monogamie leben wie der Christ und der Hindu. Aber die Sitte der Vornehmen dient stets dem Volke als Vorbild; und wenn die Frauen der Fürsten von jedem Verkehre mit Männern streng abgeschlossen, nur die Sklavinnen seiner Genüsse sind, so werden auch die Frau und die Töchter des Mannes im Volke, die keinen Antheil an dem üppigen Leben im Harem haben und dem Gatten bei seiner Feldarbeit helfen müssen, sich vor Fremden verhüllen und können im Hause nicht das Ansehen genießen, welches die Frau bei den Völkern besitzt, bei denen die Polygamie auch in den höchsten Ständen unbekannt, oder doch in engen Grenzen eingeschlossen ist.

Die Polygamie verdankt ihren Ursprung also nicht etwa dem Charakter der Völker des Orients, auch nicht einer überwiegenden Anzahl der Mädchen; denn es müssen, um den Vornehmen die Polygamie möglich zu machen, Sklavinnen aus Abessinien und dem Kaukasus eingeführt werden; sie ist die Folge der großen Ungleichheit des

Eigenthums, wodurch die Volksmasse auf die Befriedigung der nothwendigen Bedürfnisse beschränkt, den wenigen Angesehenen aber nicht nur jeder zu erkaufende Genuß, sondern auch jede Gewaltthat gegen das schwächere Volk gestattet wird. Sie verdankt ihren Umfang ausschließlich den despotischen Verfassungen des Orients, welche hier seit Jahrtausenden herrschen und deren Einfluß die gesammte Lebens- und Denkweise der Völker durchdrungen hat. Wo das Volk frei und daher die Ungleichheit des Besitzes kleiner ist, da verschwindet die Polygamie und mit ihr die untergeordnete und unfreie Stellung des weiblichen Geschlechtes. Obgleich der Muhammedanismus, der von türkischen und persischen Missionären verbreitet, überall ein türkisches und persisches Familienleben einzuführen sucht, verkehrt die Frau und Jungfrau bei den muhammedanischen Hirten und Gebirgsvölkern fast eben so unbefangen mit dem Fremden wie die Frau oder Tochter des Europäers.

Am nachtheiligsten gestaltet sich die Polygamie bei Völkern, deren größter Theil aus Sklaven besteht. Hier bildet die Klasse der Freien eine zahlreiche Aristokratie, welche die Sitten, die sich in muhammedanischen Ländern auf wenige vornehme Familien zu beschränken pflegen, über den gesammten freien Theil des Volkes verbreitet. Die Tochter eines Freien ist dann wol die erste Frau; aber neben ihr steht mit wenig geringerem Ansehen eine Menge von Sklavinnen, während ein großer Theil der männlichen Sklaven in gezwungener Ehelosigkeit lebt.

Zum Glück ist dieser Zustand, bei welchem fast das gesammte weibliche Geschlecht tief herabgewürdigt ist und in Verbindung mit dem größten Theile des männlichen keinen anderen Beruf zu haben scheint als die Laune einiger übermüthigen Herren zu befriedigen, nur bei wenigen Völkern vorhanden. In Indien, China und dem muhammedanischen Oriente finden wir ihn nicht. Dort sind die Sklaven weder zahlreich noch in ihrer Lebensweise beträchtlich von den Freien unterschieden. Wir finden ihn nur noch in der europäisch-gebildeten Bevölkerung einiger Sklavenländer in America und bei einigen auf den untersten Sprossen der Stufenleiter der Kultur stehenden Völkern des mittleren Africa, wo die Sklaven fast drei Viertheile der Bevöl-

kerung ausmachen. Hier füllen sich die Hareme der Reichen, und die Fürsten haben Hunderte und Tausende von Frauen, deren Lage die verworfenste ist, die man auf Erden kennt. Sie werden willkürlich aus Freien und Sklaven erlesen. In der Jugend werden sie in dem Harem eingeschlossen, oder sie bilden eine Art von Leibwache, die leicht bewaffnet und geschürzt dem Fürsten stets zur Seite bleibt. Aber später sieht man dieselben Wesen, unter schwerer Last gebeugt, in langen Karavanen das Land durchziehen und für Rechnung des Fürsten Handel treiben, nur so weit geschätzt, als sie im Handel glücklich sind.

In den Sklaven-Kolonien der Europäer vermag die Religion und die europäische Sitte die Polygamie nicht zu verhindern. Die scharfe Grenzlinie, die sie zwischen den Frauen und den Sklavinnen zieht, und jenen ihre Rechte bewahrt, so weit dieses bei einem so naturwidrigen Zustande möglich ist, drückt die Stellung der Sklavinnen nur noch tiefer herab. Bei den edleren Orientalen wird die Sklavin, die das Lager des Herren theilt, bald zur Freien. In der Republik der Vereinigten Staaten wie bei dem Fanti in Guinea wird die Favorite, die heute mit ihrem Herrn schwelgt, morgen mit ihrem Kinde gefesselt auf den Sklavenmarkt geführt.

Die geistige Entwickelung der Völker hat auch vortheilhaft auf die Lage der Frauen eingewirkt. Sie hat nicht nur durch die Aufhebung der Sklaverei und die Milderung der Kriege, die für den geselligen Zustand der Frauen nachtheiligsten Umstände beseitigt; sie hat auch dem Staate die Mittel gegeben, das schwächere Geschlecht vor dem Uebermuthe und der Rohheit des stärkeren zu schützen. Jeder Fortschritt zur Humanität bedingt zugleich eine Verbesserung in der Stellung der Frauen.

3. Die Herren und die Diener.

Die unterste Schicht der Familie ist die der Diener. Sie zerfällt in zwei sehr ungleiche Klassen, in die Knechte und in Sklaven.

Die Knechte.

Bei den Knechten ist die Dienstbarkeit freiwillig. Sie beruht auf einem förmlichen Vertrage oder einem durch Verjährung geheiligten Verhältnisse, das auf beiden Seiten Pflichten und Rechte hat. Der Herr giebt Nahrung, Lohn und Schutz, der Knecht giebt dafür

seine Arbeit. So dient der Sohn dem Vater, der jüngere Bruder dem älteren, der Schwächere dem Stärkeren.

Bei den eigenthumlosen Völkern giebt es kein geregeltes Dienstverhältniß. Keiner befiehlt dem andern, selbst nicht der Vater seinem erwachsenen Sohne. Die Hilfsleistungen sind in jedem einzelnen Falle freiwillig.

Bei Völkern mit Eigenthum ist der Besitzlose sehr oft genöthigt sich bei Reicheren gegen bestimmten Lohn zu verdingen. Man findet daher bei den wohlhabenderen Hirtenvölkern, deren zahlreiche Heerden eine ununterbrochene Pflege verlangen, eine große Anzahl von Knechten desselben Stammes, die aber keinen besonderen Stand ausmachen. Der Knecht ist oft der Sohn oder Bruder des Herrn und hat diesem gegenüber eine Stellung, welche oft derjenigen Jakobs gegen Laban gleicht. Er dient um Lohn an Vieh oder auch um die Tochter selbst, wenn er den Brautpreis nicht bezahlen kann, und hat ein von dem Herrn unabhängiges Eigenthum.

Der Ursprung der Sklaverei.

Der Sklave unterscheidet sich vom Knecht, daß bei ihm kein Vertrags-Verhältniß stattfindet. Er kann den Herrn nicht wählen, ihn, wenn er mishandelt wird, nicht verlassen. Er und seine Familie sind, wenn nicht Staat und Religion ihn schützen, ganz der Willkür des Herrn anheimgegeben.

Die Sklaverei geht zuweilen aus der Knechtschaft hervor und trifft Personen desselben Volkes. Denn wenn das Eigenthum sich in wenigen Händen vereinigt, dann sondern sich die Besitzenden leicht als besonderer Stand von den Besitzlosen ab. Sie bilden eine Anzahl aristokratischer Familien, die sich sowohl in ihrer Beschäftigung als im Familienleben von den übrigen trennen, alle Macht wie allen Besitz an sich ziehen und die Hauptmasse des Volkes erst zu Knechten machen und dann allmälig sogar ihrer Freiheit berauben und zu Sklavendiensten zwingen.

Bekanntlich bestand einst der größte Theil der Bevölkerung von Europa aus solchen Hörigen, welche einer verhältnißmäßig geringen Anzahl von Grundbesitzern dienen mußten. Auch in Africa finden

sich ähnliche Zustände vor. Allein überall hat, wenn nicht das Gesetz doch die Sitte den Schutz der Hörigen übernommen. Ihr Leben und ihr Eigenthum werden nicht angetastet; sie können nicht gewaltsam von dem Boden, den sie bebauen, und auf dem sie geboren sind, entfernt werden; und wenn auch der Uebermuth hin und wieder diese Sitte verletzt, so bleibt doch der Zustand dieser aus dem Volke selbst erwachsenen Hörigen demjenigen der eingeführten Sklaven sehr überlegen.

Diese verdanken ihr Loos gewöhnlich dem Kriege. Bei Naturvölkern wird jeder Waffen tragende Mann in der Regel vom Sieger getödtet. Die Frauen und Kinder, die dem Schwerte entrinnen, flüchten zu andern Völkern oder kommen vor Mangel um. Gefangene werden nur dann gemacht, wenn sich der Sieger einen Vortheil von ihnen verspricht; aber dieser ist bei eigenthumlosen Völkern nicht vorhanden. Die wenigen, welche man fortführt, werden entweder später auf eine feierliche Weise getödtet oder gleichberechtigte Mitglieder im Stamme des Siegers. Zu Sklaven werden sie niemals gemacht.

Bei Völkern mit Eigenthum gestaltet sich das Schicksal der im Kriege unterliegenden in einer andern Weise. Der Besiegte bietet, um sein und der Seinigen Leben zu retten, einen Theil seines Eigenthums als Lösemittel dar. Wer sich nicht auslösen kann, wird entweder getödtet oder aller Habe beraubt seinem Schicksale überlassen. So ist es zum Beispiel noch jetzt bei vielen Kafferstämmen, die ihre Heerden im Kriege verloren haben, und ihr Leben auf eine eben so elende Weise fristen müssen wie die Buschmänner aus hottentottischem Stamme. Aber sie bleiben persönlich frei und können fortziehen, wenn sie an einem andren Orte ein besseres Schicksal zu finden hoffen. Eine Menge durch den Krieg besitzlos gewordener Kaffern hat Schutz und Nahrung auf dem englischen Gebiete gefunden.

Bei nomadischen und halbnomadischen Völkern verschaffen nämlich Sklaven einen nur geringen Nutzen. Sie haben Knechte, die durch Geburt und Interesse an den Stamm gebunden, die Heerden gegen Räuber und wilde Thiere tapfer vertheidigen. Aber wider ihren Willen zurückgehaltene Sklaven fremden Stammes würden bei

den ewigen Kriegen, in denen die Naturvölker verwickelt sind, Mittel genug zur Flucht und zur Rache finden.

Nur bei einigen ungewöhnlichen Arbeiten, bei dem Fällen von Holz, dem Einbringen der Ernte, wenn neben der Viehzucht etwas Landbau getrieben wird, nimmt der Sieger die Arbeit der von ihm zu besitzlosen Sammlern und Jägern niedergedrückten Stämme in Anspruch. Er giebt ihnen alsdann die Nahrung, die sie sich sonst nur mühsam und spärlich verschaffen können, und überläßt sie nachher wieder ihrer Freiheit und ihren eigenen Hilfsmitteln.

Aber mit der Wichtigkeit des Landbaues bei einem Volke steigt auch der Nutzen, den man aus der Abhängigkeit dieser Leute ziehen kann. Man hält sie zurück, wenn sie sich entfernen wollen, überträgt ihnen alle beschwerlichen Arbeiten auf dem Felde und in den Ortschaften und betrachtet zuletzt den Menschen selbst als ein werthvolles Eigenthum.

Auf diese Weise hat sich die Sklaverei bei einigen Kaffer-Völkern vor den Augen der Europäer zu bilden angefangen und würde mit dem Landbau selbst an Umfang zunehmen, wenn nicht die Nähe der europäischen Kolonien, welche jedem Flüchtling eine Zuflucht gewährt, und der Einfluß der christlichen Missionen ihrer weiteren Entwickelung vorbeugte.

In Nordamerica gab es vor den Eroberungen der Europäer weder größere Hausthiere noch Sklaven. Seitdem haben einige Stämme der Eingeborenen beides erlangt. Früher besitzlose Stämme, welche die Frauen und Kinder der Besiegten tödteten oder sich selbst überließen, nehmen diese jetzt auf den schnellen Rossen, mit denen sich ihre Steppen bedeckt haben, mit sich fort und zwingen sie, die Arbeiten zu verrichten, die sonst den Frauen oblagen. Aber die überwiegende Macht der europäisch-gebildeten Einwohner, welche jeden an ihnen begangenen Raub zu rächen suchen und bald alle eingeborenen Stämme, Sieger wie Besiegte unterdrückt haben werden, wird auch hier die Entwickelung der Sklaverei verhindern.

Rücksichten der Humanität haben nur selten Einfluß auf das Schicksal der Völker geübt. In früheren Zeiten hat mit seltenen Aus-

nahmen jedes Volk, dessen Lebensweise und Macht die Sklaverei gestatteten, auch seine Kriegsgefangenen zu Sklaven gemacht, wenn es sich nicht etwa durch ihre Freilassung einen größeren politischen Vortheil versprach.

Aber sobald einmal der Nutzen erkannt war, den man aus Sklaven ziehen konnte, begnügte man sich nicht mit den Gefangenen, die man selbst machte; man kaufte sie auch von anderen Völkern. Es bildeten sich Sklaven-Handel und Sklaven-Märkte und man suchte sich, wenn die aus den gewöhnlichen Ursachen hervorgegangenen Kriege dem Bedarf nicht mehr genügten, auch auf andere Weise Sklaven zu verschaffen.

Die Hörigen, die den Herren des Bodens beim Ackerbau und im Kriege dienten, aber als Theil desselben Volkes durch die Sitte geschützt waren, werden jetzt in Europa wie im Herzen von Africa von den Mächtigen, welche die Sitte, wo sie ihrem Interesse widerspricht, nicht zu scheuen haben, wie Sklaven behandelt und oft in die Ferne verkauft. Viele Vergehen, die sonst durch eine mäßige Buße gesühnt wurden, werden durch Sklaverei bestraft. Schuldner, welche nicht bezahlen können, werden Sklaven ihrer Gläubiger. Vorwände aller Art, Anklagen wegen Zauberei und Hochverrath werden ersonnen, um die Anzahl der Sklaven zu vermehren, und bei mächtigen Neger-Häuptlingen bedarf es nicht einmal des Vorwandes. Um sich einige europäische Luxus-Artikel zu verschaffen greifen sie unbeschützte Leute auf und verkaufen sie auf die Schiffe der Skavenhändler, die sie dann auf ewig ihrer Heimat entführen.

Die Sklavenjagden.

Die Hauptquelle der Sklaverei bleibt jedoch immer der Krieg; aber aus der Folge des Krieges wird sie zur Ursache desselben. Eigenthumlose oder arme Völker werden von wohlhabenden, wenn diese nicht etwa ihr Land kolonisiren wollen, nur bekriegt um räuberische Angriffe zurückzuweisen oder zu rächen. Für Sklaven-suchende Völker bietet auch das ärmste Volk eine werthvolle Beute dar. Eine nichts böses ahnende, von friedlichen Pflanzern bewohnte Ortschaft wird plötzlich überfallen; die Vertheidiger werden getödtet, die Ueberlebenden gefesselt. Die Alten und Schwachen, die auf dem

Zuge nur lästig sein würden, werden ermordet oder kommen sich selbst überlassen um, und nachdem der größte Theil der Einwohner als Opfer des Schwertes oder des Mangels gefallen ist, werden die Ueberlebenden ohne die geringste Rücksicht auf Familienbande zerstreut und als Sklaven verkauft.

Diese Raubzüge würden für die Unternehmer, die doch stets auch einigen Verlust erleiden und die Gefangenen in der Nähe ihrer Heimat nur mit großer Mühe bewachen können, ganz nutzlos sein, wenn sie nicht Käufer fänden, welche die Sklaven in entfernte Länder führen, wo ihnen jede Aussicht zur Flucht genommen ist. Diese Käufer, welche gewöhnlich sehr gebildeten Völkern angehören und den Werth eines Sklaven als Werkzeug des Luxus oder der Industrie wohl zu würdigen wissen, sind daher die wahren Urheber der Sklavenjagden, die sie auch, wo sich die Gelegenheit findet, ohne Scheu selbst unternehmen.

Die Schmach dieses grausamen Gewerbes trifft jetzt hauptsächlich christliche und muhammedanische Völker. Bei den Bekennern der beiden anderen Haupt-Religionen der Erde, der bramanischen und buddhistischen, ist die Sklaverei entweder schon seit vielen Jahrhunderten außer Gebrauch oder findet ihre Nahrung nicht im Menschenraub. Um das den Vorschriften beider Religionen widersprechende, jetzt fast nur noch gegen Neger gerichtete Verfahren zu beschönigen, stellt man die Neger als Thier-ähnliche Wesen dar, die keine Ansprüche auf menschliche Rücksichten haben. Auch sei die Sklaverei, wenn sie auch dem Körper schade, doch der Seele heilsam. Sie führe zu einem reineren Glauben, und eine gewonnene Seele sei Gott wohlgefälliger, denn tausend, die ohne Glauben sterben. Aber der wahre Grund ist bei den Beförderern der Sklaverei und des Menschenraubes nicht der fanatische Glaube, sondern die Habsucht, und diese tritt in der Regel auch ganz unverhüllt auf.

Bei den muhammedanischen Völkern ist jedoch nur der Zustand derjenigen Sklaven hart, welche sich weigern ihren Glauben anzunehmen.

Der bekehrte Sklave wird mild behandelt. Sein Dienst ist weniger im Felde als im Hause, zuweilen auch im Kriege, am meisten in

den Palästen der Reichen; und nach wenigen Jahren wird er gewöhnlich freigelassen, und geht in die Volksmasse über.

Aber bei den christlichen Völkern in America dienen die Sklaven nicht dem Luxus, sondern der Industrie, und durch die Aussicht auf den Erwerb wird jede menschliche Rücksicht erstickt. Die Sklaverei in America beginnt mit der Niederlassung der Europäer, und jeder Fortschritt, den die Spanier und Portugisen in America machten, wurde durch die Ausdehnung der Sklaverei bezeichnet.

Wo sich Spanier niederließen, wurden die Eingeborenen zu harter Arbeit auf ihren Feldern und Bergwerken gezwungen. In wenigen Jahren waren sie durch Mangel und Seuchen aufgerieben, und man trieb die Bevölkerung anderer Distrikte herbei und verfolgte die Flüchtlinge bis in die entlegensten Schlupfwinkel, um die Stelle der Umgekommenen wieder auszufüllen.

So wurden erst die Antillischen Inseln entvölkert; dann Mejico, Quito und Peru. Zahlreiche Völker verschwanden vom Erdboden mit einer Geschwindigkeit, von der die Geschichte christlicher Völker kein zweites Beispiel kennt.

Sogar das Christenthum schützte vor diesen Verfolgungen nicht, und mehrmals überschritten portugisische Sklavenjäger die Grenze und raubten die christlich gewordenen Bewohner der spanischen Missionen von Paraguay und Guyana.

Die Geistlichkeit trat zwar diesen Raubzügen entgegen und erwirkte Gesetze zum Schutze sowohl der noch freien als der bereits bekehrten Eingeborenen. Aber die Gesetze hatten in diesen entlegenen Gegenden nur geringe Kraft, und wo die Geistlichen selbst die Herren des Bodens waren, in Californien, wie in Guyana und dem Stromgebiete des Laplata, wurden unter ihrer Leitung Raubzüge unternommen, die unter dem Vorwande, das Christenthum bei den Wilden zu verbreiten, keinen anderen Zweck hatten, als die Missionen mit Sklaven zu füllen. Hunderte wurden getödtet und verjagt, um Einzelne in die Missionen zu führen. Hier wurden die armen Gefangenen von den frommen Vätern zwar zu Christen gemacht, sie lernten statt der heidnischen Gottheiten den Schutzheiligen der Mission anrufen; man lehrte sie ein

Kreuz zu schlagen und die Kniee zu beugen. Aber man nöthigte sie auch für die Mission zu säen und zu ernten, zu jagen und Holz zu fällen. Man machte den genügsamen freien Sohn der Natur zum gedrückten Sklaven, der kein Eigenthum, keinen Willen, nicht einmal im engen Kreise der Familie hatte. Jedes Vergehen gegen die geistlichen und weltlichen Vorschriften der Mönche wurde auf das härteste bestraft; jeder Fluchtversuch mit einer härteren Gefangenschaft gebüßt. Die Folge war, daß die Eingeborenen schnell dahin starben, oder wenn irgend ein politisches Ereigniß die Macht der Geistlichkeit schwächte, die dünne Hülle von Civilisation, welche die Mönche ihnen gegeben hatten, abstreiften, und sich wieder in die Wälder und Steppen zerstreuten.

Ein von dem Verfahren der Spanier gegen die Americaner empörter Geistlicher, wies um die Eingeborenen der Antillen zu retten, auf die kräftigen Neger in Africa hin. Er verfehlte seinen Zweck; denn seine Schützlinge waren dennoch binnen wenigen Jahren gemordet, und die Seuche, die America verheerte, wurde nach einem neuen Welttheile verbreitet. Jedoch hätten die Spanier auch ohne den wackeren, aber beschränkten Las Cases den Weg nach Africa gefunden, den die Portugisen bereits vorher gebahnt hatten.

Die Portugisen haben in ihrer heroischen Zeit unzählige Thaten der Ausdauer und Tapferkeit in ihren Kolonien geübt; aber die Geschichte kennt von ihnen kaum eine That des Edelmuthes gegen die Besiegten, kaum einen Samen von Kultur, den sie gepflanzt hätten. Die Zeit der großen Thaten war bald vorübergegangen; aber in dem Mangel an Edelsinn, in unmenschlicher Habsucht sind die Nachkommen den Ahnen gleich geblieben. Sie waren die ersten in deren Häfen Schiffe zum Fange von Sklaven ausgerüstet wurden. Sie sind es, die noch heute den Sklavenhandel in größtem Maße treiben. Ihr Beispiel wurde bald von den Spaniern und später von den übrigen seefahrenden Nationen nachgeahmt; und bald waren an der ganzen tropischen Küste bis in das Innere von Africa hinein Sklavenjagden und Sklavenhandel organisirt und hatten überall die Folgen, welche von dem unmenschlichsten aller Gewerbe unzertrennlich sind.

Ein portugiſiſcher Offizier, der ſchon im ſechszehnten Jahrhunderte die Küſte von Guinea im Intereſſe des Sklavenhandels bereiſte, rühmt den Charakter eines Negervölkchens im Verhältniß zu dem der übrigen Eingeborenen, und erklärt dieſen Vorzug ganz unbefangen dadurch, daß es wegen ſeiner inſularen Lage bis jetzt noch nicht vom Sklavenhandel berührt worden ſei. Seitdem hat dieſer Handel drei Jahrhunderte mehr Zeit gehabt, ſeine verderblichen Wirkungen hervorzubringen. Er hat überall den Preis des Menſchen als Waare erhöht und ſeinen Werth als moraliſches Weſen erniedrigt. Am nachtheiligſten hat er auf die Bevölkerung der Küſten gewirkt, wo die Europäer ihre Märkte aufgeſchlagen haben, indem ſich bei ihnen die Habſucht und Schlauheit der Europäer mit der Rohheit und Sinnlichkeit der Europäer zu dem widrigſten Ganzen vereinigt haben.

Der Zuſtand der Sklaven.

Das Loos der Sklaven iſt in allen Ländern ein trauriges. Der Sklave iſt überall geſetzlich oder dem Geſetze zuwider der Willkür ſeines Herrn anheim gegeben und hat keinen anderen Schutz als das Wohlwollen oder den Eigennutz deſſelben. Aber der Leidenſchaft gegenüber iſt der Eigennutz eine ſehr ſchwache Stütze. Auch die Hausthiere, die doch das Gemüth des Herrn nicht verletzen können, werden ungeachtet ihres hohen Werthes oft genug auf die roheſte Weiſe mishandelt. Aber der Sklave kann als Menſch auch Haß und Eiferſucht erregen und überall, wo Sklaven ſind, fehlen auch die Beiſpiele nicht, daß die Herren ohne Rückſicht auf den Verluſt, den ſie durch den Tod oder die Verſtümmelung der Sklaven erleiden, ihren Zorn auf die grauſamſte Weiſe befriedigen. Wenn die Mishandlung auch ſelten bis zu dieſem Uebermaße ſteigt, ſo bleibt doch der Sklave ſtets der Gegenſtand der Laune und des Uebermuthes ſeines Herrn, und dieſes um ſo mehr, je höher die Stellung iſt, in welchem ſich der Herr dem Sklaven gegenüber zu befinden glaubt.

Am wenigſten herb iſt der Zuſtand des Sklaven bei den Naturvölkern, ſo wie bei den Muhammedanern und Indern, wo ſie ſich wenig von der niederen Volksklaſſe unterſcheiden und leicht in ſie über-

zugehen pflegen. Die Sklaven haben dieselbe einfache Lebensweise wie die Freien; die Sklavinnen treten oft in das Verhältniß untergeordneter Frauen und erlangen dadurch fast überall die Freiheit für sich und ihre Kinder. Von den Sklaven besitzenden Kulturvölkern sind die europäischen Einwohner von America die einzigen, deren von Sklavinnen geborene Kinder unfrei sind.

Es findet sich auch, die americanischen Plantagen-Besitzer und einige durch sie verderbte Negervölker an der Küste von Guinea ausgenommen, bei allen Völkern die schöne Sitte, die im Hause geborenen Sklaven als Glied der Familie anzusehen, das man nie verkauft, es wäre denn als Strafe für ein schweres Verbrechen. Schon bei Abraham wurden die gekauften Sklaven von den im Hause geborenen unterschieden, und einer der letzten würde den Patriarchen, wenn er kinderlos gestorben wäre, sogar beerbt haben. So ist es auch noch jetzt im Innern von Africa und in anderen muhammedanischen Ländern. Ein solcher Sklave kann sich Eigenthum erwerben und heirathet oft die Tochter des Herrn. Seinen Stand trifft keine Schmach, und nichts hindert ihn, wenn seine Talente ihn dazu befähigen, die höchsten Stufen im Staate zu erreichen. Es giebt Beispiele, daß Sklaven, auch ohne freigelassen zu sein, die Heere des Fürsten befehligten.

Aber weit härter ist das Schicksal der Sklaven bei den Völkern mit ausgebildeter Industrie. Zwar giebt es hier gewöhnlich Gesetze zum Schutze des Sklaven; aber diese sind entweder von den Herren selbst ausgegangen und daher so gestellt, daß sie dem Ansehen derselben nicht schaden; oder sie gehen von dem entfernten Mutterlande der Kolonie aus und werden wenig beachtet. Hier wird der Nutzen der Sklaven wie der einer Maschine genau berechnet. Man vergleicht die Kosten, die er verursacht, mit der Arbeit, die er liefert und der Dauer seiner Thätigkeit; man legt ihm ohne Rücksicht auf die Gefühle des Menschen so viel Arbeit auf und gewährt ihm so wenig Genüsse, als mit seiner Erhaltung vereinbar ist.

Je größer die Industrie, desto härter ist daher das Loos des Sklaven. Schon im alten Griechenland wurden sie in keiner Provinz so hart behandelt wie in Attika. Die späteren Römer pflegten den die

Thür bewachenden Sklaven wie einen Haushund an seinen Posten anzuketten und ihren Arbeitssklaven jeden Abend Fesseln anlegen zu lassen, um ihre Flucht zu verhindern.

Wir wollen hier nicht die Schilderung der traurigen Behandlung wiederholen, welche der unglückliche, oft durch die größten Gewaltthaten seiner Hütte eben entrissene Neger in den Kerkern der Forts an der Küste von Africa und auf seiner Ueberfahrt nach America erfährt. Sie war zu jeder Zeit gleich hart. Die Versuche der Engländer, den Sklavenhandel abzuschaffen konnten sie nicht verschlimmern. Denn nach den Schilderungen von Reisenden, die zu einer Zeit entworfen wurden, als die Regierungen aller europäischen Seestaaten den Sklavenhandel offen beschützten und selbst betrieben, stimmen vollkommen mit denen überein, die wir jetzt von aufgebrachten Sklavenschiffen haben. Es war keine Ersparung des Raumes mehr zu ersinnen, keine neue Marter, mit der man die Flucht zu verhindern und Widersetzlichkeit zu strafen suchte. Die Habsucht und die Grausamkeit hatten schon vor einem Jahrhundert alle ihre Hilfsmittel anzuwenden gelernt.

In den Kolonien angekommen werden Hunderte von Negern, die in ihrer Heimat bei geringer Arbeit behaglich lebten, zu harter Arbeit unter der glühenden Sonne der Wendekreise gezwungen, um einem Europäer die Mittel zu geben, seine Tage in Trägheit und Ueberfluß hinzubringen. Jeder Unterricht als der in dem Gewerbe, was sie treiben sollen, wird ihnen entzogen; denn geistig gebildet würden die Sklaven ihre Erniedrigung noch stärker fühlen. Selbst ihre Ehen sind nicht fest; sie werden nach der Laune des Herrn geschlossen und gelöst. Was den Sklaven als Menschen erhöht, macht ihn weniger brauchbar als Knecht. Der freigeborene Bewohner des Innern von Süd-Africa hat als ein störrisches, unlenksames Wesen nur einen geringen Werth auf dem Markte von Mosambik, da er sich nicht selten tödtet, wenn der Herr ihn mishandelt. Der Sklavenhändler verschmäht eine solche Waare und sucht sich den Muskel-starken Bewohner der Niederung auf, der an Despotismus gewöhnt, dumm und feig ist und, wenn er nur hinlängliche Nahrung erlangt, sich allem unterwirft. Diesen Ansichten entspricht auch die Erziehung des Sklaven. Man sucht sie

ganz wie Thiere zu erziehen, damit sie wie Thiere arbeiten und sich niemals als Menschen fühlen lernen.

Die Charaktere der Herren und der Sklaven.

Ein solches Verfahren kann nicht ohne traurige Wirkungen auf den Charakter bleiben. Schon in ihrer mildesten Form, wo der Sklave keine härtere Arbeit hat, als der Sohn des Hauses oder der ärmere Theil des Volkes, wirkt die Sklaverei ungünstig ein, sowohl auf das Gemüth des Sklaven als auf das seines Herren. Denn wer die Macht hat, Willkür zu üben, der übt sie auch; und selbst der edelste Mensch ist nicht von Misbrauch frei, wenn er glaubt, daß er von der Gewalt, die er besitzt, niemandem Rechenschaft abzulegen habe als Gott, das heißt seinen eigenen parteiischen Gefühle von Recht.

Der Abhängige dagegen wird, um seinen Zweck zu erreichen, sich dem Mächtigen gefällig zu machen suchen, und seinen schlechtesten Launen schmeicheln. Schlauheit und Trug auf der Seite des Niederen, Hochmuth und Laune auf der Seite des Höheren bleiben, wo Willkür herrscht, niemals aus, mögen sich beide an den Stufen des Thrones oder in den Hallen der Wissenschaft, in der Hütte des Jägers oder in dem Pallaste eines orientalischen Großen begegnen.

Je härter die Sklaverei, desto entschiedener ist ihr Einfluß auf den Charakter der Herren und der Diener. Es ist daher erst bei den civilisirten, den Gewinn, den sie aus ihren Sklaven ziehen, klug berechnenden Völkern, es ist jetzt nur noch in den Zucker- und Baumwollen-Pflanzungen europäisch gebildeter Völker, wo sich der Fluch der Sklaverei in seiner ganzen Schwere entwickelt hat.

Dort wird der Sklave dem Herrn gegenüber ein dem Thiere ähnliches Wesen. Mit Stumpfsinn geht er an die Arbeit, die er so träge verrichtet, als die drohende Peitsche des Aufsehers erlaubt. Mit Stumpfsinn erträgt er die Strafe. Ohne ein anderes Gefühl als das des körperlichen Schmerzes erduldet er die Mishandlung des übermüthigen Herrn, und die noch größeren der eifersüchtigen, launischen Frau. Mit Stumpfheit geht er selbst in den Tod, wenn der Befehl des Herrn ihn dazu zwingt. Er scheint keine anderen Genüsse zu kennen, als die Erholung von der Arbeit, als wüsten Tanz und Schmaus,

keine Furcht als die vor der Strafe. Seine Leidenschaften scheint er nicht blos zu unterdrücken; er der Sohn der heißesten Zone scheint sie gänzlich ertödtet zu haben.

Aber wenn sie einmal in dem Sklaven erwacht sind, dann werden sie auch durch keine Moral oder Klugheit gezügelt. Dann wird aus dem stumpfen, einen Pflug ziehenden Stiere ähnlichen Wesen ein reißender Tiger, der alles mordet, was er auf seinem Wege trifft, und nicht eher ruht als bis er seine Rache in dem Blute aller derer gekühlt hat, die zu dem Stamme seines Herren gehören, oder bis er selber den Tod gefunden hat.

Die Fehler des Sklaven werden nicht durch die Vorzüge der Herren ausgeglichen. Er ist eben so träge, eben so sinnlich, eben so grausam wie jener; aber seine Grausamkeit gegen den ungehorsamen, oder empörten Sklaven entspringt seltener aus Leidenschaft, als aus der kalten Berechnung des Eigennutzes und des Hochmuthes. Er ist eben so vorurtheilsvoll, aber seine Vorurtheile sind anderer Art. Er hält den Sklaven, sogar wenn er ihm körperlich gleicht, für ein niederes Wesen; und gehört er zu einer andern Raße, ist etwa der Herr ein Weißer, und der Sklave ein Schwarzer, oder umgekehrt ist ein Weißer der Sklav eines Schwarzen, so sieht der Herr schon in dem abweichenden Baue des Körpers ein sicheres Zeichen der thierähnlichen Abkunft. Die scheinbare Dumpfheit des Sklaven, seine Unempfänglichkeit für alles Schöne und Edle, die Folgen der Sklaverei, hält er für die Ursache, für die Rechtfertigung derselben. Der Sklave ist in seinen Augen unfähig für sich zu denken und zu handeln; er bedarf eines Herrn, der ihm durch das einzige Mittel, das auf ihn Einfluß übt, nämlich die Furcht vor Züchtigung, zur Thätigkeit zwingt. Sich selbst überlassen würde er in die tiefste Rohheit und Dürftigkeit zurücksinken.

Dagegen hält sich der Herr für ein höheres Wesen, das zu edel sei, um das Erdreich zu bauen, von der Natur schon zum Herrschen bestimmt, wie der Sklave zum Dienen. Wenn dieser alle seine Gefühle zu verbergen sucht, verlangt der Herr alle seine Launen zu befriedigen; ist der Sklav verschlossen, schlau, betrügerisch, so ist der Herr hochmüthig, anmaßend und launisch. Herren und Sklaven, beide

verlieren die Tugenden des wahrhaft freien Mannes; denn frei ist nur der, der seine Rechte übt, und die des Nebenmenschen ehrt. Sonst pflegen alle Einrichtungen im Volke zwei Seiten zu haben; sie fördern mit dem Unedlen gewöhnlich auch Edles. Aber die Sklaverei bringt nichts Edles hervor; sie ist ein für alle Theile ungemischtes Uebel.

Zum Glück erstrecken sich die Folgen der Sklaverei nicht weit über den Kreis hinaus, in dem sie entstanden sind. Herren und Sklaven sind jene verächtliche Wesen nur in ihrem Betragen gegen einander geworden. Ihren Standesgenossen und Freunden gegenüber haben die Sklavenbesitzer das Ansprechende aller aristokratischen Stände. Ihr Benehmen ist offen und gewandt; sie sind gastfrei, wohlthätig, sogar freisinnig in allem, was die Sklaverei nicht berührt. Kunst und Wissenschaft wird von ihnen, wenn auch nicht gerade geübt, doch geschätzt. Das gastfreie Haus des alten Römers oder des virginischen Pflanzers mit den Produkten der Industrie und der Kunst geschmückt, und von gebildeten wohlwollenden Menschen bewohnt, würde den wohlthuendsten Eindruck machen, wenn nicht ein angeketteter Mensch die Thüre bewachte, und dann und wann das Geheul einer gepeitschten Sklavin die heitere Unterhaltung unterbräche.

Geht man aus der Wohnung des Herrn in die Hütte eines Negersklaven auf einer der spanischen oder französischen Antillen an einem Tage, wo er von der Herren-Arbeit ruht, so findet man nicht mehr das faule, thierähnliche Wesen, das man den Tag vorher auf der Zuckerpflanzung arbeiten sah. Emsig arbeitet der Sklave in dem Gärtchen, das ihm sein Herr auf Geheiß der menschlichen europäischen Behörde geben mußte; er hofft dadurch den Seinigen einige Erleichterung zu verschaffen, und vom Ertrage seiner Arbeit vielleicht einstmals sich selbst oder eins seiner Kinder loskaufen zu können. Er ist ein zärtlicher Gatte und Vater und empfängt auch den Fremden, der ihn freundlich begrüßt, so gastlich, als wäre er der Herr des Bodens, den er bearbeiten muß. Er ist zwar unwissend und sein Ideenkreis ist beschränkt; aber in diesem Kreise sieht er scharf und setzt den fremden Besucher oft durch seine Beobachtungsgabe in Erstaunen.

In einem Theile von America und Africa haben die Sklaven sich ihre Freiheit theils durch Gewalt erobert, theils sind sie von dem Staate, dem ihre Herren angehören, losgekauft worden. Das erste war nicht ohne Bürgerkrieg möglich und also auch von allen den Gräueln solcher Kriege begleitet. Aber dennoch findet man nicht, daß die befreiten Sklaven von den europäisch gebildeten Einwohnern der Länder, welche sich blos von der Oberherrlichkeit einer europäischen Macht zu befreien hatten, wesentlich verschieden wären. In den englischen Kolonien, wo die Sklaven durch eine That der Gesetzgebung befreit sind, und durch eine starke Regierung sowohl vor den Gewaltthaten ihrer ehemaligen Herren, als vor den Folgen der eigenen Unerfahrenheit in dem neu erlangten Zustande bewahrt werden, bilden die ehemaligen Sklaven im Allgemeinen einen friedlichen, strebsamen Bauernstand, der an den religiösen und politischen Interessen des Mutterlandes Theil nimmt, der jetzt schon der Volksmasse von Rußland und Polen weit überlegen ist und sich in kurzer Zeit der besten Landbevölkerung in Europa gleichstellen wird.

Die Schicksale der Sklaverei.

Das Schicksal der Neger in den englischen Kolonien steht bis jetzt einzig in der Geschichte da. Es war ein großherziger, aber kühner Versuch, die Bevölkerung ausgedehnter Landschaften von der tiefsten Erniedrigung nach einer kurzen Lehrzeit gleichzeitig zur Freiheit zu erheben. Da er unter der Leitung kluger und menschlich gesinnter Männer in jeder Beziehung geglückt war, so durfte man hoffen, daß er überall Nachfolge finden werde. Aber derjenige europäische Staat, der durch seine Bildung und seinen Reichthum zuerst dazu berufen war, wetteiferte wohl im Handel und im Länder-Besitz mit England, trug aber kein Bedenken, ihm in den Bestrebungen der Humanität ohne Kampf den Vorrang zu lassen.

Auf dem Wege der Gesetzgebung hätten die französischen Neger vielleicht noch Jahrhunderte auf ihre Erlösung warten müssen. Es bedurfte einer Revolution, die in Frankreich selbst eine Zeitlang den Arbeiterstand auf den Thron erhob, um den Sklaven-Arbeitern in den Kolonien ihre Freiheit zu verschaffen.

In den von Spanien und Portugal aus eroberten Ländern des Festlandes von America war die Sklaverei nie so ausgebildet, wie auf den westindischen Inseln. In den Hauptländern gab es eine zahlreiche, einheimische Bevölkerung, welche ungeachtet der großen Verluste, welche sie bei der Eroberung erlitten hatte, noch stark genug war, um den Anbau ohne Sklavenhilfe zu besorgen. In anderen, besonders den weniger heißen, beschäftigten sich die Einwanderer selbst mit dem Ackerbau oder der Viehzucht. Sklaven wurden fast nur in die Antillen und die heißeren Küstenländer von Südamerica und Brasilien eingeführt. Aber diese Einfuhr, welche bald nach der Entdeckung der Länder begann, brachte nicht den Hochmuth der Raße hervor, der seine Blüthe bei den Einwanderern aus dem Norden von Europa erreicht hat. Die Spanier und Portugisen waren an den Verkehr mit mächtigen und gebildeten schwarzen Völkern und selbst mit Negern gewöhnt, und trugen kein Bedenken, dem Schwarzen, wenn er frei war, dieselben Rechte einzuräumen wie dem Weißen. Bei den geringen Fortschritten der Industrie gewährte der Sklave damals auch einen geringeren Nutzen als in späterer Zeit in den Pflanzungen von Kolonial-Produkten. Die religiösen, der Sklaverei feindlichen Gefühle hatten nicht in gleichem Grade wie im Norden mit dem Vorurtheil und dem Eigennutz zu kämpfen, und so bildete sich in allen diesen Kolonien eine zahlreiche Klasse den Weißen gleichberechtigter Farbiger, die mit jedem Jahre an Stärke zunahm und in allen diesen Ländern den größten Theil der freien Bevölkerung umfaßt.

Ein unnatürlicher Zustand wie die Sklaverei kann sich blos da erhalten, wo die Herren ununterbrochen die strengste Aufsicht über die Sklaven üben und jede Störung der bestehenden Verhältnisse sorgfältig vermeiden können. In einem von innern Kriegen erschütterten Lande geht sie, wenn nicht stets neue Sklaven eingeführt werden können, unausbleiblich zu Grunde. In allen ehemals spanischen Kolonien, die sich unter schwerem Kampfe vom Mutterlande losreißen mußten, ist daher die Sklaverei bis auf wenige Spuren verschwunden. Sie besteht nur noch auf den spanischen Inseln und in Brasilien, den

einzigen Ländern der Erde, wo auch noch jetzt die Einführung africanischer Sklaven zwar nicht den Schutz der Gesetze findet, aber doch den der Behörden, welche die Gesetze überwachen sollten. Hier hat sich durch die Ausdehnung, welche man dem Anbau der Kolonial-Produkte zu geben suchte, die Anzahl der Sklaven zwar sehr vermehrt und ihre Lage verschlimmert; allein der freie Stand der Farbigen hat seine Rechte bewahrt und nimmt an Zahl beständig zu. Der Zustand der Sklaven nähert sich an vielen Orten dem der Sklaven in muhammedanischen Ländern. Sie werden nicht wie eine niedrige Raße betrachtet. Sie erlangen Unterricht in der Religion und sogar in einigen wissenschaftlichen Gegenständen. Sie können eine Familie gründen und sich Eigenthum erwerben; die Freilassungen und Loskaufungen sind häufig und von den Regierungen begünstigt. Jede der zahlreichen Empörungen in Brasilien verschaffte einer Anzahl Sklaven ihre Freiheit; jede Verschwörung in Cuba wird zwar blutig bestraft, giebt aber den Herren neue Beläge für die Nachtheile eines zahlreichen Sklavenstandes in der Nähe von Ländern, wo Menschen gleichen Stammes herrschen oder doch alle Rechte von Freien genießen, und so geht auch hier die Sklaverei mit raschen Schritten ihrem Ende zu.

Aber in keinem Lande der Erde ist der gegenwärtige Zustand der Sklaven so drückend und ihre Aussichten auf Befreiung so trübe, wie in der Republik der Vereinigten Staaten. Durch offene Empörung ist keine Erlösung zu hoffen. Sklavenkriege haben überhaupt nur selten, und unter eigenthümlichen Umständen, wie sie zuletzt noch in Haiti statt fanden, zur Freiheit geführt. In den Vereinigten Staaten würde bei der großen Uebermacht, welche die Weißen sogar in den an Sklaven reichsten Staaten haben und bei der starken Organisation der Regierungen jeder Aufstand der Sklaven schnell in ihrem Blute erstickt werden.

Von den Fortschritten der Humanität ist ebenfalls wenig zu hoffen. Sie mag Einzelne zu uneigennützigen Handlungen bestimmen; aber gegen die Selbstsucht ganzer Volksklassen kann sie nur mit geringem Erfolge ankämpfen. Auch in den britischen Kolonien würden die

Herren ihre Sklaven ohne den vom Mutterlande geübten Zwang niemals freigegeben haben. Aber in Nordamerica giebt es keine Macht, welche ein dem Interesse oder dem Vorurtheil der freien Bevölkerung widerstrebende Maßregel erzwingen konnte. Alle Verordnungen der Regierungen sind vielmehr darauf berechnet, das Loos der Sklaven zu erschweren und jede Aussicht auf Befreiung noch weiter zu verdunkeln. In der That haben sich in den südlichen Provinzen der Union alle Umstände zu dem Nachtheile der Sklaven vereinigt. Die höchste Bildung in Einzelnen und im Volke, die man auf Erden kennt, trifft hier mit einer der niedrigsten zusammen. Die stärkste Verschiedenheit der Raße, welche möglich ist, macht jede Beimischung von Negerblut noch bei den Urenkeln wahrnehmbar, und endlich macht das heiße Klima und der Anbau der Kolonialprodukte die Anwendung eines an das Klima gewöhnten Arbeiters nothwendig. Wo diese Umstände nicht vereiniget sind, verliert die Sklaverei einen Theil ihrer Härte. In den nördlichen Staaten der Union wo man der Sklaven nicht bedarf, ist es der Humanität schon gelungen, die Sklaverei aufzuheben. Diese Thätigkeit schreitet weiter nach Süden fort. Auch die mittleren Staaten haben sich schon zum Theil von der Sklaverei befreit, und der Süden, der jetzt noch mit aller Macht den gegenwärtigen Zustand aufrecht erhält, wird endlich die Nachtheile desselben erkennen. Bis jetzt ist der Sklave noch gewöhnt sich in den Zustand, in dem er geboren und erzogen ist, wie in eine Naturnothwendigkeit zu fügen und ohne Kampf zu dulden. Aber sobald die Fortschritte der Bildung, welche trotz aller Bemühungen sie zu hemmen, auch bis zu dem Sklaven dringen müssen, ihn seines Zustandes bewußt gemacht haben werden, werden blutige Empörungen ausbrechen, deren Erfolg zwar für die Theilnehmer traurig genug ausfallen wird; aber da der Tod eines jeden Sklaven auch ein herber Verlust für seinen Herrn ist, so wird ihr Zweck doch endlich erreicht, und die harten Herren, welche die Aufhebung der Sklaverei der Humanität versagt haben, werden sie endlich dem Eigennutze bewilligen müssen.

Weit leichter als in dem tropischen America ist die Aufhebung der Sklaverei in anderen Theilen der Erde. In den muhammedanischen

Ländern ist sie schon jetzt wenig von bloßer Dienstbarkeit verschieden. Die Freilassung eines Sklaven gilt als eine Gott gefällige Handlung uud wird in großem Maßstabe vorgenommen. Der Freigelassene tritt sogleich in die vollen Rechte des Freien, und da der im Hause geborene Sklave fast niemals verkauft wird, so pflanzt sich die Slaverei nur selten auf die Kinder und Enkel fort. Wo die Bevölkerung sehr dicht ist, haben die Sklaven nur einen geringen Werth, indem auch der Freie seine Arbeit für einen Lohn geben muß, der dem Unterhalte eines Sklaven gleicht, und sie mit größerem Eifer verrichtet. Die aller Humanität fern stehende Berechnung, welche das Joch der Sklaven an einigen Orten erschwert, wird in andern die Ursache ihrer Befreiung. In keinem dicht bevölkerten Lande hat daher die Sklaverei tiefe Wurzeln geschlagen. In China konnten die Ueberreste der Sklaverei schon vor Jahrhunderten von der Regierung unterdrückt werden. Auch in Ostindien bestand sie nur noch dem Namen nach, und ein bloßer Regierungsbefehl der Engländer reichte in allen ihnen unterworfenen Provinzen zu ihrer Beseitigung hin. Der Mädchenhandel, der sich noch in beiden Ländern, besonders in China findet, trägt einen ganz andern Charakter als der Handel mit Arbeitssklaven. Ihm fehlt vor allem der Zwang; der Verkäufer birgt seine Macht gewöhnlich unter der Hülle väterlicher Gewalt, und der Käufer wird der Gatte oder Adoptiv-Vater des Mädchens.

Die Hörigkeit und andre der Sklaverei verwandte Zustände, zu welcher der Uebermuth und die Macht der Grundbesitzer den größten Theil der europäischen Bevölkerung während des Mittelalters herabdrücken konnte, haben mit der Zunahme der Bevölkerung und der Kultur immer mehr abgenommen. Die Politik der Regierenden, im Einklang mit der Humanität, bekämpft überall den nur die nächste Zukunft berücksichtigenden Eigennutz der Herren. Auch in Rußland, dem einzigen Lande in Europa und Asien, wo die Sklaverei noch die Mehrzahl des Volkes drückt, dehnt sich die persönliche Freiheit immer weiter aus.

So bereitet sich auf der ganzen Erde auch in dieser Beziehung ein besserer Zustand vor. Zwar ist die Kultur in ihren ersten Stufen

der Entwickelung der Sklaverei günstig. Den Naturvölkern nur unvollkommen bekannt, wird sie mit der Zunahme der Industrie immer ausgedehnter und drückender. Aber zum Glück für die Menschheit tritt bald eine Grenze ein. Der Eigennutz selbst, mit Einsicht geübt, tritt der Humanität zur Seite. Die Sklavenjagden, einst über die ganze Erde, selbst im Herzen von Europa verbreitet, sind jetzt auf einige entlegene Winkel von Africa und America beschränkt; der Sklavenhandel zur See, vor einem Jahrhundert noch ein geehrtes, einträgliches Geschäft, ein Hauptgegenstand der Politik in den Verträgen der Seemächte, wird jetzt von allen gebildeten Völkern der Erde als ehrlos gebrandmarkt und nur von Verbrechern betrieben. Die Sklaverei wird mit jedem Jahrzehend in engere Grenzen gezogen, und die Zeit ist nicht mehr fern, wo die Erde nur von freien Menschen bewohnt sein wird.

II. Das Volksleben der Naturvölker.

Wir verstehen darunter das Leben innerhalb des Volkes, also das Verhältniß der Eingeborenen und der Familie zur Gesammtheit des Volkes.

Bei den Naturvölkern ohne Eigenthum giebt es keinen Unterschied des Ranges. Alle Bewohner einer Ortschaft fühlen sich, auch wenn sie nicht eines Stammes sind, als Verwandte; alle besitzen dieselben Rechte. Alles was ein gemeinsamens Interesse hat, wird gemeinsam verhandelt. Zu den Berathungen des Volkes treten alle Männer, welche die Waffen führen können, zusammen. Die Aeltesten und Tapfersten führen zwar das Wort, und die übrigen treten bescheiden zurück; aber wer sich berufen fühlt, tritt vor und wird entweder mit Aufmerksamkeit angehört, oder man äußert seine Unzufriedenheit mit der Person oder den Worten des Redners, indem man sich erhebt und den Redner allein läßt. In solchen Versammlungen werden die Gesandten fremder Völker empfangen, eigene gewählt; hier werden die allgemeinen Jagden und Kriegeszüge beschlossen, die Anführer bestimmt und zuweilen auch ein grobes Verbrechen, Verrath oder Feigheit gerichtet.

Aber den Führern folgt man nur, so lange die eigene Sicherheit davon abhängt; sobald dieses Bedürfniß aufhört, treten alle wieder in den Zustand der Gleichheit zurück. Niemand ist gezwungen, sich den Beschlüssen der Mehrheit zu unterwerfen. Wer es nicht will, nimmt seine Waffen und wenigen Geräthe, wandert mit seiner Familie fort, und schließt sich entweder einem andern Stamme an, oder sucht mit seinen Freunden eine neue Niederlassung zu gründen.

Bei den Völkern ohne Eigenthum sind daher die einzelnen Familien nur so weit mit einander verbunden als die Selbsterhaltung gebieterisch verlangt. Sonst ist ihre Freiheit unbeschränkt und ein jeder ist dem andern gleich.

Bei den Völkern mit Eigenthum hört sowohl diese Unabhängigkeit als diese Gleichheit auf. Obgleich zahlreicher und mächtiger, sind sie den Angriffen der Beute suchenden Nachbarn mehr ausgesetzt; sie müssen beständig zur Abwehr bereit sein. Sind sie mit ihren Nachbaren in Frieden, so wandern Gesandte und Händler hin und her; kleine Zwistigkeiten müssen geschlichtet werden und das Volk wird so oft genöthigt, andern gegenüber als ein Ganzes aufzutreten, daß es im Frieden wie im Kriege Organe haben muß, die in seinem Namen sprechen und handeln können.

1. Das Rechtswesen der Naturvölker.

Ein Volk, das sein Ansehen nach Außen bewahren will, muß in seinem Innern Frieden haben. Es muß daher Mittel besitzen die Streitigkeiten zwischen den Einzelnen zu schlichten oder doch für das Leben des Ganzen unschädlich zu machen.

Auch in dieser Beziehung sind die Bedürfnisse eines Volkes ohne Eigenthum leicht befriedigt. Ihre geringe Habe lockt, ausgenommen in den Zeiten der höchsten Noth, niemanden an. Streitigkeiten sind daher selten; sie betreffen nur einzelne Personen, und um diese kümmert sich die Gesammtheit nicht. Ein jeder ficht sie aus, so gut er kann; ein jeder ist zugleich der Kläger, Richter und Vollstrecker und wird dabei öfter von seiner Leidenschaft als von dem Rechtsgefühle geleitet. Kleine Verletzungen in Wort und That werden oft mit dem Tode gerächt; ein Mord, durch den Tod des Mörders und seiner Angehörigen.

Zwischen absichtlicher und zufälliger Verletzung wird kein Unterschied gemacht. Jede Unthat erzeugt ihrer mehrere; und bei einigen Völkern raffen die Privatfehden mehr Menschen hin als die Kriege mit den Nachbaren.

Indessen findet sich dieses nur bei sehr rohen, in den einfachsten Verhältnissen lebenden Völkern, die ganz ungewohnt sind, ihre Leidenschaften zu zügeln. Schon bei den Jägern und Fischern ist der Zustand geordneter. Sie wenden die Vorsicht, für welche ihre Lebensweise eine treffliche Schule ist, auch auf den Verkehr mit Menschen an und lassen ihre Streitigkeiten nur sehr selten in Blutvergießen ausarten.

Bei Völkern mit Eigenthum werden die persönlichen Verletzungen ebenfalls durch den Verletzten oder dessen Familie gerächt. Es bilden sich jedoch bald gewisse Grundsätze aus, durch welche die Leidenschaft des Rächers etwas gezügelt wird. Auge um Auge, Zahn um Zahn und Leben um Leben gilt überall als eine angemessene Entschädigung, und da, wo eine strenge Vergeltung ungerecht oder unmöglich wäre, tritt eine andere Entschädigung an ihre Stelle. War es dem Beleidiger gelungen, sich und die Seinigen der Rache so lange zu entziehen, bis die Leidenschaft des Beleidigten etwas beruhigt ist, so pflegt sich dieser dem Ausspruche von Schiedsmännern zu unterwerfen, und diese suchen jede Verletzung mit einer bestimmten Entschädigung an Vieh und Früchten zu büßen. Aber bei ernsten Beleidigungen, besonders bei Mord oder Todtschlag, weist der Rächer oft jede friedliche Sühne von sich ab. Er verfolgt seine Rache, selbst mit Gefahr seines Lebens, bis ihr vollkommen genügt ist; und das Volk als Ganzes besitzt kein Mittel, ihn davon zurückzuhalten.

Es setzt schon ein sehr entwickeltes Bewußtsein von der Einheit des Volkes voraus, wenn die Verletzung eines Einzelnen auch als ein Vergehen gegen das Ganze, als ein Bruch des Volksfriedens betrachtet, und statt der Rache, die sich der Beleidigte nimmt, eine Strafe von dem leidenschaftlosen Richter verhängt wird. Wie schwer dieses Ziel zu erreichen ist, davon zeugen noch die Ueberreste der Blutrache bei vielen, schon ziemlich civilisirten Völkern. In einigen Theilen des Orients spricht zwar der Richter das Urtheil aus; aber der Rächer

vollzieht es und durchbohrt den Mörder seines Verwandten mit dem Speer. Auch bei den gebildetsten Völkern der Erde wird die Selbstrache bei persönlichen Beleidigungen nicht nur geduldet, sondern sogar, allen Gesetzen der Vernunft und des Staates zum Trotze, von der Sitte geboten.

Mit mehr Erfolg als den Schutz der Person hat das Volksganze den Schutz des Eigenthums übernommen und dadurch die Erwerbung und Erhaltung desselben möglich gemacht. Denn ohne ihn würden sich die Wohlhabenden der Mehrzahl der Armen gegenüber nicht lange in ihrem Besitze behaupten können.

Die Vergehen gegen das Eigenthum, welche bei den civilisirten Völkern die Thätigkeit des Richters hauptsächlich in Anspruch nehmen, wie Diebstahl und Betrug, kommen jedoch bei den Naturvölkern fast nur in ihrem Verkehre mit Fremden, besonders den nach ihrer Meinung mit Schätzen beladenen Europäern vor. Innerhalb des Volkes sind sie fast unbekannt, und bei der Oeffentlichkeit ihrer Lebensweise und der Zugänglichkeit ihrer Wohnungen auch nicht wohl möglich. Weit häufiger ist der gewaltsame Raub an Schwachen, besonders an unbeschützten Fremden, an Waisen und Wittwen, und nicht immer hat das Volk Macht genug, ihn zu verhüten oder zu rächen.

Die Streitigkeiten über den Besitz sind bei Naturvölkern im Verhältniß zu ihrer Stärke eben so häufig, wie bei den civilisirten Völkern, und nehmen die Thätigkeit des Schiedsrichters täglich in Anspruch. Es hatte sich daher bei jedem Volke, das man kennen lernte, ein auf den Grundsätzen der Billigkeit beruhendes Gewohnheitsrecht so weit ausgebildet, als es das Bedürfniß verlangte. Wer z. B. auf der Jagd oder dem Fischfange ein Thier tödtlich verwundet hat, besitzt ein Recht darauf, auch wenn die Beute in die Hände eines anderen Jägers oder Fischers gefallen wäre. Wer eine Frucht gepflanzt, dem gehört die Ernte; wer einen Brunnen gegraben, der hat dessen ausschließlichen Gebrauch. Diese und ähnliche Vorschriften lauten bei den verschiedensten Völkern ganz übereinstimmend. In anderen Fällen, bei denen das Rechtsgefühl sich weniger entschieden ausspricht, wie bei der Theilung eines Nachlasses, sind die Gebräuche verschieden. Aber auch

hier hat sich für alle häufiger vorkommende Fälle im Laufe der Zeit eine Einrichtung festgestellt, der sich jeder Redliche unterwirft.

Aber diese durch die Zeit geheiligten Vorschriften bedürfen einiger Rechtsformen, die ihre Ausführung auch gegen die Selbstsucht Einzelner sicher stellen. Das Volk muß aufhören ein lockeres, blos zur gemeinschaftlichen Vertheidigung verbundenes Haufwerk von Familien zu sein. Alle müssen sich zu einem wohlgeordneten Ganzen fügen, das den Frieden im Innern sichern und gegen äußere Feinde kräftig auftreten kann; und ein jeder muß die Sicherheit, die er dadurch erlangt, mit einem Theile seiner Unabhängigkeit erkaufen.

2. Die Fürsten der Naturvölker.

Diese Aufgabe wird auf die einfachste Weise gelöst, wenn ein einzelner Mann, ein Fürst, das gesammte Volk in seiner Person darstellt; wenn sein Wille als der des Volkes gilt.

Man hat diese Regierung patriarchalisch genannt, und in der That verdient sie diesen Namen, wenn man ihn von den sogenannten Patriarchen der Israeliten ableitet. Aber von einer väterlichen Gewalt, so gern die unumschränkten Fürsten auch ihre Macht damit vergleichen und kindliches Vertrauen und Liebe verlangen, ist sie sowohl durch ihren Ursprung als ihre Wirkungsweise weit entfernt.

Die Entstehung der Fürstenmacht.

Man kennt unzählige Beispiele von der Entstehung einer despotischen Herrschaft; aber in keinem einzigen Falle ist sie aus der väterlichen Gewalt hervorgegangen; und gerade bei den Hirten- und Gebirgsvölkern, wo die Stellung der Häuptlinge zum Volke mit der Stellung des Vaters oder des ältesten Bruders zu den jüngeren Familiengliedern noch am meisten Aehnlichkeit hat, hat sich eine unumschränkte Regierung nur äußerst selten auf die Dauer erhalten, und von denen, welche sich erhoben haben, ist dabei ein dem väterlichen sehr ungleiches Verfahren befolgt worden.

Von der Entstehung eines Königthums bei einem bisher freien Volke bietet die Geschichte der Israeliten ein sehr interessantes Beispiel dar. Die Israeliten waren Jahrhunderte lang Nomaden gewesen, die ganz, wie die Nomaden unserer Zeit, in eine Anzahl von

Stämmen getheilt waren, welche stets als Nachkommen eines Stammvaters, eines Sohnes oder Enkels von Israel galten. Sie hatten Häuptlinge, welche wahrscheinlich als die nach dem Rechte der Erstgeburt nächsten Nachkommen des Stammvaters angesehen wurden.

Einige Menschenalter später, nachdem sie sich in dem eroberten Palästina ansäßig gemacht hatten, waren die Stammeshäuptlinge gänzlich verschwunden. An die Stelle der Stammesgebiete waren Landschaften getreten, die zwar denselben Namen führten, aber nicht mehr ausschließlich von den Angehörigen eines Stammes bewohnt wurden. Jede Ansiedelung hatte einen einfachen Organismus zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten. Aber wer die Israeliten oder auch die Bewohner eines Stammgebietes zu einer gemeinsamen Handlung anregen wollte, mußte von Hütte zu Hütte senden oder an den Thoren der Ortschaften predigen. Sogar die Priester des Jehovadienstes, die in der Stätte, wo die heilige Lade aufbewahrt wurde, einen räumlichen Mittelpunkt besaßen, konnten die Einheit des Volkes nicht erhalten, da sie nicht einmal Einfluß genug hatten, die Einführung fremder, dem israelitischen entgegengesetzter Kulte zu verhindern.

Durch die Auflösung aller Bande zwischen den Stämmen verlor das Volk natürlich alle Kraft und wurde die Beute eines jeden besser organisirten Nachbarvolkes, so klein dieses auch sein mochte. Wenn die Noth zu drückend wurde, bildeten sich Parteigängerschaaren, oder selbst Freibeuter, den Klephthen der Neugriechen ähnlich, um welche sich das Volk allmälig sammelte; oder es erhoben sich kühne Männer oder auch Frauen, die das Volk zur Thätigkeit aufriefen, den Feind zurückschlugen und das Volk befreiten.

War die Gefahr beseitigt, so sank das Land gewöhnlich in seinen früheren anarchischen Zustand zurück. War aber der Feind mächtig, und dauerte die Nothwendigkeit eines gerüsteten Zustandes fort: so behielt der glückliche Feldherr seinen Einfluß bei und benützte ihn in der Regel, um die Herrschaft über einen Theil des Volkes selbst zu erlangen. Die Häuptlinge, die sich auf diese Weise erhoben, waren talentvolle Männer, tapfer, schlau und energisch. Sie erhielten ihre Macht aufrecht, so lange sie lebten; aber es gelang ihnen sehr selten,

sie auf ihre Nachkommen zu vererben. Zuweilen versuchten es die Söhne und scheueten dabei die grausamsten Mittel nicht; aber das Volk war noch nicht so sehr an Despotismus gewöhnt, daß es ihn ohne Widerstand erduldet hätte. Nach kurzer Zeit war die Macht der Häuptlinge gebrochen; das Volk sank in seine Gleichheit zurück und konnte nur durch eine neue Gefahr aus seinem Schlummer geweckt werden.

So ging es den Israeliten einige Jahrhunderte hindurch, so lange sie nur mit schwachen Nachbarn zu kämpfen hatten, die wohl ein und das andere Grenzgebiet brandschatzen konnten, aber nicht Macht genug besaßen, um das ganze Volk auf die Dauer in Abhängigkeit zu erhalten.

Aber dieses geschah endlich durch den zwar kleinen, aber gut organisirten Bund der Philister, die einen Theil des Landes eroberten, den anderen plünderten und das ganze Volk viele Jahre hindurch schwer bedrückten. Einzelne tapfere Männer konnten wenig wirken; und die ihren Feinden an Anzahl weit überlegenen Israeliten sahen keine Hilfe als in einer engen Verbindung des ganzen Volkes. Den Priestern, welche diese Einheit herzustellen suchten, mislang diese Aufgabe in der kriegerischen Zeit gänzlich, und man sah kein anderes Rettungsmittel als die Einführung einer Monarchie, wie sie bei den meisten benachbarten Völkern war. Als der zuerst gewählte König den Erwartungen nicht entsprach, unterwarf sich das Volk einem Parteigänger, der sich durch kühne Thaten einen Ruf erworben hatte, und diesem gelang es auch, nicht nur das Land zu befreien, sondern auch seine Herrschaft zu begründen und auf seine Nachkommen zu vererben.

Der Uebergang von dem siegreichen Feldherrn eines freien, aber anarchischen Volkes zu einem unumschränkten Monarchen, kommt also keineswegs blos bei civilisirten Völkern, den Römern oder Franzosen, vor. Die Geschichte des israelitischen Königs David wiederholt sich mit geringen Abänderungen bei den Betjuanen und alten Deutschen, bei den Mongolen und Türken, bei den Kurden und Mejicanern. Ein glücklicher Häuptling sammelt eine Schaar von Kriegern, die von ihm zu Sieg und Beute geführt und durch Geschenke und

Vorrechte gefesselt, keinen Herrn anerkennen als ihn. Statt sie nach der Besiegung des Feindes zu entlassen, behält er sie auch im Frieden bei, der unter solchen Umständen nur in den kurzen Unterbrechungen der Kriege besteht, und benutzt sie zugleich gegen den Feind und gegen die Unzufriedenen im eigenen Volke. So reicht oft ein einziges Menschenalter hin, um den Despotismus in einem Volke zu begründen, bei dem vollkommene Gleichheit herrschte; und dieser, welcher über die ganze Kraft des Volkes unumschränkt gebietet, pflegt dem vor kurzem noch von allen Seiten bedrängten Volke einen Glanz zu verleihen, der alle Nachbaren verdunkelt und für den Verlust der Freiheit einigermaßen entschädigt.

Die Verfassung der Despotien.

Der Despotismus gleicht jenen Pflanzen von niedriger Organisation, die überall gedeihen, sowohl in dem fruchtbarsten Boden als da, wo keine höher organisirte Pflanze wurzeln könnte. Er gesellt sich daher zu Völkern aller Art, von den niedrigsten Pflanzern und Hirten an bis zu denen mit ausgebildeter Industrie und Wissenschaft. Die einzige Bedingung, die er zu seiner vollständigen Entwickelung bedarf, ist der Mangel an geistigem Leben im Volke, und diesen bringt er, wenn er sich einige Generationen erhalten hat, auch stets hervor.

In kleinen Gemeinden nähert sich die Stellung der unbeschränkten Fürsten derjenigen eines Patriarchen, wo *ein* Mann seiner Familie und einer Menge von Sklaven gebietet, denen er ein milder Herr ist, wenn sie seinen Willen thun, der aber auch die Macht besitzt, jeden seiner Untergebenen der Leidenschaft oder dem Aberglauben zu opfern. Bei zahlreichen Völkern erlangt der Despotismus einige Einrichtungen mehr; allein sie bleiben immer so einfach, daß auch ein sehr beschränkter Geist in den Befehlenden wie in den Gehorchenden ihr Prinzip begreifen und ausführen kann.

Der Fürst ist Richter und Verwalter im Frieden, und Führer im Kriege. Da er nicht alles allein besorgen kann, so überträgt er einen Theil seiner Pflichten wie seiner Macht an andere, die sie unter ihm und in seinem Namen ausüben. Bei Kulturvölkern wird die Macht zuwei-

len so getheilt, daß einige Beamte den Beruf des Feldherrn, andere den des Richters oder Verwalters übernehmen. Aber bei den Naturvölkern und sogar der Mehrzahl der Kulturvölker, welche die Vorzüge einer solchen Theilung noch nicht kennen, wird nicht die Gewalt, sondern blos der Raum getheilt. Ein jeder Statthalter herrscht in seiner Provinz eben so unumschränkt wie der Monarch selbst, so lange ihn dieser in seiner Stellung beläßt. Diese Statthalter vertheilen ihre Macht beinahe auf gleiche Weise; und so bildet sich von dem Throne bis zu den niedrigsten Stellungen hinab, eine Stufenfolge von Beamten, von denen ein jeder nach unten hin despotisch befiehlt, nach oben hin sklavisch gehorcht. Nirgends finden sich innerhalb eines Kreises zwei gleich berechtigte Männer. Was in den Heeren die Disciplin verlangt, daß wo zwei Soldaten im Felde zusammentreffen, einer stets der Führer werde, das ist bei diesem konsequenten, aber rohen Despotismus in jedem Zweige der Verwaltung durchgeführt.

Wo die Sprache, die Sitte und die Religion keinen Einfluß auf die Regierung üben, da können auch die verschiedensten Völker zu einem Ganzen verbunden werden. Bei den meisten Völkern kümmert sich der Despot, wenn nur seine Befehle vollzogen werden, wenig um die Eigenthümlichkeit seiner Völker, die sich Jahrhunderte lang beinahe unverändert erhalten kann. Aber sobald sich in einem Volke ein bewußtes Streben nach der Behauptung einer Eigenthümlichkeit, zum Beispiel in der Religion offenbart, und damit der Wunsch einer Sonderung von dem Verbande von Völkern, aus denen das Reich zusammengesetzt ist, wendet sich die Macht des Despoten auf die Zerstörung dieser Nationalität. Und wenn die Natur die Absichten des Despoten begünstigt, und kein Sturm indessen seinen Despotismus selbst zerstört, so verschwinden auch die Unterschiede allmälig, und das ganze der Herrschaft unterworfene Volk wird so gleichförmig, wie die Verwaltung selbst.

Naturvölker besitzen jedoch zu solchen Umwandlungen keine hinlängliche Dauer. Auch Kulturvölker bedürfen dazu mehrere Jahrhunderte; aber wie nahe sie ihrem Ziele kommen können, wenn sie es mit Bewußtsein verfolgen, das zeigt die Geschichte der griechischen

und römischen Reiche und in späterer Zeit auch die der beiden mächtigsten und ausgebildetsten Despotien, von Rußland und von China.

Der Charakter der Despotien.

So wenig der Despotismus eine Ungerechtigkeit scheuet, wo es die Vermehrung seiner Macht gilt, so kennt er doch sein eigenes Interesse zu gut, um nicht die Gerechtigkeit in allen Gegenständen walten zu lassen, die ihn nicht unmittelbar berühren. Die gewaltthätigsten Despoten sind daher oft die gerechtesten und von den ihnen fern stehenden Unterthanen am meisten geehrt. Auch ist es keinem Fürsten, er mag Kaffern oder Europäer beherrschen, entgangen, daß seine Macht mit der Anzahl und dem Reichthume des Volkes wächst, und sie suchen daher stets, so weit ihre Kenntnisse im Gewerbewesen reichen, das sogenannte materielle Wohlsein ihrer Völker so sehr zu heben, als es ohne eigene Opfer möglich ist.

Wäre es denkbar, daß auf dem Throne der Fürsten neben der höchsten Gewalt auch die höchste Weisheit und Güte säße; daß man nicht nur die besten Maßregeln vorschlagen, sondern auch die zweckmäßigsten Werkzeuge anzuwenden wüßte; das heißt, wären die Fürsten nicht Menschen, sondern Götter: so möchte die absolute Monarchie allerdings geeignet sein, den Völkern Ordnung und Frieden und den Genuß aller materiellen Vortheile zu verschaffen. Aber ein geistig strebendes Volk begnügt sich nicht, wie das Thier, mit der Erreichung materieller Vortheile. Es bedarf, um geistig fortzuschreiten, vor allem der Freiheit, und diese ist selbst mit dem weisesten Despotismus nicht vereinbar.

Aber auch für die Erwerbung des blos materiellen Wohlseins ist der Despotismus ein höchst unvollkommenes Werkzeug; denn die Fürsten sind von jenem Ideale der Weisheit und Güte weit entfernt. Der Mensch ist auf dem Throne dasselbe Wesen, wie in der Hütte. Seine Anlagen schwanken dort wie hier zwischen denselben Grenzen. Seine Leidenschaften sind dieselben; und die Wirkung, welche die Erziehung in der Kindheit und in späterer Zeit der Genuß der Macht in dem Charakter der Fürsten hervorbringt, ist wenig geeignet den

wahren Werth der Macht kennen zu lernen und von dem Misbrauche derselben zurückzuhalten.

Der Fürst fühlt sich über alle Menschen erhaben. Schon Homers Könige, obgleich beschränkte Häuptlinge kleiner Gebirgsgauen und Inseln, sind von Gottes Gnaden. Die erblichen Fürsten der rohesten Völker leiten ihren Stamm schon von den Göttern ab, und die der höher stehenden Völker überreden sich leicht, daß ihre Macht ein Ausfluß der Gottheit sei, daß sie nur dieser allein Rechenschaft schuldig seien, und jeden Widerstand gegen ihren Willen, als eine Auflehnung gegen die Gottheit selbst, auf das härteste bestrafen müssen.

Die unumschränkten Fürsten nehmen daher sehr bald und im höchsten Maßstabe den Charakter an, den wir oben als den der Herren bezeichnet haben, das niedrige Volk am Fuße der Stufenleiter den der Sklaven, und in dem Charakter der Beamten, welche in langer Reihe zwischen den beiden äußersten Grenzen stehen, die sklavisch gegen die Höheren, herrisch gegen die Untergebenen sind, finden sich oft die Mängel der Herren wie der Knechte mit einander vereinigt.

Der Charakter der Despoten wird nicht, wie bei den Sklavenbesitzern, durch den Verkehr mit den Standesgenossen gemildert. Sie stehen ganz allein auf ihrer Höhe, und bei jeder Gefahr, die ihnen droht, ist ihr einziges Streben, sich in dieser Stellung zu behaupten. Kein Mittel wird gescheut, um es zu fördern. Verbrechen, die in andern Ständen nur die Folgen einer seltenen Geistesverwirrung sind, werden hier zuweilen zur Regel, durch die Staatsklugheit sogar zur Pflicht gemacht. Undank, Wortbrüchigkeit, Meuchelmord und Hinrichtungen mit den Formen eines Gerichtes oder ohne sie sind bei roheren Völkern gewöhnliche Handlungen der Despoten, welche auch die eigenen Familienglieder nicht verschonen, ja diese oft härter treffen wie die Unterthanen. In der Türkei werden die männlichen Verwandten des Sultans noch bis auf den heutigen Tag ermordet, und der Boden, auf dem viele unserer jetzt herrschenden Fürstenfamilien erwachsen sind, ist mit dem Blute der Väter, Kinder und Brüder der Fürsten getränkt. In geordneten Despotien sind diese Mittel unnöthig; aber auch hier gehört Wortbrüchigkeit und die Verletzung aller

den despotischen Ansprüchen der Fürsten widersprechender Rechte zu den gewöhnlichsten Erscheinungen.

Die Schicksale des Despotismus.

Während die Despotie entsteht und sich befestigt, herrscht im Volke zuweilen ein sehr reges Geistesleben. Aber ist sie einmal gegründet, so ist das Volksganze mehr zu einer Maschine als einem Organismus geworden. Alles öffentliche Leben ist verschwunden. Oft verbindet auch die Hierarchie ihren geistestödtenden Despotismus mit dem der Fürsten und dehnt ihn auf alle Zweige des Volkslebens aus. Dann können die Räder der Maschine noch Jahrhunderte gehen, aber sie erzeugen nichts geistiges mehr, und sobald ein Stoß von Außen hinzutritt, der die träge Masse erschüttert, so folgt dem geistigen auch der physische Tod.

Bei den Israeliten war David der erste allgemein anerkannte König. Er war ein höchst talentvoller Mann, der aber kein Mittel, auch Treulosigkeit und den schwärzesten Undank nicht scheute, wenn es galt, das Interesse seiner Herrschaft oder seine Leidenschaft zu befriedigen. Aber seine Regierung war voll Ruhm, und dieser hat zu allen Zeiten viele Mängel verdeckt. Unter seinen zahlreichen Söhnen wählte er, wie man glauben darf, einen der tüchtigsten aus. Dieser war klug und schönredend, aber despotisch, als hätten seine Ahnen schon Jahrhunderte geherrscht. Seine Regierung war nicht kriegerisch, nicht ruhmvoll, wie die seines Vaters, aber glänzend wie die anderer Fürsten, die ihren Thron ererbt haben und von den gesammelten Schätzen schwelgen. Er hielt jedoch das von seinem Vater errichtete Gebäude noch aufrecht. Nach seinem Tode zerfiel es, und das Haus Davids behielt nur den Theil des Landes, aus dem es stammte und wo seine Residenz lag. Der größere Theil wußte, um sich von dem Drucke der davidischen Familie zu befreien, kein anderes Mittel, als sich einen Despoten aus einer anderen Familie zu geben, die bald dem Beispiele ihrer Vorgängerin folgte. Das Volk fiel zwar von neuem ab; aber es konnte nur den Despoten nicht den Despotismus stürzen. Dieser blieb bei allen Wechseln der Dynastien unverändert. Eine Greuelthat folgte der andern, bis endlich ein mächtiger Nachbar

Reich und Volk vernichtete, während das durch das Alter seiner Dynastie etwas fester organisirte Reich Juda sein Dasein noch ein Jahrhundert länger fristete und dann ein gleiches Schicksal erfuhr.

Denselben Verlauf nahm die Geschichte einer Menge anderer Völker, von den Bewohnern eines Gebirgsgaues an, bis zu denen der römischen und arabischen Welt-Reiche. Die Nachfolger des Feldherrn, der das Reich durch ruhmvolle Thaten gegründet hatte, erbten nur sein Reich, aber nicht seine Talente. Die Werkzeuge, die er schuf, und ihnen hinterließ, das Heer und der Schatz, beschützten sie eine Zeitlang gegen die Empörungen im Innern und die Angriffe schwächerer Nachbaren. Aber sehr selten erhielt sich seine Dynastie wie die Familie Davids bis zum Untergange des Reiches. Sie theilte gewöhnlich das Schicksal der Könige Israels. Nach einigen Generationen wurde sie durch einen glücklichen Rebellen gestürzt und sämmtliche Glieder ermordet. Eine Dynastie folgte der andern, bis das Reich unter dem Drucke der Empörungen und mächtiger Feinde zertrümmert und das Land entvölkert wurde.

Der Despotismus, der nur auf dem Boden ruht, nicht in ihm wurzelt, kann zwar auf jedem Lande lasten; er gedeiht aber in den Ländern am besten, die am ärmsten an Elementen der Bildung sind, also in jenen einförmigen Tief- und Stromländern, die schon durch ihren Bau dem alles gleichmachenden Grundsatze des Despotismus entsprechen, und zugleich eine Ausdehnung haben, die auch der wenig belebten Masse eine bedeutende Kraftäußerung und Ausdauer gestattet. Hier finden wir sie überall, wo sich überhaupt Völker organisirt haben, schon bei dem ersten Dämmern der Geschichte. Die Ufer des Euphrat und Tigris, die Zuflüsse des Ganges und Indus und das Stromland des Nils, sind mit geringen Unterbrechungen der Sitz von Despotien geblieben, die an andern Orten verdrängt, hier immer wieder ein neues Asyl fanden, von denen aus sie sich über andere Landformen verbreiten konnten. Die beiden vollendetsten Despotien unsrer Zeit, Rußland und China, haben den Kern ihrer Macht ebenfalls in großen Tiefländern und ein drittes despotisches Reich, das der Mongolen in dem Tieflande Indiens, ist erst in neuer Zeit gestürzt

worden. In andern Landformen ist sie, wenn sie nicht eine mächtige Stütze in einem benachbarten Tieflande hatte, selten von Dauer gewesen.

3. Die Standes-Unterschiede bei den Naturvölkern.

Die Einheit, welche der Despotismus dadurch hervorbringt, daß er die Freiheit aller, bis auf die des Despoten selbst, vernichtet, kann jedoch auch mit geringeren Opfern erkauft werden. Eine der Vollständigkeit nahe Lösung dieser Aufgabe ist nur bei den civilisirtesten Völkern möglich, welche einen Staat mit Bewußtsein gründen und fortbilden können. Wir beschränken uns hier auf das von den Naturvölkern unbewußt beobachtete Verfahren.

Jeder Organismus beruht auf der Ungleichheit der einzelnen Theile. Die Genossen eines Volkes können daher niemals sämmtlich gleiche Antheile an dem Ganzen nehmen. Das Volk muß Organe seines Willens haben, denen die Führung seines Verkehrs mit Fremden und die Erhaltung des Friedens im Innern übertragen wird.

Zu den persönlichen Eigenschaften, welche bei Völkern ohne Eigenthum allein maßgebend sind, tritt noch als sehr einflußreiches Element das Eigenthum hinzu, das seinem Besitzer einen von allen persönlichen Eigenschaften unabhängigen Einfluß verschafft. Aber das Eigenthum ist erblich und mit ihm der Einfluß; es bilden sich dadurch bevorrechtigte Familien, die sich von der Hauptmasse des Volkes zuweilen so scharf sondern, daß der Uebergang nur durch einen Umsturz des ganzen Volkswesens möglich wird.

Der Adel bei den Naturvölkern.

Bei Völkern mit geringem und nicht sehr ungleichförmig vertheiltem Eigenthume steigt die Macht der Wohlhabenden niemals bis zu einer dauernden Erhebung ihrer Familien über die der Armen. Die kleinen ackerbautreibenden Ortschaften in den Wäldern von Africa und den Gebirgen von Arabien und Syrien sind in der Regel ganz republikanisch. Die Einwohner versammeln sich an den Thoren des Städtchens oder auf dem Marktplatze, berathschlagen hier über alle Angelegenheiten der Gemeinde, schlichten die Streitigkeiten, sprechen Urtheile und wählen die Beamten, die ihre Beschlüsse ausführen

sollen ohne Rücksicht auf Erblichkeit. Sogar innerhalb vieler Monarchien haben die einzelnen Gemeinden keine andere, als diese einfache, auf völliger Gleichheit aller Familienhäupter beruhende Verfassung. Ueber Angelegenheiten von allgemeinem Interesse entscheidet eine Versammlung von Abgeordneten der einzelnen Gemeinden.

Bei Hirtenvölkern, wo schon das Wanderleben eine feste Organisation verlangt, und der Unterschied im Eigenthum größer ist als bei vielen ansäßigen Völkern, erlangen die Häuptlinge mit dem größeren Eigenthume auch einen größeren Einfluß. Sie sind immer erblich. Aber ihre Familien bilden keinen von dem übrigen Volke geschiedenen Stand. Die jüngern Söhne und Brüder treten in das Volk zurück und sind dem niedrigsten unter den Freien nicht überlegen. So ist es bei den meistentheils armen Hirtenstämmen in Arabien und Nordafrica.

Aber bei den reicheren Stämmen, wie die der Mongolen und Kalmücken, wo auch die Ungleichheit des Eigenthums größer ist, gewinnen die Häuptlinge an Einfluß. Der größere Theil des Volkes wird arm, oft sogar ganz besitzlos und genöthigt, in die Dienste der Wohlhabenderen zu treten. Diese erlangen dadurch mit dem Eigenthume auch den Besitz der politischen Macht und werden oft wiederum von einem nach Alleinherrschaft strebenden Fürsten abhängig.

Fast von jeder Stufe dieser Entwickelung findet man bei den Kaffer-Völkern in Süd-Africa einige Beispiele. Die Häuptlinge sind fast bei allen Stämmen reich begütert; sie haben gewisse Vorrechte, erheben einige Steuern und haben überall das Streben nach despotischer Gewalt. Bei den blos Heerden-besitzenden, wo der Aermere sich dem Drucke durch Auswanderung zu andern Stämmen entziehen kann, ist ihnen dieses jedoch niemals gelungen. Auch der Häuptling, der sich mit seinem Fürsten entzweit, zieht mit seinen Angehörigen und ihren Heerden weg; und selten besitzt der Fürst die Mittel, ihn mit Gewalt zurückzuhalten.

Bei den eine ausgedehnte Viehzucht mit Ackerbau verbindenden Stämmen dieses Volkes, welche wegen ihres größeren Eigenthums und ihrer oft in beträchtlicher Entfernung von den Ansiedelungen wei-

denden Heerden einen kräftigeren Mittelpunkt bedürfen, steigt zwar die Macht der Fürsten; aber alle wichtigen Verhandlungen werden öffentlich vorgenommen. Auf einem freien, zu den großen Volks-Versammlungen bestimmten Platze sitzen die Häuptlinge im Kreise, das Volk steht umher und äußert seinen Beifall oder seine Unzufriedenheit nur durch einzelne Ausrufungen. Aber die Häuptlinge sprechen frei und nöthigen das Oberhaupt oft anders zu handeln als es wünschte. Die Häuptlinge selbst bilden keinen geschlossenen Stand. Die Brüder und Söhne der Fürsten sind nur gewöhnliche Häuptlinge; die Familienglieder der Häuptlinge stehen, wenn ihr Eigenthum gering ist, dem Volke gleich, und wenn es einem Niederen gelingt, sich Eigenthum zu erwerben, so nimmt auch sein Einfluß zu. Ein tapferer Krieger, der dem Feinde Heerden abgenommen, ja ein Mann, der auf einer Reise zu einem fremden Stamme das Schmieden des Eisens erlernt hatte und seine nützliche Kunst gegen guten Lohn übte, erlangte mit dem Eigenthume auch das Ansehen eines Häuptlings.

Die Zustände der wandernden und ihre Lebensweise wechselnden Kaffern sind oft sehr schwankend. Wenn der Fürst mit Hilfe seiner Getreuen jeden Widerspruch unterdrücken kann, so wird er, ohne die Versammlungen zu berufen, thun, was er will. Nach demselben Ziele streben die Häuptlinge dem Volke gegenüber, und zwischen den Fürsten und den Häuptlingen und auch zwischen Häuptlingen und dem Volke findet zuweilen ein Kampf statt, durch welchen die Macht der höheren Stände bald befestigt, bald gestürzt wird.

Die Klan-Verfassung.

In den Gebirgsländern, wo alles sich in starre Formen zu bilden sucht, sind auch die Stände strenger gesondert, wie bei den Wandervölkern. In der Regel ist ein einflußreicher Adel in den Besitz des größten Theils des Grundeigenthums und der Heerden gelangt. Die Mehrzahl des Volkes ist fast zur Besitzlosigkeit und Dienstbarkeit, jedoch nicht zur Hörigkeit herabgedrückt. Mit dem Eigenthum sind auch die Rechte scharf gesondert. Die allgemeinen Versammlungen des Volkes sind seltener und weniger wichtig. Sie dienen fast nur dazu, die Beschlüsse der Häuptlinge bekannt zu machen. An der Spitze eines

Gaues steht ein Fürst, unter ihm Häuptlinge niederen Ranges, alle mit bestimmten Rechten, und unter diesen andere, bis zum Volke herab. Die Verhältnisse sind überall, wo nicht ungewöhnliche Ereignisse eine Störung herbeigeführt haben, wohl geordnet und gleichen in vielen Beziehungen denen von Feudalherrschaften, wie sie sich sowohl in Europa als in Indien in übereinstimmender Form ausgebildet haben; nur daß die unterste Stufe, das rechtlose, blos gehorchende Volk, in dem Gebirge zu fehlen pflegt.

Ungeachtet dieser strengen Unterordnung ist bei dieser Verfassung kein Theil des Volkes von dem anderen scharf gesondert. Alle gelten, wie bei Hirtenvölkern, als Verwandte, wenn auch jede Erinnerung an den Grad der Verwandtschaft längst verschwunden, sogar ein Theil des Stammes entschieden fremder Abkunft ist, und der Niedrigste, der alle üblichen Dienste treulich leistet, erkennt nur ein Haupt, nicht einen Herrn an. Er fühlt sich als freien Mann und würde jede Beleidigung, die ihm zugefügt wird, blutig rächen.

Ein solcher Stamm heißt in Schottland, wo sich dieser Zustand bis vor etwa einem Jahrhundert erhalten hat, ein Klan. Er findet sich auf gleiche Weise bei den Kabylen in den Gebirgen von Nordafrica, bei den Kurden, Afganen und vielen anderen Gebirgs-Völkern. In Schottland ist die Klan-Verfassung durch die Gewalt der Engländer gebrochen. Im Kaukasus, wo sie ebenfalls herrschte, hat der blutige Unabhängigkeitskrieg gegen die Russen, der Menschen und Eigenthum verschlingt, und keine anderen Vorzüge duldet als die, welche auf der Tüchtigkeit oder dem Glück im Kampfe beruhen, dem Adel nur einige Ehrenrechte gelassen. Im Libanon, wo der Kampf der Türken mehr ein Kampf der List als der Gewalt war, hat sich zuweilen das entgegengesetzte Streben geltend gemacht, und die Häuptlinge sind zu unumschränkten Despoten geworden. Jedoch pflegt sich im Gebirge, wenn der störende Einfluß entfernt ist, und nicht etwa das Eindringen der Kultur oder die Uebermacht eines großen Reiches das gesammte Volksleben umschafft, ein der Klan-Verfassung ähnlicher Zustand allmälig wiederherzustellen.

Ein einflußreicher Adel findet sich auch auf dem größten Theile der

polynesischen Inseln, und er hat sich bei der Unmöglichkeit des ärmern Volkes sich auf dem beschränkten Raume der Inseln Eigenthum zu erwerben und der Macht der Häuptlinge zu entziehen, zuweilen fast kastenartig entwickelt. Er besaß auf einigen Inseln das gesammte Grundeigenthum, so wie alle dort sehr werthvollen Kriegesfahrzeuge, deren Bau er sich sogar ausschließlich vorbehielt, und die Volksmasse war theils zu Knechten, theils zu armen Fischern herabgedrückt. Aber wie sehr dieser Zustand von der Lebensweise abhängig ist, zeigt sich auch hier in der großen Verschiedenheit des Adels auf Inseln von ungleicher Beschaffenheit. Während auf den fruchtbaren und gut bevölkerten Tonga-Inseln und den Karolinen das Volk ganz rechtlos geworden war, gab es auf der armen Osterinsel gar keinen Häuptling. Auf dem großen, gebirgigen Neuseeland, wo sich die Eingebornen von Fischen und wildwachsenden Pflanzen nährten und wenig Landbau hatten, galten die Häuptlinge nur als Anführer im Kriege und die Geschicklichkeit und Tapferkeit des Mannes war zu wichtig, um erblichen Vorzügen ein zu großes Uebergewicht zu gestatten.

Der Einfluß des Krieges auf die Bildung der Stände.

Der Ständeunterschied, dessen Bildung innerhalb eines Volkes das Resultat eines Jahrhunderte währenden Vorganges ist, wird durch eine Eroberung oft in kurzer Zeit bewirkt. Die meisten Kriege haben für den unterliegenden Theil keine andere Folge als einen Verlust an Menschen und an Eigenthume, aber nicht an Selbstständigkeit. Bei sehr unglücklichen und lange dauernden Kriegen, vornehmlich mit zahlreichen Völkern, die sich eine neue Heimat suchen, wird das besiegte Volk fast vernichtet, und der Ueberrest vermischt sich entweder mit dem siegenden Volke, oder bildet, namentlich wenn religiöse Abneigungen hinzutreten, eine niedrige Klasse, wie die der Paria in Indien, oder jener bei der Eroberung Palästinas von den Israeliten verschonten kanaanitischen Stämme, mit denen das siegende Volk jede nahe Verbindung scheut, und die es nur zu einigen beschwerlichen oder verachteten Arbeiten verwendet.

Indessen endigt selbst ein entscheidend unglücklicher Kampf selten mit der Vernichtung eines zahlreichen, ansässigen Volkes. Die Häupter

werden getödtet oder verjagt. Die Uebrigen erleiden im Kriege und dessen Folgen große Verluste, bleiben jedoch in der Regel weit zahlreicher als der eingedrungene Feind.

Sieger und Besiegte bilden in diesem Falle zwei schroff geschiedene Stände. Ein großer Theil des Eigenthums, die ganze Gewalt im Volke bleibt dem Sieger. Den Besiegten bleibt ein Theil seines Besitzes; er muß für den Sieger arbeiten und ihm gehorchen. Jener allein trägt die volle Rüstung im Kriege und kämpft zu Roß; dieser führt, wenn man ihm überhaupt Waffen anvertraut, die leichten und minder ehrenvollen Fernwaffen. Zwischen beiden ist anfangs kein Uebergang. Denn selbst die wenigen Häuptlinge des besiegten Volkes, die sich dem Sieger angeschlossen und dadurch im Sturme erhalten haben, stellen sich dem seiner Nationalität treuer bleibenden Volke gewöhnlich eben so schroff entgegen, wie die eingewanderten Sieger selbst.

So streng gesonderte Stände sind jedoch selten von Dauer. Der untere Stand sinkt entweder zur Sklaverei herab und tritt so aus dem Gebiete des Volkes in das der Familie über; oder er theilt, wenn er zahlreicher und gebildeter ist, dem Sieger seine Sprache und seine Sitten mit, erlangt allmälig durch Handel und Industrie das verlorene Eigenthum wieder und vereinigt sich mit den Nachkommen der Eroberer zu einem gleichartigen Volke.

Die Ungleichheit des Berufes.

Der Unterschied der Stände zeigt sich im Eigenthume, in der Bewaffnung, in dem Einfluß an der Staatsverwaltung, zuweilen auch in bloßen Ehrenrechten; aber in dem Berufe, der bei den civilisirten Völkern in Europa und Asien das Hauptmerkmal des Standes ist, findet bei den Naturvölkern gar kein merklicher Unterschied statt. Bei ihnen ist zuvörderst allen freien Männern ein Beruf gemein, nämlich der Krieg, und im Frieden muß der Häuptling eines Fischer- und Jägervolkes eben so gut jagen und fischen, wie der eben unter die Krieger aufgenommene Jüngling.

Nicht viel größer ist der Unterschied in der Beschäftigung der Hirten. Einige reiche und bejahrte Männer mögen sich von der Arbeit

fern halten; aber ihre Söhne und Brüder bewachen die Heerden und unterscheiden sich in ihrer Lebensweise wenig von den sie begleitenden Dienern. Diese Uebereinstimmung erstreckt sich auch auf die ansäßigen Pflanzer. Die Bereitung der Zeuge, Matten, Körbe gehört den Frauen. Die Geräthe von Stein, Holz, Knochen werden von den Männern gemacht. Das Schleifen der Steine zu Aexten und Pfeilspitzen, das Schnitzen in Holz, das Gerben der Häute ist eine gewöhnliche Beschäftigung auch der vornehmsten Häuptlinge. Es giebt also bei keinem Naturvolke einen Stand von Handwerkern oder Kriegern oder Pflanzern. Nur einige wenige eine besondere Geschicklichkeit verlangende Künste werden zum Berufe einzelner Männer, z. B. das Schmieden von Eisen oder Kupfer oder das Tätuiren. Aber theils wohnen diese in besonderen für ihre Beschäftigung günstig gelegenen Dörfern, und sind zugleich auch Pflanzer und Krieger; theils sind es in jedem Stamme nur ein oder ein paar Personen.

Sogar bei den Kulturvölkern gehört die Bildung besonderer, von dem Berufe abhängiger Stände erst einer sehr entwickelten Industrie an. Wo diese und der Handel beschränkt sind, da verfertigt sich eine jede Familie fast alle ihre Geräthe und Kleidungsstücke selbst; jeder baut sein Haus allein oder mit Hilfe seiner Nachbaren und tauscht für die Produkte seiner Industrie nur die geringe Anzahl von Gegenständen ein, die er sich nicht selbst bereiten kann. Nur in so fern findet auch in der Beschäftigung ein Unterschied statt, als bald die Viehzucht, bald die Jagd oder der Fischfang durch die Oertlichkeit begünstigt und mehr oder weniger mit dem Landbau verbunden werden. Aber die Zahl derer, welche eine dieser Beschäftigungen oder auch die Verfertigung gewisser Geräthe zu ihrem ausschließlichen Berufe machen, ist sehr klein, und ihr Einfluß auf das Volksleben unbedeutend. Die Hauptbeschäftigung der bei weitem überwiegenden Mehrzahl der Familien ist bei allen diesen ansäßigen Völkern der Landbau und neben den Landbauern ist zwar nicht wegen seiner Anzahl, aber doch wegen seines politischen Einflusses noch der Adel und bei sehr ausgebildeten Religionen auch der Priesterstand zu nennen. Mehr auf der Beschäftigung beruhende Stände als diese zwei oder drei können nur bei Völkern

vorkommen, bei denen, wie in einigen Theilen von Europa und Asien, Handel und Industrie eine hohe Entwickelung erlangt haben.

4. Die Kasten der Völker.

Unter Kasten versteht man Stände, welche nach Familien scharf gesondert sind. Wenn Zwischenheirathen verboten oder durch die Gesetze sehr erschwert sind, so wird eine allmälige Ausgleichung der Unterschiede dem Gesetze nach unmöglich. Ein in Kasten getheiltes Volk verhält sich beinahe, wie eine Vereinigung mehrerer, einander im Familienleben meidender Völker auf demselben Boden.

Die Kasten in Indien.

Bei den Indern giebt es bekanntlich vier Hauptkasten, die Brahmanen, Kschatriya, Vaissya und Ssudra. Es sind vier mit einander vermischt lebende, eine Sprache redende Völker von verschiedener Abkunft und Lebensweise. Denn der Beruf der Brahmanen ist dem Gesetze nach das Priesteramt; die Kschatriya sind die Krieger; die Vaissya die Landbauer und die Ssudra, die niedrigste Kaste, werden als Gewerbe-treibende geschildert. Jede dieser Kasten hat mehrere Unterkasten, besonders haben die Ssudra ihrer eine große Anzahl, jede mit einer eigenthümlichen Beschäftigung. Unterhalb aller Kasten stehen die Paria, die als ein dem indischen Volke fremder oder von ihm ausgestoßener und verachteter Stand angesehen werden.

Ueber den Ursprung und das Verhältniß dieser Kasten haben die Brahmanen viele größtentheils mythische Berichte, wodurch die Verschiedenheit sowohl der Abstammung als der Beschäftigung begründet werden soll. Aber was auch diese Schriften lehren mögen, alle Berichte über den wirklichen Zustand Indiens, sowohl in der Gegenwart als in der ältesten Zeit, aus der noch Gedichte und Gesetze stammen, geben das übereinstimmende Zeugniß, daß jene Vorstellung von dem Unterschiede der Kasten blos eine theoretische oder religiöse ist, und daß die Kasten niemals den ihnen jetzt zugeschriebenen Berufsweisen entsprochen haben.

Was zuvörderst die Vertheilung der Unterkasten unter die Haupt-

kasten und ihre Rangordnung betrifft, so ist sie an verschiedenen Orten Indiens sehr ungleich. Mehrere in einigen Orten sehr niedrige Kasten stehen in anderen in hohem Ansehen. Einige dieser Kasten sind nichts als Zünfte von Fischern, Spielleuten, Lastträgern und dergleichen, bei denen der Sohn zwar gewöhnlich das Geschäft des Vaters ergreift, aber es auch, je nach seinen Körperkräften und Neigungen, gegen ein anderes vertauscht. Einige andere sind wahrscheinlich nichts als besondere Volksstämme. Die Chandala und Paria sind unstreitig die Ueberreste der Urbewohner, die ihre alten von den Brahmanen verabscheuten Sitten, namentlich das Schlachten der Rinder nicht aufgeben wollten. Sie sind tief verachtet, während die ihnen in religiöser Beziehung in den Augen der Inder vollkommen gleich stehenden Europäer und Muhammedaner sich die allgemeine Achtung mit dem Schwerte erworben haben.

Auch die Hauptkasten sind weit davon entfernt, die vier Hauptberufsarten im Volke darzustellen. Die Brahmanen sind als Priester, als Organe der Gottheit, die erste Kaste; aber keineswegs geht die Priesterkaste ausschließlich aus ihnen hervor. Eben so wenig ist jeder Brahman ein Priester. Nur im Norden Indiens, der eigentlichen Heimat des Brahmanismus, vielleicht des Brahmanenvolkes, werden die Priester sämmtlich aus ihrer Kaste genommen. Im Süden gehört der größte Theil derselben, sogar bei den sich zum Brahmanismus bekennenden Völkern zur Kaste der Ssudra. Sie werden zwar von den Brahmanen als Anmaßlinge gehaßt und wegen ihrer Unwissenheit in den heiligen Schriften verachtet, genießen aber nichts desto weniger ein hohes Ansehen und die von ihnen verwalteten Tempel gehören zu den reichsten in Indien.

Dagegen treiben die Brahmanen im Norden Indiens, wo ihrer weit mehr sind, als der Tempeldienst bedarf, jedes einem Inder erlaubte Gewerbe. Sie bekleiden und bekleideten schon in dem höchsten Alterthume von dem wir Kunde haben, Aemter aller Art, von dem eines Schreibers in einer untergeordneten Behörde an bis zu dem des ersten Ministers. Sie dienen als gemeine Soldaten oder Offiziere neben dem Paria im Heere der englischen Regierung. Sie treiben

Ackerbau und Handwerke und lassen sich sogar zum Lasttragen und Botendienste herab, wozu man sie gern verwendet, weil die heilige Schnur, das Abzeichen ihres Standes, sie vor manchen Quälereien schützt. Die Brahmanen waren auch, wenn man den Andeutungen ihrer Sagen glauben darf, nicht blos die Lehrer, sondern auch die Eroberer des nördlichen Indiens; Adel und Priesterthum waren in ihrer Kaste vereinigt und erst später, als sie zahlreiche, kriegerische Völker zu ihrem Glauben bekehrt hatten, zogen sie sich auf den Beruf des Priesters zurück.

Die Kschatriya als Krieger sind da, wo sie in geringer Anzahl leben, ein wahrer Ritterstand mit Hintersassen, die den Boden bestellen. Aber in einigen Provinzen, wo sie die Hauptmasse der Bevölkerung ausmachen, sind sie Bauern und Kaufleute. Hier war also vermuthlich ihre Heimat, ehe sie andere Länder eroberten, und sich dort als herrschende Klasse niederließen.

In dem größten Theile von Indien gehören weder die Fürsten noch die Krieger der Kschatriya-Kaste an. Die tapfern Mahratten und mehrere andere sehr kriegerische Völker gehören sammt der Mehrzahl ihrer Fürsten-Familien zu den Ssudra, der niedrigsten der vier Kasten.

Die Ssudra bilden in dem größten Theile von Indien, besonders im Decan die Masse der Bevölkerung. Ihre Beschäftigung ist daher hauptsächlich der Landbau, der nach der theoretischen Vertheilung der Arbeiten den Vaissya zukommen sollte. Die Gewerbe, z. B. die Verfertigung der Baumwollenzeuge, sind nur in den großen Städten die Hauptbeschäftigung einiger Familien; aber diese bilden keine besondere Kaste, so wenig wie die Weber auf dem Lande und die kleinen Handwerker und Beamten der Dörfer, die mit dem Landbau noch einen andern, gewöhnlich erblichen Beruf verbinden. Denn diese Erblichkeit ist weder nothwendig, noch erstreckt sie sich wie bei den Brahmanen auf alle Kinder, noch begründet sie eine von der übrigen Dorfbevölkerung abgesonderte Hauptkaste. Sie sind sämmtlich Unterabtheilungen der Ssudra.

Von den Ssudra gewinnt also nur ein sehr kleiner Theil seine Nahrung durch ein Gewerbe, und die Vaissya, die sogenannte acker-

bauende Klasse der Inder, macht nur einen sehr kleinen Theil der Landbevölkerung aus.

Eine Kasten-Eintheilung, bei welcher die Krieger nur aus einem Stande genommen werden, die Gewerbetreibenden die Mehrzahl bilden, und die Ackerbauer nur einen kleinen Theil des Volkes ausmachen, wäre nur in einem sehr gewerbereichen Lande, wie etwa den Fabrikbezirken von England, nicht ganz unmöglich. Bei den ackerbauenden Indern war sie gewiß niemals vorhanden. Vielleicht waren in dem Stammlande des brahmanischen Glaubens, von welchem aus Missionäre und Krieger nach den übrigen Theilen Indiens auszogen, Brahmanen, Kschatriya und Vaissya, die Benennungen für die drei Hauptstände der Priester, des Adels und des Landvolkes, Ssudra die wenig zahlreichen und als den niedrigsten Theil des Volkes angesehenen Fischer und Handwerker, vielleicht sogar die Fremden, und man gab alsdann der ursprünglichen Bevölkerung der dem Brahmanismus neu erworbenen Länder den Namen derjenigen Volksklasse in der Heimat, der man sie in religiöser Beziehung gleich stellte.

Die Kasten in Aegypten.

In Aegypten nahmen die Kasten dieselbe Stellung ein wie in Indien. Es waren vermuthlich drei Hauptkasten, Priester, Krieger und Landbauer; da Gewerbetreibende und Kaufleute keine abgesonderte Kaste bilden konnten. Der Priesterstand war in dem weit kleineren und gleichförmiger gebildeten Lande vermuthlich ausschließlicher als in Indien im Dienste der Gottheit. Aber in einem oft im Kriege verwickelten und von Eroberern und Räubern heimgesuchten Lande war der Kriegesdienst gewiß nicht auf einige Familien beschränkt. Und wenn die Nachricht wahr sein sollte, daß der gesammte Kriegerstand, viermal hunderttausend Mann stark, aus Unzufriedenheit mit der Behandlung, die er vom Könige Psammetich erfuhr, nach Aethiopien gewandert sei, so liegt darin, abgesehen von der Uebertreibung in der Anzahl, ein sicherer Beweis, daß er nur einen kleinen Theil der waffenkundigen Bevölkerung gebildet hat; sonst würde er gewiß kräftigere Mittel gefunden haben, seine Ansprüche geltend zu machen.

Die Schicksale der Stände.

Die strenge Sonderung der Stände ist nur möglich, wenn der bestehende Zustand sowohl im Eigenthum als in der Religion mit Bewußtsein festgehalten wird. Das Eigenthum wird aber schon durch die gewöhnlichen Geburten und Sterbefälle ungleich vertheilt, indem sich bald das Eigenthum vieler Familien auf eine häuft, bald das einer Familie zersplittert wird. Aus dem Kriege, der Industrie und dem Handel geht eine neue Klasse von Wohlhabenden hervor, die ebenfalls nach politischem Einflusse strebt und ihn auch bald erlangt, sobald nicht eine festgegründete Religion und Staatsverfassung die alten Unterschiede aufrecht zu erhalten sucht. Aber dieses ist ihnen niemals auf die Dauer gelungen.

Sogar in Sparta, wo die Gesetze mit großer Strenge über die Vertheilung des Eigenthums und die Aufrechthaltung der Kasten-Unterschiede wachten, konnten wiederholte Eingriffe der Staatsgewalt die gänzliche Umwandelung des Besitzes nicht verhindern. Die Religion ist nicht mächtiger wie der Staat. Durch jede Neuerung, durch jede Einwanderung fremder Religionsverwandten wird ihr Ansehen untergraben. In Indien wurde zwar der Kasten-feindliche Buddhismus besiegt und aus dem größten Theile des Landes verdrängt; aber es wurde dennoch unmöglich, das Kastenwesen streng durchzuführen, und die oberen Kasten sanken überall, wo die Priester und Fürsten ihr nicht angehörten, zu einer bloßen Würde herab, die einige Ehrenrechte behielt, aber keinen Einfluß verschaffte. Jeder Fortschritt der Seikhs, der Muhammedaner und der Christen war ein Verlust für das Kastenwesen, das wie in Aegypten und anderen Ländern auch in Indien seinem Untergange, wenn auch langsam, entgegengeht.

Wenn das in Jahrtausenden und mit der Kraft einer gebildeten und mächtigen Priesterkaste errichtete Gebäude nur durch die Arbeit von Jahrtausenden zerstört werden kann: so bedürfen andere schwächere Einrichtungen ähnlicher Art weit kürzerer Kämpfe. Die Geschichte des Stände- und Kasten-Wesens ist derjenigen der Sklaverei ähnlich. Wie diese erlangt es erst bei den Kulturvölkern seine vollständige Reife. Aber wie die Sklaverei wird auch bei ihm das Produkt einer niedri-

geren Kultur durch die höhere wieder zerstört. Die Völker kehren nach langen Abwegen wieder zurück zur Gleichheit ihres ersten Naturzustandes. Aber was damals blos ein gleichgültiges Nebeneinandersein war, das der Nothwendigkeit einer Volkseinheit weichen mußte, ist jetzt zu einem Organismus geworden, in welchem die Einheit des Ganzen auf das innigste mit der gleichen Berechtigung und der Freiheit des Einzelnen verbunden ist.

III. Der Verkehr der Völker unter einander.

Wo die Bewohner benachbarter Länder nicht durch unübersteigliche Hindernisse von einander getrennt sind, bildet sich ein Verkehr zwischen ihnen aus, dessen Lebhaftigkeit mit der Anzahl und der Bildung der Völker zunimmt, und der weder durch die Abweichungen in der Raße und in der Lebensweise noch durch die Verschiedenheit der Sprachen verhindert wird. Er ist friedlich und feindlich.

1. Die Kriege.

Ihr Ursprung.

Der Verkehr zwischen Nachbaren ist bei rohen Stämmen öfter feindlich als friedlich, und ganz ohne Kriege ist er auch bei den gebildetsten Völkern selten mehrere Jahre hindurch geblieben. Wenn wandernde Hirten oder Seefahrer ein fremdes Gebiet betreten, so pflegt schon der Beginn des Verkehrs von Kämpfen mit den Eingeborenen begleitet zu werden. Eine Wurzel, welche die Ankömmlinge aus dem Boden graben, ein Fischzug an der fremden Küste ist schon hinreichend einen Streit mit den Eingeborenen zu erregen, die, auch wenn der Einzelne noch kein Eigenthum hat, streng auf den Besitz ihres Bodens halten, und jeden Eingriff in ihre Rechte mit Gewalt zu verhindern suchen. Aber oft sind die Grenzen nicht scharf gezogen, und wenn sie es sind, werden sie aus Muthwillen oder Noth überschritten. Das eine Volk kennt auch oft die Sitten des andern nicht und verletzt sie ohne Absicht. Aber die zufällige oder absichtliche Verletzung wird gerächt, dabei werden die eigenen Kräfte überschätzt, die der Fremden verkannt. Ein paar mit Lanzen bewaffnete Wilde haben zuweilen der

Mannschaft eines europäischen Kriegesschiffes die Landung streitig zu machen gewagt.

Zu diesen Streitigkeiten treten noch die vielen aus Raub- oder Rachsucht entspringenden Fehden, welche zwischen einigen Nachbarvölkern, ja sogar zwischen Völkern eines Stammes nicht eher aufhören, als bis eines derselben aufgerieben ist, oder wie es in America an sehr vielen Orten der Fall war, beide durch die Macht eines überlegenen Volkes zerstreut oder vernichtet sind. Diesen ewigen Kriegeszuständen gegenüber entstehen auch eben so feste Bündnisse, die sich zuweilen Jahrhunderte lang bis zur Vernichtung des Volkes erhalten. Ein solcher war der den europäischen Ansiedlern in Nordamerica lange Zeit hindurch sehr furchtbare Bund der Irokesen, der aus sechs zum Theil dem Stamme und der Sprache nach ganz verschiedenen Völkern bestand. Aber ähnliche Bündnisse wurden zuweilen mit Völkern ganz verschiedenen Stammes geschlossen, während Völker gleichen Stammes in ewiger Feindschaft lebten.

Eine der ergiebigsten Ursachen von Kriegen, die oft nach langem Kampfe mit dem Untergange eines Volkes endigten, ist die Entführung von Frauen oder Mädchen oder die beschimpfende Zurücksendung einer Gattin zu ihrem Stamme. Was der alten Sage zufolge die Kriege zwischen den Griechen und Trojanern, zwischen den Römern und Sabinern verursacht hat, das hat fast alle Länder der Erde von Zeit zu Zeit mit Blut getränkt. Denn so wenig betheiligt auch ein Volk als Ganzes bei dem begangenen Unrechte gewesen sein mochte, so hat es doch, sobald der Versuch einer friedlichen Ausgleichung gescheitert war, niemals Bedenken getragen, den Stammgenossen mit aller Kraft, selbst gegen den mächtigsten Feind, zu vertheidigen.

Auch die Sucht nach Ruhm, oft ganz ungemischt mit der nach Beute oder Herrschaft, hat viele Kriege hervorgebracht. Ein europäischer Fürst oder ein americanischer Häuptling sammelt eine Schaar von Getreuen und zieht gegen ein armes tapferes Volk, blos um Trophäen und Ruhm zu erlangen.

Ein Krieg, der einen wahrhaft edlen Ursprung hätte, gehört zu den seltensten Ereignissen. Die Kämpfe, welche zuweilen Völker oder

einzelne Stände gegen ihre Unterdrücker erheben, sind weniger als eigentliche Kriege, denn als Nothwehr zu betrachten; die Schuld des Krieges trifft den Unterdrücker. Denn die Freiheit ist bei den Völkern wie bei Individuen ein Gut, das man verlieren aber niemals aufgeben kann; zu dessen Erwerbung den Unterdrückten wol die Macht aber niemals das Recht fehlt.

In früheren Zeiten zog man oft in den Krieg, um seine Glaubensgenossen in andern Ländern zu schützen oder den ungläubigen Völkern den eigenen beseligenden Glauben zu bringen. Christen und Muhammedaner haben in diesen kriegerischen Missionszügen mit einander gewetteifert. Zu andern, frühern und spätern Zeiten wurde ein Krieg begonnen, um, wie man sagte, ein mishandeltes Volk von seinem Despoten zu befreien.

Aber Humanität oder Religion waren gewöhnlich nur die Hülle, mit der die Führer ihre Begierde nach Herrschaft und Beute zu bedecken suchten. Und wenn der Krieg in seinem Ursprunge auch wirklich edlere Motive hatte; in seinem Verlaufe wurden bei der überwiegenden Mehrzahl der Kämpfenden die niedrigsten Leidenschaften rege und dieselben Erscheinungen hervorgebracht, wie in Kriegen, die ursprünglich keinen andern Zweck hatten, als die Befriedigung von Ehrgeiz und Raubsucht.

Die nachtheiligen Folgen der Kriege.

Diese sind zahlreich. Auch die civilisirtesten Völker verlieren in ihren Kriegen oft jedes andere Zeichen von Bildung, als die Mittel, die sie zur Vernichtung ihrer Feinde anwenden. Sie schonen weder Leben noch Eigenthum, kennen weder Sitte noch Recht. Jedoch tritt der Krieg bei ihnen nur als Ausnahme auf, und mit seinem Aufhören findet sich die milde Gesinnung der Völker bald wieder ein. Aber bei den rohen, ewig kriegführenden Völkern wird die im Kriege erzeugte Barbarei zur Gewohnheit; der Feind wird ihnen zu einem Wesen, das sie wie ein Thier jagen und ohne Erbarmen umbringen. Zwischen dem feindlichen und dem eigenen Volke ist keine andere Verbindung, als die des Mistrauens und des Hasses.

Der Krieg ist eine furchtbare Geißel. Er raubt oder zerstört alle Habe, erzeugt Mangel und Seuchen und richtet zahlreiche glückliche Völker zu Grunde. Am verderblichsten werden seine Wirkungen bei Völkern, die mit Weib und Kind umherziehen, um eine neue Heimat zu suchen, wenn sie das Unglück haben, bei ihrer Wanderung im fremden Lande auf einen überlegenen Feind zu treffen. Die Männer werden getödtet, die Frauen und Kinder kommen durch das Schwert oder Mangel um, oder werden gefangen und zu Sklaven gemacht. Die Flüchtlinge, welche das Land noch vor kurzem als Herren durchzogen, fallen den Eingeborenen in die Hände, die sich für die ihnen früher zugefügten Unbilden blutig rächen, so daß ein zahlreiches und stolzes Volk binnen wenig Tagen gänzlich aufgerieben werden kann.

Auf diese Weise wurden in den Kriegen der Römer mit den Galliern und Deutschen eine Menge von Völkern, unter diesen die Cimbern und Teutonen bis auf wenige Ueberreste vernichtet. Dasselbe Schicksal haben mehrere zahlreiche Kaffervölker durch die Uebermacht anderer Völker desselben Stammes vor den Augen der Europäer erfahren; und unzählige Hirtenstämme von Africa und Asien sind wahrscheinlich auf dieselbe Weise zu Grunde gegangen, ohne eine andere Spur ihres Daseins zurückzulassen als einige Gräber mit den Waffen und dem Schmucke der beerdigten Krieger.

Bei ansäßigen Naturvölkern haben die Niederlagen selten eine völlige Ausrottung zur Folge. Dem Besiegten kann wohl die bewegliche Habe, aber nicht so leicht sein eigentliches Eigenthum, der Boden, geraubt werden. Die Kämpfe dauern länger. Wald und Gebirge bieten Zufluchtsörter dar, wohin der Sieger nicht leicht gelangen kann, und sogar wenn dieser seinen Vortheil bis zu den äußersten Grenzen verfolgt und sich im Lande des Besiegten niederläßt, bleibt immer noch ein Theil des besiegten Volkes theils unabhängig in den unzugänglichen Theilen des Landes, theils mit dem Sieger vermischt, in einer Art von Hörigkeit zurück.

Im Kampfe der Naturvölker mit Kulturvölkern bleibt der Sieg gewöhnlich auf der Seite der letzten. Das rohere und minder zahlreiche Volk wird unterjocht, oder seiner Heerden und seines Bodens

beraubt und bis auf geringe Ueberreste vernichtet. Wenn dagegen das Naturvolk gesiegt hat, so treten eigenthümliche Erscheinungen auf. Sobald nicht etwa besonders ungünstige Umstände den Kampf verlängert und zur Vernichtung des unterliegenden Theiles geführt haben, begnügt sich der Sieger mit seinem Gewinn an Herrschaft und Besitz. Er bleibt als Adel im Lande wohnen, und wird auch bald, ungeachtet seiner Ueberlegenheit an Macht, allmälig in den Kreis der Sprache und Sitte des besiegten, aber zahlreicheren und civilisirteren Volkes gezogen. Aber der Kultur selbst wird dadurch gar kein neues Lebenselement gebracht. Denn das besiegte Volk hat nunmehr alle geistige Kraft verloren, die es etwa noch zur Zeit der Eroberung bewahrt hatte. Der Sieger bleibt noch lange Zeit zu roh, um geistige Arbeit zu schätzen. Das frische Blut, das er in den gealterten Körper brachte, hat nur die physische Kraft vermehrt, aber den Geist nicht verjüngen können. Unter den günstigsten Umständen, wenn der Sieger sich, wie es in China geschah, die Kultur des Volkes schnell angeeignet hatte, wirkte die Eroberung fast nur wie eine Veränderung in der Dynastie. Aber hatte der Krieg durch seine Dauer und die Anzahl der Sieger eine gänzliche Zerrüttung des Volkswesens zur Folge, wie in den meisten Ländern von Europa durch die Eroberung der germanischen und slavischen Völker, so sank die Kultur noch tiefer herab als vorher und konnte sich erst nach einer Jahrhunderte dauernden Ruhe oder Ausartung auf einem ganz veränderten Boden zu neuer Blüthe erheben.

Der Krieg ist also eine gewaltige, zerstörende Macht. Rohe Völker werden vernichtet, gebildete werden, wenn sie entscheidend besiegt waren, geistig und physisch geschwächt, und selbst da, wo der Kampf unentschieden blieb, lassen langwierige Kriege die nachtheiligsten Folgen zurück. Tausende fallen als Opfer des Schwertes; die zehnfache Anzahl der Getödteten wird ein Opfer des Mangels und der Seuchen; alles geistige Leben ist erschlafft. Von den dreißig Jahren seines großen Religionskrieges hatte sich Deutschland noch nach funfzig Jahren nicht erholt; es blieb machtlos den äußeren Feinden gegenüber und ohne produktive Thätigkeit in Wissenschaft und Kunst.

Auch der Sieger muß seinen Erfolg theuer bezahlen. Sein Gewinn an Beute kommt dem Verluste in den Wechselfällen des Krieges selten gleich. Die früher fast gleichmäßige Vertheilung des Eigenthums ist verschwunden. Es hat sich ein aristokratischer Stand, eine herrschende Familie gebildet; und oft tritt das siegende Volk als Unterthan eines Despoten aus dem Kampfe heraus, den es als ein Volk freier Männer begonnen hatte.

Die heilsamen Folgen der Kriege.

Aber dennoch ist auch der Krieg nicht ohne Nutzen für die Entwickelung des Menschengeschlechtes. Einige Völker sind so entartet, daß der Boden, auf dem sie leben, fast nur durch ihre Vernichtung der Kultur wieder gewonnen werden kann. Wo der Krieg nicht mit der Aufreibung aller Kräfte endigt, kann er Völker, die in Apathie zu versinken drohen, zu neuem Leben erwecken. Er zwingt die Menschen, alle ihre Kräfte zu sammeln, und leitet diese, wenn die Gefahr vorüber ist, in eine neue, von dem Volke früher nicht betretene Bahn.

Oft bezeichnete ein gefahrvoller, aber glücklich beendigter Krieg den Anfangspunkt einer neuen Zeit für das Leben des Volkes, indem es aus dem Zustande der Natur in den der Kultur, aus einer niederen Stufe der Bildung in eine höhere übertrat. Von den Völkern, welche eine hervorragende Stellung in der Weltgeschichte eingenommen haben, ist keines ohne diese in das Volksleben heilsam eingreifenden Kriege geblieben.

Ein Krieg pflegt wie jede starke Erschütterung schwankende oder überspannte Verhältnisse zu zerstören und neue, festere an ihre Stelle zu setzen. Wenn daher der Krieg zuweilen die Gleichheit des Eigenthums und des Standes aufhebt, so vermag er die Wunden, die er schlägt, auch wieder zu heilen. Durch die Opfer, welche der Krieg verlangt, wird die allzu große Anhäufung von Eigenthum bei einzelnen Familien wiederum vermindert. Die aristokratische Macht, die sich in Zeiten der Ruhe zu bilden pflegt, wird in den Kriegen oft erschüttert; der persönliche Werth des Mannes gewinnt an Bedeutung; das blos ererbte Ansehen wird in seiner Nichtigkeit erkannt, und der Ge-

winn an Freiheit entschädigt zuweilen reichlich für den vorübergehenden Verlust an Eigenthum.

Auch für den Verkehr der Völker unter einander ist der Krieg nicht ganz ohne Nutzen. So wenig die durch den Krieg erweckten Leidenschaften geeignet sind, eine unbefangene Würdigung des Feindes hervorzubringen, so bietet er doch die Mittel dar, um, wenn die Leidenschaften beruhigt sind, das Urtheil zu berichtigen. Die Bildungsstufe, der Charakter und die Hülfsquellen der Gegner werden genauer bekannt. Völker, die sich einmal in offnem Kampfe gemessen haben, mögen sich hassen, aber sie werden sich achten. Die Europäer beurtheilten die wilden Nordamericaner nach den blutigen Kriegen, die sie mit ihnen geführt haben, weit günstiger als vorher, und die muhammedanischen und christlichen Völker am Mittelländischen Meere sind einander erst durch die blutigen Kreuzzüge näher gebracht. Der Charakter und die Hülfsquellen des Feindes wurden kennen gelernt und ein für beide Theile vortheilhafter friedlicher Verkehr eingeleitet, der durch die spätern Züge sogar noch an Ausdehnung gewann.

2. Der Handelsverkehr.

Sein Ursprung.

Der Nutzen, den der Verkehr zwischen Völkern hervorbringt, wird jedoch durch den Krieg zu theuer erkauft. Zu oft endigt sich dieser mit einer gänzlichen Erschlaffung oder gar Vernichtung des Volkes; zu oft bringt er einzelne Despoten oder despotisch herrschende Familien empor, von denen sich das Volk noch nach Jahrhunderten nicht befreien kann. Aber alle Vortheile des Krieges ohne dessen Nachtheile gewährt der friedliche Verkehr, und dieser nimmt mit geringen Ausnahmen die Form des Handels an.

Wenn man von dem Sklavenhandel, den man wohl nicht zu den Arten des friedlichen Verkehrs zählen wird, absieht, so werden durch den Handel die Kräfte der Völker, statt wie im Kriege aufgerieben, vielmehr gegenseitig angeregt und erhöht. Wie der Krieg, so hat auch der Handel, besonders der zur See und mit ungebildeten Völkern seine vielfachen Gefahren, deren Ueberwindung Vorsicht, Muth und Gei-

stesgegenwart verlangt. Zwar hat der Handel in dem Eigennutze eine eben so unlautere Quelle, wie der Krieg in der Begierde nach Beute und nach Herrschaft. Aber was die Folgen betrifft, so sind bei dem Kriege den traurigen nur wenig heilsame beigemischt; bei dem Handel dagegen, der seine Zwecke nur auf friedlichem Wege erreichen kann, wird der Nutzen nur wenig durch die Nachtheile getrübt, die eine Folge seines niederen Ursprunges sind.

Kein Volk auf Erden ist so arm, daß es nicht einige seiner Produkte entbehren könnte, und keines so reich, daß es von den Nachbaren nicht einiges erwerben möchte. Es bildet sich daher fast überall, wo Völker an einander grenzen, ein Handelsverkehr aus, dessen Bedeutung dem Werthe der zum Austausche geeigneten Stoffe entspricht.

In Südamerica verkaufen einige sehr arme Völker das Pfeilgift, zu dessen Bereitung sie den Stoff und die Geschicklichkeit besitzen, an andere nicht minder arme Völker gegen Körbe und Matten oder Bogen, welche diese besser verfertigen als jene. In Nordamerica wurden Muscheln, Pelzwerk und einige Farbestoffe, mit denen man die Körper und die Zeuge zu färben pflegte, gegen einander vertauscht. So unbedeutend alle diese Gegenstände in den Augen eines Europäers sind, so hatten sie doch für den Eingeborenen, der ihrer zu seiner Bewaffnung oder zum Schmucke bedurfte, einen hohen Werth, und der Wunsch, sie zu besitzen, führte Völker, die sich sonst nur im Kampfe begegneten, im Frieden zusammen.

Von größerem Umfange als bei diesen Völkern ist der Handel bei den Eskimo, im hohen Norden von America. Dort haben einige Stämme einen sehr ergiebigen Fischfang; in dem Gebiete anderer sind reiche Kupferlager, aus deren Ertrag sie kupferne Geräthe verschiedener Art verfertigen. Einige Stämme sind den russischen Besitzungen in Asien und America benachbart und erhalten von ihnen Messer, Aexte, Zeuge europäischer Fabrik. Zwischen diesen verschiedenen Stämmen findet nun ein lebhafter Tauschhandel statt. Es werden weite Seereisen, die americanische Küste entlang und nach Asien hinüber gemacht, um Waaren umzutauschen und so entweder zu dem eigenen Bedarf zu verwenden, oder wieder an andere Stämme zu ver-

kaufen. Und so fand man schon Nachrichten von weißen Völkern und Gegenstände der europäischen Kultur in Ländern vor, denen noch kein Europäer bis auf viele Tagereisen nahe gekommen war.

In dem Binnenland, wo die Transport-Mittel schwieriger zu erlangen und die Wege durch Wüsten oder das Gebiet fremder Stämme gefährlicher sind, ist der Handel der Naturvölker gewöhnlich auf die Nachbaren beschränkt, und man trifft selten einen Mann, der den Muth hatte, eine weite Reise durch die Länder mehrerer Völker zu unternehmen. Aber dieses hindert einige leichter fortzuführende Waaren nicht, von Hand zu Hand gehend, ungeheure Strecken im Innern eines Landes zurückzulegen. Als die Europäer in Südafrica mit den Kaffervölkern des Binnenlandes bekannt wurden, fanden sie zu ihrer Verwunderung mehrere Produkte der portugisischen Industrie vor, welche von der Niederlassung der Portugisen an der Küste von Mosambik eine lange Reihe von Völkern hindurch, bis in die Nähe der Kap-Kolonie gewandert waren.

Die Verschiedenheit der Sprachen hat fast gar keinen Einfluß auf die Ausbreitung des Verkehrs; denn bei benachbarten Völkern fehlt es niemals an Dolmetschern, welche den Handel vermitteln können, und wo diese fehlen, wenn zum Beispiel Völker zum ersten Male auf einander treffen, so bildet sich eine theils auf Zeichen theils auf Laute beruhende Sprache so schnell aus, daß der Austausch schon nach wenigen Tagen mit derselben Sicherheit betrieben wird, als wäre er seit Jahren im Gange.

Ein größeres Hinderniß gegen den Verkehr mit rohen Völkern sind die Kriege und das daraus entspringende Mistrauen, und in einigen Fällen ist der friedliche Verkehr dadurch gänzlich zerstört worden. Aber in der Regel wird auch diese Schwierigkeit überwunden, und zwar durch ein Verfahren, das bei Herodot wie zu unsern Zeiten, in den verschiedensten Ländern auf ganz gleichförmige Weise angewendet wird.

An gewissen Tagen im Jahre ruht der Krieg. Während der Waffenruhe wird ein Markt eröffnet, auf den beide Theile ihre Waaren bringen, bald kommen blos die Frauen, bald wissen auch die Männer ihre Mordlust zu bekämpfen und verkehren friedlich mit dem Feinde,

dem sie eben noch mit dem bittersten Hasse nachstellten. Zuweilen geht der Tausch von Statten, ohne daß auch nur ein Wort gewechselt würde, ja ohne daß die Betheiligten einander zu Gesichte bekämen. Die eine Partei legt etwa in einer Lichtung des Waldes ihre Waaren nieder und zieht sich zurück. Jetzt kommt die andere, legt neben jeden Gegenstand, den sie zu erlangen wünscht, den, welchen sie vertauschen will und geht ebenfalls zurück. Ist nun die erste Partei mit dem angebotenen Gegenstande zufrieden, so nimmt sie ihn und läßt den ihrigen liegen; wo nicht, so nimmt sie den ihrigen wieder zurück und zieht heim. Dabei wird stets die strengste Redlichkeit beobachtet, und Menschen, die, wenn sie ihren Feind den Tag vorher im Schlafe getroffen hätten, ihn ohne Zögern durchbohrt haben würden und den nächsten Tag wiederum dazu bereit sind, wagen es nicht, an dem zum Markte bestimmten Tage sich den kleinsten Theil seiner Habe anzueignen.

Der Handel zwischen Natur- und Kulturvölkern.

Wo Kultur- und Naturvölker an einander grenzen, erlangt der Handel eine größere Ausdehnung. Ehe irgend ein Bewaffneter des höher stehenden Volkes das Gebiet seiner Nachbaren zu betreten wagt, durchziehen Krämer das Land, führen Produkte der höheren Industrie, metallene Geräthe, Kleider und Schmucksachen hin und nehmen die Produkte der Jagd, des Fischfanges und der Viehzucht mit zurück. So bezogen die alten Römer ihre Pelze, ihren Bernstein und andere Stoffe aus den weiten Ländern der Deutschen und Slaven. Punische und römische Krämer durchwanderten den nördlichen Theil von Africa, vielleicht bis an die Ufer des Djoliba und brachten Herodot und Ptolemäus Kunde von Ländern, welche zum Theil noch jetzt von keinem gebildeten Europäer betreten sind.

Der Süden von America wurde zwar durch die brasilischen Sklavenjäger fast unzugänglich gemacht, weil sie thörichter Weise durch den Handel mit den Menschen einen höheren Vortheil zu erlangen hofften als durch den mit ihren Gütern. Aber im Norden von America war kaum der Mississippi überschritten, als schon französische Krämer das ganze Stromgebiet des Missuri in mehreren Richtungen durchzogen und mit einer Menge von Völkern bis an das Grenzgebirge der Rocky

Mountains in Verbindung traten. Engländer und Spanier durchwanderten mit ihren Waaren andere Theile des Festlandes und machten die vornehmsten Völker und die wichtigsten geographischen Punkte bekannt, ehe irgend ein wissenschaftlicher Reisender wagen konnte, ihrem Vorgange zu folgen.

Rohe Krieger pflegen zwar nicht zu rechnen, sondern sich von der augenblicklichen Begierde hinreißen zu lassen. Aber der gerechte Haß der Eingebornen gegen die Europäer wich vor den kostbaren Stoffen, welche die Händler für die ihnen nutzlosen Waaren boten, und sogar die Neigung, sich aller der Schätze ohne Mühe zu bemächtigen, wurde durch die Besorgniß überwogen, den gewinnreichen Handel für die Zukunft einzubüßen. Die blutgierigsten Völker ließen einen einzelnen Krämer das Land friedlich durchziehen, betrachteten seine Ankunft als eine Ehre und ein Glück, nahmen ihn gastfrei auf, wie sie Gesandte fremder Völker aufzunehmen pflegen und baten ihn oft um Vermittelung in ihren Fehden, die auch der Händler, dessen Beruf nur im Frieden gedeiht, gern und oft mit Erfolg übernahm.

Zuweilen brach jedoch die Leidenschaft bei dem wilden Volke hervor, der Fremde wurde überfallen, beraubt und gemordet; aber fast ohne Ausnahme hatte dieser entweder durch Betrug sein Gastrecht verwirkt; oder es rächten die Eingeborenen eine ihnen von Europäern zugefügte Unbill, den Gesetzen der Blutrache bei allen Völkern gemäß, durch den Mord eines Menschen, den sie für den Stammgenossen des Thäters hielten.

In vielen Ländern haben die Krämer den Kriegern den Weg gebahnt, auf dem diese vordrangen und das Volk unterjochen oder wie in America vernichten konnten. Aber zuweilen hat das rohere Volk durch die ihnen zugeführten Waffen erst die Mittel erlangt, mit Erfolg zu widerstehen. Die alten Deutschen, welche, als die Römer sie kennen lernten, nur Waffen von Stein und Holz besaßen, kämpften gegen sie in späterer Zeit mit demselben Eisen, das sie größtentheils durch römische Händler erlangt hatten. Die Waffen, mit denen sich die nordamericanischen Reitervölker und die Kaffern ihren civilisirten Nachbaren furchtbar machen, sind seit langer Zeit nicht mehr blos die

alten Lanzen mit Steinspitzen und Bogen und Pfeile, sondern Schwerter und Dolche von Stahl und Flinten, die ihnen wie ihre Pferde selbst von ihren Gegnern zugeführt wurden; und wenn diese Waffen ihnen auch nicht, wie einst den Deutschen, den Sieg geben, so verzögern sie doch die Entscheidung und geben ihnen die Möglichkeit, sich, wenn auch nicht die Unabhängigkeit, doch das Leben und das Eigenthum zu erhalten.

Der Karavanen-Handel.

Wenn der Handel nicht blos zwischen Nachbarländern stattfindet, wenn dünn bewohnte Länder auf seinem Wege liegen; dann bildet er sich zum Karavanen-Handel aus. Die höheren Stufen der Kultur ausgenommen, bei welcher sich die Völker auch in Wüsten oder Halbwüsten ansäßig machen, sind diese Länder die Heimat wandernder Stämme, die oft zu arm, um sich die Produkte civilisirter Länder zu kaufen, jede Gelegenheit sie zu rauben, mit Begierde ergreifen. Die Kaufleute sammeln sich daher in Karavanen und suchen so, durch ihre Anzahl und Disciplin geschützt, ihr Ziel zu erreichen. Jede Karavane hat ihren Führer, der die Anordnung des Zuges, die Zeit des Aufbruches und der Ruhe und die Ruheplätze bestimmt und im Fall eines Angriffs die Vertheidigung leitet. Wo kein Angriff zu fürchten ist, wird sie zwar zu einem Haufen wie zufällig zusammengetroffener Reisenden, die ohne Ordnung einherziehen, sich sammeln und sich trennen. Aber je größer die Gefahr, desto strenger wird ihre Disciplin. Die Karavane wird zuweilen zu einer wohlorganisirten, vollständig bewaffneten Schaar, die auf ihrem Marsche dieselben Vorsichtsmaßregeln beobachtet, wie ein im feindlichen Lande vorrückendes Heer.

Die Bildung solcher zahlreichen und von Bewaffneten begleiteten Karavanen ist jedoch mit großen Opfern an Zeit und Gütern verknüpft; ihre Unterhaltung wird in wasserarmen, den Reisenden wenig bekannten Steppen sehr schwierig, und der Zug unter den Augen landeskundiger feindlicher Eingeborenen langsam und beschwerlich. Die Karavanenzüge haben daher überall, wo die Umstände es erlaubten,

eine Gestalt angenommen, die allen Theilen, den Kaufleuten wie den Eingeborenen zum Vortheil gereicht.

Eine Gesellschaft von Kaufleuten oder Reisenden schließt einen Vertrag mit einem das Zwischenland bewohnenden Stamme. Dieser liefert die Führer und die Lastthiere und verpflichtet sich die Reisenden ungefährdet an ihr Ziel zu bringen. Wo ein einzelner Stamm nicht Macht genug besitzt, verbündet er sich mit andern und theilt den Gewinn, und während die Eingeborenen jeden, der ohne ihren Schutz reist, ohne Scheu berauben und tödten, betrachten sie den, der sich ihnen anvertraut hat, wie ein Glied ihres Stammes und vertheidigen ihn mit Gefahr des eigenen Lebens.

In einigen häufig durchzogenen Ländern, wie in den Wüsten von Syrien und einiger Theile von Nord- und Mittel-Africa, haben sich noch einfachere Verhältnisse gebildet. Einzelne Wanderer würden freilich auch hier Räuber zu fürchten haben; aber eine kleine Gesellschaft durchzieht das Land mit völliger Sicherheit, sobald sie den Stämmen, deren Land sie betritt und an deren Quellen sie ihr Wasser schöpft, einen mäßigen, durch den Gebrauch festgesetzten Tribut entrichtet. Denn so unabhängig auch die Lebensweise der nomadischen Araber und Berbern sein mag, so wissen sie sich bei jeder Gelegenheit, wo ihr Vortheil es gebietet, einem Verfahren zu unterwerfen, das dem der civilisirten Völker vollkommen gleich ist. Denn der Tribut an den Scheich eines Beduinenstammes ist von dem Durchgangszoll, den eine europäische Behörde erhebt, in nichts verschieden.

Solche Karavanen haben seit den ältesten Zeiten, von denen wir Kunde haben, den Handelsverkehr zwischen Arabien, Aegypten, Syrien und Mesopotamien vermittelt, und ihre Führer und Kamele stets aus den benachbarten arabischen Stämmen genommen. Aehnliche Karavanen durchziehen Africa und führen europäische und arabische Produkte von der Südküste des Mittelländischen Meeres nach dem Sudan und Elfenbein, Gold und Sklaven zurück. Die Führer sind hier stets die wilden, aber zuverlässigen Berber-Häuptlinge der Wüste. Nur anarchische Zustände unterbrechen den Handelsverkehr auf kurze Zeit; aber sonst dauert er stets auf gleiche Weise fort und

hält, da er in den unermeßlichen Wüsten dem Zuge der Oasen folgen muß, immer dieselben Straßen ein. Karthager und Römer können keinen andern Weg an die Küsten des Djoliba genommen haben, als in unsern Tagen die maurischen Kaufleute von Tripolis oder Fez.

Dieselben Ursachen, welche in der alten Welt schon vor Jahrtausenden zu der Bildung von Karavanen geführt haben, haben dasselbe auch in einem Theile von Nordamerica und Neuholland bewirkt. Die Karavanen, die sich in den Städten im Westen der vereinigten Staaten sammeln, um über die halbwüsten, von unabhängigen Eingeborenen bewohnten Prairien nach Neumexico hin Handel zu treiben, haben fast dieselbe Einrichtung wie die im nördlichen Africa.

Eine Karavane von mehreren hundert Menschen zieht nur langsam durch die öden Gegenden fort; sie ruht an jedem Orte, wo sie ihre Wasserschläuche füllen kann, und hält überall, wo sie mehr Hilfsquellen findet, einige Tage Rast. Diese gewöhnlich in fruchtbaren Oasen liegenden Karavanen-Stationen sind fast ohne Ausnahme der Sitz einer durch Handel und Ackerbau blühenden Bevölkerung. Sie werden zum Stapelplatz für die wandernden Stämme der Umgegend, welche hier Getreide, Waffen und Zeuge gegen die Produkte ihrer Heerden eintauschen. Die ansässigen Einwohner der Oase, obgleich ursprünglich desselben Stammes wie die Nomaden der Wüste, sind jedoch durch den Verkehr und die Vermischung mit Fremden zu einem anderen Volke geworden. Sie wohnen zum Theil in befestigten Städten, haben mehr Bildung und Industrie als jene und werden gewöhnlich auch von einem fast unumschränkten Fürsten beherrscht, der oft einen beträchtlichen Einfluß auf die ganze Karavanenlinie ausübt.

Außer diesen im Innern der Wüste gegründeten Städten, verdanken auch viele Ortschaften am Saume der Wüste, wo die Karavanen sich sammeln und mit den ihnen als Führer dienenden Stämmen zusammentreffen, den Karavanenzügen ihr Dasein und ihre Blüthe.

So wichtig aber der Karavanenhandel auch für einzelne Völker und Ortschaften ist, so bleibt er immer nur auf eine geringe Anzahl von Gegenständen beschränkt. Die Lasten werden von Menschen und Thieren getragen, selten und mit geringem Vortheil auf Wagen

geschafft, und wenn der Verkehr zwischen entfernten Ortschaften auch Tausende von Ochsen oder Kamelladungen im Jahre beträgt, so sind es doch nur die leichten und kostbaren Stoffe, Spezereien, Zeuge, edle Metalle, schöne Waffen, auch Sklaven und andere Gegenstände des Luxus, welche auf diese Weise gegen einander ausgetauscht werden; aber niemals die wichtigen, in Menge hervorgebrachten Produkte des Bodens, Früchte, Erze, rohe Wolle und Baumwolle; und der Handel kann daher wohl Einzelne bereichern, aber keinen beträchtlichen Einfluß auf die Industrie oder den Ackerbau eines größeren Landes ausüben.

Der Seehandel.

Von diesen Nachtheilen ist der Seehandel frei. Ein Schiff von mäßiger Größe vermag mit Leichtigkeit die ganze Ladung der größten Karavane nach den entferntesten Ländern zu führen. Der Handel braucht sich daher nicht auf die allenfalls entbehrlichen Gegenstände des Luxus zu beschränken; er kann auch die zur Nahrung oder Industrie dienenden Produkte von einem Lande, wo sie im Ueberflusse vorhanden sind, nach einem andern verführen, wo sie fehlen und dadurch beiden Ländern einen großen Dienst erweisen. Sobald daher eine Verbindung zur See wenn auch nur auf einem großen Umwege möglich wurde, so sank der Karavanenhandel zur Bedeutungslosigkeit herab.

Die Seefahrten kommen auch bei Naturvölkern vor, aber mehr für den Fischfang und den Seeraub als für den Handel. Indessen setzt der Bau und die Ausrüstung eines für weite Fahrten bestimmten Schiffes einen Grad von Industrie und Kenntnissen voraus, der sich nur bei solchen Naturvölkern findet, die dem Uebergange in die Reihe der Kulturvölker sehr nahe stehen, und die Seefahrten selbst sind ein sehr wirksames Mittel, diesen Uebergang zu beschleunigen. Ein ausgedehnter **Seehandel** tritt daher erst bei den Kulturvölkern auf.

Die Wirkungen des Handelsverkehrs.

Schon der bloße Austausch entbehrlicher Produkte gegen andere, die nützlich oder angenehm sind, ist ein Gewinn für beide Theile. Aber die Wirkungen des Handelsverkehres gehen weit über dieses Ziel hinaus.

Sie sind einem Volke nur dann schädlich, wenn es um einer Lei-

denschaft für ein fremdes Produkt zu genügen, seine Habe oder seine Kräfte opfert. Aber dieser bei Einzelnen häufig eintretender Nachtheil ist bei Völkern nur eine seltene Ausnahme. In dem Verkehre der Europäer mit den nordamericanischen Jägervölkern spielt der Branntwein eine große Rolle. Der Eingeborene, der sich sonst, wenn er nicht von Krieg und Nahrungsmangel bedrängt war, träg auf sein Lager streckte, stellte jetzt den Büffeln und Bibern nach, zuweilen blos um sich diesen eben so schädlichen als vorübergehenden Genuß zu verschaffen. Indessen waren die auf diese Weise mit den Europäern in Verbindung getretenen Völker immer schon aus anderen Gründen dem Untergange nahe. Auch viele andere rohe Völker gaben sich bei ihrem ersten Zusammentreffen mit einem gebildeten dem Genuß geistiger Getränke mit Leidenschaft hin; aber wenn sie nur sonst lebenskräftig waren, so mochten Einzelne darunter leiden, das Volk im Ganzen wurde wenig davon berührt. Denn wenn auch für diese und andere nutzlose europäische Waaren anfangs Nahrungsmittel, Pelzwerk oder edle Metalle hergegeben wurden, so lernte man doch den wahren Werth der Tauschmittel bald besser kennen.

Dagegen verbreiten sich die vortheilhaften Wirkungen des Handels über das ganze Volk. Der Handel erzeugt die Industrie. Statt der Trägheit, der sich jeder rohe Mensch hinzugeben pflegt, wenn seine nächsten Bedürfnisse befriedigt sind, wird er durch die Aussicht auf die Genüsse, welche *ihm* die Produkte anderer Länder versprechen, in stetiger Thätigkeit erhalten. Er ist genöthigt auf den Ackerbau, die Viehzucht und die mineralischen Bestandtheile des Bodens mehr Aufmerksamkeit zu verwenden und findet in der Vermehrung seines Eigenthumes und der besseren Gestaltung des ganzen Volkslebens den Lohn für seine Thätigkeit.

Viele Theile der tropischen Küste von Africa hatten bis vor wenigen Jahren mit den Europäern kaum einen anderen Verkehr von Bedeutung als den Sklavenhandel. Seitdem dieser erschwert ist, sind die Eingeborenen durch das Bedürfniß nach europäischen Waaren zu einer nützlicheren Thätigkeit angeregt worden. Einige Negervölker haben sich den Europäern als geschickte Matrosen nützlich gemacht, die

nach ihrer Heimkehr mit dem was sie an Lohn und Erfahrungen gesammelt haben, ein behaglicheres und gesitteteres Leben führen können, als es ihnen früher möglich war.

Bei anderen werden einheimische, früher vernachlässigte Produkte, Palmöl u. a. für den europäischen Markt bereitet. Es hat sich eine Industrie entwickelt, welche einen größeren Nutzen gewährt als der Menschenhandel und dadurch allmälig ein Ziel herbeiführt, dem europäische Kriegesschiffe und Missionen bis jetzt vergeblich nachgestrebt haben.

Aehnliche Wirkungen hat der Handel bei Völkern aller Bildungsstufen hervorgebracht. Eigenthumlose Völker, welche das Glück hatten, den zerstörenden Wirkungen ihrer Berührung mit höher stehenden Völkern zu entgehen, haben Eigenthum erworben. Völker mit Eigenthum haben dieses vermehrt und eine Industrie erlangt, welche ihr ganzes Volksleben förderte; und sogar Kulturvölker haben durch eine entwickelte Industrie ihre Bevölkerung und ihren Reichthum vermehrt und dadurch eine Macht erlangt, welche diejenige der Industrie-ärmeren Länder von gleicher Größe und Fruchtbarkeit weit übertrifft.

Die Hebung der Industrie ist stets wechselseitig. Beide im Verkehr getretene Völker, auf welcher Stufe der Bildung sie auch stehen mögen, müssen, wenn sie fremde Produkte zu holen wünschen, sich eigene verschaffen, die ihnen früher fehlten. Aber weit größer als für die gebildeteren Völker sind die Wirkungen des Handels und der Industrie für die minder gebildeten und bringen oft in kurzer Zeit einen gänzlichen Umschwung seiner Lebensweise hervor.

Dieses konnte in neuer Zeit bei den Einwohnern der polynesischen Inselgruppen beobachtet werden. Diese besaßen sonst nur wenige Nutzpflanzen und außer dem Hunde und hin und wieder dem Schweine, gar kein eßbares Säugethier. Seit einigen Jahrzehenden sind durch die Europäer alle für das Klima geeigneten nützlichen Pflanzen und Thiere auf den von ihnen besuchten Inseln verbreitet und werden theils zu dem eigenen Gebrauche, theils zum Handel mit den europäischen Seefahrern sorgfältig gezogen. Die Fahrzeuge, die sonst mühsam ohne Nägel gemacht werden mußten, werden jetzt mit europäischen Werk-

zeugen, sogar oft in europäischer Form, viel rascher und dauerhafter gebaut und zu weiten Seereisen benutzt. Aehnliche Veränderungen haben ihre übrigen Werkzeuge, die Kleidung und Wohnungen erfahren und mehrere der im vorigen Jahrhundert entdeckten Inseln in allem, was die Industrie betrifft, fast das Ansehen eines von Europäern bewohnten Landes erlangt.

Die Wirkungen des Handels sind nicht auf die Vermehrung der materiellen Wohlfahrt der Völker beschränkt. Auch die geistige Entwickelung wird dadurch befördert. Was als Folge des Verkehrs mit Menschen verschiedener Bildung schon bei den Individuen eintritt, wiederholt sich auch bei den Völkern. Jedes Volk ist geneigt die eigene Bildung zu überschätzen; und wenn es Völker giebt, deren Bildung in einem Jahrtausend keine merkliche Fortschritte machte, so waren es solche, welche durch ihre isolirte Lage von dem Verkehr mit anderen gebildeten Völkern abgeschlossen blieben. Aber der Handel führt die Völker zusammen, und wenn auch sein unmittelbarer Zweck nur in einem Austausche materieller Erzeugnisse besteht, so findet auch ein Austausch der Ideen statt, und dieser verfehlt niemals die selbstsüchtigen Vorurtheile zu schwächen und die Völker zu gewöhnen einander, ungeachtet aller Verschiedenheit in der Art und Tiefe der Bildung, für geistig ebenbürtig zu halten.

Alle Völker werden daher durch den Verkehr mit anderen geistig gefördert, und um so mehr, je überlegener die Geistesbildung des Volkes ist, mit welchem er stattfindet. Am größten ist also der Gewinn der Naturvölker, welche mit den gebildeten Völkern des neueren Europa in einen regen Handelsverkehr getreten sind. Die Eingeborenen, welche die großen, fast ohne Hilfe der Menschen geleiteten Schiffe der Europäer kennen lernten, die mächtigen Waffen, und die alles, was ihnen früher fremd war, weit übertreffenden Geräthe und Zeuge können nicht umhin, die große Ueberlegenheit der Fremden in Industrie und Wissenschaft anzuerkennen und gewöhnen sich an den Gedanken, daß sie sich nur dann aus ihrer untergeordneten Stellung emporheben können, wenn sie den Europäern nacheifern.

Aber sobald dieser Gedanke erwacht ist, ist auch den Missionären

der Wissenschaft und des Glaubens der Weg gebahnt, der sie zu ihrem Ziele führen wird. Denn mit dem Vertrauen auf die eigene Bildung ist auch das Ansehen der Priester, als der Träger dieser Bildung und der Hauptvertheidiger der bestehenden Sitte, gesunken. Die Aufnahme eines jeden europäischen Werkzeuges oder Handgriffes erleichtert auch den Eingang von europäischen Gebräuchen in anderen Gebieten. Die religiösen Gebräuche, die oft bei den sanftesten Völkern voll Blut und Barbarei sind, weichen den milden Formen des Christenthums; und nach einigen Generationen ist jeder Unterschied zwischen den Nachkommen der neu Bekehrten und einem Volke von ähnlicher Lebensweise in christlichen Ländern verschwunden. Die mit den Spaniern vermischten Nachkommen der alten Azteken und Peruaner sind den niederen Ständen der Halbinsel an Bildung und Religion so weit gleich, als es die Verschiedenheit der übrigen Umstände erlaubt, und die kaum von den Engländern bekehrten Taheiter stehen ihren gegenwärtigen Beherrschern, was die Bildung der Volksmasse betrifft, durchaus nicht nach.

Zwar vermag der Handel und der mit ihm verbundene Verkehr keine Verbesserung in dem moralischen Zustande der Menschen hervorzubringen; so wenig wie er sie glücklicher machen kann. Dieses ist jedoch auch der Religion und der Wissenschaft unmöglich. Denn keine Belehrung vermag den Menschen selbst zu verändern, der mit allen seinen Leidenschaften immer derselbe bleibt. Aber der Handel bringt die Menschen in Verbindung; er bahnt dem in einem Volke erwachten Gedanken den Weg zu allen Völkern. Was die Sprache innerhalb eines Volkes bewirkt, das bringt der Handel in der Menschheit hervor, indem er die Völker, die sich sonst vereinzelt und schwach auf dem Wege der Civilisation hinaufarbeiten, zu gemeinsamer That vereinigt; und dieses erhebt den Handel trotz seines niederen Ursprunges zu einem der wirksamsten Hebel für die Bildung des Menschengeschlechts.

Kultur und Humanität.

Wir haben hiermit die Schilderung der Naturvölker vollendet, so weit es unserem Zwecke entsprach. Wir haben auch die Bedingungen angegeben, von denen ihre Geschichte abhängt: ob es ihr Loos war, in dem Kampfe mit andern Völkern unterzugehen, oder ob eine günstigere Naturumgebung ihnen die Kraft verlieh, die drohenden Gefahren abzuwenden und sich in die Reihe der Kulturvölker zu erheben.

1. Die Grenze der Natur- und Kulturvölker.

Es ist, wenn man die Entwickelung eines Volkes schildert, unmöglich, den Zeitpunkt genau zu bezeichnen, an dem der Uebergang eines Zustandes in den andern statt fand.

Die Kultur beruht auf dem Dasein eines geistigen Strebens im Volke, und ihr Beginn besteht in dem Erwachen dieses Gedankens. Aber dieses Erwachen ist nicht momentan. Was einzelnen begabten Geistern im Volke bewußt ist, das bedarf oft noch lange Zeit, ehe es in das Bewußtsein des gesammten Volkes dringt und die Handlungen bestimmt, die man als die des Volkes ansehen muß, und ein großer Theil dieses Zeitraums ist eine Zeit des Ueberganges zwischen dem Natur- nach dem Kulturzustande. Auch im einzelnen Menschen ist das Kindes- und das Mannesalter wohl getrennt; aber wer wollte den Tag bestimmen, wo das eine dem andern weicht? Die Zeit dieses Ueberganges im Menschen kann einige Wochen, sie kann Jahre

dauern; sie kann sich in Völkern durch Jahrzehende und Jahrhunderte ziehen. Auf diesem Uebergangs-Zustande befinden sich daher viele Völker, die wir betrachtet haben, einige, wie die Polynesier, stehen bereits seinem Ende nah, andere, wie mehrere Kaffervölker, noch an seinem Beginne.

Daß ein Volk in die Reihe der Kulturvölker eingetreten ist, erkennt man an dem Bewußtsein seiner Einheit. Es ist nicht mehr eine Anzahl zu materiellen Zwecken verbundener Famililen; es ist ein Ganzes geworden, das in dem erwachten Gedanken das Princip seines Lebens gefunden hat. Dieses giebt ihm auch die Kraft, äußeren Einwirkungen zu widerstehen. Das Naturvolk ist ein Produkt seines Wohnorts und seiner Umgebungen; es wandelt sich um, sobald diese sich ändern, und stellt sich mit der Natur, in der es lebt, in Einklang. Auch die Naturvölker haben vieles erlebt, aber sie haben keine Geschichte; denn das Erlebte geht vorüber, ohne auf die kommenden Schicksale des Volkes einen bemerklichen Einfluß zu üben.

Die Kulturvölker können sich den Einflüssen der Umgebung zwar ebenfalls nicht entziehen. Schon der Widerstand, den sie leisten, bringt mannigfache Veränderungen in ihrem geistigen Zustande hervor. Aber sie werden nur angeregt, nur erzogen, nicht gestaltet. Die Naturvölker sind wie eine plastische, leblose Masse, welche widerstandslos die Eindrücke aufnimmt, die äußere Kräfte ihr geben. Die Kulturvölker sind den organischen Körpern ähnlich, denen die äußere Natur zwar Nahrung gibt, und sie dadurch in einer gewissen Abhängigkeit erhält; aber diese Nahrung wird von ihnen auf eine dem Gesetze ihres Organismus entsprechende Weise verarbeitet.

2. Die Kultur.

Die Kulturvölker haben sehr verschiedene Charaktere; denn nur jenes Bewußtsein der Einheit ist ihnen gemeinsam. In allem übrigen weichen sie von einander ab und zwar auf zweifache Weise: erstlich durch den Zustand, in dem sie sich befanden, als sie aus der Reihe der Naturvölker oder aus späteren Kriesen heraustraten, und zweitens durch den Weg, den sie seit jener Veränderung zurückgelegt haben. Man könnte jenes als das Princip der Bildung, dieses als

die Reife derselben bezeichnen. Um beides zu sondern, ist es nicht nothwendig, und wäre auch in der Regel unmöglich, das Volk bis in die Zeit seines Naturzustandes zurück zu verfolgen. Aber sein gegenwärtiger Zustand und die Veränderungen, welche dieser in der geschichtlichen Zeit erfahren, geben gewöhnlich die Mittel an die Hand, um die ganze Entwickelung des Volkes zu begreifen. Es ist dieses die Aufgabe einer Kulturgeschichte der Völker. Diese wird, wenn sie einst auf die Beobachtung der Völker gegründet sein wird, den Zustand angeben, auf dem das Volk sich befand, als es zum Kulturvolke wurde, und wie die Ideen, die dasselbe auf seinem Uebergange aufnahm, sich in der Wirklichkeit darzustellen suchten; wie einige zwar unter dem Drucke der Natur und der umgebenden Völker verkümmerten, andere aber sich reich entfalteten und die mannigfaltigsten Blüthen und Früchte hervorbrachten. Da eine solche Geschichte ganz außerhalb unserer Aufgabe liegt, müssen wir uns auf einige Andeutungen beschränken.

Vor- und Rückschritte in der Kultur.

Die Völker schreiten nicht gleichmäßig vor. Der Kampf mit der Natur, von deren Banden sich die Völker stets zu befreien suchen, ist ein wechselvoller. Sowohl die leblose Natur als die umgebenden Völker wirken darauf ein, und wie diese einige Völker physisch vernichten, so leiten sie andere auf der Straße der Bildung hinan und beschleunigen ihren Fortgang. Zuweilen steigt dann die Kultur mit raschen Schritten hinauf; zuweilen bleibt sie dem Anscheine nach Jahrhunderte auf einer Stelle zurück; nicht selten scheint sie in niedere Stufen zurückzufallen.

Solche Rückschritte sind jedoch nur bei einer gänzlichen Auflösung des Volkes möglich. Dann sinkt auch ein Kulturvolk zuweilen in den Naturzustand zurück und vermag sich daraus erst nach Jahrhunderten zu erheben, was z. B. in einigen Provinzen von Griechenland und Vorder-Asien geschah. Häufiger ist es, daß unter der Last der Außenwelt oder in Folge einer Gährung im Innern alle Bande sich lösen, daß alle Rücksichten vor dem Bestreben nach Selbsterhaltung zurücktreten und das Volk in seiner Erscheinung einem Naturvolke gleich

wird. Aber ein solcher Zustand ist nur vorübergehend. Der im Volke zurückgedrängte Geist macht sich bald wieder geltend, und nach einiger Zeit nimmt das Volk wieder seinen Rang unter den Kulturvölkern ein, wenn auch an einer von der früheren verschiedenen Stelle.

Ein Zustand gänzlicher Ruhe ohne Vor- und Rückschreiten ist in der geistigen Welt, wie in der physischen, unmöglich. Aber es ereignet sich wohl, daß ein Volk, welches von dem belebenden Verkehre mit andern gebildeten Völkern abgeschlossen war, Jahrhunderte lang ohne einen deutlichen Fortschritt blieb. Die Natur und die umgebenden Völker haben die Wirkungen, deren sie fähig waren, hervorgebracht und einen Organismus erzeugt, der den vorhandenen Bedingungen genügt. Das Volk scheint dann in Lethargie versunken zu sein. Aber diese Ruhe ist nur scheinbar; der Fortschritt ist wie bei dem Zeiger einer Uhr, der ebenfalls zu ruhen scheint, aber nach längern Zwischenräumen wird die Bewegung deutlich erkannt. So war es in dem alten römischen Reiche, so ist's noch jetzt in China und Japan; so war es überall, wo ein seinen Nachbaren an Bildung überlegener Staat sich bis zu einer gewissen Vollständigkeit organisirt hatte.

Die Krisen in dem Leben der Kulturvölker.

Ein solcher Zustand scheinbarer Ruhe wird früher oder später plötzlich unterbrochen. Denn das Gleichgewicht, das zu einer gewissen Zeit zwischen dem Organismus des Volkes und der Außenwelt stattfand, wird untergraben, indem sowohl das Volk selbst, seiner scheinbaren Stätigkeit ungeachtet, als die Umgebung, namentlich der Zustand anderer Völker sich allmälig verändert haben, und es dem durch die Staats- oder Priestermacht gewaltsam festgehaltenen Organismus des Volkes unmöglich ist, die Umgestaltung vorzunehmen, die den veränderten Umständen entspricht. Dann reicht zuweilen eine kleine Erschütterung, ein Zufall hin, um das ganze Gebäude zum Einsturze zu bringen. Ein neuer Zustand beginnt. Aber wie in den wärmeren Ländern der Uebergang von Sommer und Winter durch die Aequinoctialstürme bezeichnet wird, so ist auch der Wechsel in den Zuständen der Völker von gewaltigen Stürmen begleitet. Das

gesammte Volk kommt in Aufregung; eine neue Idee leuchtet auf und verdunkelt alle andern. Die sonst auf Jahrhunderte vertheilte Thätigkeit drängt sich in einer Generation zusammen; das Volk befindet sich in einer Krise oder Revolution, die nicht eher endet, als bis die neu in das Volksleben eingetretene Idee die ihr angemessene Stellung zu dem übrigen Elemente des Volksbewußtseins gewonnen hat. Schon manches Volk ist in der Anarchie, die solche Krisen zu begleiten pflegt, zu Grunde gegangen, wenn mächtige Nachbaren sie benutzt oder herbeigeführt haben. Aber wenn das Volk sie überlebt, so hat es fast ohne Ausnahme ein neu gestärktes Leben, eine höhere Stufe der Kultur errungen. Sogar wenn das Volk durch die Folgen einer solchen Krise zurück zu sinken scheint, indem es von einer Verbindung freier Männer zu einem Volke von Despoten und Sklaven geworden ist, auch dann hat es durch die Revolution in sofern gewonnen, als diese Stufe überschritten sein muß, ehe seine Kultur sich wieder erheben kann.

Die gesammte Geschichte, sowohl derjenigen Völker, welche wie die meisten europäischen, seit ihrem Austritte aus der Reihe der Naturvölker verfolgt werden können, als derer, von welchen nur ein kurzer Zeitraum bekannt ist, besteht daher in mehreren Perioden von scheinbarer Ruhe oder langsamer Entwickelung, welche durch Zustände stürmischer Bewegung, durch Revolutionen von einander getrennt sind. Vor dem Beginn der Krise erscheint alles noch in tiefer Ruhe, deren schleuniges Ende von den Zeitgenossen nur selten geahnt wurde. Aber die Späteren, welche den Zusammenhang der Ereignisse in größerer Vollständigkeit überblicken können, haben jene Ruhe stets mit der Schwüle vor dem Sturme verglichen und eine Menge von Erscheinungen im Leben des Volkes als Vorboten der drohenden Umwälzung bezeichnet.

Am deutlichsten spricht sich dieser Gang in der politischen Geschichte der Völker aus, bei welcher gewöhnlich ein großer Theil des Volkes unmittelbar betheiligt ist. Aber man findet ihn auch in gleichem Grade in dem Gebiete der Wissenschaft und Kunst, der Religion und selbst in der Sprache auf. Auch hier ist die Entwickelung niemals

ein gleichmäßiger Fortschritt, sondern stets ein Wechsel einiger kurzen Perioden der Krise mit langen Zeiträumen einer verhältnißmäßig langsamen Bewegung, in welcher der durch die Revolutionen errungene Gewinn mit Muße befestigt und im Einzelnen ausgeführt wird.

Die Völker mit elementarer Kultur.

Da die Periode einer stürmischen Bewegung gewöhnlich einen Fortschritt zur Folge hat, so wird dieser im Allgemeinen bei denjenigen Völkern stärker sein, die eine größere Anzahl solcher Krisen erfahren haben. Obgleich nun diese Regel einige Ausnahmen erleidet, da die Wirkungen der Krisen von verschiedenem Umfange sind, so hat doch der Mangel an durchgreifenden Krisen und ein frühzeitiges Eintreten eines schwer zu erschütternden Zustandes sehr nachtheilige Folgen.

Hiervon bietet die chinesische Kultur ein merkwürdiges Beispiel dar. Alle Seiten derselben, das Staats- und Familienleben der Chinesen, ihre Schrift und selbst ihre Sprache, zeigen einen Grad von Reife, der nur bei einer sehr alten Civilisation zu erreichen ist. Aber die Ideen, die ihnen zu Grunde liegen, sind die einfachsten, die es giebt. Die Chinesen erscheinen als ein Volk, das schon früh aus dem Zustande eines Naturvolkes herausgetreten war, ehe es irgend ein Element von Kultur von einem schon weiter fortgeschrittenen Volke entlehnen konnte, und bald einen festen, durch spätere Revolutionen nur wenig erschütterten Zustand angenommen hatte. Seine Einrichtungen konnten daher zwar alle Verbesserungen erlangen, die ein Produkt von Zeit und Erfahrung sind, aber ihr Princip selbst blieb unverändert. Die Chinesen sind daher groß in der Entwickelung der Grundlagen ihrer Kultur, aber diese Grundlagen selbst sind die elementarsten.

Die Regierung ist die absolut-monarchische. Sie ist die vollkommenste, welche wir auf Erden in ihrer Art kennen, da selbst die russische sie bis jetzt an Consequenz und Ausbildung noch nicht erreicht hat. Alle Menschen sind mit ganz unbedeutenden Ausnahmen einander gleich; nur der Monarch steht über ihnen mit einer Macht, welche bald mit der väterlichen, bald mit der göttlichen verglichen wird. Er

wählt sich seine höchsten Rathgeber aus den weisesten und redlichsten seiner Unterthanen, und von diesen hohen Würdeträgern an zieht sich eine lange sinnreich zusammengesetzte Kette von Beamten hinab, bis zu denen, welche die niedrigsten Dienste in der Vollstreckung der Befehle ihrer Oberen zu verrichten haben. Das Leben und Eigenthum, auch des Aermsten, ist so weit geschützt, als es nur in einem Staate möglich ist, und die Bestrafung jedes Verbrechens ist streng und gerecht.

Aber dieser so höchst vollkommene Mechanismus ist nicht im Stande eine Menge von Misbräuchen zu verhüten. Er hat zwar die Grundlage der Kulturvölker, nämlich die Einheit des Volkes, erhalten, aber nur durch die gänzliche Aufopferung aller Freiheit der Einzelnen, und die Macht, welche die Kraft von vier hundert Millionen Menschen in sich vereinigt, mußte sich vor Kurzem vor einigen tausend europäischen Soldaten und Matrosen beugen.

Derselben Art ist auch der Zustand der Wissenschaft und der Kunst der Chinesen, vor allem ihrer Sprache und ihrer Schrift. Es ist als wäre die Kraft, welche Sprache und Schrift bei den Chinesen erschuf, gleich nach dem ersten gelungenen Versuche erstarrt. Die neu erfundenen Werkzeuge wurden jeder Anwendung, die ein durch Industrie und Literatur gebildetes Volk zu machen hatte, vollkommen angepaßt. Aber die ursprüngliche Unvollkommenheit der Werkzeuge, das heißt der Grundlagen, auf denen die Sprache und Schrift beruhen, konnte durch keine Verbesserung des Einzelnen beseitigt werden.

Die Sprache besteht aus einer Anhäufung unbeugsamer Sylben, unter denen eine Menge einer jeden europäischen Sprache geläufiger Lautverbindungen fehlt. Die der Sprache genau angepaßte Schrift besteht dagegen aus einer großen Anzahl künstlich verbundener Zeichen für Begriffe, die zwar einer jeden Sprache dienen könnten, aber keiner auf eine vollkommene Weise, und deren Anwendung auf die der chinesischen Sprache fremden Laute nur durch willkürliche, ihren Principien widersprechende Hilfsmittel möglich wird. In der Sprache und Schrift der Europäer wird gerade das entgegengesetzte Verfahren beobachtet. Die Schrift ist im höchsten Grade einfach und kann sich

auch den Lauten einer fremden Sprache leicht anpassen. Aber die Sprachen sind der mannichfaltigsten Beugungen und Verbindungen fähig.

Die **Japaner** sind weit später in die Reihe der Kulturvölker getreten als die Chinesen, denen sie ihre Erhebung verdanken, und wie bei uns vieles von Rom, so ist bei ihnen vieles unmittelbar von China entlehnt. Aber die größere Jugend ihrer Bildung und die Revolutionen, durch die das kleinere und vom Meer umgebene Japan von Zeit zu Zeit erschüttert wurde, ohne seine Selbstständigkeit zu verlieren, haben einen sehr heilsamen Einfluß auf die Grundlagen seiner Kultur geübt. Ihre Staatsverfassung ist von der Einfachheit der chinesischen weit entfernt. Dem weltlichen Fürsten steht ein geistlicher zur Seite. Zwischen ihnen und dem Volke sind nicht blos Beamte; es giebt auch eine mächtige Aristokratie, welche der Willkür der Fürsten und Beamten engere Grenzen zieht. Zwar ist auch Japan noch weit von wahrer Freiheit entfernt; es besitzt jedoch die Mittel sie einst zu erlangen in weit höherem Maße als China.

Auch seine Literatur und Schriftzeichen sind nach dem Muster der chinesischen gebildet; aber ihre Formen sind weit weniger starr. Die chinesischen Schriftzeichen haben in Japan ihren Charakter verloren und bezeichnen hier, was sie in China nur für fremde Worte thaten, nicht mehr den Begriff, sondern den Laut; sie sind weit einfacher und weniger zahlreich, und nähern sich in ihrer Bestimmung mehr den europäischen. Ihre Literatur, obgleich weit weniger reich, als in China, konnte sich freier bewegen und hat ungeachtet der sehr schwachen Verbindung mit Europäern, den Einfluß der europäischen Kultur in höherem Grade benutzen können, wie die ältere und sprödere der Chinesen.

Ein Blick auf die Geschichte von Indien, Aegypten und Persien, auf die von Griechenland, Rom und den neueren Staaten von Europa würde auch hier viele Beispiele eines ähnlichen Zustandes ergeben. Die Revolutionen im Staate wie in den Wissenschaften brachten zwar für die Zeit ihrer Dauer einen anarchischen Zustand hervor. Aber wo sie fehlten, da blieb das Volk lange Zeit in seiner Bildung zurück und

verlor oft alle Kraft der dennoch endlich einbrechenden Erschütterung zu widerstehen. Man sagt, daß die Gewitter die Luft reinigen. Dieses ist zwar ein meteorologischer Irrthum; aber daß heftige Stürme im Völkerleben die Bildung fördern, ist eine durch die Geschichte aller Völker bestätigte Thatsache.

Die Schicksale der Kulturvölker.

Man kann also die Geschichte der meisten Kulturvölker mit dem Laufe eines Stromes vergleichen, der, nachdem er sein Quellgebiet im Gebirgslande verlassen, in ein Höhenland eingetreten ist. Sein Lauf ist nicht gleichförmig. Er fließt oft viele Meilen weit in einem fast ebenen Boden, langsam und in weitem Bette. Dann ziehen sich seine Ufer plötzlich zusammen; Bergzüge durchsetzen sein Thal; er stürzt durch Kaskaden und Stromschnellen reißend hinab, bis er nach einiger Zeit in eine andere Ebene tritt, wo seine Bewegung wieder langsamer wird und an einigen Stellen, wo sich sein Bette zum See erweitert, sogar verschwunden zu sein scheint. Aber der Strom fließt weiter, die Wechsel der langsamen und reißenden Bewegung wiederholen sich öfter, bis er sich endlich mit dem Meere vermischt und hier seine Ruhe findet.

So auch anfangs die Völker. Ihr Gang, von Revolutionen unterbrochen, führt sie auf der Bahn der Civilisation immer weiter fort; aber sie haben nicht, wie die Ströme, einen Endpunkt, wo ihre Bewegung aufhört. Zwar nehmen die Krisen, wenn die Völker fortschreiten, an Umfang ab; die Perioden der ruhigen, gleichmäßigen Bewegung werden länger; aber die Bewegung selbst dauert ewig fort. Denn das Ziel, das die Völker verfolgen, ist ein ideales, ein unendlich entferntes, dem die Menschheit sich wohl nähern, das sie aber niemals erreichen kann. Dieses Ziel ist die Humanität.

3. Die Humanität.

Wir haben die Humanität als die Stufe der menschlichen Bildung bezeichnet, bei welcher die Menschheit selbst der Gegenstand des menschlichen Strebens ist. Sie unterscheidet sich von der Kultur, die immer nur einseitig und daher beschränkt ist, und deren Richtungen einander oft entgegengesetzt sind, dadurch, daß in ihr alle Kulturweisen ihre Vereinigung und also ihre höchste Vollkommenheit finden. Die Huma-

nität ist nicht eine Art von Bildung, sondern die Bildung des Menschen selbst. Auf diesem Standpunkte würde jeder geistige Gegensatz der Völker aufhören und ihre verschiedene Richtungen in einem gemeinsamen Höhenpunkte verknüpft sein.

Ein solcher Zustand kann zwar bei der Trennung der Völker nach Sprache und Wohnort niemals vollständig erreicht werden; man kann jedoch schon diejenigen Völker als der Humanität nah, als human bezeichnen, bei denen das Bewußtsein der Humanität erwacht ist, und die neben ihren besondern Bestrebungen, welche keinem Volke, wie keinem Einzelnen im Volke fehlen, auch das Bestreben haben, die Idee der Menschheit selbst in die Wirklichkeit einzuführen.

Der Hauptgegner der Humanität ist die Selbstsucht der Einzelnen und der Völker. Sie verleitet nicht blos den Willen, sondern auch die Urtheilskraft. Die Kulturvölker pflegen, eitlen Individuen gleich, blos ihr eignes Streben für ein würdiges zu halten und suchen ihre selbstsüchtigen Handlungsweisen zu rechtfertigen, indem sie allen andern Völkern nicht nur den Besitz einer höhern Bildung absprechen, sondern sogar die Fähigkeit sie zu erlangen.

Aber der Verkehr der Menschen tritt dieser Selbstsucht entgegen. Er beschleunigt nicht nur die Fortschritte der einzelnen Kulturzweige, sondern führt die Menschen auch, indem er sie einander kennen und würdigen lehrt, unmittelbar der Humanität zu. Die Berechtigung, welche bei den Kulturvölkern gewöhnlich nur denen bewilligt wird, die derselben Volksklasse angehören, wird auf alle Menschen ausgedehnt, welchem Volke oder Stande sie angehören mögen. Die meisten Völker sind noch sehr weit entfernt, diese Gerechtigkeit zu üben. Bei einigen ist jedoch der Anfang dazu gemacht und je weiter ein Volk vorgeschritten ist und den Widerstand der selbstsüchtigen Bestrebungen gebrochen hat, desto größer ist der Anspruch, den es auf den Beinamen eines humanen machen kann.

Die so wesentlich durch den Verkehr geförderte Humanität wirkt auf diesen zurück und gestaltet ihn auf eine den Ansprüchen, die sie stellen kann, entsprechende Weise. Wir wollen dieses an verschiedenen Arten des Verkehrs weiter verfolgen.

Die Humanität in dem friedlichen Verkehr des Völker.

Je weniger der Eigennutz oder die Leidenschaften das Urtheil blenden, desto leichter sind Einzelne und ganze Völker geneigt, anderen Gerechtigkeit angedeihen zu lassen. Dieses ist in keinem Gebiete in so hohem Grade der Fall, wie in dem der Künste und Wissenschaften. Diese werden bei den europäischen Völkern schon jetzt fast auf gleiche Weise gewürdigt, in welchem Volke sie auch entstanden sein mögen. Man hört sogar oft, freilich in der Regel mit Unrecht, die Klage, daß Erzeugnisse fremder Völker, blos weil sie fremd seien, höher geschätzt werden, wie die einheimischen. Am leichtesten konnte diese vorurtheilsfreie Anerkennung sich bei plastischen und musikalischen Kunstwerken bilden, die eine allen Menschen gleich verständliche Sprache reden. Bei der Musik hat sogar auch die Mittheilung durch die Schrift eine von der Sprache der einzelnen Völker fast unabhängige Gestalt angenommen.

In der Literatur ist die Verschiedenheit der Sprachen ein schwer zu überwindendes Hinderniß. Wo sie sich nach fremden Muster gebildet und noch nicht ihre Mündigkeit erreicht hat, da pflegt sie bei allen Völkern, die aus derselben Quelle schöpfen, eine gemeinsame Sprache zu haben. In dem Kreise der ostasiatischen Bildung war diese die chinesische, in dem muhammedanischen Orient die arabische, in dem christlichen Europa die lateinische. Die beiden erstgenannten Sprachen waren noch in einem zahlreichen Volke lebendig und blühend, und konnten leicht jedem Bedürfnisse einer neuen Literatur angebildet werden. In Europa war man so glücklich nicht. Die Sprache, deren sich die Gelehrten bedienten, stets arm und wenig bildsam, war längst abgestorben und konnte nur mit Aufopferung ihres einzigen Vorzuges, des ernsten antiken Charakters, zu einem für die Begriffe der modernen Zeit einigermaßen brauchbaren Organe umgeschaffen werden.

Eine auf so naturwidriger Grundlage beruhende Literatur war der Wissenschaft nur so lange von Nutzen, als diese keine andre Sprache besaß. Für die Poesie hat sie niemals die geringste Bedeutung erlangt. Diese flüchtete in die Sprachen des Volks, die allmälig, so

wie die Vorurtheile schwanden, auch für die übrigen Gebiete der Kunst und Wissenschaft das ausschließliche Organ wurde.

Bei dem lebhaften und immer steigenden Verkehr zwischen den christlich-europäischen Völkern konnten ihre Literaturen nicht lange getrennt bleiben. Ihre Verbindung wurde theils durch Erlernung der Sprachen, theils durch Uebersetzungen vermittelt; so daß man jetzt die gesammte Literatur der gebildeten Völker von Europa als ein von gemeinsamer Lebenskraft beherrschtes Ganzes ansehen kann, das die Produkte aller dieser Völker umfaßt und wiederum allen Völkern Kunstgenuß und Belehrung spendet.

Dieses Streben geht sogar über die Grenzen von Europa hinaus, und man sucht emsig das wissenschaftlich und poetisch bedeutsame aus der Literatur aller Völker auf, so sehr sie auch in der Bildung zurückzustehen scheinen. Zwar ist dieses Streben noch nicht gegenseitig. Die muhammedanische und chinesische Literatur ist bis jetzt nur an sehr wenigen Punkten von der europäischen berührt. Aber die Anzahl dieser Punkte nimmt mit jedem Jahre zu. Die Muhammedaner, die sich schon einmal die Literatur des Abendlandes angeeignet haben, wenden sich von neuem der europäischen zu, und sogar die Chinesen, die bis vor kurzem dem Charakter eines Kulturvolkes in aller seiner Beschränktheit treu, fast alles europäische zwar nicht kannten, aber dennoch verachteten, fangen an ihren Blick nach Europa zu richten und auch von ihrer Seite nach einer Welt-Literatur hinzuwirken.

Die Humanität in dem Kriege und der Politik.

In ihrem gegenseitigen Verkehre sind die civilisirten Völker von der Stufe der Humanität, die sie bereits in der Kunst und Wissenschaft erreicht haben, noch weit entfernt. Bei jedem Ereigniß, in dem ihre Interessen sich sondern, treten sie einander feindlich entgegen, bereit sich auf Leben und Tod zu bekämpfen.

Aber auch in dem Kriege hat die Humanität des christlichen Europa bereits die Ausbrüche der Leidenschaften zu mäßigen gewußt. Man verfolgt den Feind nicht mehr wie ein Thier, gegen das man keine Schonung zu beobachten hat. Auch er hat Rechte erlangt, die man ohne den Volksgeist zu beleidigen, nicht verletzen darf. Die Dauer

der Schlacht ausgenommen, wo nur die Leidenschaft spricht, wird das Leben der Besiegten und die Freiheit aller Wehrlosen geschützt, und sogar ihr Eigenthum ist nicht ganz der Willkür des Siegers anheimgegeben.

Bei den alten Griechen und Römern waren ganz andre Grundsätze herrschend. Nur wenn Griechen mit einander kämpften, wurden gewöhnlich dem europäischen Kriegesrechte ähnliche Vorschriften beobachtet, aber auch oft verletzt und die Besiegten ganz wie Barbaren behandelt. Gegen diese fand gar keine Schonung statt. Sie wurden mit ihren Familien getödtet oder als Sklaven verkauft; ganze Provinzen wurden entvölkert. Die mehr als tausendjährige Kriegesgeschichte der Römer zeigt auch nicht ein einziges Beispiel von Großmuth gegen tapfere Feinde, deren die neue Geschichte unzählige hat. Herrsch- und Raub- oder Rachsucht waren die einzigen Triebfedern aller ihrer Handlungen gegen Fremde. Eben so entfernt von Humanität war die Kriegführung der anderen civilisirten Völker sowohl chinesischer als muhammedanischer Kultur. Nur wenn gläubige Muhammedaner einander gegenüber standen, wurde ein gewisser Grad von Menschlichkeit beobachtet. Gegen Ungläubige hörte jede Schonung auf.

Indessen dehnt sich das Band, das die europäischen Völker sogar im Kriege umschließt, allmälig auch auf die übrigen civilisirten Völker aus. Diese, in ihren Kriegen mit den Europäern schonend behandelt, werden theils aus Interesse, theils aus Dankbarkeit bewogen, ein ähnliches Verfahren auch gegen diese zu beobachten. Eine mildere Form der Kriegführung wird immer mehr herrschend. Die edleren Völker lassen sich sogar in ihren Kriegen mit den rohesten Völkern der Erde durch keine Barbarei derselben von ihrer humanen Sitte ablenken und haben dadurch sogar die blut- und beutegierigsten Völker, Afganen und Neuseeländer, zu einem menschlichen Verfahren genöthigt. Und wenn bei einem der civilisirtesten Völker der Erde die Heere und deren Führer in den Kämpfen mit rohen Völkern, Irokesen oder Kabylen, statt diese zu menschlichen Gebräuchen zu bekehren, vielmehr selbst die Gebräuche der Barbaren anzunehmen pflegen, so wird dieses doch gewöhnlich von der Stimme des eigenen Volkes gemißbilligt.

Unter der menschlicheren Führung des Krieges haben die Erfolge niemals gelitten; vielmehr geht hier der Eigennutz, soweit er sein Ziel ohne Leidenschaft verfolgt, mit der Humanität Hand in Hand.

Bei den größeren Kriegen, wo ein großer Theil des Volkes selbstständig auftritt, spricht sich der Geist des gesammten Volkes besser aus als in der Politik, deren Leitung immer nur Einzelnen anheim gegeben ist. Das Volk aber ist besser wie der einzelne Mensch, der neben dem Volks-Interesse immer noch ein ihm eigenthümliches verfolgt. In der Politik hat daher die Humanität nur sehr wenig über die Selbstsucht vermocht, und die christlichen Völker stehen in ihr fast noch auf derselben Stufe wie die alten Römer oder die Chinesen. Wir finden in der neuesten Zeit dieselben Winkelzüge, dieselbe Unredlichkeit wie früher. Die Beispiele von Unterdrückung schwacher Nachbaren im Herzen Europas, wie in Ostindien und Polynesien bezeugen nur zu deutlich, daß die civilisirten Völker, wenn sie es ohne Gefahr können, sich von der Befriedigung ihrer Selbstsucht durch keine Rücksicht auf Recht zurückhalten lassen. Indessen nehmen in solchen Ereignissen alle nicht unmittelbar betheiligten sich mit Eifer der Unterdrückten an, und es gehört jetzt schon eine gewisse Keckheit dazu, der öffentlichen Meinung zu trotzen, die sich stets entschieden gegen diese Ungerechtigkeiten erhebt und sie auf immer engere Grenzen zu beschränken sucht.

Die Humanität in dem Verhältnisse der Einzelnen zum Staate.

Wo das lebendige Bewußtsein von der Einheit des Volkes ganz ohne Gegengewicht ist, hat es sich gewöhnlich des gesammten Volkslebens zu bemächtigen und den Einzelnen dem Staate gegenüber ganz rechtlos zu lassen gesucht. So war es bei den Griechen und Römern; so ist es auch bei den Chinesen und Orientalen. In einigen Staaten von Europa ist dieses Princip sogar jetzt noch in seiner ganzen Strenge herrschend.

Die Humanität der neueren Zeit hat jedoch in dieser Beziehung eine zweifache Aufgabe zu lösen, und dieses auch in einigen Punkten gethan. Sie sucht erstlich die Einzelnen so weit von dem Ganzen zu emancipiren, als es mit der Erhaltung des Staates vereinbar ist.

Sie sucht ferner die Einheit des Ganzen zu erhalten, ohne die gesammte Macht desselben in die Hände eines Menschen oder eines Standes zu legen. Dieses zweifache Streben nach Gerechtigkeit oder Humanität für die Einzelnen dem Staate gegenüber ist der Liberalismus.

Eine völlige Gleichheit aller ist unmöglich, weil jedes Volk Führer und Organe bedarf. Am nächsten kommen ihr die Völker ohne Eigenthum, bei denen keine Ueberlegenheit gilt, als die persönliche des Talentes. Mit dem Eigenthume begann auch die Ungleichheit in dem Antheile der Einzelnen an der Regierung des Volkes und nahm mit dem Steigen der Kultur an Umfange zu. Dieses führte zu blutigen Kämpfen und früher oder später zur Niederlage der herrschenden Macht. Kaum gab es eine aufblühende Stadt, in der sich diese Kämpfe nicht mehrmals wiederholt hätten; denn waren auch die herrschenden Familien gestürzt, so wucherte die Aristokratie aus den durch die Revolution gehobenen Familien immer wieder von neuem hervor, indem das Volk wohl lästig gewordene Aristokraten oder Despoten bekämpfte, aber die Bildung von Aristokratie und Despotismus nicht zu verhinderen pflegte.

Diese Gleichgültigkeit gegen die Verwaltung des Staates hat jetzt in ganz Europa aufgehört. Wie die Mutter die physische und geistige Erziehung ihrer Kinder, so bewachen die Völker ihr Staatsleben mit sorgsamen Blicken. Sie suchen jede Entartung im Keime zu vernichten, und das, was sich misbräuchlich festgesetzt hat, zu beseitigen. Es hat sich bei den meisten civilisirten Völkern von Europa ein öffentliches Leben gebildet, das jenem Ziele mit vollem Bewußtsein und der Kraft des Volkswillens nachstrebt. Es ist überall nur noch die Selbstsucht einzelner Familien und Stände, welche dagegen ankämpft, indem sie das Erwachen des politischen Bewußtseins im Volke wie bei Einzelnen durch jedes Mittel zu verhindern sucht. Aber die Entscheidung kann dadurch nur um einige Jahrzehende verzögert werden, denn in einem Kampfe, wo zugleich die wahre Macht und die Humanität auf einer Seite stehen, kann der Sieg nicht zweifelhaft bleiben.

Die Humanität in der Religion.

Ein gleiches Geschick hat die Selbstsucht in einem verwandten Gebiete, nämlich in dem Verhältniß der Glaubenslehren zum Staate zu erwarten.

Es gab eine Zeit, wo ein jeder christliche Fürst die Freiheit seiner Untergebenen so wenig achtete, daß er keine andere Religion in seinem Staate duldete als die seinige. Wer sich nicht fügte, wurde getödtet oder verjagt, seines Vermögens, seiner Kinder beraubt, oder doch wenigstens, wenn die Macht des Fürsten nicht weiter reichte, seiner bürgerlichen Rechte verlustig erklärt. Es gab und giebt noch jetzt Länder, in denen die Protestanten, andere, in denen die Katholiken, jedenfalls aber die Juden als eine niedrige Kaste angesehen werden. Kriege, Empörungen und die Besorgniß nützliche Unterthanen zu verlieren, haben mit der Zeit einiges gemildert. Aber religiöse Vorurtheile werden nicht leicht durch einen materiellen Gewinn beseitigt. Es bedarf dazu großer geistiger Fortschritte, und diese verdanken die Völker blos dem Erwachen der Humanität.

Das Ansehen der Priester, welche als die Organe der Glaubens-Offenbarungen stets die eifrigsten Beförderer jeder Religions-Verfolgung waren und dadurch den Frieden der Welt unzählige Male gestört haben, mußte sinken, sobald man die Quellen ihrer Macht auf dem parteilosen Standpunkte der Geschichte und Philosophie zu prüfen anfing. Man fand die Privilegien der Priester eben so wenig begründet, wie die des Adels. Was die Wissenschaft auf Kosten des Glaubens gewann, drang allmälig auch ins Volk. Man kämpfte gegen alle Privilegien an, und wie der Volksgeist im politischen Gebiete auf volle Gleichheit vor dem Staate, so drang er im religiösen auf volle F r e i h e i t d e r G e w i s s e n, d. h. nicht etwa auf die Freiheit zu glauben, die niemand wehren kann, sondern die Freiheit, dem Glauben gemäß zu handeln. In einigen Ländern von Europa ist diese Freiheit bereits vollständig errungen; wir wollen hoffen, daß sich auch unser Vaterland bald denjenigen Ländern anschließen werde, in denen jene Freiheit, d. h. die Humanität in dem Gebiete des Glaubens, unbestritten herrscht.

Die Humanität in dem Verhältniß der Staats-Angehörigen gegen einander.

Mit der Aufhebung der politischen und religiösen Vorrechte sind zwei der wichtigsten Ursachen der Ungleichheit zwischen den Mitgliedern eines Volkes entfernt. Aber die völlige Gleichheit wird durch das Dasein zweier anderer Ursachen unmöglich, der persönlichen Befähigung und des Eigenthums, von denen die eine in der Natur der Menschen, die andere in der der Völker begründet ist, und deren Einfluß daher durch zweckmäßige Einrichtungen wohl gemildert, aber nicht beseitigt werden kann.

Alle Völker mit Ausnahme derer, die wir oben Proletarier-Völker genannt haben, bestehen aus mehreren Klassen, von denen sich die unterste wenig von den eigenthumlosen Völkern unterscheidet. Diese besitzt kein anderes werthvolles Eigenthum, also kein Kapital, als die Kräfte ihres Körpers und Geistes, die sie, um sich vor Mangel zu schützen, beständig üben muß. Dieser entgegengesetzt steht die höchste Klasse, die so viel Eigenthum besitzt, daß sie gar keiner persönlichen Anstrengungen bedarf. Zwischen beiden stehen die Mittelklassen, deren Thätigkeit durch den Besitz eines Kapitals unterstützt wird.

So lange die Bedürfnisse klein, und die Gelegenheiten Eigenthum zu erwerben oder zu verlieren, nicht bedeutend sind, sind die beiden Endklassen wenig zahlreich, und ihre Lebensweise ist fast übereinstimmend. Aber mit der Zunahme der Kultur steigt auch das Eigenthum der wohlhabenderen Klassen; und obgleich die Lage der ärmeren dadurch nicht schlechter wird, so wird sie doch durch den Gegensatz drückender. Denn während die Reichen jede flüchtige Laune befriedigen können, vermag der Arme kaum seinen Unterhalt zu erwerben.

Die ungleichförmige Vertheilung des Eigenthums ist die Folge einer jeden Kultur, und sie findet sich fast in gleichem Maße bei Völkern aller Art; die Thätigkeit derselben mag in dem Bau von Pflanzen, in der Züchtung von Thieren oder in der Verarbeitung von Naturprodukten bestehen. Sie soll, wie man meint, bei den Völkern mit hoher Industrie am stärksten sein; es gebe hier nur Arme und Reiche; bei ackerbauenden Völkern dagegen, sei die Anzahl der Armen oder

Reichen nur klein; der überwiegend größere Theil der Bevölkerung gehöre vielmehr einem arbeitsamen, aber behaglich lebenden Mittelstande an.

Aber ein Blick auf die Länder von Europa zeigt das Trügerische dieser Behauptung. An der Spitze der europäischen Industrie steht England; einige deutsche und französische Landstrecken kommen ihm am nächsten. Fast ohne höhere Industrie sind Irland, Rußland, Ungarn, Polen. Wer wollte behaupten, daß das Eigenthum in diesen Ländern gleichförmiger vertheilt sei als in jenen? Die Bevölkerung zerfällt hier in zwei Klassen, von denen die eine, aus verhältnißmäßig wenigen Familien bestehend, fast das gesammte Eigenthum besitzt, während die weit überwiegende Mehrzahl des Volkes besitzlos ist, ja oft nicht einmal die freie Verfügung über die eigene Person hat. Die Befriedigung der materiellen Bedürfnisse ist das ausschließliche Ziel ihrer Thätigkeit; und wenn diese einmal ohne Erfolg ist, wenn etwa einmal die Ernte versagt, dann ist der größte Theil der Bevölkerung in dem von Industrie entblößten Lande dem bittersten Mangel Preis gegeben. Bei der Unmöglichkeit, diesem durch Einfuhr aus anderen Ländern abzuhelfen, da es an Transport- und Tauschmitteln fehlt, brechen Hungersnoth und Seuchen aus, und oft treten noch Empörungen hinzu, welche das Verderben über alle Volksklassen verbreiten.

In den gewerbthätigen Ländern werden die Hilfsmittel des Bodens und der Menschen selbst weit besser benutzt; sie sind bevölkerter und reicher als die gewerblosen. Aber der Reichthum der Wohlhabenden ist nicht auf Kosten der ärmeren Klasse erworben. In England z. B., dem reichsten Lande der Erde, können auch die Aermsten für die Arbeit ihrer Hände weit besser Nahrung und Wohnung erlangen; sie können sich weit leichter ein Kapital erwerben als in anderen, minder reichen Ländern. Beide Stände sind durch einen sehr zahlreichen und verhältnißmäßig wohlhabenden Mittelstand verbunden, so daß in keinem Lande die Anzahl derer, welche neben ihren geistigen und physischen Kräften auch noch Eigenthum besitzen, so zahlreich ist wie in England.

Ein solcher Zustand ist natürlich nicht von Unfällen frei. Aber die gefährlichsten sind nicht etwa die Handelskrisen, die immer nur

einen kleinen Theil des Volkes treffen, sondern ebenfalls Misernten, die unmittelbar auf den zahlreichsten Theil des Volkes, mittelbar auf alle Theile desselben drücken. Aber bei dem Reichthum des Volkes und seinem vielfachen Verkehre kann dem Mangel durch Zufuhr aus anderen Ländern abgeholfen werden; und so groß auch die Erschöpfung der Hilfsquellen des Staates und der Einzelnen sein mag, so sind doch diese Nachtheile unbedeutend im Vergleiche zu den Schrecknissen der Hungersnoth bei blos Ackerbau und Viehzucht treibenden Völkern.

Dennoch pflegt man sich den Unfällen des Ackerbaues weit geduldiger zu unterwerfen, als den Uebeln, welche die Industrie treffen. Jene betrachtet man wie die Folgen einer zerstörenden Katastrophe in der Natur, wie ein Erdbeben, gegen welche keine menschliche Kraft etwas vermag. Aber diese hält man für die Produkte eines künstlichen Zustandes der Gesellschaft, welcher verbessert und dadurch von jenen Nachtheilen befreit werden kann. Namentlich sieht man die ungleichförmige Vertheilung des Eigenthums als die Quelle vieler socialer Uebel an und sucht diese durch die Verstopfung dieser Quelle zu beseitigen.

Dieses unter dem Namen des Communismus bekannte Streben hat in unsern Tagen viele von der edelsten Humanität beseelte Männer zu Versuchen angeregt, alle Vortheile der Industrie auch ohne die ungleichförmige Vertheilung des Eigenthums zu erlangen. Man hat Vereine gegründet, in denen die Früchte der Arbeit nicht dem Arbeiter selbst, sondern nur dem Ganzen zu Statten kommen, und suchte sogar das ganze Volkswesen auf solche Vereine zu gründen. Aber da mit der Aussicht auf persönliches Eigenthum auch das Interesse an der Arbeit und dem Erwerbe schwand, so lösten sich die Vereine, sobald der Enthusiasmus der Mitglieder verraucht war, wieder auf; und wenn dieses dem Einzelnen ohne die Aufopferung des Eigenthumes, das er dem Vereine zugeführt hatte, nicht möglich war, so entstand in diesen scheinbar freien Genossenschaften ein Despotismus, der sich auf eine jede Handlung erstreckte, und weit drückender wurde als die despotischste Regierung.

Der Communismus ist daher ungeachtet seines humanen Ursprunges der entschiedenste Gegensatz der Humanität, die von Freiheit

unzertrennlich ist, und eben so unvereinbar mit der Humanität wie mit den Grundsätzen des bestehenden Staates, und die Verfolgung, die er von diesem zu erleiden hat, wäre gerechtfertigt, wenn es dessen Aufgabe wäre, jeden unpraktischen Versuch, der keinem andern nachtheilig wird als den Theilnehmern selbst, wie ein Verbrechen zu verfolgen.

Sehr verschieden von dem Communismus ist der Socialismus*), d. h. die Humanität innerhalb des Volkes, der den Uebelständen, unter denen die gesellschaftlichen Zustände der civilisirten Völker leiden, so weit abzuhelfen sucht, als er ohne Verletzung der Grundlagen, auf denen das Leben der Völker beruht, möglich ist. Er tastet die Freiheit der Einzelnen weder in der Wahl ihres Erwerbes, noch in der Verfügung über das Erworbene an; aber er sucht auch die Entbehrungen der eigenthumlosen Volksklasse zu vermindern und ihr die Mittel zu erleichtern, sich ebenfalls Eigenthum zu erwerben.

Der Zweck des Socialismus wird erreicht, theils indem man ihn mit Bewußtsein verfolgt, theils durch die Industrie, welche indem sie ihre eigenen Absichten verfolgt, auch dem Zwecke der Menschheit dient.

Durch die Erweiterung der Industrie wird auch dem, welcher kein anderes Eigenthum besitzt als die Kräfte seines Körpers und Geistes, die Möglichkeit gegeben, sich eine Menge sonst nur dem Wohlhabenden zugänglicher Genüsse zu bereiten, sich eine bessere Wohnung, Kleidung und Nahrung zu verschaffen, als es ihm bei Völkern mit geringerer Industrie möglich sein würde. Er kann sich mit seinen entfernten Freunden leichter unterhalten und in dem Zuge des Dampfes eben so schnell von Ort zu Ort eilen, als der Reiche, der den Genuß einer Minute mit Gold erkaufen kann.

Zu diesen, die Humanität mittelbar fördernden Einrichtungen, treten noch andere, die dem bewußten Streben nach Humanität selbst entspringen. Diese breiten sich immer vollständiger über alle geisti-

*) Ich bitte diesen vieldeutigen Ausdruck hier nur in dem Sinne zu nehmen, den ich ihm selbst beilege. Was Thiers in seinem trefflichen Buche über das Eigenthum Socialismus nennt und mit Recht als unvereinbar mit Staatswohl und Freiheit darstellt, habe ich mit Communismus zusammen gefaßt, um den Ausdruck Socialismus für die praktische Seite des socialen Strebens beibehalten zu können.

gen und körperlichen Bedürfnisse der Armen aus. Den ganz Hilflosen, den Kindern, Greisen, Kranken wird die nothwendige Nahrung und Kleidung, allen werden die Mittel zu geistiger Erbauung und zu Belehrung verschafft; so daß es bei den wirklich zum Bewußtsein der Humanität erwachten Völkern, schon jetzt eine Menge hochgebildeter und angesehener Männer giebt, die in den Hütten der Proletarier geboren sind. Und hoffentlich wird das Fortschreiten der Humanität es den Armen immer mehr erleichtern, in allem was die Entwikkelung der geistigen Fähigkeiten betrifft, den Kampf mit dem Reichen zu bestehen.

Wir wollen nicht bei den Mitteln verweilen, welche unsre Zeit zur Förderung der Humanität in der Gesellschaft ergriffen hat. Aber wer die Geschichte unserer Tage aufmerksam verfolgt, wird anerkennen, daß jedes Mittel, welches die Hebung der niederen Volksklasse verspricht, ohne die Grundlage der Bildung der Völker zu untergraben, daß jedes wahrhaft humane Mittel auch in unsern und den kommenden Tagen seine Anwendung finden wird.

Die Humanität innerhalb der Familie.

Wenn ein Gedanke einmal im Volk erwacht ist, so ruhet seine Thätigkeit nicht, bis er jede Seite des Volkslebens durchdrungen hat.

Die Sklaverei ist bei allen gebildeten Völkern im Erlöschen. Die Stellung des Dieners ist von aller Willkür frei, und die Humanität hat die Mittel, die er besaß, sein Recht zu behaupteu, noch vermehrt.

Das Verhältniß der Eltern und Kinder ist mit sehr wenigen Ausnahmen schon bei den Naturvölkern der Humanität gemäß. Diese hatte nur die Aufgabe, die Resultate des Naturgefühles auch als Vorschriften des Gesetzes aufzustellen. Jedes neugeborene Kind hat demnach ein Recht auf sein Leben, und gegen die Gewalt entarteter Eltern finden die Kinder einen Schutz im Staate.

Weniger lebendig ist das Gefühl der Liebe zwischen den Gatten. Bei den Naturvölkern herrscht blos die Gewalt, und diese ist auf der Seite des stärkeren Mannes. Die Kulturvölker haben diesen Zustand oft noch durch das Ansehen des Gesetzes verstärkt. Aber die Huma-

nität der neueren Zeit hat die Gattin zu den Pflichten, die ihr obliegen, auch Rechte gegeben, und schützt das schwächere Geschlecht vor den Uebergriffen des Mannes.

Die Ehe ist bei vielen Völkern ein Band, das sich nach dem Willen der Betheiligten löst und zusammenzieht. Der Mann entläßt die Frau, ohne daß der Staat es beachtet. Andere Völker von einem übertriebenen Gefühle für die Heiligkeit der Ehe geleitet, haben die gänzliche Unauflöslichkeit der Ehe geboten. Auch hier schreitet die Humanität ordnend ein, und erlaubt und verlangt die gesetzmäßige Lösung des Bandes, sobald es schon in dem Gemüthe der Gatten zerrissen ist. Auch jetzt noch ist die Stellung der Gattin weit von derjenigen entfernt, welche die Humanität verlangt. Der Mann ist gesetzlich der Gebieter im Hause, die Frau mag ihm rathen, aber sie muß ihm gehorchen. Die Frau, die als Mädchen unter der Vormundschaft des Vaters stand, kommt als Gattin in die des Mannes und tritt in vieler Hinsicht niemals aus dem Zustande der Unmündigkeit heraus.

Bei gebildeten Völkern, wo nicht die rohe Gewalt, sondern Einsicht und Willenskraft herrschen, erlangt die Frau den Einfluß, den das Gesetz ihr unmittelbar zu üben versagt, auf mittelbare Weise, und die Ungerechtigkeit, unter der sie leidet, verliert einen Theil ihrer nachtheiligen Folgen. Aber dennoch treten oft Umstände ein, wo die Frauen ihren Mangel an Berechtigung schmerzlich empfinden. Die Entfernung aller Ungerechtigkeit in der Stellung der Gattin ist die Emancipation der Frauen, und das Streben nach ihr ist ungeachtet der Misgriffe, zu denen es geführt hat, eben so sehr in der Humanität begründet als die verwandten Bestrebungen des Liberalismus und Socialismus.

Die Fortschritte der Völker zur Humanität.

Unter den Völkern, welche die Humanität nach diesen verschiedenen Richtungen ins Dasein zu rufen suchen, stehen die christlichen Völker mit europäischer Kultur an der Spitze. Sie haben zwar die Grundlagen ihrer Kultur von den Griechen und Römern entnommen, aber die Humanität war diesen Völkern fremd; ihr Erwachen

ist das Verdienst der neuern Zeit. So weit es möglich ist den Zeitpunkt einer so großen Veränderung in dem Geiste der Völker zu bestimmen, würden wir die Zeiten der Reformation und der Entdeckung der Seewege nach America und Südasien als die Zeit des Aufganges dieses neuen Lichtes bezeichnen. Er war von den heftigsten Krisen in allen Welttheilen und von den unmenschlichsten Handlungen begleitet. Aber diese gingen vorüber, und man sah das vorher nur in Einzelnen lebende Gefühl der Humanität sich allmälig zu dem Bewußtsein der Völker erheben. Die Religion wurde veredelt, die lange schlummernde Wissenschaft erweckt, und die Vorurtheile, die keine andere Bürgschaft hatten als ihr Alter, verloren ihr Ansehen. Es trat die Entdeckung neuer Völker und vorhin ungeahneter Kulturstätten hinzu, und selbst die Greuel, die aus Habsucht der Europäer hervorgingen, trugen durch die Gegenwirkung, die sie in den Gemüthern der Unbetheiligten hervorbrachten, vieles zur Förderung einer humanen Gesinnung bei.

Die Ausbreitung dieses Bewußtseins war anfangs sehr langsam, und in einigen Zeiträumen schien es wieder der Selbstsucht des ältern Kulturzustandes gewichen zu sein; aber es erhob sich immer von neuem, und seit einem Jahrhunderte herrscht es in der Gesinnung aller der Völker und Personen vor, welche auf den Besitz der Bildung ihrer Zeit Anspruch machen können. Von der Anerkennung der Humanität bis zu ihrer Uebung ist zwar noch ein weiter Zwischenraum, und von diesem haben die meisten Völker bis jetzt nur eine kleine Strecke zurückgelegt; vergleicht man jedoch den Zustand der europäischen Völker unserer Tage mit demjenigen, in welchem sie sich noch vor einigen Jahrzehenden befanden, so sind die Fortschritte in keinem Lande zu verkennen; und mit den gebildetsten und geistig und physisch mächtigsten Völkern an der Spitze des Fortschrittes, darf man der ferneren Verbreitung der Humanität über alle Völker der Erde mit Zuversicht entgegen sehen.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.